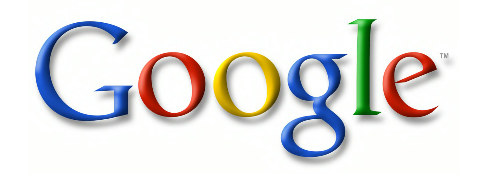
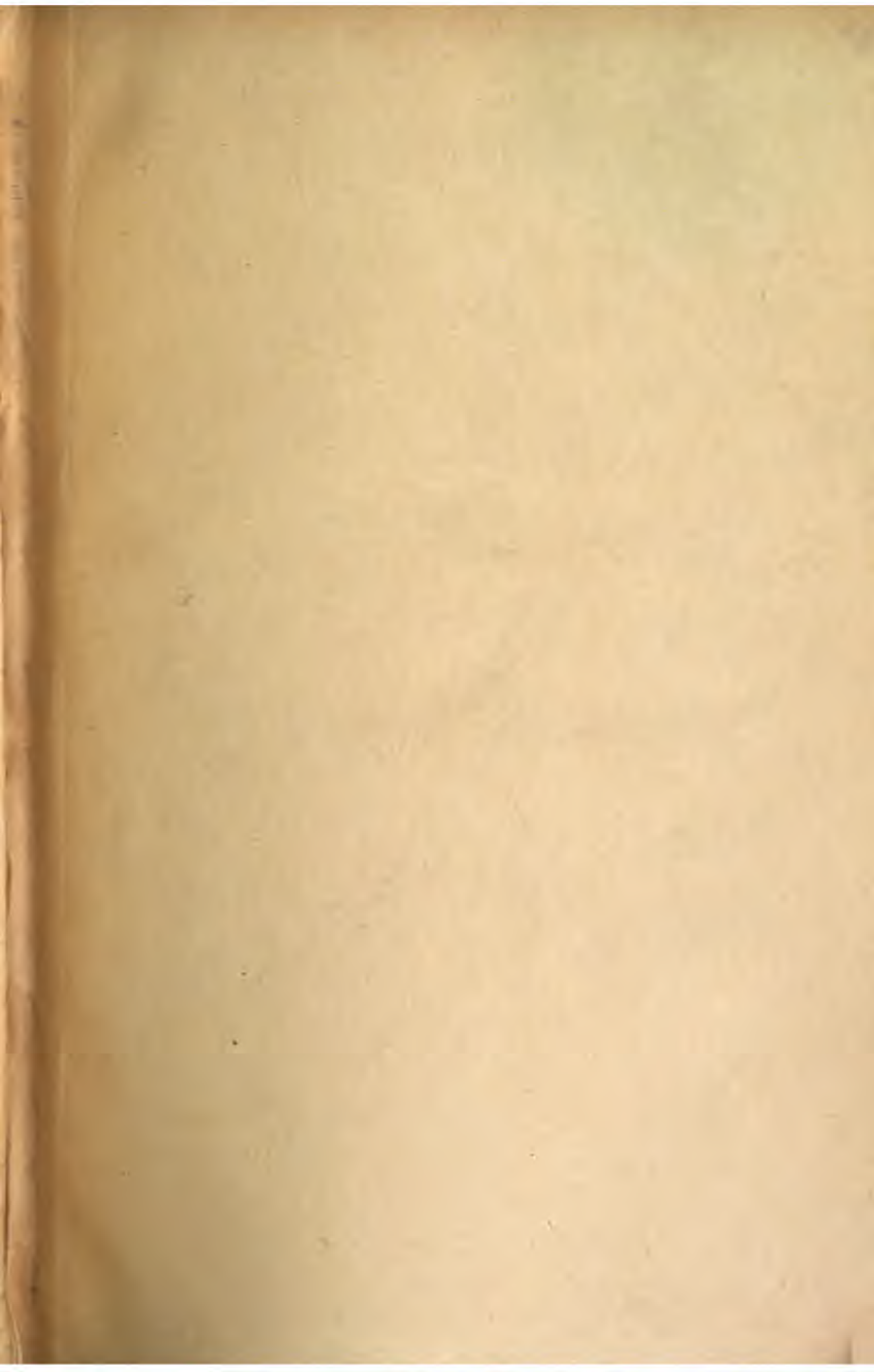
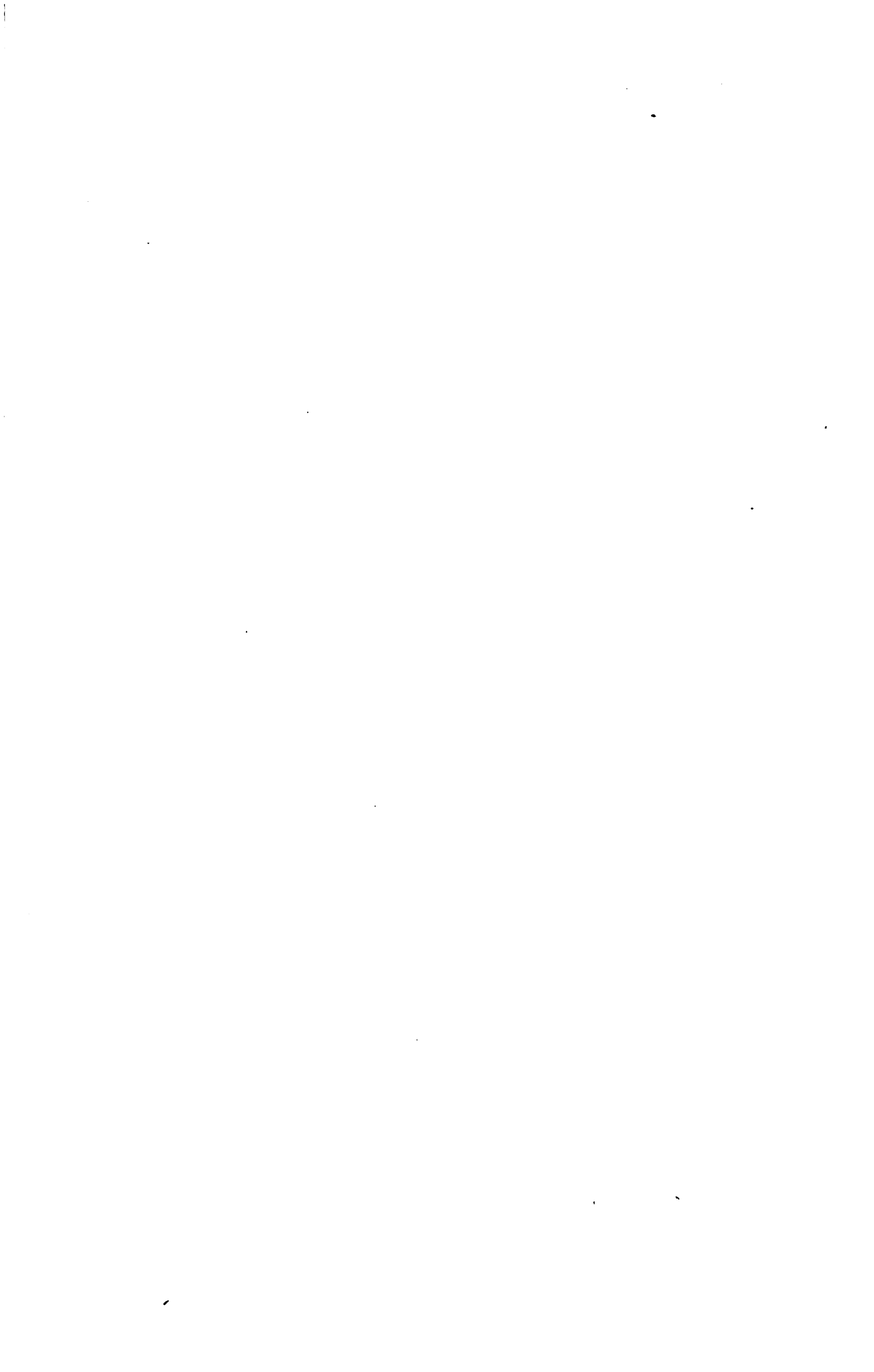
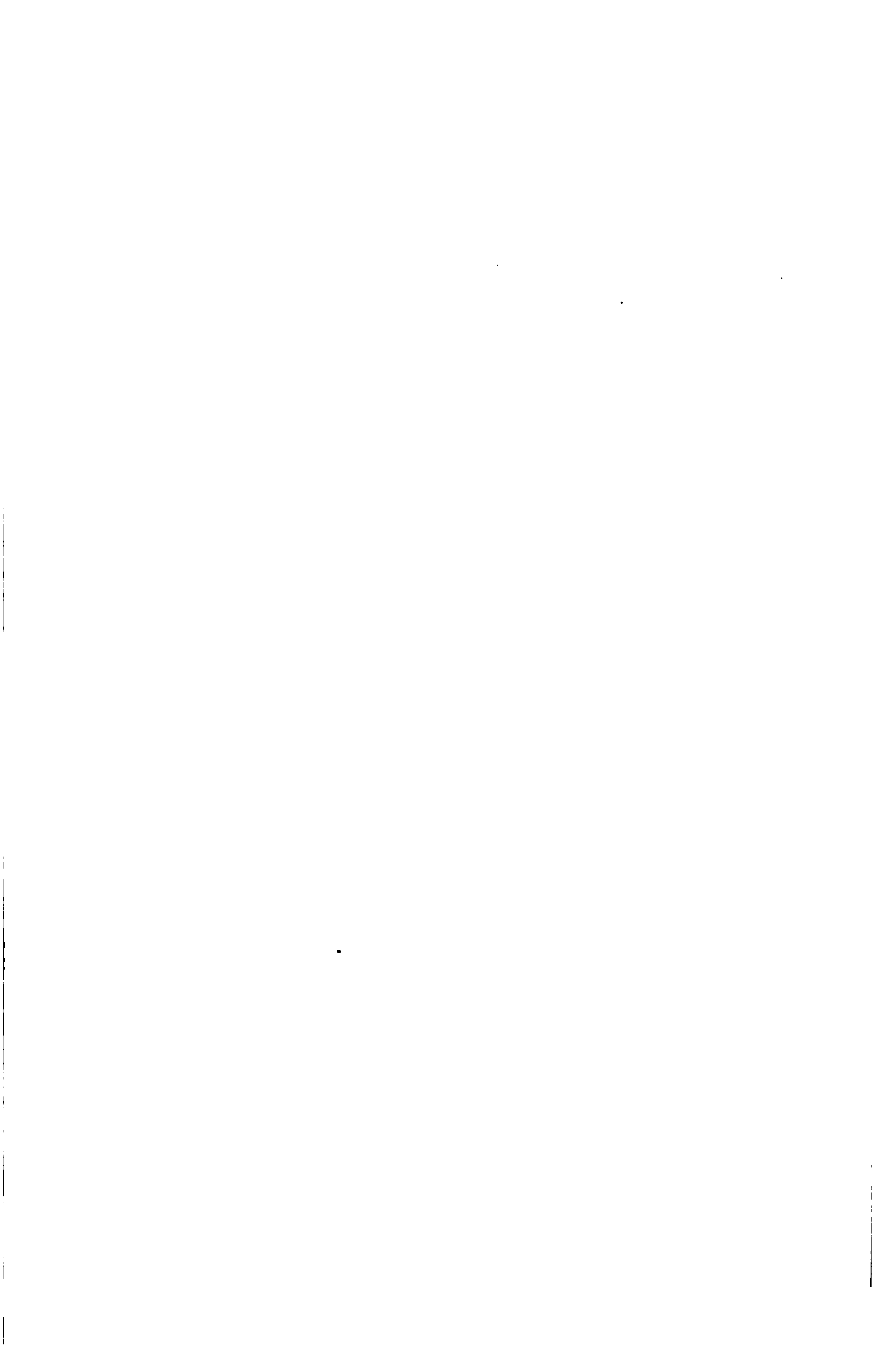














Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.

ZELT DER OASEN-ARABER

Reiseerinnerungen

aus

Algerien und Tunis.

Von

Dr. W. Kobelt.

Herausgegeben

von der

Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text.

Frankfurt am Main.

Moritz Diesterweg.

1885.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Marseille.

Seite

Das Rhônethal. — Folgen der Kälte. — Die Crau. — Adam de Craponne und die Bewässerungsanlagen. — Der Etang de Berre. — Marseille. — Nôtre Dame de la Garde. — Die Rue Cannebière. — Das Museum. — Die Orca. — Nach Château d'If. — Die Route de la Corniche. — Fahrt nach Algier 1

Zweites Kapitel.

Algier.

Anblick von Algier. — Boulevard de la République. — Place de la République. — Der Sahel. — Nach Pointe Pescade. — Jardin Marengo. — Der Garten von Hamma. — Sidi bou Kobrin — Palmen und Eucalyptus. — Warum schadet der Frost in Algier nicht? — Mustapha supérieur. — Auf den Bouzaréa. — Die Wasserfrage. — Maison Carrée. — Das Schlachtfeld von Algier 16

Drittes Kapitel.

Die Metidja und das Zaccargebiet.

Fahrt nach Bou Medfa. — Der Kaktus. — Hammam Rirha. — Die Vandalenmythe. — Ein Luxusbad in der Wildniss. — Hinab nach Affreville. — Milianah. — Der Dschebel Zaccar. — Ein algerischer Eulenspiegel. — Nach Blidah 47

Viertes Kapitel.

Blidah und Cherchel.

Die Stadt der Feste und der Orangen. — Die Chiffaschlucht. — Die Affen. — Die Zwergpalme und ihre Verbreitung. — Ueber el Affroun nach Cherchel. — Die Hadschuten. — Löwe und Panther. — Cherchel. — Das phönizische Jol. — Moderne Ruinen. — Zürich. — Zurück nach Algier 68

Fünftes Kapitel.

Die Gorges de Palestro.

Seite

Bahnfahrt nach Ménerville. — Araber und Kabylen. — Die Gorges. — Palestro. — Die Katastrophe von 1871 und ihr Denkmal. — Nach Tizi Rir. — Kabylisches Interieur. — Die Bienenzucht. — Augenkrankheiten im Süden 87

Sechstes Kapitel.

Nach Médéah und Boghar.

Durch die Chiffaschlucht nach Médéah. — Auf den Dschebel Dakla. — Die Verwitterung an der Arbeit. — Weiterfahrt über das Hochplateau. — Die Spahis. — Berraguia. — Sidi Yahia. — Boukhrari. — »Zeugen«. — Helix Raymondi. — Der grosse Markt. — Der Balkon des Südens. — Der Scheliff und sein Arbeiten. — Zurück nach Algier 103

Siebentes Kapitel.

Die Dolmens von Guyotville.

Nôtre Dame d'Afrique. — Kardinal Lavigerie und seine Frères blancs. — Ein Rheinländer in Algier. — Die Dolmens am Ouëd Messous. — Wer hat sie errichtet? — Archaeologica. — Bazinas und Chouchas. — Die Forstkultur in Algerien 131

Achtes Kapitel.

Algier und seine Bewohner.

Algerische Industrie. — Mauren und Juden. — Wer sind die Mauren? — Die Urgeschichte Nordafrikas. — Die phönizische Kolonisation. — Die arabischen Einwanderungen im siebenten und im elften Jahrhundert. — Die Berranis. — Biskris. — Mozabiten. — Laghouatis. — Kabylen. — Neger. — Die Mauresken. — Die Bibliothek. — Die Exposition permanente 147

Neuntes Kapitel.

Um den Dschurdschura herum.

Wieder nach Palestro. — Der Adrar Boudfel. — Bordsch Bouira. — Beni Mansour. — Im Kabylenland. — Bordsch Beni Mansour. — Tizimalt. — Akbou. — Metz. — Französische Kommunalverwaltung. — Der Piton. — Eine Kabylenschule. — Kolonisation 178

Zehntes Kapitel.

Bougie.

Ein Schweizersee an der Meeresküste. — Die wahre Königsstadt Nordafrikas. — Auf den Gouraja. — Nach dem Grand Phare. — Der Markt. — Oelbäume. — Orangen. — Kabylische »Fulder« . . . 196

Elftes Kapitel.

Die Kabylen des Dschurdschura.

Seite

Das Urvolk in den Atlasbergen. — Geborene Demokraten. — Die kabylischen Gemeindeeinrichtungen. — Djemâa und Kharrouba. — Die Çofs. — Die Anaïa. — Armenpflege und Gastfreundschaft. — Die Fleischvertheilungen. — Dorfgerichtsbarkeit. — Blutrache. — Die Konföderationen. — Araber und Kabyle. — Heidnische und christliche Spuren. — Der Islam der Kabylen. — Die Khouan. — Die Tuareg. — Kabylischer Ackerbau. — Grundeigenthum. — Familienleben. — Die Zukunft der Berber 211

Zwölftes Kapitel.

Von Bougie nach Konstantine.

Sidi Rehane. — Ein Fiebergebiet. — Ouëd Agrioun. — Die Schlucht des Todes. — Kerata. — Ein industrieller Kolonist. — Das algerische Selters. — Setif. — Allerhand Lumpensammler — Die Hochebene 242

Dreizehntes Kapitel.

Konstantine.

Die Rummelschlucht und ihre Entstehung. — El Kantara. — Sidi Mecid. — Ein Wildbad in Algerien. — Die Campagne von Konstantine. — Die Stadt. — Nach el Guerrah. — Ein sonderbarer Fluss 255

Vierzehntes Kapitel.

In des Teufels Küche.

Kroubs. — Die Société générale. — Ouëd Zenati. — Kulturreste. — Hammam Meskhoutin. — Die Bauten der Quellen. — Die arabische Hochzeit. — Badeeinrichtungen. — Der unterirdische See. — Der Dschebel Thaya und seine Höhle 273

Fünfzehntes Kapitel.

Bône.

Guelma. — Das Seybousethal. — Weinbau. — Bône. — Der Nachwelt Dank. — Hippo regius. — Die Compagnie d'Afrique und der französische Handel mit den Barbaresken. — Nach dem Cap de Garde. — Die Ruinen von Hippo. — Zurück nach Guelma. — Eine verunglückte Exkursion. — Bou Nouara und seine Todtenstätte. — Der treue Slugi 288

Sechzehntes Kapitel.

Batna.

Seite

Exkursion zum Col des Oliviers. — Abreise zur Wüste. — Ein Hagelwetter. — Batna. — Lambessa. — Hat sich das Klima verschlimmert? — Auf den Cedernpik. — Der Aufstand der Schâwi — Die Provinz aus der Vogelperspective. — Die Ceder und ihre Verbreitung. 306

Siebzehntes Kapitel.

In die Wüste.

Ueber die Hochebene. — Ein Bild aus dem alten Testament. — Der Mund der Wüste. — Die erste Oase. — Die Stachelschwanzeidechse. — Das Manchettenmouflon. — Durch die Vorwüste. — Im Schlamm festgefahren. — Die Gazellenquelle. — El Outaja. — Die Ferme des Herrn Dufour. — Auf dem Col de Sfâa. — Gewitter in der Wüste. — Scirocco und Samûm. — War hier immer Wüste? — Die Nasomonenwanderung. — Die Flusssysteme der Sahara. — Zwei Wege durch die Wüste 319

Achtzehntes Kapitel.

Biskra.

Wie man nicht bauen soll. — Trinkwasser und Krankheiten. — Der »Nagel von Biskra.« — Der Jardin Landon. — Die Saharabewohnerinnen. — Wüstenkäfer. — Die Brunnenbohrungen. — Die Nailyas. — Das Mer intérieur. — Kuskussu und Lakhmi. — Eine nächtliche Fahrt 339

Neunzehntes Kapitel.

Abschied von Algerien.

Batna. — Lambessa. — Exkursion in die Aurès. — Besuch bei Herrn Jus. — Die unterirdische Fauna der Saharagewässer. — Das Halfagras und seine Verwendung. — Zurück nach el Guerrah. — Flamingos. — Zur Quelle des Bou Merzoug. — Eine freundliche Wirthin. — Nach Bône 352

Zwanzigstes Kapitel.

La Goletta.

Die sicilische Meerenge und ihre welthistorische Bedeutung. — Die Korallenfischerei. — La Calle. — Tabarka. — Eine christliche Enclave im mohamedanischen Land. — Einfahrt in die Bai von Tunis. — La Goletta. — Warum noch kein Hafen. — Eine theure Eisenbahn. — Strassenleben. — La Marsa. — Karthago. — Eine Bodensenkung. — Eine verregnete Parthie. — Kheireddin's Palast. — Wasserhebmaschinen. — Die Bevölkerung von Goletta 362

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach Porto Farina.

Seite

Die Bahira und die Flamingos. — Karl V. vor Tunis. — Tunis el Fassedeh. — Maurische Friedhöfe. — Nach Hammam el Enf. — Der Bou Korneïn. — Die Scharte Alis. — Nach Porto Farina. — Die tunisischen Oliven. — Die Medjerda. — Auf der Stätte von Utica. — Die Anschwemmungen der Medjerda. — Porto Farina — Der Dar el Bey. — Gartenkultur. — Ein Bild des Verfalls. — Das Lazzaretto. — Seefahrt nach Goletta 386

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Beja und Zaghouan.

Der Dschebel R'sass. — Fahrt nach Beja. — Zurüstungen für Zaghouan. — M'hamdia. — Die Wasserleitung. — Oudna. — Zaghouan. — Im Dar el Bey. — Eine uralte Kultusstätte. — Die Quellen. — Lösung einer geologischen Frage. — Die Schaschien-Industrie. — An der Hauptquelle. — Rückkehr nach Tunis. — Die tuniser Ziegen 411

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Tuniser.

Der Conseil général sanitaire. — Wirkungen der Quarantäne. — Das Europäerviertel. — Der Bazar. — Die Mauren. — Sonstige Bevölkerungselemente. — Die Türken. — Die französische Kolonie. — Grunderwerb. — Habbus. — Schufa. — Die Erwerbung der Enfida. — Die Acte Torrens. — Deutsche in Tunis. — Der Niedergang eines Staates. — Mustapha Khasnadar. — Kheireddin. — Mustapha ben Ismaïl. — Das französische Protectorat. — Ramadan und Beiram. — Die Heimfahrt 433

Anhang.

Liste der von mir mitgebrachten Reptilien. Von Dr. O. Böttger . . 457
Liste der von mir gesammelten Schmetterlinge. Von M. Saalmüller . 476
Erklärung einiger Ausdrücke 479

Illustrationen im Text.

Fig. 1. Ein Frère blanc 132
» 2. Grundriss eines Dolmen 137
» 3. Vornehmer Araber 162
» 4. Kabylische Sichel 209
» 5. Tuareg 237
» 6. Kabylischer Pflug 238
» 7. Berberfrau aus der Wüste (nach Gaffarel) 343
» 8. Tunisischer Brunnen 384
» 9. Fettschwänziges Schaf 413
» 10. Tuniser Ziege 433
» 11. Tuniserin im Hauskleid 441

Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis.

Von

Dr. W. Kobelt.

Erstes Kapitel.

Marseille.

Es war am elften März 1884, als wir auf dem Bahnhof von Lyon-Perrache den Pariser Expresszug bestiegen. Ein furchtbarer Scirocco hatte uns die Ausflüge in die schöne Umgebung der zweiten Stadt Frankreichs verleidet; die Luft war ein Staubmeer und oben bei Nôtre Dame de Fourvières, zu der wir pflichtgemäss hinauf gewallfahrtet waren, riskirte man in die Stadt hinunter geweht zu werden. Auch am Morgen war es noch nicht besser; die jungen Cypressen in den Anlagen am Bahnhof machten Verbeugungen, deren sich der feinste Hofmann nicht zu schämen gebraucht hätte, und in der Einsteighalle selbst mussten die Bremsen an allen stillstehenden Wagen angezogen werden, wenn die Waggons nicht auf eigene Rechnung nordwärts abfahren sollten. Fast genau vor drei Jahren hatten wir dieselbe Fahrt gemacht. Diesmal fanden wir in Folge des milden Winters die Vegetation durchschnittlich etwas weiter vor, die Mandeln standen schon um Chasse in voller Blüthe, auch die Pfirsiche begannen ihre Knospen zu öffnen und die Wintersaamenfelder leuchteten schon im üppigsten Gelb. Ueberall aber erkannte man auch die Wirkungen des abnormen Regenmangels, von dem man sich in diesen Breiten nur noch selten durch Bewässerungsanlagen unabhängig macht. Düstere Wolken verhüllten jetzt die Berge, ab und zu fiel ein feiner Sprühregen, leider nicht stark genug um das Feld ausgiebig zu tränken; nur ganz flüchtig erhaschten wir im Isèrethal

einen Blick auf den Montblanc. Die Rhône war öde und unbelebt, eine Schiffahrt scheint kaum mehr zu existiren; auch im Hafen von Lyon hatte ich keine Schiffe gesehen, eine Erscheinung die man in Deutschland wohl beherzigen sollte, ehe man sich auf grossartige Kanalprojekte einlässt. Auf der Bahn war der Verkehr um so lebhafter, wir begegneten einem Güterzug nach dem anderen; die Linie Paris-Lyon-Mediterranée vermittelt ja ganz allein die Verbindung des Mittelmeeres mit Nord- und Mittelfrankreich und nur für den Südwesten kommt auch die Linie Cette-Toulouse-Bordeaux in Betracht. Mit klopfendem Herzen spähten wir in der Schlucht von Doncères nach dem ersten Oelbaum, der uns den Eintritt in die Olivenregion bezeichnen sollte, aber der strenge Winter von 1882 hat die Grenze der Olive um ein paar Stunden nach Süden verschobeu und erst bei L a m a n o n, wo ein zweiter Felsriegel in die Ebene vorspringt, tritt sie wieder, zuerst an geschützten Stellen, dann überall in der Ebene auf; es wird wohl ein paar Jahre dauern bis die Bewohner der Gegend die Lehre des strengen Winters vergessen haben und den Oelbaum wieder pflanzen. Uebrigens ist bei Doncères nicht der nördlichste Punkt überhaupt, an dem man noch die Olive pflanzt; etwas weiter westlich am Südabhang der Cevennen geht sie bei Beauchastel im Dep. Ardêche bis zu 44° 50' hinauf, und in Istrien wie am Südhang der Alpen noch beinahe einen vollen Breitegrad nördlicher; einzelne Bäume finden sich selbst noch bei Bozen und von Padernone im Sarcathal abwärts bis zum Gardasee bilden sie ganze Wälder. Sie halten dort ohne Schaden eine vorübergehende Wintertemperatur von — 8° R. aus, aber eine höhere und länger andauernde Kälte wird ihnen verderblich; aus diesem Grunde kommen sie selbst am Südrande des schwarzen Meeres nur an wenigen geschützten Stellen, an der Südküste der Krim gar nicht mehr fort. Im Anfang dieses Jahrhunderts soll man sogar am Nordufer des Genfer Sees mit gutem Erfolg Oelbäume kultivirt und Oel bereitet haben, bis ein kalter Winter der Sache ein Ende machte.

In Avignon wurde für einen Augenblick der Mistral Herr über den Südostwind, aber es blieb trüb und den Mont Ventoux bekamen wir gar nicht zu Gesicht. Bald begann auch der Scirocco wieder zu blasen, stark genug, um eine Verspätung des Zuges zu veranlassen. Bei Tarascon, der Heimath des grossen Tartarin, dessen Abenteuer mich in Algerien so manches-

mal erheiterten, verliessen wir die Route unserer vorigen Reise, und nun ging es durch die fruchtbare Rhôneebene hinüber nach Arles, dem alten Arelate. Diese Hauptstadt Galliens lag einstmals an der Mündung der Rhône, ehe der wilde Bergstrom aus den Trümmern seiner Heimathberge die grosse Deltainsel der Camargue aufschüttete. (Diese bildet heute eine Sumpfebene von 15 Quadratmeilen, mit neun Ortschaften und 3—400 Pachthöfen, nur ein Fünftel ist bebaut, der Rest dient als Weide für die flinken kleinen Pferde, die man in Marseille so häufig sieht, und für unzählige Schafe, die aber im Sommer in die Seealpen wandern.) Die Rhône ist von ihrer Theilung ab kaum noch schiffbar; um Arles seinen Seehafen zu retten, hat man 1864 einen 60 Meter breiten und 7—9 Meter tiefen Kanal nach Bouc am Ausgang des Etang de Berre angelegt, aber die Konkurrenz von Marseille ist zu übermächtig und der Kanal dient fast nur dem Lokalverkehr. Arles bleibt eine stille Landstadt von 22000 Seelen und hat aus seiner Vergangenheit wenig gerettet; nur die Schönheit seiner Frauen ist dieselbe geblieben, wie im Alterthum, aber der vorbeifahrende Reisende bekommt davon eben so wenig zu sehen, wie von der Stadt. Nach wenigen Minuten schon jagt das Dampfross weiter, dem grossen Kanal entlang. Noch kurze Zeit begleitet uns zu beiden Seiten die üppige Vegetation der Rhôneebene, dann verschwindet sie und eine schreckliche Einöde umgibt uns, eine dürre nackte Fläche, soweit das Auge reicht, mit rundlichen Kieselsteinen bedeckt, zwischen denen selbst jetzt im Frühjahr nur hier und da eine kümmerliche Vegetation aufspriesst. Wir sind in der Crau, der französischen Sahara. So unvermittelt liegt diese Steinwüste in dem prangenden Garten der Bouches du Rhône, dass sie auch den Alten auffiel; schon im »befreiten Prometheus« des Aeschylus finden wir die Sage, dass Herkules, als er mit den Rindern des Geryon aus Spanien zurückkam, hier von den Eingeborenen überfallen wurde; die nie fehlenden Pfeile des Halbgottes waren verschossen und er wäre der Ueberzahl erlegen, wenn nicht Zeus seinem Sohne durch die Steine, die er vom Himmel herabfallen liess, frische Waffen geliefert hätte. Seitdem liegen die fremdartigen Steine hier zwischen Kalkfelsen und Schwemmlehm; das Land hiess Campus herculeus oder auch lapideus, das Steinfeld, in genauer Uebersetzung des altkeltischen Namens, der von Craï,

Stein, abgeleitet ist. Eine Erklärung der eigenthümlichen Bildung hat erst die neuere Geologie geliefert. Es war die Durance, die heute bei Avignon in die Rhône mündet, welche Jahrtausende lang durch die Schlucht von Lamanon — nicht zu verwechseln mit der oben erwähnten Station an der Linie Lyon-Marseille — ihre Fluthen ins Meer wälzte; sie rollte die Geschiebe, welche die Gletscher der Eiszeit aufgehäuft hatten, hinab, die weicheren Sandsteine und Kalke wurden zerrieben und es blieben nur die Quarzite und einige andere feste Gesteine zurück, aus denen die Crau-Kiesel ausschliesslich bestehen. Durch die Anhäufung derselben versperrte sich aber der Fluss schliesslich selbst den Weg und musste sich einen neuen suchen längs des Nordrandes der Hügelkette zur Rhône. Das Land war früher eine schauderhafte Wüstenei, nur im Winter von grossen Schafheerden belebt, die im Sommer zusammen mit denen aus der Camargue in den Alpen Schutz vor der sengenden Hitze suchten; nur längs der Fossae Marianae, des Schiffahrtskanales, den Marius gelegentlich des Cimbern- und Teutonenkrieges durch seine Armee von Arles nach dem Golfe de Foz anlegen liess, entstanden Ansiedelungen und Anpflanzungen und im Inneren lag hier und da ein einsamer Schafhof, in welchem die Heerden Schutz finden konnten, wenn im Winter der Melamboreas, der Nordwind, gar zu eisig über das flache Land fegte.

Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts kam Adam de Craponne, ein Ingenieur aus dem am Rande der Crau gelegenen Städtchen Salon, auf den Gedanken, die Wässer der Durance durch einen Kanal wieder der Ebene zuzuführen und diese durch Bewässerung dem Ackerbau zu gewinnen. Er beabsichtigte dabei die steinige Fläche durch den von der Durance in kolossalen Massen herbeigeführten Schlamm (nach den Berechnungen von Hervé-Mangon gegen 18 Millionen Tonnen jährlich) mit einer fruchtbaren Thonschichte zu überziehen. Nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten konnte er 1557 mit dem Bau eines Kanales beginnen, der vom Trou de Lamanon, dem höchsten Punkte der Crau ausging. Leider wurde er abberufen, um den Bau der Festungswerke von Nantes zu leiten und dort starb er schon 1559 an Gift, das ihm ein neidischer Kollege beigebracht. Zum Glück hatte er nicht mit eigenen Mitteln gearbeitet und so wurde sein Werk von seinen Gläubigern zu Ende

geführt; das Wasser verwandelte zunächst die Umgebung von Salon in einen Garten und das Beispiel wirkte. Langsam aber unablässig rückt seitdem die Kultur ins Innere der Crau — die nicht weniger als 25 Quadratmeilen (1378 Quadratkilometer, nach anderen Angaben nur 980) umfasst — vor und überall sind Landhäuser, Cousous, entstanden, in deren Umgebung man reiche Ernten erzielt.*) Das Klima hat man allerdings noch nicht verbessern können, noch immer wüthet der Mistral hier mit ganz besonderer Kraft und alljährlich fällt das Quecksilber mehr oder minder tief unter den Gefrierpunkt. Mehr wie einmal, zuletzt noch 1876, war der Etang de Berre trotz seines Salzwassers mit einer Eiskruste bedeckt. Im Sommer dagegen fallen nicht selten wolkenbruchartige Regen, welche beim Mangel von Abflusskanälen die Ebene in einen See verwandeln und mitunter, wie z. B. 1724, furchtbare Verheerungen anrichten. Ihnen gegenüber ist der Mensch machtlos, aber gegen den Mistral hat er einen Schutz gefunden in der Cypresse. Enggeschlossene Reihen dieses vorderasiatischen Baumes, der seine Verbreitung der Religion des Zoroaster verdankt — denn nur die schlanke obeliskenartige *Cupressus sempervirens,* in welcher der Perser das Bild der heiligen Flamme sieht, hat sich in dieser Weise nach Westen verbreitet, und nicht die wilde Stammform mit horizontal abstehenden Aesten, *C. horizontalis* der Botaniker, aus welcher jene doch wohl als zufällige Varietät entstanden ist — trennen die Felder und umschliessen mehrfach die Cousous. Der rasende Sturm kann sie

*) Die Kanäle und die Bewässerung haben in Südfrankreich eine neue Wichtigkeit erlangt, seit man erkannt hat, dass in eine Zeit lang überschwemmten Weinbergen die Reblaus zu Grunde geht. Man hat darum in dem Raum zwischen Rhône und Alpen fast alle Flüsschen gefasst und der Bewässerung dienstbar gemacht, besonders auch die berühmte Quelle von Vaucluse. Der Kanal von Carpentras gestattet, wenn einmal der ursprüngliche Plan ausgeführt ist, die Bewässerung fast des ganzen Venaisin. Dabei sind die Bewässerungsanlagen noch lange nicht an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt und lassen der Durance selbst beim niedrigsten Stande noch Wasser übrig. Die Rhône ist z. B. noch gar nicht in Anspruch genommen, den kleinen Canal de Pierrelatte bei Orange ausgenommen; ein grossartiger Kanal, der das ganze Rhônethal und einen Theil von Languedoc versorgen soll, wird bei der gegenwärtigen Finanzlage Frankreichs und den schweren Verlusten, welche Seidenraupenkrankheit, Reblaus und Alizarinfabrikation dem Süden gebracht haben, leider wohl noch eine Zeit lang Projekt bleiben.

wohl bis zur Erde beugen, aber nicht entwurzeln, und nur an ihrem gedrungeneren Wuchs und den etwas einseitig nach Süden und Südwesten hin entwickelten Zweigen erkennt man die Wirkungen eines schweren Kampfes ums Dasein. Auch die Bahn ist nach Nordosten hin von einer dichten Cypressenhecke eingefasst, die ununterbrochen bis nach Marimas reicht. Allerdings kommt man auch hier durch eine der ödesten Abtheilungen der Crau. Nur hier und da hat man versucht, den genügsamen Mandelbaum anzupflanzen; ausserdem stehen im Schutz der Cypressenhecke einzelne Strandkiefern, aber sie sind kümmerlich und ausnahmslos nach Süden geneigt. Nur in den Löchern, aus denen man den Kies für den Bahndamm genommen, gedeiht die Feige, von den Bahnwärtern angepflanzt, freudig, aber sie erhebt ihre Blattspitzen niemals über den Rand und drückt sich ängstlich an die Wand der Grube. Hier und da nur passirt man ein Landhaus und Felder, auf denen man neben Getreide früher besonders Krapp baute, ehe die Alizarinfabrikation diesen Erwerbszweig vernichtete. Sonst dient das ganze Land, das man durchfährt, ausschliesslich der Schafzucht. Lange niedere Steinhäuser bieten den Mutterschafen und ihren Lämmern Schutz, während die Hämmel sich, so gut es geht, hinter niederen Trockenmauern aus zusammengelesenen Steinen schützen müssen. Die Bahn ist auf ihrer ganzen Länge mit Draht eingezäumt, die Uebergänge sind durch Thore gesperrt, aber nur in den seltensten Fällen führen sie über die Geleise hinüber. Wo es einigermassen anging, hat man vorgezogen, die Verbindung unter der Bahn hindurch herzustellen, gerade eben hoch genug, dass die Schafe durchpassiren können: der Schäfer muss auf allen Vieren durchkriechen. Ist auch die Zahl der Schafe gegen früher erheblich zurückgegangen, so werden doch im Winter noch gegen 180,000 Stück in der Crau gehalten; sie bleiben bis zum Juli, dann ziehen sie auf alten, gesetzlich bestimmten Pfaden, über deren Einhaltung der von den Schäfern erwählte Baillie zu wachen hat, nach den Alpen, um erst Ende Oktober zurückzukehren. Es ist das genau dieselbe Weidewirthschaft, wie wir sie überall in schwachbevölkerten Ländern finden, wo steppenartige Ebenen an Gebirge stossen. So wandert der Schäfer aus Estremadura und der Mancha im Sommer in die Sierra Morena, der Pugliese in die Abruzzen, der Beduine der Wüste auf die Hochplateaux von Algerien; die Wanderungen

sind in den Naturverhältnissen bedingt und es ist mir noch lange nicht zweifellos, ob die Versuche, sie zu Gunsten einer rationelleren Kultur der Ebenen zu beschränken, wie sie eben auf dem Tavogliere di Puglia durchgeführt werden, einen wirklichen Fortschritt bedeuten. Sie vermehren allerdings den Ertrag des Ackerbaues und die Summe des anbaufähigen Bodens, aber sie entziehen auch den ohnehin schon armen Gebirgsbewohnern die Grundlage ihrer Existenz, weil deren Land nicht Winterfutter genug hervorbringt, und zwingen sie schliesslich, der Heimath den Rücken zu kehren und anderswo ihren Lebensunterhalt zu suchen.

Bis nach Miramas *) bleibt sich der Charakter der Gegend gleich, dann treten Bäume und Gärten auf und die Bahn durchschneidet mehrere Ketten felsiger Hügel. Die Nacht bricht schon herein, aber es ist hell genug, um zu erkennen, dass es ächte Garrigues sind, wie man sie überall in der Provence findet, kahle Kalkmassen, von der Verwitterung zerfressen, nur in den Spalten mit Thymian und anderen starkduftenden Lippenblüthlern bewachsen. Diese Kräuter sind es, deren Wohlgeruch sich dem Fleisch der provençalischen Schafe mittheilt und es überall in Frankreich so besonders beliebt macht. Eine ausgedehnte Wasserfläche leuchtet aus der Tiefe herauf; wir begrüssen sie anfangs freudig als Meer, aber es ist nur der Etang de Berre, das prächtige Binnenmeer, das einen der schönsten Häfen der Welt abgeben würde, wenn eben nicht das nahe Marseille allen Handel an sich zöge. Eine geringe Vertiefung des Kanals, welcher es bei Martigues mit dem Golfe de Foz verbindet, würde es sogar für Kriegsschiffe zugänglich machen; die meisten Kauffahrtheischiffe können heute schon einlaufen, aber Marseille wacht eifersüchtig über sein Monopol, Martigues wie Berre bleiben auf den Fischfang und die Salzgewinnung angewiesene kleine Städtchen und auf der weiten Wasserfläche tummeln sich nur die Fischerboote und die Vergnügungsfahrzeuge der reichen Marseilleser, die an den steilen Ufern mit Vorliebe ihre Landhäuser anlegen. Die Fischer von Martigues sind es vorzugsweise, welche den Fischmarkt von Marseille verproviantiren, sie beschränken sich aber nicht auf den Etang, sondern gehen weit ins offene Meer hinaus: neben denen von la Ciotat zwischen Marseille und Toulon haben

*) Ich finde dieses Städtchen bald Miramas, bald Marimas geschrieben.

sie den Sardinenfang an der provençalischen Küste fast ausschliesslich in Händen; sie gehen auch nach Algerien hinüber, können aber dort gegen die Sicilianer nicht aufkommen.

Auf eine Länge von fast 25 Kilometer läuft die Bahn dem Etang entlang, dann steigt sie ziemlich rasch empor und durchbricht in einem langen Tunnel die Chaine de l'Estaque. Am Ausgang erscheinen in der Ferne die Leuchtthürme, dann auch die Strassenlichter von Marseille, und in einem weiten Bogen geht es hinunter zum Bahnhof.

Als wir am andern Morgen die Läden unseres kleinen Zimmers im Hôtel Beauvau öffneten, lag unmittelbar vor uns der Innenhafen, der heute nur noch dem Lokalverkehr und als Bootshafen dient; links oben schimmerte die vergoldete Statue »unserer lieben Frauen von der Huth« (Notre dame de la Garde) durch den Morgennebel, der Himmel war dick und trüb, aber der Sturm hatte sich gelegt und es war ganz behaglich warm. Unseres Bleibens im Zimmer war nicht lange; schon bei guter Zeit waren wir unterwegs, um der Heiligen, die ja über die Wellen des Mittelmeeres eine ganz specielle Herrschaft ausübt, unseren pflichtschuldigen Besuch abzustatten, dabei eine Uebersicht über die Stadt zu gewinnen, und nebenbei ein wenig zu sammeln. Der Weg ist nicht zu fehlen. Durch hübsche breite Strassen, in deren Rinnsteinen überall das Wasser der Durance rieselt, stiegen wir empor und gelangten bald in die Promenade de Pierre Puget, eine reizende von Strandkiefern beschattete Anlage mit Teppichbeeten, Kaskaden und Bassins und einer wunderbaren Aussicht auf die Stadt, den Hafen und die Inseln davor. Eine enge Gasse führt weiter hinauf und endet an dem kahlen Kreidefelsen, der das Heiligthum trägt. Derselbe ist ziemlich steil, erlaubt aber überall das Emporsteigen; in diesem Frühjahr war er fast kahl, denn auch hier hatte sich der Winter durch Regenmangel ausgezeichnet. Hier oben hat von jeher ein Heiligthum gestanden, schon zur Zeit als der Phokäer Euxinos hier landete und von der Tochter des Segobriger-Fürsten Nann zum Gemahl erwählt Massilia gründete, und kein Seefahrer unterliess es, hier oben von der grossen Göttermutter Schutz zu erflehen, ehe er den Hafen verliess. Das blieb auch so, als das Christenthum die alten Götter stürzte, und heute noch vergisst es selten ein katholischer Matrose, vor der Abfahrt oben eine Messe zu hören und ein Bild

der Mutter Gottes zu kaufen, das, an den Mast befestigt, vor Schiffbruch behütet. Seit 1214 stand eine Kapelle hier oben, aber sie hat dem frommen Sinn unter dem zweiten Kaiserreiche nicht mehr genügt und musste einem mehr prunkvollen, als schönen Neubau Platz machen, von dessen Thurme das goldglänzende Bild der Jungfrau mit dem Kinde das Meer überschaut, dem Schiffer bei Tage die sicherste Landmarke. Die kostbarsten Materialien sind bei dem Bau verwendet worden, das Innere ist mit carrarischem Marmor ausgekleidet, mit Mosaiken und Wandmalereien überreich verziert, aber das Schönste bleibt doch die wunderbare Aussicht von der Terrasse auf die amphitheatralisch am Hang sich aufbauende Stadt mit ihren Häfen und den Küstenbergen dahinter.

Die Mutter Gottes hatte vielen Zuspruch, namentlich von geputzen jungen Damen; sie erstreckt also ihre Wirksamkeit nicht nur auf das Meer. Die Besucherinnen kamen aber fast ausnahmslos in eleganten Equipagen, denn man hat eine bequeme Fahrstrasse bis zum Beginn der Marmortreppe angelegt, die auch wir beim Hinabsteigen einschlugen. Sie führte uns an den ungeheuren Steinbrüchen vorüber, aus denen die rasch wachsende Grossstadt ihr Bau- und Pflastermaterial bezieht und die mit der Zeit den ganzen Hügel abzutragen drohen; Versteinerungen fanden wir darin nur spärlich.

Nach dem Frühstück besuchten wir den Stolz Marseilles, die Rue Cannebière. Von einem Café der Börse gegenüber aus sahen wir dem Treiben zu, das hier bunter ist als sonst auf der europäischen Seite des Mittelmeers. Mauren, Türken, Araber, Griechen, Albanesen in ihren Nationalkostümen passiren vorüber, dazwischen die Trambahnwagen mit schweren Apfelschimmeln bespannt, Droschken und elegante Privatequipagen mit den zierlichen Pferdchen von Corsika und aus der Camargue, und schwere zwei- und vierrädrige Karren mit 4—6 Pferden oder Mauleseln hintereinander. Dem Fremden fällt die eigenthümliche Form der Kummete auf; sie sind nicht leierförmig, wie sonst in Südfrankreich, sondern haben nach oben eine lange Spitze; um den Lederkörper herum läuft ein gebogenes Holz, dessen beide Enden seitlich vorspringen, sie tragen Ringe für die Zügel und an ihnen ist gewöhnlich ein aufgerolltes Fell befestigt mit dem man die Thiere bei schlechtem Wetter zudeckt. Wie überall, wo Franzosen wohnen, waren die Pferde gut gehalten, auch die Hunde zeichneten sich

durch eine ganz auffallende Wohlbeleibtheit aus, die es häufig schwer machte, die Rasse zu erkennen.

Die Rue Cannebière ist eine schöne breite Strasse, aber warum die Marseiller so ganz besonders stolz auf sie sind, habe ich doch nicht recht begreifen können, auch wenn ich die neu verbreiterte Rue de Noailles hinzunehme; ein Boulevard, wie in Toulouse oder gar in Paris, ist sie noch lange nicht. Folgt man dem von ihr ausgehenden Strassenzug, so kommt man auf einen geräumigen Platz, auf welchem der Blumenmarkt stattfindet, und von dort aus führt die schnurgerade Rue de Lonchamp nach dem für uns wichtigsten Gebäude, dem neuen Museum. Es ist ein Prachtbau, den man gerade über dem grossen Reservoir der Wasserleitung errichtet hat. Diese Leitung selbst ist ein gigantisches Werk, das sich mit den kühnsten Römerbauten messen kann. Sie entnimmt ihr Wasser der unerschöpflichen Durance, die aus der Geissel der Provence jetzt deren Wohlthäterin geworden ist, hoch oben in den Alpen, 84 Kilometer von der Stadt entfernt, durchbricht die Kette d'Eguilles (oder Taillades) in einem fast vier Kilometer langen Tunnel und überschreitet bei Roquefavour auf einem 400 Meter langen dreistöckigen Aquädukt das Thal des Arc; sie hat, nachdem sie zahlreiche Bewässerungskanäle gespeist, immer noch Wasser genug für die 400 öffentlichen Brunnen und zum Spülen der Strassen. Durch diese überreiche Wasserversorgung ist Marseille, früher seines Schmutzes wegen verrufen, eine saubere und gesunde Stadt geworden; ohne die Wasserleitung würde die letzte Choleraepidemie wohl andere Verheerungen angerichtet haben; da der Kanal auf dem höchsten Punkte der Stadt einmündet, konnte man selbst noch die Stadttheile dicht unter der Madonna della Guardia mit laufenden Brunnen versehen.

Ueber dem gewaltigen Sammelbassin hat man einen reizenden öffentlichen Garten, Jardin de Lonchamp, angelegt und in diesem einen Prachtpalast errichtet, zwei Flügel durch eine Säulenhalle verbunden, von denen der linke der Naturwissenschaft, der rechte den schönen Künsten überwiesen ist; zwischen beiden fällt eine Kaskade in ein mit Statuen geziertes Becken. Auf den Thoren halten vier seltsame Kreaturen Wache, deren Bestimmung einen Zoologen in Verlegenheit setzt; den Reisehandbüchern nach sind es ein Tiger, ein Panther und zwei Löwen; letztere sind an der Mähne am Ende zu erkennen, aber die beiden anderen nehmen

sich am Eingang eines zoologischen Museums etwas seltsam aus und bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den Prachtstücken, die ausgestopft im Inneren stehen. Das Museum ist eines der reichsten und schönsten in Europa. Gleich in der Eingangshalle stehen die Knochen eines riesigen *Rorqual* (*Balaenopterus rorqual* Lac.), eines Walfisches, der 1871 bei la Ciotat strandete. Daneben sieht man den Unterkiefer eines anderen riesigen Seesäugers, der einst der Schrecken des Mittelmeeres war, jetzt aber kaum mehr in demselben gefunden wird, der *Orca* (*Orca gladiator Gray*). Diese grösste unserer Delphinarten, über dreissig Fuss lang werdend, konnte für die kleinen schmalen Ruderschiffe der Alten ernstlich gefährlich werden; sie wurde von ihnen ihrer Raubsucht und Bosheit wegen abergläubisch gefürchtet und der Gleichklang ihres Namens mit Orcus, der Unterwelt, ist schwerlich zufällig. Ihr Erscheinen galt als eine böse Vorbedeutung und die Schriftsteller haben es der Mühe werth gehalten, zu berichten, wenn ein Exemplar in der Nähe des Strandes gesehen wurde. Als unter Kaiser Claudius eine Orca bei Ostia strandete, zog der Kaiser in Person mit seinen Prätorianern aus, um das Thier zu tödten. Auch Prokopius von Caesarea, der Geschichtsschreiber des Kaisers Justinian und Belisars, erzählt von einem solchen Seeungeheuer, das die Byzantiner Porphyrion nannten und das länger als fünfzig Jahre hindurch die Gewässer von Byzanz unsicher machte, viele Fahrzeuge versenkte und andere in weite Entfernungen vertrieb, bis es endlich im Jahre 547 an der Mündung des Saugarius auf eine Untiefe gerieth und dort erschlagen wurde; es soll dreissig Ellen lang gewesen sein. Peyssonel, der 1724 nach Tunis reiste, berichtet, dass er unterwegs eine riesige Orca (Mulat) gesehen habe, welche auf die gemeinen Delphine Jagd machte, nicht nur um sie zu fressen, sondern auch noch als sie gesättigt war aus purer Mordlust. Die Delphine flüchteten aber durchaus nicht, sondern spielten um ihren Feind herum und schienen sich ihm selbst in den Rachen zu werfen. Die Matrosen versicherten dem Reisenden, dass sie dieses Schauspiel oft beobachteten. Jetzt ist die Orca in dem Mittelmeer ebenso selten geworden wie die grossen Walfische, und findet sich nur noch in den nördlichen Meeren; sie ist den Walfischfängern wohl bekannt als ungünstiges Vorzeichen, denn wo sie auftritt, flüchtet der Walfisch und ist keine Beute zu hoffen. Doch verirren sich einzelne Exem-

plare immer noch einmal ins Mittelmeer; ein zehn Meter langes von 180 Ctr. Gewicht strandete am 9. Februar 1877 bei Tarent; sein Skelet befindet sich heute im Museum zu Neapel.

Das Museum in Marseille besteht aus zwei grossen Hauptsälen und vier kleineren, alle nur von einer Seite beleuchtet. Die den Fenstern gegenüberliegende Wand hat man in ihrem oberen Theil zur Darstellung der wichtigsten ausgestorbenen Thiere in ganz vorzüglichen Abbildungen benutzt, ein Verfahren, dessen Nachahmung in allen Museen zu wünschen wäre. Einer der kleinen Säle dient zur Aufstellung einer prächtigen Lokalsammlung aus der Provence und dem Golfe du Lion, und an den Wänden sind die Hauptcharakterbäume des Landes abgebildet. Die Konchyliensammlung ist reich an Seltenheiten ersten Ranges, von denen aber manche in den letzten Jahren auf unerklärliche Weise verschwanden. Dieselbe Erscheinung beobachtete man in anderen südfranzösischen Museen und schliesslich gelang es in der Person eines frommen Bruders den Marder zu entdecken; er hatte auf diese Weise eine Sammlung zusammengebracht, um die ihn alle Kenner beneideten. Der Biedermann wurde natürlich vor Gericht gestellt, aber die Geschworenen sprachen ihn frei, »da er nur Muscheln, also ganz werthlose Sachen, entwendet habe«. Die aus dem Marseiller Museum allein, die sich heute wieder an ihrem Platz befinden, repräsentirten einen Ankaufswerth von mehreren tausend Franken!

Hinter dem Museum, durch die reizende Anlage von Lonchamp von ihm getrennt, liegt der zoologische Garten, 1854 begründet, 24 Morgen gross, auf reich bewegtem Terrain prächtig angelegt. Leider machte ein kalter Nordwind den Aufenthalt dort nichts weniger als angenehm und die Thiere hielten sich meist verborgen. Die Gegend von Marseille machte überhaupt noch einen ziemlich winterlichen Eindruck; die Berge liegen schon zu weit landein und sind nicht hoch genug, um dem rauhen Nord den Zugang zu sperren, und von einer südlichen Vegetation, wie an der Riviera um Monaco, Nizza oder Genua, ist keine Rede. Im zoologischen Garten stehen zwar die Dattelpalme, die Zwergpalme, *Corypha australis* und *Latania borbonica* im Freien, aber sie sehen kümmerlich genug aus und fühlen sich offenbar noch nicht recht wohl.

Am 15. März hatte der Nordwind sich ausgetobt, es war

wunderschön warm und still, wie gemacht zu einer Fahrt hinaus nach den Inseln, wenigstens nach dem Chateau d' If, das seit des Grafen von Monte Christo Zeiten jeder pflichtgetreue Tourist besucht. Am inneren Hafen unmittelbar unter unserem Fenster lagen Vergnügungsboote in grosser Auswahl und zu billigem Tarifpreis, die Schiffer sind zuverlässige und ruhige Leute. Aus dem kleinen alten Hafen gelangt man zwischen den beiden Forts St. Nicolas und St. Jean hinaus in die offene Rhede. Zur Linken auf hohem Ufer liegt das Schloss, welches die Stadt einst der Kaiserin Eugenie schenkte, in Anerkennung der unleugbaren Verdienste, welche das zweite Kaiserreich sich um die Hebung der Stadt erworben. Nach dem Tage von Sedan wollte man es unter dem Vorwand, dass man es der Herrscherin von Frankreich und nicht der Kaiserin Eugenie persönlich geschenkt habe, wieder einziehen, aber die Kaiserin rief die Gerichte an und siegte in dem Prozess; trotzdem fand sie sich veranlasst, das Schloss der Stadt zurückzugeben, und diese nahm »ohne jeglichen Anstand« die Schenkung an. Das Schloss liegt wunderschön auf einer Anhöhe zwischen Innenhafen und Rhede und muss eine prächtige Aussicht bieten. Gegenüber ragt auf hoher Terrasse die Kathedrale, den neuen Hafen beherrschend, vielleicht den besteingerichteten der Welt, welcher Marseille das Uebergewicht über alle Konkurrenten sichert. Dann geht es um den Leuchtthurm herum, auf die Aussenrhede hinaus. Die Inselgruppe du Frioul schützt diese vor dem Scirocco und zwischen den vorspringenden Spitzen der durch einen Damm verbundenen Hauptinseln Pomègues und Ratonneau liegen die Schiffe auch vor anderen Winden gedeckt. Hier ist der Quarantänehafen und liegen immer einige aus den Tropen kommende Schiffe in Beobachtung; das Betreten dieser beiden Inseln erfordert eine besondere Erlaubniss, während die dritte dem Publikum offen steht, seitdem das berüchtigte Chateau d' If nicht mehr als Staatsgefängniss dient. Man braucht mit einem Ruderer bei stillem Wetter eine gute Stunde, bis man den kahlen, sonnverbrannten Felsen erreicht, der fast ganz von den alten Festungsmauern eingenommen wird. Bei bewegter See hat das Landen am steilen Klippenabhang seine Schwierigkeiten, aber heute war das Meer ruhig und die Fischer, denen das Eiland eine erwünschte Gelegenheit bietet, ihre grossen Netze ans Land zu ziehen, waren uns gern beim Aussteigen behülflich. Eine hol-

perige Treppe leitet hinauf zum Eingang und zwischen Mauern in den Festungshof. Hier standen wohl ein paar Kanonen in Position, aber ausser zwei Ziegen und einem Hunde war kein lebendes Wesen zu sehen. Auch am Eingang des in gutem Stand erhaltenen und armirten Kastells stand kein Posten, nur die harmlose Inschrift: Defense d'entrer dans le fort. Wenn ein preussischer Offizier das gesehen hätte!

Eigentlich hätten wir nun den Kastellan aufsuchen und uns von ihm das sagenhafte Gefängniss des Grafen von Monte Christo und das wirkliche des jungen Mirabeau zeigen lassen müssen, aber wir dispensirten uns davon und sammelten auf dem sonnverbrannten Raume, auf dem fast nur noch die Sommerlevkoje blühte, Schnecken und Insekten. Ganz besonders häufig fand sich unter den Steinen der gemeine Skorpion, freilich in bei weitem kleineren Exemplaren, als drüben in Nordafrika. Die Aussicht nach dem Festlande ist köstlich, diese Inseln sind am Ende noch nicht die allerschlimmsten Gefängnisse.

Gegen Mittag führte uns ein frischer Südost in kurzer Zeit wieder in den Hafen zurück; das Meer war etwas bewegter, als uns in Hinsicht auf die Reise nach Algier lieb war, aber der Schiffer tröstete uns, es sei nur Südost und das Wetter werde für die nächsten acht Tage gut bleiben. Den Nachmittag verwandten wir zu einer Exkursion in die Campagne von Marseille, zunächst in der Hoffnung, zu den benachbarten Bergketten durchdringen zu können. Einer der Omnibus, wie sie hier auf allen Strassen bis weit hinaus verkehren, brachte uns für 15 Cts. bis in das nächste Thal, aber dort ging es uns wie schon mehr im Süden, wir liefen fast zwei Stunden lang zwischen hohen Gartenmauern in tiefem Staub und Sonnenbrand herum, ohne einen Ausweg zu finden; nur hier und da konnten wir durch ein Thor einen flüchtigen Blick in eine der unzähligen Bastides, der Landsitze werfen, in denen die reichen Kaufleute von Marseille den Sommer verbringen. Auch die Wälder sind hier überall mit Mauern umgeben, Privateigenthum, dem Deutschen, der von Kind auf gewöhnt ist, den Wald als frei anzusehen, eine eigenthümliche Erscheinung. Es sind noch reizende Gruppen von Strandkiefern und immergrünen Eichen da, und die Rückseite des Hügels von Notre Dame de la Garde trägt einen förmlichen Wald. In den Gärten sieht man viele seltene Nadelhölzer, aber für die Dattel-

palme ist der Thalgrund denn doch zu zugig. Um so besser gedeihen unsere Obstbäume, die überall in voller Blüthe standen. Abends nahm ich geschwind noch Billete nach Algier, und ich that gut daran, denn der Moeris, das fällige Dampfschiff, gilt für das beste der Messageries maritimes, und die besten Kajüten waren schon vergeben.

Auch der vierzehnte März war ein herrlicher sommerwarmer Tag, den wir benützten, um die schönste Fahrt zu machen, welche man in Marseille überhaupt machen kann, die längs der Route de la Corniche. Von der Place de Castellane aus, dem Mittelpunkt der Trambahnlinien, gelangt man über die reizende Promenade de Prado zu der vier Kilometer entfernten Meeresbucht an der Mündung der Huveaune, welche die Campagne von Marseille bewässert. Von dort führt eine prachtvolle Kunststrasse, immer längs des Meeres hin und meist in die Felsen gehauen, nach der Stadt zurück, zur Linken immer das blaue Meer zur Rechten den steilen Hang, an dem jeder Punkt zur Anlage eines Landhauses oder eines Gärtchens benutzt ist. Die Flora ist indessen noch nicht recht südlich; Orangen, Karruben und Zwergpalmen fehlen noch ganz, auch der Kaktus scheint noch nicht recht zu gedeihen, nur die Aloë klammert sich auch hier schon überall an den Felsen. Es ist das einigermassen auffallend, da der Kaktus sonst härter ist als die Agave, und vorausgesetzt, dass er sein richtiges Quantum Sommerwärme erhält, wie z. B. an den zerklüfteten Porphyrwänden bei Bozen, noch Kälte bis zu 8° R. ganz gut aushält, während die Agave dort schon im Winter gedeckt werden muss.*) Dem Thierleben nach waren wir auch hier am warmen Südabhang noch im vollen Winter; Käfer sah man noch kaum, von Schmetterlingen nur die Arten, die auch bei uns überwintern und in den esten warmen Märztagen erscheinen. Auch Schwalben waren noch keine da und von Nachtigallen nichts zu hören, das Schwarzplättchen dagegen um so häufiger. Freilich hatte es hier auch seit zwei Monaten nicht geregnet; wo nicht gesprengt wurde, deckte handhoher Staub die Strasse, wo gegossen wurde, war er in einen zähen Schlamm verwandelt, in dem zu Fusse zu gehen gerade keine Freude war. Die Eingeborenen gehen freilich auch fast nie zu Fuss; wer kein eigenes

*) Im Januar 1871 erfroren bei — 6° C. die Cactus in der ganzen Provence, die Agaven hielten aus.

Wägelchen hat, benutzt Trambahn oder Omnibus, die darum auch fast immer überfüllt sind.

Am 15. März Abends 5 Uhr sollte der Moeris abfahren, um vier Uhr liessen wir uns darum nach dem vorderen Hafen bringen, wo das Schiff unmittelbar am Quai lag, so dass wir ohne Vermittlung eines Bootes an Bord gehen konnten. Das schöne Schiff war leider nur wenig beladen und lag ziemlich hoch über dem Wasser, was bei dem lebhafter gewordenen Wind nicht sehr angenehm war, doch machte es seinem Ruf Ehre und hielt sich wacker; Abends war das Meerleuchten reizend, überall funkelten die kleinen Sterne der Noctiluca, und von Zeit zu Zeit leuchtete eine Pyrosome im Kielwasser auf, mehr oder minder intensiv, je nachdem sie der Oberfläche mehr oder minder nahe kam. Am anderen Morgen kamen die Balearen in Sicht; an Menorca fuhren wir so nahe vorbei, dass man jedes Haus erkennen konnte, Mallorka blieb mehr im Nebel. Als wir den Kanal zwischen beiden Inseln passirt hatten, ging die See höher und das Schiff begann zu tanzen, aber wir kamen hübsch voran und Nachts um drei Uhr hörte die Schraube auf zu arbeiten; wir hatten die Ueberfahrt in 34 Stunden gemacht und lagen im Hafen von Algier.

Zweites Kapitel.

Algier.

Mit Ungeduld erwartete ich in meiner Kabine den Morgen; sobald das erste Tagesgrauen durch die Luke schien, eilte ich hinauf aufs Deck. Da lag sie dicht vor mir, die weisse Häuserpyramide von Algier, überragt von den Wällen der Kasbah, hüben und drüben von grünen Höhen flankirt, von denen zahllose weisse Landhäuser herüberleuchteten. Noch deckte der Morgennebel die entfernteren Höhen, aber im Süden bricht der Tag rasch herein und bald konnte ich den ganzen Höhenzug erkennen, der im Osten weit hinausläuft bis zu dem fast nördlich liegenden Cap Matifou, und dahinter die blauen Bergzüge der Kabylie, beherrscht von der merkwürdigen Silhouette des Bou Zegsa. Es ist ein prächtiges Bild auch für den, der schon mehr vom Süden gesehen hat und für den eine solche Küstenlandschaft mit ihrem Grün, Weiss und Blau nicht mehr den Reiz der Neuheit hat. Ganz besonders

imponirend wirkt der mächtige Terrassenbau, über welchen die Strasse vom Hafen hinaufführt, mit den stattlichen Häusern, die vom Boulevard de la Republique herunterschauen.

Algier ist in neuerer Zeit ein Hauptsammelplatz für Fremde geworden und hat an guten und eleganten Hôtels keinen Mangel. In den grossen Etablissements ersten Ranges am Boulevard sind aber auch die Preise mit dem Comfort im Einklang, und da die Börse eines fahrenden Naturforschers dafür nicht recht ausreicht, zogen wir vor, ein bescheideneres Quartier in einer Nebenstrasse, aber doch hübsch nah beim Hafen, aufzusuchen, und wir haben das nicht zu bereuen gehabt, so lange wir im Hôtel de l'Univers blieben.

Sobald ich mich einigermassen restaurirt hatte, ging ich hinaus zum Glanzpunkte Algiers, dem Boulevard de la Republique. Hier zog früher ein felsiger Abhang vom Hafen herauf, sehr romantisch anzusehen, aber auch sehr schwer zu passiren. Mit dem Aufschwung des Handels wurden Hafen und Verbindung mit der Stadt absolut ungenügend und es musste Abhülfe geschafft werden. Den alten Hafen hatte Haireddin Barbarossa angelegt, indem er die vorliegenden Inseln durch einen Steindamm verband; so gab es wenigstens einigen Schutz gegen den gefährlichen Nordwind, aber er war ungenügend; bei dem furchtbaren Sturme im Februar 1835 gingen eine ganze Anzahl Schiffe im Hafen zu Grund, aber trotzdem zögerte man noch lange, bis man ernstlich an die Schaffung eines besseren Hafens ging. Heute ist durch zwei grosse Molen, von denen der eine vom alten Hafen, der andere vom Thor Bab el Azoun ausgeht, eine Wasserfläche von 90 ha. völlig vor dem Wellenschlag geschützt und ein ausgezeichneter Hafen gewonnen, von dem man nur beklagt, dass er jetzt schon anfängt zu klein zu werden. Schwerer war es, eine Verbindung mit der Stadt zu bekommen, aber die Aufgabe ist schliesslich in einer ganz ausgezeichneten Weise gelöst worden. Der bekannte englische Bauunternehmer Morton Peto erbot sich, den Bau auf seine Kosten auszuführen, wenn man ihm gestatten wolle, die neu erbauten Gewölbe auf 99 Jahre als Läden zu vermiethen. Nun baute er zwei Gewölbereihen übereinander, welche längs der ganzen Küste hinlaufen und die Anlage einer bequemen Rampe für Fuhrwerk gestatteten, während sie oben den Boulevard de la Republique tragen. Die Gesammtlänge der Baute beträgt über zwei Kilometer, die Höhe 26 Meter, die Zahl der

als Läden, Speicher und Werkstätten vermietheten Gewölbe 350. Die Rampe wird an mehreren Stellen von Treppen geschnitten und am nordwestlichen Ende befindet sich ein besonderer Treppenbau, der zum Fischmarkt führt. Zwischen den Gewölben und dem Meere bleibt eben noch Raum genug für die Magazine der Dampfschiffgesellschaften und den Bahnhof, aber wenn der Verkehr sich so weiter entwickelt, wie seit zehn Jahren, dürften Hafen wie Magazine und Bahnhof bald zu eng werden.

Oben auf der durch die Gewölbe gebildeten Terrasse, wo einst das Residenzschloss der Deys stand, ehe diese vor ihren getreuen Janitscharen in der festen Kasbah Schutz suchten, dehnt sich jetzt der Boulevard de l'Imperatrice wie er früher hiess, Boulevard de la Republique wie er gegenwärtig genannt wird. Von der Balustrade hat man eine der wunderbarsten Aussichten der Welt über den Hafen und die geräumige Bai, an deren Westende Algier liegt, bis zu dem in blauer Ferne verschwimmenden Cap Matifou; an ihr wird es von Menschen fast nie leer, auch die Araber scheinen einen ganz besonderen Genuss darin zu finden, von ihr ins Meer hinabzustarren. Zwei geräumige Plätze liegen an den beiden Enden des Boulevard; der Place du Gouvernement, den ich zuerst betrete, der Sammelplatz einer bunten Menge, ist mit grossen Cementplatten gepflastert, in der Mitte mit einer Statue des Herzogs von *Orleans* geziert. Die Republik hat sie aus Rücksicht auf die Armee auf ihrem Platz gelassen; imposant nimmt sich der dürre Herzog gerade nicht aus, um so weniger, als er auf einem furchtbar dicken Pferde sitzt und seinen Degen in höchst wunderbarer Weise hinter sich streckt, aber es gibt wenige Denkmäler auf der Welt, die einen schöneren Platz einnehmen. Der Gouvernementsplatz ist auf drei Seiten von Arkaden umgeben; diese setzen sich auch in die benachbarten Strassen fort und bieten bei Sonnenbrand wie bei Regen erwünschten Schutz; Schade, dass man diese Bauweise, deren Erfindung die Alten charakteristischer Weise den Sybariten zuschrieben, bei uns aus Rücksicht auf die Helligkeit nicht nachahmen kann. Vor dem altberühmten Hôtel de la Regence steht eine Gruppe von Dattelpalmen, unter denen die Winterkurgäste mit Vorliebe ihren Kaffee trinken.

Das reizende Plätzchen wird aber sehr in Schatten gestellt, wenn man entweder längs des Boulevard, wo sich die Haupt-

cafés und die Taverne Gruber, der Sammelplatz der Fremden wie der Einheimischen, befinden, oder durch die damit parallel laufende Fortsetzung der rue Bab Azoun nach dem zweiten Platz geht, dem Place de la Republique. Hier hat man einen reizenden Garten angelegt, den nach dem Meere zu die schönste Palmenallee einfasst, die ich noch gesehen; die Palmen sind gerade in dem Alter, wo sie den schönsten Eindruck machen, die Stämme nicht über 10 Fuss hoch, die Wedel zu Spitzbögen in einander verschränkt. In dem Square de la Republique selbst, dem nur ein wenig mehr Feuchtigkeit zu wünschen gewesen wäre, ist eine reiche Auswahl Pflanzen, die an der Nordseite des Mittelmeeres noch nicht ohne Schutz gedeihen. Zwischen mächtigen Büschen von Bambusrohr stehen von Palmen ausser den überall in solchen Gärten am Mittelmeer zu findenden *Latania borbonica*, *Chamaerops excelsa* und *humilis* noch *Cocos flexuosa* und die prächtige *Arenga saccharifera* von den Sundainseln; dann der Baumwollenbaum, *Bombax ceiba*, (der aber keine Baumwolle liefert, wenigstens keine in der Industrie verwendbare), mit seinem seltsam dornigen Stamm, *Grevillia robusta*, mehrere *Ficus*, *Yucca dracaena*, die japanesische Papier-Aralie, *(Aralia papyrifera)*, *Conocarpus latifolius* von Jamaika und zahlreiche andere. Freilich muss man diesen Garten besuchen, ehe man in dem Jardin d'Acclimatisation von Hamma war, denn nach diesem imponirt er viel weniger, aber weil mitten in der Stadt belegen, bleibt er immer eine Lieblingspromenade der Fremden und im dichten Schatten lassen sich bei dem eigenthümlichen Rascheln der Palmen und Bambusen köstliche Stunden verträumen. Ganz mährchenhaft nehmen sich aber die Palmen Abends bei Beleuchtung aus, besonders an den beiden Eingängen, deren Gaslaternen mit mächtigen Revolverbrennern versehen sind. Dem Nordländer will es kaum in den Sinn, dass alle diese Prachtbäume noch nicht älter sind als 20 Jahre, und dennoch ist dieser Garten erst 1866 angepflanzt worden.

Unmittelbar hinter dem Place de la Republique erhebt sich das recht hübsche Theater; vor ihm steht die schönste Dattelpalme Algiers. Das Theater selbst ist ein stattlicher Marmorbau mit säulengetragenem Portikus und bietet im Inneren Sitzplätze für etwa 1500 Personen.

Die beiden Plätze und ihre Verbindungsstrassen bilden den Kern des modernen europäischen Algier, für das man durch

Demolirung eines Theils der alten arabischen Gassen Raum gewonnen hat. Von dem Place de la Republique laufen zwei ebenfalls mit Arkaden eingefasste Hauptstrassen aus, rue Bab Azoun nach dem gleichnamigen Thore und rue de Chartres; sie sind mit der vom Place de Gouvernement nach der anderen Seite auslaufenden rue Bab el Ouëd und den nächstanstossenden Gassen die europäischen Geschäftsquartiere, während die wohlhabenderen Europäer, soweit sie nicht in der glücklichen Lage sind draussen in einer der Villenstädte ein Haus zu besitzen, an den in weitem Bogen zur Kasbah hinaufführenden beiden Rampes wohnen. In dem dreieckigen Raum, der die Europäerstadt als Basis, die beiden Rampen als Schenkel hat, sind noch die engen Gässchen des maurischen Algier erhalten und wogt noch das maurische Leben; wir werden davon später zu reden haben. Freilich sind auch hier viele Häuser in den Händen von Europäern und eingeborenen Juden. Nach der Eroberung wanderten viele fanatische Mauren aus, um in Tunis, Marokko, ja selbst in Stambul unter einem rechtgläubigen Herrscher eine neue Heimath zu suchen, und verkauften natürlich ihre Besitzungen um jeden Preis. Andere, weniger glaubenseifrig und sich besonders schlau dünkend, verkauften, obschon sie zum Bleiben entschlossen waren, in der festen Ueberzeugung, dass das Christenregiment doch nicht lange dauern werde und dass es ihnen dann ein Leichtes sein werde, sich ihres früheren Eigenthumes wieder zu bemächtigen. Noch mehr aber sind durch die nachlässige Art und Weise ihres Geschäftsbetriebs, durch den Leichtsinn, womit ein Maure für den anderen Bürgschaften übernimmt und Wechsel unterschreibt, ruinirt worden und um Haus und Hof gekommen und nur wenige Quartiere sind noch in den Händen der alten Eigenthümer.

Noch mehr gilt das für die nähere Umgebung der Stadt, die deren Hauptreiz bildet. Algier liegt bekanntlich am steilen Abhang des Sahel*), einer Hügelkette, welche sich zwischen die fruchtbare Metidjaebene und das Meer in einer Länge von ca. 65 Kilometern einschiebt und von dem Durchbruch des Harrasch bei Maison Carrée bis zum hochragenden Chenoua reicht.

---

*) Der Name Sahel kommt in Nordafrika mehrfach vor; so heisst der bei Bougie mündende Fluss Sahel, und ebenso in Tunis die ehemalige Provinz Byzacena.

Sie fällt an den meisten Stellen steil gegen das Meer ab und lässt an der Küste nur an der Mündung der Ravins Raum für kleine Dörfer, in deren Umgebung in neuerer Zeit die wohlhabenden Algeriner mit Vorliebe Vignen und Landhäuser anlegen. Erst jenseits Pointe Pescade weichen die Höhen zurück und bilden gegen den Ouëd Mazagran, die zweite Entwässerungsader der Metidja hin, ein flacheres Hügelland, in welchem sich jetzt zahlreiche blühende Ortschaften, wie Guyotville, Staoueli, Zeralda, Cheraga etc. entwickeln. Jenseits des Mazagran verschwindet das Küstenland wieder und ausser Castiglione liegt bis nach Cherchell hin kein europäisches Dorf mehr an der Küste. Der Ouëd Nador bildet die Westgrenze und scheidet den Sahel vom Chenoua, der durch ein nicht sehr hohes Hügelland mit dem Massiv des Zaccar zusammenhängt. Die ganze Hügelkette gehört den ältesten Formationen an. Granit, Glimmerschiefer und Talkschiefer, mit Sandstein und festem Kalk wechselnd, bilden das feste Gerüste der Gegend; nur an den Ränden reichen jüngere und ganz junge Gesteine bis zu einer gewissen Höhe hinauf; den höchsten Punkt bildet der Berg von Bouzarea dicht hinter Algier, 402 m. hoch. Noch zur Türkenzeit war der grössere Theil des Hügellandes mehr oder minder gut bewaldet, heute haben sich nur noch wenige Reste erhalten, aber man konservirt sie sorgsam und die Begründung einer Ligue de Reboisement in Algier, die allerdings bis jetzt nur eine theoretische Wirksamkeit zu entfalten scheint, lässt hoffen, dass man ernstlich an eine Wiederanpflanzung gehen wird.

Folgt man der Strasse von Bab el Ouëd aus dem Meere entlang, so reihen sich anfangs Landhäuser in ununterbrochener Reihe bis zum Ausgang des Dorfes St. Eugène. Die bequemen Wägen der Trambahn, mit drei Pferden bespannt, befördern den Reisenden für wenige Sous bis dahin, aber trotz Billigkeit und Bequemlichkeit wird der Nordländer, der im Frühling nach Algier kommt, doch lieber den Weg zu Fuss zurücklegen, um in Muse die prächtige Vegetation zu bewundern, die sich in den Gärten der meisten Landhäuser entwickelt. Nirgends sonst habe ich eine ähnliche Mannigfaltigkeit schönblühender Zierpflanzen in halbwildem Zustand gefunden, wie hier. Die üppigen Blüthenmassen der brasilischen *Bougainvillaea speciosa* mischen sich mit dem zierlich gefiederten Laub und den blauen Blüthentrauben

der *Wisteria sinensis*, und daneben blühen Winden, Tropaeolum und verschiedene *Clematis*, auch Passifloren sind hier und da angepflanzt und sehr häufig Araucarien. Als wir am 18. März zum erstenmal diese Strasse entlang gingen, standen die Feigen, die wir in Marseille noch ganz kahl verlassen hatten, schon in vollem Blätterschmuck; doch waren manche, wohl spätere Sorten, auch noch zurück und nur einzelne hatten Früchte schon vom Herbst her angesetzt. Die gelbblühende Akazie (*A. pycnantha*) stand eben in voller Blüthe und die Bellasombra (*Phytolacca dioica*) begann ihre grossen glänzendgrünen Blätter zu entfalten. Geranien, Pelargonien, Heliotrope und Rosen waren fast baumartig, wie überall im Süden, und ganz besonders zeichneten sich einige Kletterrosen aus.

Noch schöner aber fast als die Gartenflora war die wilde, das Unkraut, das man bei uns freilich kaum Unkraut nennen würde. Ich musste mich manchmal fragen, ob das wirklich Afrika sei, das dürre, sonnverbrannte Afrika, wie ich es drei Jahre früher zur selben Jahreszeit um Oran gesehen hatte. Eine üppige, dichtgeschlossene Vegetation bedeckte fusshoch selbst die steilsten Hänge, wo sie nicht aus undurchlässigem Fels bestanden, und die meisten der Pflanzen sind schönblühende, vielfach die Stammeltern unserer Gartenzierpflanzen, besonders Levkoje und Iberis. Die Hauptzierde des grünen Teppichs ist aber eine kleine dreiblättrige Liliacee (*Iris sisyrinchium*), deren blaue Blumen hier ganze Felder bedecken. Dazwischen erheben sich die breiten Blätterschöpfe der Meerzwiebel (*Scilla maritima*), die hier noch immer für eben so heilkräftig gilt, wie im Alterthum; sie wird darum häufig von den Mauren als Zierpflanze gehalten und gerade im März sieht man Landaraber mit ganzen Eselladungen lebender Meerzwiebeln in die Stadt kommen, um sie zu verkaufen. Dem Kolonisten ist die Meerzwiebel ein verhasstes Unkraut, dessen Ausrottung sehr schwer fällt. Dasselbe gilt von dem Asfodill (*Asphodelus ramosus*), den auch der Fremde seines durchdringenden unangenehmen Geruches wegen hassen lernt; sein massenhaftes Auftreten deutet stets auf Wasser im Untergrund oder Sumpf. Wie bedauerte ich meine unzureichenden botanischen Kenntnisse, denn nur den geringsten Theil der Pflanzen wusste ich mir zu nennen.

Hinter St. Eugène treten hier und da Felder auf, theils mit

Waizen, der noch nicht in die Aehren geschossen ist, theils mit Kartoffeln bestanden, die man hier in allen Entwickelungsstadien neben einander sehen kann. Warum sie nur hier im Süden, wo man sie das ganze Jahr hindurch frisch vom Felde holt, so viel weniger wohlschmeckend sind, als bei uns? Vielleicht lässt man sie hier nie ganz ausreifen; aufgefallen ist mir, dass ich sie im Süden fast niemals habe blühen sehen. Die Hecken sind von der salzigen *Atriplex halimus* gebildet. Rasch wird aber die Küste wieder hoch und steil. Wo ein kleiner Ravin Raum bietet, liegt ein Landhaus, viele davon noch aus maurischer Zeit, aber heute fast ausnahmslos in den Händen reichgewordener einheimischer Juden; ihre Lage entspricht dem Ideal, das man sich im Süden von einem Sommmeraufenthalt macht: freie Lage, der erfrischenden Meeresluft von Norden her ausgesetzt, mit unbegränztem Blick aufs blaue Meer, und die Berge nach Süden hin hoch genug, dass die Sonne schon früh hinter ihrem Kamme verschwindet; dazu noch Wasser, das man in jedem Garten schon in geringer Tiefe erhalten kann, und ein fruchtbarer Boden, der die Bäume rasch zu Schattenspendern erwachsen lässt. Die steileren Abhänge waren bis in die neueste Zeit mit dem gewöhnlichen Buschwald aus Ciströschen, niederen Eichen, Zwergpalmen u. dgl. gebildet, bedeckt, aber jetzt wird überall gerodet und terrassirt, und in wenigen Jahren wird der ganze Abhang bis hoch hinauf aus Weinbergen bestehen.

Etwas weiter hin mündet eine stellenweise ganz romantische Schlucht, von einem Bach durchrieselt; wo sie sich am Meere erweitert liegt das Dörfchen Pointe Pescade, früher Mers ed Debban, der Fliegenhafen genannt. Eine türkische Befestigung liegt romantisch auf steilem Felsenkap und beherrscht die kleinen Buchten, in denen früher zuweilen kleine Schiffe Schutz von Stürmen suchten; sie wurde 1671 erbaut, um Landungen fremder Korsaren unmöglich zu machen. Das Ufer ist felsig und wildzerrissen, mit zahlreichen ausgewaschenen Grotten; auch weiter oben sind noch Höhlen, von denen eine, von Dr. Bourjot untersucht, interessante Ueberreste aus der Steinzeit geliefert hat. Bei schweren Nordstürmen werden die Wellen weit über das hohe Ufer hinaufgepeitscht, wie man an der Vegetation genau erkennen kann; sie beginnt erst vielleicht 30 Fuss über dem gewöhnlichen Stand und ca. 100 Schritte davon entfernt. Aber gerade in

diesem öden Gebiet findet sich in Menge eine ziemlich grosse Schnecke (*Helix arenarum* Bgt.), die nur in nächster Nähe des Meeres vorkommt.

Pointe Pescade ist ein beliebter Vergnügungsort; besonders im Winter findet man hier stets Algeriner, die eine Zeit lang mit der Angelruthe am Felsenhang sitzen und sich dann in einem der guten Restaurants an gekauften Fischen und Krebsen gütlich thun. Der regelmässige Omnibusverkehr geht übrigens nicht bis hierher, sondern nur bis St. Eugène. Auch ist weiterhin der Küstenabhang weniger steil und ein breiteres Vorland das noch nicht dem Villenbau anheimgefallen ist, schiebt sich zwischen ihn und das Meer.

Ehe man zum Thor Bab el Ouëd gelangt, liegt zur Linken am Steilhang ein gut gehaltener Park, der Jardin de Marengo, so benannt nach einem Offizier, der die Anlage leitete, nicht nach dem Siege Napoleons, wie ich erst glaubte, weil auf dem Piedestal des Obelisken, welcher die Terrasse schmückt, die wichtigsten Schlachten eingegraben sind. Sie stehen nur auf drei Seiten, die vierte zeigt das rohe Mauerwerk; jedenfalls stand hier einst die Widmung an den Kaiser; eifrige Republikaner haben sie herabgerissen und nun weiss man nicht, was man an ihre Stelle setzen soll. Gleich am Eingang steht eine prachtvolle *Araucaria excelsa*, die Steilhänge sind mit einer hängenden Crassulacee dicht bedeckt, darüber steht die rothblühende Aloë (*Aloe fruticosa*). Der grössere Theil des Parkes ist mit Schattenbäumen, unter denen natürlich wieder die *Bellasombra* die Hauptrolle spielt, und Strandkiefern bepflanzt, von den Terrassen hat man eine wunderschöne Aussicht aufs Meer und die gerade gegenüber auf der Bergzinne gelegene moscheeartige Kirche Notre Dame d'Afrique. Trotzdem ist der Platz als Spaziergang wenig beliebt und wird fast nur von den Kindermädchen und ihren Pfleglingen besucht. Die Sicherheit muss aber hier grösser sein, wie im Berliner Thiergarten; wenigstens haben wir nicht bemerkt, dass man den Mädchen militärische Begleitung zum Schutze beigegeben hätte.

Oben aus dem Garten gelangt man direkt auf die Rampe Vallée, die nun eine bequeme Auffahrt nach der Kasbah gestattet; sie ist ausgezeichnet tracirt, stellenweise in den Felsen gehauen, doch im Ganzen noch wenig bebaut. Oben vereinigt sie sich

mit der von der anderen Seite heraufkommenden Rampe Rovigo und beide zusammen laufen dann durch die Kasbah hindurch oder vielmehr durch das, was von dem alten Zwingalgier noch übrig ist. Viel ist es nicht mehr, hüben und drüben vom Weg noch eine Kaserne, die Befestigungen sind sämmtlich geschleift. Dafür hat man ein Stückchen weiter hinaus eine neue Ringmauer mit tiefem Graben davor angelegt, die Algier von der Landseite gegen jeden Angriff der Eingeborenen wenigstens sicher stellt. Man durchschreitet sie durch die Porte du Sahel und steigt dann durch ein kleines Kieferngehölz zum höchsten Punkte der Kette empor, vorbei an dem nun verstärkten Fort de l'empereur, wo einst Karl V. lagerte und die Franzosen in die Stadt drangen. Auch es wird von dem 240 Meter über dem Meere liegenden höchsten Punkt beherrscht. Algier wäre somit gegen eine richtige Belagerung von der Landseite her kaum zu halten.

Jenseits der Umwallung beginnen bald wieder die Landhäuser, und erstrecken sich bis weit über el Biar hinaus. Dazwischen dehnen sich die Gartenfelder, welche nicht nur Algier mit frischem Gemüse versorgen, sondern auch noch für den Export liefern; sie sind ausnahmslos in den Händen von Spaniern und Italienern. Vor fünfzig Jahren war dieser ganze Raum noch mit Buschwald bedeckt, ein Lieblingsaufenthalt wilder Thiere. Biegt man von der Hauptstrasse ab, so bleibt der Kulturzustand sich überall gleich, nur dass die kleineren Gärtnerwohnungen überwiegen. In den Thälern findet man ganze Felder von Bananen (*Musa sapientium*); diese prachtvolle Tropenpflanze reift hier regelmässig ihre köstlichen Früchte und ist dank der Bemühungen des Herrn Rivière im Jardin d' essai zu einem Objekt regelmässiger Kultur geworden; nur muss man die Spitzen der im Nachsommer sich entwickelnden Blüthentrauben abschneiden, da sie doch nicht mehr zur Reife gelangen; aus dem Schaft fliesst dabei eine zähe klebrige Flüssigkeit ab, die an der Luft milchig wird und aus Gummi zu bestehen scheint.

Nur vor den Nebenwegen muss man sich hüten, denn ausser der Hauptstrasse führt keine andre zur Stadt zurück, und wenn die Wege anscheinend noch so betreten sind und breit anfangen, sie werden an jedem Gärtnerhäuschen schmäler und schliesslich bleibt nur ein Maulthierpfad übrig, der in ein Privatgut ausläuft, und man muss den ganzen Weg wieder zurückmachen. Für den Natur-

forscher ist das freilich kein Unglück, zwischen den Hecken, in denen Hollunder und Weissdorn neben so manchem südländischen Gewächs blühten, gibt es immer etwas zu sehen und zu sammeln, aber für den Spaziergänger ist es nicht sonderlich erfreulich, wenn er einen stundenlangen aussichtslosen Weg wieder zurückgehen muss.

Von der Kasbah aus kann man durch steile enge Gässchen, zum Theil mit Treppen, direkt zur Europäerstadt hinuntersteigen; man kommt dann schliesslich auf eine monumentale Treppenanlage, die von der dicht hinter dem Gouvernementsplatz gelegenen Markthalle direkt zur Kasbah emporleiten soll, aber aus Mangel an dem nöthigen Kleingeld gegenwärtig nicht weitergeführt wird; einmal vollendet, wird sie eine Zierde der Stadt werden.

Verlässt man Algier nach der südöstlichen Seite hin, durch Bab Azoun, so braucht man ziemlich lange, um ins Freie zu gelangen. Zunächst hat man Mustapha zu passiren, früher eine unbedeutende Vorstadt von Algier, heute eine selbstständige Gemeinde, deren rasch zunehmende Bevölkerung schon über 10,000 Seelen zählt. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, Mustapha inférieur, die Stadt der europäischen Arbeiter und kleinen Gewerbtreibenden, und Mustapha supérieur, nur aus Landhäusern bestehend, in denen die wohlhabenden Europäer hausen. Dann gelangt man an den grossen Exercierplatz, auf dem auch von Zeit zu Zeit Pferderennen und Fantasias abgehalten werden; auch ihm entlang ziehen sich die Häuser, welche weiterhin das Dorf Belcour bilden. Gewissenhafte Touristen besuchen hier die Kubbah (Grabkuppel) des Sidi bou Kobrin, des grossen Heiligen, der es, wie verschiedene seiner christlichen Kollegen, möglich gemacht hat, sich nach seinem Tode zu verdoppeln und an zwei Stellen zugleich begraben zu sein. Der Heilige, sein eigentlicher Name ist Sidi Mohamed Abd-er-Rahman, war ein frommer Algeriner, der zu Anfang unseres Jahrhunderts — im Islam dauert ja die Zeit der Heiligen und der Wunder noch immer fort — hier wohnte und nicht nur zahlreiche Wunder that, sondern auch eine religiöse Brüderschaft, einen Khouan, stiftete, die in Algerien grosse Ausdehnung und politische Wichtigkeit erlangte und heute noch fortbesteht. Trotz der grossen Verehrung, die der Heilige genoss, und der Geschenke, mit denen selbst die Deys ihn überhäuften, wurde es ihm aber schliesslich in der Nähe der gottlosen Stadt unbehaglich, und eines schönen Tages packte

er auf und ging zu den Kabylen vom Stamme der Beni Ismail, die am Südabhang des Djurdjura hausen. Diese nahmen den Gottesmann mit Jubel auf und er blieb bei ihnen in einem armseligen Gurbi bis an sein sanftseliges Ende. Natürlich wurde er auch dort begraben, aber das war nicht nach dem Geschmack seiner Verehrer in Algier. Einige der frömmsten machten sich auf und entwendeten den Leichnam, der dann mit grossem Gepränge an seiner alten Wohnstätte begraben wurde. Die Kabylen waren wüthend und wollten zu den Waffen greifen, um ihren Heiligen wieder zu holen, aber als sie das Grab noch einmal betrachteten, lag der Leichnam wieder an seiner Stelle; er hatte sich auf wunderbare Weise verdoppelt und heisst darum Bou Kobrin, der Mann mit den zwei Gräbern. Die Verehrung der Araber und besonders der Kabylen für Heiligengräber kann übrigens für die Heiligen selbst sehr verhängnissvoll werden und macht das Spielen mit dem Aberglauben gefährlich. In Tunis wurde mir erzählt, dass ein geschickter Taschenspieler, ein europäischer Jude seiner Abstammung nach, der seine Kunst benutzte, um als Wunderthäter die Cyrenaica zu durchwandern, schliesslich, als er sich auf keine Weise zum Bleiben bewegen lassen wollte, von seinen feurigen Verehrern todtgeschlagen wurde, damit ihnen das Heiligengrab nicht entgehe.

Um die Kubbah des Bou Kobrin dehnt sich heute einer der vornehmsten Friedhöfe Algiers, der an Freitagen sehr stark von den Maurinnen besucht wird. Gegenüber erstreckt sich das weite Gebiet, auf welchem der Garten von Hamma angelegt ist; es ist jetzt in den Händen der Société franco-algerienne, welche den grösseren Theil parcellirt hat und zu Bauplätzen, bis jetzt freilich vergeblich, zu verkaufen sucht. Die Gegend mag, wie der Name Hamma, Sumpf, andeutet, im Sommer nicht ganz fieberfrei sein. Man hat ziemlich lange der Mauer entlang zu gehen, ohne einen Blick in den Garten gewinnen zu können, bis man ein einfaches Thor erreicht, das den Eingang gestattet. Es mündet in eine Allee prächtiger Platanen, die am 19. März eben auszutreiben begannen. Links davon dehnt sich der zu praktischen Zwecken bestimmte Theil des Gartens aus. Hier werden alle möglichen fremden Gewächse in grossen Mengen im freien Lande gezogen, Palmen, Bambus, Bananen, Kasuarinen, Eukalypten, ferner Nadelhölzer, Cypressen, kurz vorwiegend Zierpflanzen, die

an die Kolonisten billig abgegeben werden. Eine Querreihe von *Latania borbonica* (*Livingstonia sinensis*) brach fast unter der Last der Fruchttrauben und die bläulichen olivengrossen Beeren bedeckten überall den Boden, die Bäume selbst aber hatten gelbe Blattspitzen und sahen aus, als hätten sie von dem Winter gelitten. Schöner ist eine Allee der chinesischen *Chamaerops excelsa*, lauter Prachtbäume von 10—12 m. Höhe und im üppigsten Gedeihen, und eine andere Allee von schenkeldickem Bambusrohr, das einen vollständigen Tunnel bildet. Der Bambus hat hier schon die Grundlage für eine kleine Industrie abgegeben, deren Produkte in den Wärterhäuschen an den beiden Eingängen dem Publikum angeboten werden. Leider lässt die Etikettirung in dem Garten sehr viel zu wünschen übrig, nur ganz einzelne Pflanzen sind mit Namentäfelchen bezeichnet und auch auf diesen die Namen häufig unleserlich; ein gedruckter Führer scheint nicht zu existiren und einen Gärtner, von dem man sich belehren lassen könnte, bekommt man nur selten zu Gesicht.

Die als Baumschule dienende Abtheilung des Versuchsgartens wird begrenzt durch eine Allee, welche mit der Platanenallee parallel läuft, und aus abwechselnd gepflanzten Dattelpalmen, Latanien und Dracaenen besteht. Sie war früher, wo die Bäume noch gleichmässig wuchsen, der Stolz des Gartens, aber nun haben die Dattelpalmen, denen natürlich das Klima hier viel besser zusagt, ihre Nachbarn zu sehr überholt und eine Höhe von 15—20 Metern erreicht, während die Latanien, obwohl auch sehr gut gedeihend, kaum 5—6 Meter hoch sind, und die Allee sieht in Folge davon sehr ungleichmässig aus. An vielen Stämmen ranken sich Schlingpflanzen fast bis zum Wipfel hinauf und geben ihnen ein höchst eigenthümliches Ansehen. Unten trifft diese Allee auf ein Thor, das zur Strasse von Konstantine, die hier dicht dem Meer entlang läuft, führt; jenseits derselben steht im Schatten einer Gruppe von 70 Dattelpalmen ein arabisches Kaffeehaus dicht am flachen Strande; es bietet vielleicht die schönste Aussicht auf Algier und die meisten Bilder und Photographieen der Stadt sind von hier aus aufgenommen.

In gleicher Richtung mit der grossen Palmenallee läuft eine andere, unbestritten die schönste des ganzen Gartens, nur aus indischen Gummibäumen (Ficus Roxburghi) bestehend. Die Stämme, überall durch Luftwurzeln und Anschwellungen verdickt,

haben ein seltsam abenteuerliches Ansehen. Zwölf der schönsten stehen um ein Rondel herum, in dessen Mitte sich eine schlanke Palme erhebt; sie können schon einen kleinen Begriff geben von der Pracht der Tropenvegetation. Immer und immer muss man sich aber beim Beschauen dieser Baumriesen ins Gedächtniss zurückrufen, dass keiner derselben 40 Jahre alt, die ganze Prachtallee erst 1847 gepflanzt ist.

Was östlich von dieser Allee liegt, ist ein in englischem Geschmack angelegter Park, der seines Gleichen vielleicht in Kalkutta oder auf Java haben mag, am Mittelmeer aber sicher nicht. Selbst die sicilianischen Gärten müssen gegen ihn die Segel streichen, obschon sie in Palermo wenigstens viel besser gehalten sind. Der Begründer des Gartens, Herr Hardy, hat es verstanden, Schönheit und Wissenschaft zu vereinigen. Die Bäume sind nach natürlichen Familien geordnet, aber sie bilden gleichzeitig auch Gruppen von prachtvoll malerischer Wirkung, an denen auch der Laie seine Freude haben kann. Die Krone des ganzen sind die Palmen. In einer langen Ellipse stehen die zahlreichen Arten dieser Fürsten des Pflanzenreiches in prachtvollen Exemplaren, in denen man nur sehr schwer die alten Bekannten aus den Gewächshäusern wiedererkennt, was die mangelhafte Etikettirung doppelt empfinden lässt. *Oreodoxa regia*, die kubaner Königspalme, erhebt ihren in der Mitte angeschwollenen Stamm bis zu 20 Meter; sie fällt auf durch die grasgrüne Färbung des oberen Stammendes, das wie mit Oelfarbe angestrichen erscheint. Daneben steht die walzenrunde Säule der *Jubaea spectabilis*, der chilenischen Honigpalme, erst vor 20 Jahren gepflanzt und nun schon 1,20 m. im Durchmesser betragend, vielleicht die stattlichste Palme im ganzen Garten. Prachtvoll ist auch *Caryota excelsa*, und zwei Cocosarten (*flexuosa* und *lepida* aus Brasilien). Die gemeine Cocospalme (*Cocos nucifera*) will hier nicht gedeihen; eben darüber klagten mir die Gartendirektoren in Palermo. Wahrscheinlich liegt die Ursache am Mangel von Salz im Boden, ich erinnere mich gelesen zu haben, dass man in Polynesien, sobald man die Cocospalme einigermassen entfernt vom Meere pflanzt, der Nuss eine Hand voll Seesalz beigibt. Nach Martins standen 1864 40 Palmenarten*) hier im Freien

*) Martin zählt folgende auf (die mit * bezeichneten haben im Garten geblüht): **Chamaerops tomentosa*, **Ch. birrho*, *Ch. hystrix*, *Ch. martiana*,

jetzt scheinen es aber erheblich weniger zu sein, doch existirt eine ähnliche Palmensammlung im freien Lande ausserhalb der Tropen nicht zum zweiten Mal.

An die Palmen schliesst sich eine nicht minder interessante Sammlung von Ficoideen, leider noch mangelhafter etikettirt, als die Palmen. Neben *Ficus Roxburghi* fällt namentlich eine kleinblättrige Art ins Auge (*Ficus laevigata?)*, von der ein Exemplar am Teiche mit seinen unzähligen Luftwurzeln und Nebenstämmen einen förmlichen Wald bildet. Neben die Stämme der grösseren Bäume hat man das rankende *Philodendron pertusum* gesetzt, das sich mit seinen riesigen durchlöcherten Blättern prächtig ausnimmt, aber noch nirgends bis in die Aeste hinauf geklettert ist; ihm wie den Lianen mag es denn doch noch nicht warm genug sein.

Neben den Feigenbäumen finden sich die Aloë-Arten und die Kakteen, auch in reicher Auswahl; aber dann beginnt ein Gebiet, welches das getreue Bild eines Urwaldes bietet, in dem Niemand mehr unterscheiden kann, was gepflanzt ist und was Unkraut. Die vorhandenen Arbeitskräfte reichen nicht aus, um Alles im Stande zu halten und für weitere reichen die Mittel nicht. Uebrigens macht man eben energische Anstrengungen, um wieder Ordnung zu schaffen. Auch ein Theil des Teiches, der für die Kultur der tropischen und subtropischen Wasserpflanzen bestimmt, aber nach und nach zu einem verwachsenen Sumpf geworden war, wird ausgefüllt, der Rest soll wieder in Stand gesetzt werden.

Nahe der Direktorwohnung hat man einige empfindlichere Pflanzen untergebracht, die mitunter doch noch des Schutzes bedürfen, so *Carica papaya*, den Melonenbaum, von dem zwei

---

Ch. excelsa, *Ch. humilis*, *Ch. palmetto*. **Sabal Adansonii*, *S. havanense*, **Latania borbonica*, *Raphis flabelliformis*, *R. kundun*, *Thrinax parviflora*, *Th. argentea*, *Th. graminifolia*, *Th. mauritiaeformis*, *Corypha ceriphera*, *C. gerbanga*, *Brahea dulcis*, *Br. conduplicata*, **Phoenix leonensis*, **Ph. dactylifera*, *Ph. sylvestris*, *Ph. farinifera*, *Ph. pumila*, *Ph. reclinata*, *Oreodoxa regia*, *Cocos sp.*, *C. peruviana*, *C. plumosa*, *C. botryophora*, *C. coronata*, *C. schizophylla*, **C. flexuosa*, *C. lepida*, **C. australis*, *Fulchiroma senegalensis*, *Areca sapida*, *Diplostemum maritimum*, *Caryota urens*, *C. propinqua*, *C. Cumingii*, *Arenga saccharifera*, *Jubaea spectabilis*, *Ceroxylon andicola*. — Tchihatcheff nennt aus 1878 nur 20 Arten, sagt aber nicht bestimmt, ob es alle noch existirenden Arten sind. —

Exemplare mit Früchten beladen dastanden, *Musa ensete* in voller Blüthe, *Cycas circinata* und *revoluta* u. dgl. Daneben sind Kakteen für Cochenillezucht angepflanzt und mit Vorrichtungen zum Decken gegen Regengüsse versehen. Man hat eine Zeit lang grosse Hoffnungen auf die Einführung dieses Industriezweiges nach Algerien gesetzt, aber die neuen Erfindungen im Gebiete der Farbindustrie haben ihre Einbürgerung um so mehr verhindert, als die Verhältnisse hier bei Weitem nicht so günstig liegen, wie in anderen trockeneren Ländern. In Algerien kommen eben immer noch zeitweise Sommerregen vor, die im Stande sind, die ganze Ernte eines Jahres zu vernichten, indem sie die farbeliefernden Schildläuse von den Zweigen herunterwaschen. Im Jardin d'essai werden alljährlich einige Generationen gezogen, aber die Zucht beginnt natürlich erst im Sommer.

Auch die Straussenzucht wird im Versuchsgarten betrieben und man hält heute noch eine Anzahl Paare. Eine Zeit lang schien es, als ob Algerien im Strauss wirklich ein neues Hausthier von Bedeutung erhalten habe und in Straussenfedern den Züchtern am Kap Konkurrenz machen könnte; seitdem sich aber die Amerikaner auch auf die Straussenzucht geworfen, sind die Federn schon so sehr im Preise gefallen, dass die Straussfarmen kaum mehr rentabel sind*). Es ist das umsomehr zu bedauern, als der Strauss in Algerien ausgezeichnet gedeiht und auf sonst unproduktivem Terrain auch von kleineren Unternehmern gezüchtet werden kann.

Der Garten von Hamma besteht aus zwei Theilen, dem seither beschriebenen zwischen dem Meer und der Strasse von Aumale und einem anderen, der sich südlich der Strasse den Bergabhang nach Kubbah hinaufzieht. Der letztere wird nur selten von einem Fremden besucht und ich wollte, ich hätte mich auch mit dem Anblick aus der Ferne begnügt, denn nichts ist peinlicher, als so auf Schritt und Tritt Vernachlässigung und Verfall einer grossartigen Anlage zu sehen. Der Garten zieht sich am steilen Abhang bis zu dem Lazaristenkloster und dem grossartigen Waisenhause von Kubbah hinauf, die von Napoleon III. angelegt, die ganze Gegend beherrschen. Einst führten zwei gut-

*) Der Preisabschlag betrug allein in 1883 nicht weniger als 35% und im Kapland, wo man ausgedehnte Strausszüchtereien angelegt hatte, ist in Folge davon eine förmliche Krisis ausgebrochen.

gehaltene Fahrwege in sich kreuzenden Serpentinen hinauf, dazwischen schlängelten sich zahlreiche mit Buxbaum eingefasste Pfade und die Abhänge waren mit Epheu bedeckt; die besten Forstbäume aller Zonen waren hier angepflanzt und sollten auf ihre Widerstandsfähigkeit gegen das algerische Klima geprüft werden. Wir stiegen den einen Fahrweg hinauf, das Thor ist längst verschwunden, in den Epheumassen am steilen Hang trieb sich ungestört eine tolle Kinderschaar herum. Alles ist seit Jahren sich selbst überlassen, die Buxhecken sind zu kleinen Bäumchen geworden, den Boden deckt der kapische Sauerklee (*Oxalis cernua*), der, gelegentlich mit anderen Pflanzen eingeschleppt, ein ebenso lästiges wie schwer zu vertilgendes Unkraut geworden ist, von Pfädchen ist keine Spur mehr vorhanden, und die meisten Baumarten sind aus Mangel an Pflege zu Grunde gegangen. Das macht aber gerade auch wieder den Garten hochinteressant; es ist ein Experiment im grossartigsten Massstabe. aus dem man erkennen kann, was in Algerien wirklich akklimatisirbar ist, d. h. was nach dem Anpflanzen und kurzer Pflege sich selbst überlassen werden kann, und was zwar dem Klima sich anpasst, aber dauernder Pflege bedarf, also immer Luxus- und Zierbaum bleibt. Es sind wenig genug Arten, die sich als vollständig akklimatisirt erwiesen haben. In erster Linie *Eucalyptus* in mehreren Arten; die seltsamen Früchte von *E. globulus*. wie verkehrte Glocken aussehend, aber mit vierkantigem grauweissem Kelch und einer seltsam regelmässig gezeichneten quadratischen Narbe auf der Oberseite, liegen überall herum. Junge Exemplare habe ich freilich nicht gesehen, aber das mag wohl am ungeeigneten allzu harten Boden liegen. Ueberhaupt muss man eben noch alle Eukalyptensämlinge in Kästen ziehen, die man mit einem Gemisch von zwei Drittel Holzerde und einem Drittel Sand 80 Cm. hoch füllt; man sät den staubförmigen Samen im October oder November und überdeckt ihn 2—3 Cm. hoch mit Erde; er keimt in warmer Lage in 10—12 Tagen. Im Frühjahr pflanzt man die Sämlinge in Töpfe und bringt sie erst in Beete. wenn sie ca. 30 Cm. hoch sind; sie erfordern häufiges Giessen oder Bewässern. Hat man sie einmal angepflanzt, so kann man sie rascher vermehren, denn die meisten Arten treiben, wenn man sie abschneidet, eine Masse Wurzelausschläge, die schon im zweiten Jahre Bäume von 6—7 Meter

Höhe sind. Diese australische Baumgattung hat rasch eine ganz ungemeine Wichtigkeit für die Mittelmeerländer erlangt, wenigstens für die westlichen, denn im Osten will sie nicht recht gedeihen; auf Cypern, wo ein Grossgrundbesitzer Mattei Pflanzungen im grossen Massstab unternommen hat, sind die 1878 und 1879 angelegten Saaten nach Ohnefalsch-Richter zwar ausgezeichnet aufgegangen, begannen aber im dritten Jahre zu kümmern und sind bis auf ganz wenige Exemplare eingegangen. In Algerien gedeihen sie ausgezeichnet; in der Exposition permanente befindet sich der Stamm eines vierjährigen *Eucalyptus globulus*, welcher 46 Fuss lang ist; er stammt aus den berühmten Baumschulen des Herrn Trottier in Maison Carrée, welche die Eukalypten millionenweise über Algerien verbreiten. Ganz abgesehen von der specifischen Wirkung gegen das Fieber, die man ja in neuerer Zeit vielfach bestreitet*), ist ein Baum von solcher Schnellwüchsigkeit, der schon in 4—5 Jahren zum Schattenspender heranwächst und nur Wasser, aber durchaus keinen guten Boden verlangt, in einem an hochwachsenden, Schatten gebenden Bäumen so armen Lande wie Nordafrika gar nicht zu überschätzen und seine Einführung ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst des Akklimatisationsgartens, wo 1866 das erste Exemplar von Herrn Ramel angepflanzt wurde. Heute stehen an der Strasse nach Aumale meterdicke Stämme, und Herr Cordier hat in seiner berühmten Eukalyptuszüchterei bei Maison Carrée 120 verschiedene Arten, vielleicht vier Fünftel der überhaupt beschriebenen Species; die Zahl der in ganz Algerien angepflanzten Stämme belief sich schon 1878 über zwei Millionen. Unter ihnen herrscht *Eucalyptus globulus* vor, doch sieht man auch einige andere Arten häufig und besonders in rauheren Lagen werden mit Vorliebe die frost-

*) Es scheint in der That, als ob die fieberwidrige Wirkung, die man zweifellos an vielen Stellen beobachtet hat, nur der raschen, üppigen Vegetation, vielleicht der dadurch vermehrten Sauerstoffproduktion zuzuschreiben sei; ganz ähnliche Erscheinungen hat man z. B. am Niederrhein bei ausgedehnten Korbweidenanpflanzungen beobachtet. Neu kultivirtes Land in wärmeren Klimaten wird immer von Wechselfiebern heimgesucht, die aber von Jahr zu Jahr an Heftigkeit abnehmen; manche dem Eukalyptus zugeschriebene klimatische Verbesserung liesse sich somit vielleicht aus der länger dauernden Kultur und den Entwässerungsanlagen erklären, wie z. B. in der Gegend von Sidi bel Abbès, wo die Haupterfolge in die Zeit vor Einführung des Eukalyptus fallen.

harten Sorten, wie *Eucalyptus coriaceus* und *Eucalyptus robustus* gepflanzt. Sie geben, abgesehen von Klimaverbesserung und Schatten, auch eine gute Rente durch den Holznutzen; fünfjährige Stämmchen liefern schon ausgezeichnete Telegraphenstangen, welche in Algerien überall die importirten kiefernen verdrängt haben, und aus zehnjährigen macht man bereits Bahnschwellen. Heute schon haben die Eukalypten den ganzen Charakter der Landschaft verändert; wie wird es erst aussehen, wenn sie einmal, wie in ihren heimathlichen Wäldern in Südaustralien und Tasmanien, ihre volle Höhe von 100 m. und darüber erreicht haben werden?

Fast so gut wie die Eukalypten gedeihen ihre Landsleute, die *Kasuarinen* mit ihrem seltsamen haarartigen Laube. Auch sie können als vollständig naturalisirt gelten und stehen hier sich selbst überlassen, mit zapfenartigen Früchten bedeckt; da sie auch auf trockenerem Boden gedeihen, sehr rasch wachsen, ein äusserst zähes, zu allen Arbeiten verwendbares Holz liefern und bis zu einer ziemlich beträchtlichen Meereshöhe hinauf aushalten, werden sie von den Kolonisten immer mehr angepflanzt und sind im Lande schon sehr verbreitet. Ausser ihnen haben sich eine ganze Anzahl *Akazien* das Bürgerrecht erworben, *Acazia retinoides* pflanzt sich nach Tchihatcheff sogar selbstständig fort, aber sie sind noch viel weniger ins Land eingedrungen und scheinen den einheimischen Bäumen gegenüber keine sonderlichen Vorzüge zu besitzen. Von Nadelhölzern stehen noch eine ziemliche Anzahl Arten am Abhang, aber nur die gemeine Strandkiefer oder Aleppoföhre (*Pinus halepensis*) zeigt eigentlich freudiges Gedeihen, andere erhalten sich nothdürftig, die feineren und namentlich auch die Araukarien kümmern. Es wäre von grossem Interesse, wenn einmal ein Botaniker von Fach diese Parthie des Gartens gründlich studirte.

Wir stiegen hinauf bis zu dem steilen Abhang eines Steinbruches, wo man eine wunderschöne Aussicht auf Algier und Mustapha hat, viel schöner als unten unter den Dattelpalmen, sie allein lohnt reichlich für den steilen Aufstieg, aber die Touristen begnügen sich meistens damit, den unteren Garten zu besuchen und dann im Schatten der riesigen Platanen des Café aux platanes oder vor dem koketten Café arabe mit seinen Bananen und Bougainvillien den nächsten Omnibus abzuwarten, der sie nach Algier zurückbringt.

Auch wir sassen dort noch ein Stündchen und legten uns im Geiste die verschiedenartigen Eindrücke des Tages zurecht. Bei aller Freude über die wunderbare Pflanzenpracht, die man sicher ausserhalb der Tropen nicht noch einmal findet, war es doch unmöglich, das unangenehme, ja traurige Gefühl zu bannen, das einen unwillkürlich beschleicht, wenn man ein so grossartig angelegtes Unternehmen sich aus Mangel an Theilnahme und an den nöthigen Mitteln vergeblich gegen einen unabwendbaren Rückgang sträuben sieht. Der ursprüngliche Plan des Herrn Hardy war, hier in erster Linie ein wissenschaftliches Institut zu begründen, das in dem herrlichen Klima Algiers alle Pflanzenfamilien der Erde in natürlichen Gruppen vereinigen sollte; daneben sollten die Nutzpflanzen der wärmeren Gebiete einer sorgsamen Prüfung unterzogen und, wenn möglich, der algerischen Kultur gewonnen werden. Lange Zeit war die Strömung in den Regierungskreisen seinen Plänen günstig; man hoffte damals mehr von der Einführung neuer Kulturarten als von der sorgsamen rationellen Pflege der vorhandenen; Banane, Colocasia, Baumwolle, Ramieh, Cochenille, die verschiedenen Seidenspinner u. dgl. waren damals die Lieblingskinder der Gouverneure und ihre Anpflanzung wurde den Kolonisten sogar eine Zeit lang obligatorisch vorgeschrieben. Ihren Höhepunkt erreichten diese Bestrebungen während des amerikanischen Secessionistenkrieges, wo ja in allen wärmeren Mittelmeerländern eine wahre Baumwollepidemie ausbrach. Seitdem hat man sich immer mehr überzeugt, dass für den Ackerbau Weizen und Gerste sichereren Ertrag geben, als Banane und Baumwolle, und dass für die Industrie die verrufenen heimischen Unkräuter, wie Halfagras und Zwergpalme und die Aloë wichtiger sind, als alle mühsam kultivirten Kinder der Tropen zusammengenommen. Nach dem Berichte des Gouverneurs für 1883 gehören die meisten dieser Kulturen schon der Vergangenheit an. Baumwolle baut nur noch Herr Dufour in der Oase el Outaja zwischen el Kantara und Biskra; ausserdem ziehen die Oasenberber etwas für ihren Hausbedarf. Von allen anderen Pflanzen hat nur der Tabak sein Areal behauptet, aber auch er macht keine Fortschritte, da ausser dem Staat keine Käufer vorhanden sind und dieser nur ein bestimmtes Quantum, ca. 3 Mill. kg., kauft. Trotz des ausgezeichneten Gedeihens der Tabakspflanze in Algerien und der Güte des Produktes ist darum

die Zahl der Anbauer zurückgegangen, die bepflanzte Fläche aber sich gleich geblieben; der Anbau konzentrirt sich immer mehr in den Händen der Grossgrundbesitzer und Aktiengesellschaften. Um dem nachtheiligen Einfluss des Monopols zu begegnen, beabsichtigt man, eine grossartige Manufaktur, die hauptsächlich für den Export arbeiten soll, in Algerien zu errichten. Unter der Reaktion hat natürlich der Akklimatisationsgarten am meisten zu leiden gehabt. Von Jahr zu Jahr hat man das ohnehin niemals allzureichliche Budget beschnitten und schliesslich das ganze Unternehmen der Société franco-africaine übergeben, welche gegen die Verpflichtung, den Rest in seinem alten Zustande und dem Publikum jederzeit geöffnet zu halten, einen Theil des 58 ha grossen Gartens in Bauplätze für Villen verwandeln durfte. Eine Aktiengesellschaft kann natürlich niemals wissenschaftliche Bestrebungen haben, und so wird gegenwärtig nur noch die Zucht von Palmen, Kasuarinen und Zierpflanzen betrieben und der Rest des Gartens vernachlässigt. Ein völliges Untergehen ist zum Glück bei dem Klima Algiers und der Lage des Gartens an einer ziemlich feuchten Stelle nicht zu fürchten.

Allerdings ist Algier trotz seiner glücklichen Lage durchaus nicht frostfrei, ja, es ist Frösten viel mehr ausgesetzt, als das nördlicher gelegene Palermo, und während dort der Thermometer in diesem Jahrhundert noch kaum unter den Gefrierpunkt gesunken ist, vergehen in Algier selten Winter ohne einen mehr oder minder scharfen Frost. Aus dem Winter 1877—78 führt Tchihatcheff*) neun Frosttage an, deren kältester 4,8° C. hatte; im Januar dauerte der Frost sechs Tage hintereinander an, im März noch drei (15.—19. März). In unserem Klima reicht ein Fallen des Thermometers auf 0,5° hin, die Treibhauspflanzen zu tödten; im Jardin d'essai, wo damals 258 tropische Arten kultivirt wurden, erlag diesen starken Frösten nur eine einzige Art, *Ravenalea Madagascariensis*, der Baum der Reisenden aus Madagaskar; 26 andere Arten litten, doch ohne einzugehen. Selbst der ganz ungewöhnlich rauhe Winter von 1871 tödtete nur 8 Arten, davon verschiedene, die bereits früher gekümmert hatten. Wie erklärt sich das? Tchihatcheff glaubt sich berech-

*) Spanien, Algerien und Tunis. Reisebriefe an Michel Chevalier. Deutsche Ausgabe. 1882.

tigt, anzunehmen, dass der Boden von Algier das Privilegium besitze, den Tropenpflanzen eine besondere Widerstandsfähigkeit mitzutheilen. Es ist das aber durchaus kein besonderes Privilegium für Algier allein; überall am Mittelmeer sehen wir Pflanzen im Freien ohne Schaden Temperaturen überstehen, die bei uns nicht nur sie, sondern auch längst eingebürgerte Arten tödten, und die Erklärung liegt nahe genug: Pflanzen erfrieren, sobald der Saft in ihren Zellen sich in Eis verwandelt und beim Gefrieren durch seine Ausdehnung die Zellenwände zerstört; es kommt also dabei nicht nur die Temperatur der Luft, sondern auch die des Pflanzensaftes in Betracht. Letztere ist aber durchschnittlich annähernd dieselbe wie die des Grundwassers, also die mittlere Jahrestemperatur des Ortes. In Algier ist diese 18,9° C., und man begreift leicht, dass ein bedeutend höherer Kältegrad nöthig ist, um dort den Pflanzensaft in Eis zu verwandeln, als bei uns, wo die Temperatur nur 6—8° beträgt. Auch länger dauernde Frostperioden werden weniger verderblich, weil der Frost nur selten den Tag über andauert und somit die Pflanze Zeit behält, sich im Innern wieder zu erwärmen.

Schlägt man auf Place Bresson statt der geradeaus führenden Rue Bab Azoun die langsam ansteigende Rue d'Isly ein, so gelangt man durch das schöne Thor von Constantine in ein Gebiet, das sich nur mit dem Posilippo von Neapel vergleichen lässt. Hier reiht sich Villa an Villa, jede mit gleich prachtvoller Aussicht aufs Meer und die untere Stadt; eine Villa in Mustapha supérieur ist das höchste Ziel, das sich der Ehrgeiz eines algerischen Franzosen steckt. Kein grösserer Gegensatz als der zwischen diesem Quartier und dem regen Treiben in der Strasse von Isly, wo sich Läden und Werkstätten aneinander reihen. Namentlich die Sattler haben sich hier angesiedelt, und vor ihren Lokalen ist immer ein reger Verkehr von Arabern, denen ein schönes Sattelzeug über Alles geht. Draussen in dem vornehmen Villenquartier sieht man dagegen von Eingeborenen nur die Diener der Villenbesitzer, Biskris, deren Tracht zu einer mehr oder minder phantastischen Livree zugestutzt ist. Hier liegt auch der Sommerpalast des Gouverneurs, ein zierliches maurisches Bauwerk von einem üppigen Garten umgeben, leider nur gegen Erlaubnisskarten zugänglich, die man sich im Stadtpalast holen muss. Wer sich diese nicht verschaffen kann und will, braucht nur ein paar

hundert Schritte weiter zu gehen, dann fällt die Strassenböschung nach aussen steil ab und man hat die Aussicht so schön, wie man sie an dem ganzen Sahel nur finden kann.

Folgt man der Strasse weiter, so gelangt man in das Bois de Boulogne, ein ziemlich ausgedehntes, von Wegen durchschnittenes Gehölz aus allen möglichen Koniferen, Akazien u. dgl. Auch hier zeigt sich leider dieselbe bedauerliche Vernachlässigung aus Mangel an Mitteln und auch an Raum; von den ursprünglich angepflanzten 400 Arten (nach Tchihatcheff) ist kaum noch ein Drittel übrig. Wenig weiter erreicht man bei der 1834 errichteten Gedenksäule (Colonne Voirol) mit 210 m Meereshöhe den höchsten Punkt der Strasse und kann von hier aus entweder nach el Biar hinüber oder durch den Ravin des Ouëd-Khrenis nach Birmandrais und Hussein Dey hinabsteigen.

Einen interessanteren Einblick in die abgelegeneren Theile des Sahel bot mir ein Spaziergang, den ich am 20. März nach dem kulminirenden Punkte des Sahel, dem Dorfe Bouzarea, machte. Vor dem Thore Bab el Ouëd gelangt man in das Dörfchen Cité Bugeaud, das fast ganz von Spaniern bewohnt scheint, denen das Fuhrwesen und die Pferdewartung in Algier ausschliesslich zufällt; die Bewohner sind ausschliesslich Hufschmiede und Wagenbauer. Dann folgt der Weg einem engen Thal, durch welches ein schwacher Wasserfaden vom Berge herabrinnt. Noch vor 25 Jahren war es ein respektabler Bach, der eine ganze Anzahl Mühlen trieb und das Thal bewässerte. Damals war freilich der Bouzarea noch bis zum Gipfel hinauf mit Korkeichen und wilden Oliven bestanden, wie der grössere Theil des Sahel westlich von Algier: heute ist der Wald verschwunden, die meisten Quellen sind versiegt, die Mühlen sind, soweit sie nicht eingegangen, auf Dampfkraft angewiesen und das Wasser im Ravin reicht selbst im Frühjahr gerade nur aus, um ein paar Bassins zu füllen, an denen Spanier und Eingeborene ihre Wäsche reinigen. Ihr Verfahren ist höchst einfach, sie bearbeiten die Wäsche mit den Füssen; besonders den Negern scheint das ein ungeheures Vergnügen zu machen, sie führen förmliche Tänze auf der Wäsche aus.

Bald hinter Cité Bugeaud verengt sich das Thal zu einer Schlucht, aber die steilen Ränder sind bis oben hinauf kultivirt; an jedem einigermassen zugänglichen Platz hängen die weissen

Häuschen der Spanier und Mahonesen, die sich mit Vorliebe an einsamen, dominirenden Stellen ansiedeln; häufig sind die Häuschen mit Kuppeldächern versehen und gleichen dann ganz den maurischen Kubbahs. Hier haben sie keine besonderen Bewässerungsanlagen nöthig, denn in geringer Tiefe findet man im Sahel überall Wasser und jedes Grundstück hat darum seinen Brunnen oder wenn es gross genug ist, seine von einem alten Maulthier getriebene Noriah. Für die Wasserversorgung der Stadt Algier ist diese Vertheilung des Grundwassers nicht sonderlich angenehm, denn nirgends finden sich so reiche starke Quellen wie die Flusshäupter in den Kalkgegenden. Die Stadt leidet darum trotz der vier noch aus türkischer Zeit stammenden Wasserleitungen im Sommer gar nicht selten Wassermangel und es ist schon vorgekommen, dass man einen Sous für zwei Liter Wasser zahlen musste und es den Biskris, den professionellen Wasserträgern polizeilich zugemessen wurde. Seit zehn Jahren plant man eine grossartige Wasserleitung, ohne zum Ziel kommen zu können. Zuerst wollte man die Quellen des Ouëd Mokta herbeileiten, doch erwies sich das als unausführbar, dann nahm man die Quelle des Harrasch jenseits der Metidja in Aussicht, aber das Wasser wurde für ungesund erklärt. Jetzt hat sich eine Aktiengesellschaft gebildet, welche die Quellen von Bab Ali zur Stadt leiten will; sie verlangt für das Unternehmen, das 5 Mill. Frs. kosten soll, eine jährliche Subvention von 250000 Fcs. und ein Privilegium auf 40 Jahre. Das erscheint den Vätern der Stadt denn doch zu hoch und so bleibt es vorläufig noch beim Alten.

Der Fusspfad, dem ich folgte, wand sich in steilem Anstieg an den Hängen der vielverzweigten Schlucht hin. Das Klima von Algier zeigte sich mir dabei von seiner Schattenseite. In der Sonne und an von dem Wind geschützten Stellen war es glühend heiss, so dass ich gern den Rock abgelegt hätte, und sobald ich um die Ecke bog, blies der Wind so kalt, dass ich meine Joupe zuknöpfte. Nicht umsonst legen die Eingeborenen den wollenen Burnus das ganze Jahr hindurch nicht ab und ziehen nur im Winter noch einen zweiten darüber. Die Aussicht wurde um so schöner je höher ich stieg und konnte stellenweise bequem die Vergleichung mit den prachtvollsten Parthieen am Golf von Neapel aushalten. Dicht über einem ziemlich hohen, aber selbst jetzt nach dem ungewöhnlich regenreichen Winter sehr wasserarmen

Wasserfall überschritt der Pfad endlich eine tiefeinschneidende Querschlucht und brachte mich nun rasch auf die Landstrasse, auf welcher ich in wenigen Minuten das Dorf Bouzarea erreichte. Hier auf dem flachen Rücken, 400 m über dem Meere, mit freier Aussicht nach dem Meer wie nach der Metidja, ist seit einigen Jahren ein reizendes Städtchen entstanden, in dem die Algeriner mit Vorliebe ihre Sommerfrische nehmen. Allenthalben wird gebaut, doch sind auch noch grosse Strecken frei und mit Asphodill bewachsen, der, eben blühend sich weithin durch seinen unangenehmen Geruch bemerkbar macht; er deutet auf stagnirendes Wasser in geringer Tiefe. Ein noch sichereres Anzeichen von Wasser ist hier unsere Brombeere; will man auf einem Gut einen Brunnen anlegen, so sucht man immer die mit Brombeergebüsch bewachsenen Stellen aus.

Ein prachtvoller Weg führt von Bouzarea nach der Stadt zurück; steile Traversen kürzen ihn erheblich ab und gestatten einen Einblick in die wunderbare Ueppigkeit, welche die Vegetation in den reichbewässerten Thalgründen entwickelt. Ich segnete den Club alpin français, der diese Pfade, denen ich mich sonst nicht anvertraut haben würde, mit Wegweisern versehen hat. Die wild zerrissenen Abhänge, die mit Orangen, Zitronen und Bananen erfüllten Schluchten erinnerten mich auffallend an die neptunischen Berge bei Messina, die ich vor elf Jahren durchstrichen. Nur bestehen hier die Wände nicht aus lockeren Schuttmassen, sondern aus festem Schiefergestein und darum sind sie an den Schattenseiten wenigstens mit einem üppigen Moospolster überzogen, das um Messina fehlt, weil es bei dem ewigen Wechsel der Oberfläche nicht Zeit findet, sich anzusiedeln; aus demselben Grund ist das Thal keine verheerende Fiumara.

Die Nacht brachte einen tüchtigen Regen, aber da es sich seither jedesmal am Tage aufgehellt hatte, liessen wir uns durch den trüben Himmel nicht abhalten und begaben uns gegen neun Uhr zur Bahn, um nach Maison Carrée zu fahren. Die Exkursionen in den Sahel hatten uns für mein Lieblingsfach nur sehr geringe Ausbeute gebracht, von den Dünen an der Harraschmündung und den mergeligen Höhen jenseits des Flusses hofften wir Besseres. Der Bahnhof von Algier liegt auf dem schmalen Raum zwischen der Hafenterrasse und dem Hafen, eng genug und wahrscheinlich bald für den zunehmenden Verkehr

nicht mehr ausreichend; rangirt muss jetzt schon draussen bei Agha werden, wo sich auch die Bureaux und Werkstätten befinden. Die Bahn läuft immer dem Strand entlang; das Meer tobte und warf seinen Schaum bis fast herüber auf die Schienen. Man durchfährt die Station Agha, die eigentlich noch zu Algier gehört, und Hussein Dey; dann wendet sich die Bahn vom Meere ab und erreicht, dem Harrasch aufwärts folgend, Maison Carrée. Der Fluss, im Sommer fast wasserleer, war durch die Regengüsse im Gebirg hoch angeschwollen und wälzte gewaltige Massen schlammigen Wassers dem Meere zu, das auf eine breite Strecke hin schmutzig gelb gefärbt war. Kaum waren wir aus dem Zug heraus, als es tüchtig zu regnen begann; wir flüchteten in das an der Harraschbrücke belegene Café de l'Harrach und warteten dort bei einem recht guten Frühstück das Weitere ab. Im Städtchen war reges Leben, denn es war Freitag und alle Freitage findet hier ein weitberühmter Viehmarkt statt, zu dem die Araber aus der ganzen östlichen Metidja und selbst aus entfernteren Gegenden zusammenströmen. Die ganze Umgebung des Harraschthales bietet eine ausgezeichnete Weide und alle dort wohnenden Eingeborenen beschäftigen sich eifrig mit Viehzucht. Auch heute waren trotz des Regens Massen von Araber zusammengeströmt und grosse Viehheerden drängten sich in den Umzäunungen. Die Rinder gehörten ausschliesslich dem kleinen brandrothen oder schwarzbraunen arabischen Schlag an und sahen nicht sonderlich gut gehalten aus; Pferde waren nur wenig vorhanden, dafür wohnen hier zu viel Kabylen, die für Pferde keinen Sinn haben und sie in ihren Bergen auch wirklich kaum gebrauchen können. Nur die Stämme am Isser, welche früher den Türken als Makhzen (eine Art regulärer Kavallerie, die zum Steuereintreiben unentbehrlich war) dienten, halten aus alter Gewohnheit noch Pferde, sonst gehen die Kabylen stets zu Fuss, wie in alten Zeiten Massinissa, dieser typische Kabyle, der sich als uralter Mann gegen den jüngeren Scipio rühmte, nie ein Pferd bestiegen zu haben. Nur die Reichsten halten sich Maulthiere oder Esel, und diese Thierklassen waren auch auf dem Markt zahlreicher vertreten. Den Haupthandelsgegenstand bildeten indess die Schafe, ziemlich unansehnliche Thiere, unter denen ich nur ganz einzelne Fettschwänze bemerkte; das Gebiet dieser Rasse beginnt erst weiter östlich.

Maison Carrée hat für Handel und Verkehr eine unvergleichlich günstigere Lage als Algier, das ja seine Bedeutung nur dem zufälligen Umstand verdankt, dass, als Barbarossa sich eine Hauptstadt am Meere gründen wollte, alle guten Hafenplätze, besonders Bougie, Bona und Oran, in den Händen der Spanier und für ihn nicht zu haben waren. Die Lokalpatrioten trösten sich mit der Hoffnung, dass die Enge des Bahnhofs in Algier doch noch einmal zur Anlage eines Hafens an der Harraschmündung zwingen werde, doch dürfte es damit wohl gute Wege haben; unsere Zeit ist zu sehr gewöhnt, die Natur zu korrigiren, als dass sie sich so leicht von Schwierigkeiten abschrecken liesse, und man wird eher einen Theil der Bucht ausfüllen, um Raum für Bahnhofsanlagen zu gewinnen, als dass man den Verkehr nach einer anderen Stelle als der Hauptstadt leitet.

Der Schmutz in den Gassen von Maison Carrée entsprach dem regen Marktverkehr; trotzdem arbeiteten wir uns, als der Regen etwas nachliess, über die Brücke hinüber zu den Höhen durch, auf denen das Blockhaus, nach welchem die Stadt ihren heutigen Namen trägt, liegt. Als Deckung des wichtigen Uebergangs wurde die türkische Befestigung, welche den Namen Bordsch el Kantra, Brückenfort, trug, schon seit 1830 von den Franzosen besetzt gehalten, in den ersten Jahren allerdings nur im Winter, da im Sommer die Besatzung zu furchtbar vom Fieber heimgesucht wurde. Jetzt sind das Fort wie die neben ihm erbaute Kirche und ein grosses Waisenhaus völlig verschwunden in einem ausgedehnten Wald von Eukalypten. Aus den Baumschulen der Herren Cordier und Trottier in Maison Carrée stammen ja fast alle die in Algerien angepflanzten Fieberbäume. Auf dem mergeligen Abhang machten wir zwar eine ungewöhnlich reiche Ernte an Schnecken, doch nur von gemeineren Arten, die wir auch sonst finden konnten, und der stärker werdende Regen trieb uns wieder ins Städtchen zurück.

Ein Zug ging sobald noch nicht ab, dagegen hielten an der Brücke ein paar der interessanten Fuhrwerke, die uns schon manchmal in Algier aufgefallen waren, ringsum offene Omnibus mit Vorhängen aus Segeltuch, die lustig im Winde flatterten. Es blieb uns keine grosse Wahl, wir setzten uns hinein; neben uns pressten sich ein paar arabische Viehhändler; dann kam auch noch ein Kabyle mit seiner unverschleierten, allerdings nicht mehr sehr

verführerisch aussehenden Ehehälfte und einem zwölfjährigen Bengel, der hier zurückbleiben sollte und beim Abschied von Muttern ganz entsetzlich heulte. Madame setzte sich meiner Frau gegenüber, lehnte sich aber bald auf die Schulter ihres Gemahls und entschlummerte sanft, so dass wir in aller Behaglichkeit die kunstreiche Tätowirung ihrer Hände betrachten konnten. Es war ein förmliches Handschuhmuster; breite Streifen aus zahlreichen Punktreihen liefen von den Fingerzwischenräumen bis zum Handgelenk und endeten an förmlichen Armbändern, an beiden Seiten reichten sie bis weit auf den Vorderarm hinauf. Solche Zeichnungen sieht man bei fast allen Frauen, weniger oft bei Männern; sie sollen übrigens nicht immer als Verschönerung dienen, sondern werden auch als Sympathiemittel gegen alle möglichen lokalen Leiden, Rheumatismus, Neuralgien u. dgl. angewandt. Man macht mit dem Messer einen kleinen Ritz nach dem anderen in die Haut und reibt ein Gemenge von Indigo und Kienruss ein, das eine unvertilgbare Färbung hervorbringt.

Anfangs interessirte uns das, aber nach und nach wurde das gepresste Sitzen in dem engen Raum unbequem. Beim Zusammensitzen mit Eingeborenen konnte ich überhaupt eine gewisse Unbehaglichkeit nicht unterdrücken, denn diese Biedermänner haben zu eigenthümliche Ansichten über einen Punkt der Zoologia humana. Bei uns ist die Kleiderlaus ein Thier, das man in anständiger Gesellschaft nicht gern nennt und dessen Namen zu einer fast unzählbaren Masse von Wortzusammensetzungen dient, welche sämmtlich in die Klasse der Verbalinjurien rangiren. Dem gläubigen Muselmann aber ist sie der auserwählte Liebling Allahs, dem er sein Ebenbild, den Menschen, zur ausschliesslichen Wohnung angewiesen hat. Alle anderen Schmarotzerthiere können auch sonst existiren; der frömmste Araber macht sich darum kein Gewissen daraus, einen Floh, der ihn peinigt, zu fangen und von sich zu werfen. Aber die Laus muss ohne den Menschen verkommen; wie kann er dem Willen Allahs entgegenhandeln? Das wusste ich, und wenn ich länger mit Arabern zusammenfahren musste, empfand ich bald ein gelindes Jucken, das zum Glück meistens — leider kann ich nicht sagen immer — nur der lebhaften Einbildung zuzuschreiben war. Auch diesmal war es mir nicht ganz geheuer, und als bei der Annährung an Hussein Dey der Regen anfhörte und sogar die Sonne durchbrach, entschlossen wir uns rasch,

liessen das Fahrgeld schwinden und stiegen aus, um in den nahen Dünen noch einen Sammelversuch zu machen.

Zwischen dem steilen Abfall der letzten Sahelausläufer und den Dünen lag früher ein langgestreckter fieberaushauchender Sumpf. Heute befinden sich hier, wo es selbst im höchsten Sommer feucht bleibt, die üppigsten Gemüsegärten (*Maraichcries*) von Algier und von hier aus kommen vorzugsweise die frischen Gemüse, mit denen die Tafeln der Reichen in Europa im Winter versorgt werden. Die Ausfuhr beginnt Mitte November mit den grünen Bohnen; dann bringt jeder der schnellsegelnden Dampfer der Compagnie transatlantique, denen der grössere Theil des Gemüseexports zufällt, 80—100,000 kg frische Gemüse nach Marseille, im Dezember und Januar sogar 200,000 kg, die dann sofort mit den Eilzügen nach Lyon und Paris weiter gehen. In Marseille selbst wird nur wenig algerisches Gemüse verbraucht, da es mit den fast eben so früh und in besserem Zustand auf den Markt kommenden Erzeugnissen der Seealpenküste nicht konkurriren kann. Um Hussein Dey überraschten mich besonders ausgedehnte Erdbeerfelder, die ich hier nicht erwartet hätte; man kultivirt vorwiegend die Monats-Erdbeeren, die trotz der Hitze vorzüglich gedeiht; doch erhielten wir mitunter auch grossfrüchtigere Sorten. Sonst herrschten im März Artischoken, Lattich, Kohl, Bohnen, Zwiebeln und Kartoffel vor. Auch hier hatte jedes Grundstück seine eigene Bewässerungsanlage.

Jenseits der Gärten im Anfang der Dünen liegt ein französisches Fort, um die flache Küste und die Harraschmündung gegen eine feindliche Landung zu schützen. Hier ist die schwache Stelle der Bucht von Algier und hier sind in der That die Spanier dreimal gelandet. Einmal unter Diego de Vera 1516, kurz nachdem Harudsch Barbarossa, von dem Emir Selim ben Teumi gegen die Spanier, welche den Peñon, die kleinen jetzt landfesten Inseln dicht vor Algier, besetzt hielten, zu Hülfe gerufen, diesen getödtet und sich der Stadt bemächtigt hatte. Einem seiner Söhne war es gelungen, sich nach Oran zu den Spaniern zu flüchten; aber die Expedition, die ihn wieder einsetzen sollte, misslang; die spanischen Truppen wurden von den Türken geschlagen und die Flotte vom Nordwind zerstreut. — Fünfundzwanzig Jahre später landete an derselben Stelle Kaiser Karl V. selber, um den Räubereien und den Verheerungen

der Mittelmeerküsten ein für allemal ein Ende zu machen. die Stadt schien unbedingt verloren, die Armee war gelandet, alle Höhenpunkte in ihren Händen und die Flotte bereit, die Stadt zu bombardiren. Aber die Expedition war zu spät unternommen worden, furchtbare Regengüsse hemmten die Bewegungen der Armee, durchnässten das Pulver und machten die Artillerie nutzlos und am 28. Oktober brach einer jener furchtbaren Stürme los, wie sie die algerische Küste von Zeit zu Zeit heimsuchen und vor welchen vor der Anlage der modernen, ringsum geschützten Häfen ausser Mers el Kebir bei Oran keine nordafrikanische Hafenbucht Schutz gewährte. Am anderen Morgen waren von vierhundert Schiffen über die Hälfte mit Mann und Maus untergegangen, gegen 8000 Menschen ertrunken und die Armee aller Vorräthe beraubt. Nur eine Anzahl Galeeren, die der seeerfahrene Andrea Doria kommandirte, hatten hinter Kap Matifou Schutz gefunden und konnten die Trümmer der Armee aufnehmen. Seitdem sagen die Türken: Algier ist wohlverwahrt. *Abd er Rhasnan* und *Tsaabbi* (der Nord- und der Ostwind) behüten sie. Vom 28. Oktober 1541 datirt der Niedergang der Mittelmeerländer. Der Kaiser wie nach ihm sein Sohn Philipp II wurden durch die nutzlosen Kämpfe gegen den Protestantismus ausschliesslich in Anspruch genommen und liessen die Piraten frei gewähren, der Handel musste sich andere Bahnen suchen, das Mittelmeer verödete und seine Küstenländer, deren Bewohner sich aus Furcht vor den Korsaren in die Berge zurückzogen, verfielen der Malaria, der sie die Kultur unseres Jahrhunderts nur mit grossen Opfern wieder wird entreissen können.

Noch ein drittes Mal landeten die Spanier an derselben unglückseligen Stelle am 30. Juni 1775; 23000 Mann unter O. Reilly wurden ausgeschifft und drangen in lebhaftem Kampf mit den Türken bis in die Gärten von Mustapha vor. Dort aber hatten die Janitscharen sich verschanzt und schlugen alle Stürme zurück; gleichzeitig zogen von der Harraschbrücke her die Beys von Titeri und von Constantine mit frischen Truppen heran und wandten gegen die spanische Reiterei dieselbe Taktik an, wie seiner Zeit Cyrus gegen die Lydier und später die Maurusier gegen Römer und Byzantiner: sie stellten ihre Kameele vor die Front, so dass die Pferde scheuten. So wurden die Spanier geschlagen und mussten sich mit schwerem Verlust wieder ein-

schiffen. Der Friedhof auf welchem die gefallenen Muhamedaner begraben wurden ist noch zu sehen. Die Franzosen haben sich bei der Landung in Algerien die Erfahrungen der Spanier zur Warnung dienen lassen; sie landeten an einer Stelle, wo ihnen die Schutzpatrone Algiers wenig anhaben konnten und schlugen vor allen Dingen auf der weit vorspringenden Halbinsel Sidi Ferouch ein festes Lager auf, ehe sie zum Angriff schritten.

Uns waren die Dünen günstiger als den Spaniern; der Regen hatte den Sand festgemacht, bis an die Brandungslinie hin sprosste alles mögliche Grün und es wimmelte von einer schönen, nur um Algier vorkommenden Schnecke (*Helix acompsia Bourg.*), die sich bei trockenem warmen Wetter vollständig in den Sand vergräbt, so dass nur die schwarze Gehäusespitze sie dem Suchenden verräth. Sonst war bei dem rauhen Wetter noch wenig Leben zu spüren; nur langbeinige schwarze Käfer (*Pimelia*) stelzten im Sande herum und unter den spärlichen Steinen fanden wir ein paar der seltsamen Laufkäfer (*Scarites gigas*), die mit ihren grossen Zangen fast dem Hirschkäfer gleichen; sie sehen, wenn sie geduckt im Sande liegen, so seltsam und fast scorpionenartig aus, dass ich den ersten ganz vorsichtig mit der Pincette herausnahm, ehe ich ihn als harmlosen Käfer erkannte; leider konnten wir trotz allen Nachsuchens nur zwei Paare entdecken. Die Amphibien schienen alle noch im Winterschlafe zu liegen; wir erbeuteten nur eine einzige graue Kröte.

Der Strand von Hussein Dey ist bei den Schneckensammlern berühmt als reiche Fundgrube für kleine Landschnecken, welche der Harrasch aus seinem Quellgebiet mitbringt; man kann sie hier bequem aus dem Geniste aussieben, während sie im Gebirge ihrer Kleinheit und versteckten Lebensweise wegen kaum zu finden sind. Auch heute war Genist genug angeschwemmt, aber der Sturm wehte es einem geradezu aus den Fingern und wir mussten wohl oder übel das Sammeln auf ein andermal verschieben.

Mit ziemlich reicher Ausbeute wandten wir uns zum Dorf zurück und gingen der ausgezeichnet gehaltenen, selbst bei Regenwetter sauberen Chaussee entlang zum nahen Garten von Hamma. Reizende Landhäuser liegen an der Strasse; namentlich hatte sich ein Kollege hier ein prächtiges Heim gegründet mit einem kleinen, aber wunderschönen Garten, mit ein paar Palmen und ganz auffallend schönen hohen Säulenkaktus. Am Platanenkaffee

fanden wir leider keinen Trambahnwagen und stiegen darum in einen der kleinen billigen Omnibus, die mit Vorliebe von den Eingeborenen benutzt werden. Am Eingang des Friedhofes von Bou Kobrin stiegen ein paar maurische Damen ein, welche die Gräber ihrer Verwandten besucht hatten; sie verhüllten sich zwar nach besten Kräften, schienen aber sonst gerade nicht sehr traurig und scherzten sehr lebhaft mit zwei jungen Biskris, die sich auch im Omnibus befanden. Der Gang zum Friedhof am Freitag ersetzt den maurischen Frauen unsere Kaffeevisiten; sie finden dort Gesellschaft in Menge und können klatschen und schwatzen nach Herzenslust, lassen sich darum auch von schlechtem Wetter nicht abhalten. Den Männern ist der Besuch der Friedhöfe an Freitagen streng verboten, was aber doch nicht verhindert, dass gar manche Intrigue bei solchen Freitagsausgängen eingefädelt wird, gerade wie bei den Gängen ins Bad.

Drittes Kapitel.

Die Metidja und das Zaccargebiet.

Ein achttägiger Aufenthalt in Algier hatte uns vorläufig die nähere Umgebung der Stadt und das Treiben in derselben genügend kennen gelehrt. Als am 22. März das Wetter sich aufhellte und der steigende Barometer andauernd heiteres Wetter versprach, entschlossen wir uns, einen mehrtägigen Ausflug ins Innere zu riskiren und zwar zunächst nach dem Berglande des Dschebel Zaccar, welches die Metidjaebene nach Westen begrenzt und das Gebiet des Mazagran von dem des Scheliff scheidet. Das berühmte Warmbad Hammam Rir'ha sollte unser erstes Ziel sein. Am 23. März gingen wir darum zur Bahn, um auf der Strecke Algier-Oran nach Bou Medfa, der Station für das Bad, zu fahren. Bis Maison Carrée kannten wir die Gegend schon. Weiterhin verengt sich das Harraschthal etwas; in dem feuchten Grunde wuchern Trauerweiden und Eukalypten, die Höhen sind Weinberge. Nach kurzer Fahrt weichen die Hügel beiderseits zurück und vor uns dehnt sich stundenweit eine tischgleiche üppiggrüne Ebene, nach Süden hin von hohen Bergen eingerahmt. Wir sind in der Kornkammer

von Algier, der Metidja. Ueberall liegen gut gedeihende Kolonistendörfer, von sorgsam kultivirten Weizenfeldern umgeben; nur noch ganz einzeln findet man Douars, Zeltdörfer der Araberstämme, welche einst die ganze Ebene, aus der sie die Kabylen in die Randberge gedrängt hatten, bewohnten. Sie beschäftigen sich noch fast ausschliesslich mit Viehzucht, in der üppigen, auch im Sommer grünen Ebene können sie das auch ohne zu nomadisiren, aber sie fühlen sich doch unbehaglich, eine Besitzung nach der anderen geht in Kolonistenhände über und der frühere Besitzer wird, wenn ihm das erhaltene Kapital unter den Fingern zerronnen ist, zum Viehtreiber und Tagelöhner. Meist aber zieht er es vor, nach Algier zu gehen und dort auf eine nicht allzuanstrengende Weise seine geringen Lebensbedürfnisse zu erwerben. Ihm macht der Verlust seines Vermögens keinen grossen Kummer; *mektub rebbi*, der Herr hats geschrieben, damit trösten sich die unverbesserlichen Fatalisten; das Leben ist ja doch nur kurz und im Paradiese wird er es um so besser haben. So weicht der Araber auch ohne Zwang ziemlich rasch aus den von der Kolonisation einmal in Angriff genommenen Gebieten und seine Tage in Nordafrika, die Sahara ausgenommen, sind gezählt.

Wir durchfahren drei kleinere Stationen, Gué de Constantine, wo die Strasse nach Aumale den Fluss überschreitet, Baba Ali und Birtouta mit seinen grossen Ziegeleien. Dann beginnt die Ebene sich mit Fruchtbäumen zu füllen, Alleen von Cypressen durchschneiden sie nach allen Richtungen, wir nähern uns Boufarik, dem aufblühenden Centrum der Ebene. Kein anderes Städtchen von Algerien hat so vom Fieber gelitten, wie dieser »Kirchhof der Metidja«. Drei ganze Generationen von Ansiedlern sind den Miasmen erlegen, die der frisch gerodete Boden aushauchte; aber die Fruchtbarkeit der Felder lockte immer wieder neue Kolonisten herbei, und schliesslich blieb die Kultur Sieger über die bösen Geister, welche die verwilderten Länder zu hüten scheinen. Heute ist Boufarik ein reiches blühendes Städtchen und so gesund wie irgend ein anderes in ganz Nordafrika, und sein Wochenmarkt ist der besuchteste in der ganzen Ebene. Hier liegen auch ausgedehnte Baumschulen, welche Algerien mit Orangen, Citronen und anderen Fruchtbäumen versorgen. Die Platanen, vom Sahel gegen die Nordwinde geschützt, waren weiter vor als in dem tiefer gelegenen Algier.

Nun nähert sich die Bahn dem Gebirge, dessen schluchtenreichen Abhang man genau erkennen kann, bleibt aber immer in der Ebene. Nach Norden hin übersieht man die Sahelkette mit dem weiss leuchtenden Koleah, der heiligen Stadt der Uled Sidi Embarek, weiterhin ragt die gewaltige Pyramide des numidischen Königsgrabes, das die Araber *Kubber er Rumiah*, Grab der Christin, nennen und mit den mannigfachsten Sagen umsponnen haben, und noch weiter westlich erscheint am Horizont die bläuliche Masse des Chenouah; deutlich erkennt man die Scharte, in welcher der Mazagran die Sahelkette durchbricht; er und der Harrasch haben den See, der ehemals die Ebene einnahm, trocken gelegt. Im vorigen Jahrhundert hatte sich in Folge der Vernachlässigung des Mazagran am Fusse der Hügelkette gerade unter dem Grab der Christin eine neue Wasseransammlung gebildet, der See Halloula, der ebenfalls in den arabischen Sagen eine bedeutende Rolle spielt; die Franzosen haben ihn durch einen Kanal ausgetrocknet und dadurch die westliche Metidja vom Fieber so ziemlich befreit. Damit ist freilich auch ein Erwerbszweig der ärmeren Eingeborenen vernichtet worden, denn im Halloula fanden sich massenhaft Blutegel (nicht unser *Hirudo officinalis*, sondern *H. interrupta Moq.*, der Dragoneregel, der sich durch geringere Grösse und schwächere Mundbewaffnung auszeichnet). Frauen und Kinder gingen ins Wasser und liessen die Egel sich ansaugen; die gefangenen gaben einen recht wichtigen Exportartikel ab, so lange die alte medicinische Schule noch in Blüthe war. Auch die Jagd auf Wasservögel in der Metidja hat seitdem ihr ergiebigstes Feld verloren und die Algierer Feinschmecker bekommen keine Aale mehr, da dieser Fisch sich jetzt nur noch im Harrasch und zwar recht selten findet.

Von Boufarik aus läuft die Bahn immer dem Südrand der Ebene entlang, meist durch Orangenpflanzungen, vorbei an dem koketten Blidah und der Mündung der Schiffaschlucht, die wir auf dem Rückwege zu besuchen gedenken, und tritt dann in das Thal des Ouëd Dscher, welcher mit der Schiffa zusammen den Mazagran bildet. Nach Süden hin beherrscht der gewaltige Dschebel Mouzaïa die Gegend, vor uns wird in blauer Ferne die Glockenform des Zaccar sichtbar. Jenseits el Affroun wird das Thal enger und beginnt sich zu winden, und es müssen ein paar Einschnitte und Tunnels passirt werden. Der Boden scheint

nicht sehr fruchtbar und hat noch kaum Europäer zur Ansiedelung verlockt; es wohnen hier noch fast ausschliesslich Kabylen, die theils als Holzmacher und Kohlenbrenner ihren Lebensunterhalt gewinnen, theils als Arbeiter und Bahnwärter in Diensten der Eisenbahngesellschaft stehen. Letztere gelten als pünktlich und zuverlässig; sie tragen Hosen und Blouse, halten aber zäh an dem arabischen Kopftuch und der Kameelhaarschnur, welche diese Stämme von den Arabern der Ebene angenommen haben, fest. Im Uebrigen sind sie der Civilisation gar nicht abgeneigt, schicken ihre Kinder in die Schulen und haben hier und da ihre kleinen Steinhäuser (*Gourbis*) sogar statt des herkömmlichen Reiserdaches mit einem Ziegeldach versehen und ausser der nie fehlenden Opuntia ein paar Birnbäume gepflanzt. Sie sind natürlich sehr arm und halten an Vieh nur ein paar Ziegen.

Wunderbar, dass der mexikanische Kaktus sich so leicht bei den Eingeborenen Nordafrikas, die doch sonst von Neuerungen nichts wissen wollen, eingebürgert hat. Selbst der nomadisirende Araber pflanzt ihn an Stellen, wo er öfter hinkommt; an Berberdörfern vermisst man ihn nur im Hochgebirge. Wüsste man nicht ganz genau, wann er eingeführt worden, so müsste man ihn für einheimisch halten. Die Araber wissen noch recht gut, dass er ihnen von den Christen zugekommen und nennen ihn darum *Karmus nassarah*, Christenfeige, im Gegensatz zu den Kolonisten, die sie *figue arabe* oder *figue de la Barbarie* nennen. Wenn ihre Früchte reifen, arbeitet kein Araber, denn dann braucht er um seine Ernährung nicht zu sorgen. Dem Nord-Europäer freilich fällt es schwer, an den faden Fichi d'India mit ihren vielen Körnern Wohlgefallen zu finden; alle Südländer lieben sie leidenschaftlich. Man findet die Opuntia desshalb auch in allen Küstenländern massenhaft, Kleinasien vielleicht ausgenommen, dessen Winter ihr so wenig zusagen, wie der Aloë. In die Aurès-Thäler hat sie sich erst im letzten Jahrzehnt verbreitet und auch in die libysche Wüste dringt sie von Tripolis und Bengasi aus eben erst vor.

Nach vierstündiger Fahrt, von welcher aber mindestens ein Viertel auf die Halte kommt, ist Bou Medfa erreicht. Das kleine Dorf hat sich vor den perniciösen Wechselfiebern, an denen das Thal trotz seiner Enge leidet, auf eine benachbarte Anhöhe geflüchtet. Ueber ihm erhebt sich eine weissleuchtende Kubbah,

natürlich dem grossen Heiligen Sidi Abd-el-Kader el Ghilani gewidmet; gegenüber auf einer anderen Anhöhe liegt eine französische Redoute, welche den wichtigen Pass aus dem Scheliffthal herüber deckt. Nur ein paar Häuser liegen näher am Bahnhof, aber die Thalebene ist ziemlich sorgsam kultivirt. Gleich beim Aussteigen können wir erkennen, dass das Bad sich in den paar Jahren, seit Schwarz*) hier war, erheblich gehoben haben muss; eine Anzahl eleganter Reisekoffer stehen auf dem Perron und eine dicke gesprächige Französin nimmt uns mit einem kunstgerechten Knix in Empfang und geleitet uns zum Badeomnibus, dem allerdings noch einige Verschönerung und Verbesserung zu wünschen gewesen wäre. Später hatten wir freilich Gelegenheit, uns zu überzeugen, dass das Badehôtel auch einen tadellosen Hôtelomnibus besitzt, der aber seiner Schwere und des steilen Weges halber nur bei Regenwetter benutzt wird. Auch die Strasse ist anders geworden, die Bäche sind überbrückt, und wir brauchen nicht mehr durch Furten zu fahren. Das Thal ist weit und flach, noch völlig unkultivirt; Oleandergebüsch füllt die Ebene, an den flachen Hängen sehen wir noch überall den afrikanischen Buschwald. In wenigen Jahren wird es anders werden und der Kolonistenpflug auch hier seine Furchen ziehen. Im Hintergrunde des Thales erhebt sich, Alles dominirend, die mächtige Glockengestalt des Zaccar, und als wir um eine Ecke biegen, zeigt uns der Kutscher in der Ferne anf einer hohen Terrasse die weissleuchtenden Gebäude des Bade-Etablissements. Sie scheinen ganz nahe, aber die Strasse braucht mit den vielen Serpentinen von Bou Medfa aus doch drei Stunden (14 Kilometer) um die Höhe zu ersteigen.

Als wir uns gerade unter dem Hôtel befanden, siegte denn doch der Sammeleifer, wir liessen uns absetzen und schlugen einen steilen, direkt hinaufführenden Fusspfad ein, längs dessen wir etwas zu sammeln hofften. Den herabrauschenden Abflüssen der Thermalwasser entlang ist eine ziemlich üppige Vegetation an dem sonst kahlen Hang, aber für uns bot sie nur sehr wenig Ausbeute. Schon in halber Höhe empfingen uns die Zeichen beginnender Civilisation, neu angerodete Ländereien, die nach und

*) Algerien (Küste, Atlas und Wüste) nach 50 Jahren französischer Herrschaft. Reiseschilderung nebst einer systematischen Geographie des Landes. Leipzig, Frohberg 1881.

nach in einen noch jungen, aber sorgsam gepflegten Park übergehen. Unschwer kann man, wie an den Jahrringen eines Baumes den Jahreszuwachs, so hier die Zonen jährlicher Erweiterung an den flott gedeihenden Eukalypten und Kasuarinen verfolgen, die um so höher werden, je näher man dem eigentlichen Badeetablissement kommt. Schliesslich folgen Blumenbeete, von Rosenhecken eingefasst, die ganz aus einer unserer feinsten Treibsorten (Marschall Niel) bestehen. Gleich darauf stehen wir vor dem ganz neuerbauten Hôtel. Gleichzeitig aber thut sich auch eine Aussicht vor uns auf, welche die Augen mit Gewalt fesselt. Wir stehen auf einer Hochebene, 550 m. über dem Meer, nur wenig unter dem höchsten Kamm, der aber doch noch hoch genug ansteigt, um im Winter Schutz vor dem rauhen Nord zu bieten. Tief unter uns liegt das Thal des Ouëd Dscher, dahinter auf einer anderen Hochebene das freundliche Dörfchen Vesoul-Ban'ian, eine der wenigen Ansiedelungen in Algerien, die eine gleichartige Bevölkerung aufweisen können; es sind lauter Franche-Comtois, die zusammen ihre Heimath verlassen und sich hier angesiedelt haben; sie finden durch Getreidebau und Viehzucht ihr ganz behagliches Auskommen. Weiterhin erheben sich die Höhenzüge, welche uns vom Scheliffthal trennen, und über sie hinweg ragen in blauer Ferne die Berge von Teniet el Haad, die Stätte der berühmten Cedernwälder. Zur Linken schliesst der Dschebel Mouzaïa das Bild, zur Rechten erhebt sich unmittelbar gegenüber der gewaltige Zaccar, 1580 m. hoch, von Nebelwolken umzogen, wie fast immer Nachmittags, bei der wechselnden Beleuchtung ein wunderbar schönes Bild bietend. Freilich ist die Landschaft kahl, nur die nächsten Höhen um das Bad herum sind mit Strandkiefern bedeckt, aber die prachtvollen Formen der Berge und der wärmeren Tinten des Südens lassen das Grün kaum vermissen.

Das Badehôtel ist völlig neu, ein mächtiger Bau, leider ganz im Styl aller modernen Badehôtels erbaut, eine geräumige Kaserne mit hübschen freundlichen Zimmern und allem Comfort der Neuzeit. Es erhebt sich etwas oberhalb der alten arabischen Badeanlage auf der Terrasse, welche einst die Römerstadt Aquae Calidae trug. Die Stadt soll zur Zeit des Tiberius begründet worden sein (32 n. Chr.) und blühte mit dem römischen Nordafrika empor; eine direkte Strasse, deren Spuren noch heute zu

erkennen sind, verband sie mit Julia Caesarea, der Residenzstadt Jubas, dem heutigen Cherchell. Es sind uns nicht allzuviel Nachrichten über sie geblieben, aber bei dem fast leidenschaftlichen Hang der Alten zum Gebrauch von warmen Bädern können wir nicht bezweifeln, dass auch hier sich Tempel und prachtvolle Thermenanlagen erhoben, denn die Quellen haben ausser in Hammam Meskhoutin nicht ihres Gleichen in Nordafrika. Ein paar Grabinschriften und Stümpfe von Säulen, sowie ein paar Statuenreste, die man beim Ausgraben der Fundamente des neuen Hôtels gefunden, und hier und da ein paar Mauersteine, das ist Alles, was von der üppigen Römerstadt übrig geblieben. Ueberall in Nordafrika ist ja die Zerstörung eine so gründliche, wie nirgends sonst. Fragt man, wer das gethan, so erhält man natürlich zur Antwort: die Vandalen. Die haben einen so furchtbaren Hass gegen die Römerkultur gehabt, dass sie sich selbst an den entlegensten Orten die Mühe nahmen, die festesten Bauwerke einzureissen und jeden einzelnen Stein noch einmal zu zertrümmern! Die armen Vandalen müssen einmal Alles gethan haben. Sie haben gewagt, Rom anzutasten; das war mindestens ein so schweres Verbrechen, wie dass die Deutschen sich vermassen, Paris zu belagern; sie haben ausserdem der herrschenden Kirche als Ketzer arg auf den Fuss getreten und den grossen Fehler begangen, uns nicht selbst Nachrichten von ihrem Thun und Treiben zu hinterlassen. So wissen wirs nur aus den Schriften ihrer Feinde, die sicher ebenso glaubwürdig und unparteiisch sind, wie die Berichte der französischen Blätter über die Ulans und deren Vorliebe für die Pendulen; in welchem Lichte würden diese erscheinen, wenn nur französische Berichte auf die Nachwelt kämen? Der Geschichtsschreiber Prokop von Caesarea, der mit Belisar und dem Patrizius Salomon im Lande war, weiss wohl von den üppigen marmorgeschmückten Landsitzen, aber noch nichts vor der Zerstörungssucht der Vandalen zu melden, erst spätere Schriftsteller erzählen davon und mit den Jahrhunderten ist es zum feststehenden Glaubensartikel geworden, dass alle die Zerstörungen in Nordafrika den Vandalen zuzuschreiben seien. Ich werde an einer anderen Stelle nachzuweisen suchen, dass die Vandalen nur insofern eine Schuld trifft, als sie die Ringmauern der Städte brachen und somit den wilden Bergstämmen den Weg bahnten. Diese hatten dann allerdings in dem Zwischenraum zwischen dem

Zusammenbruch der Vandalenherrschaft und der Errichtung einer festen muhamedanischen Regierung Zeit genug, die verhassten Zwingburgen der Fremden aufs Gründlichste zu zerstören; dass ihnen die Lust dazu heute noch nicht abhanden gekommen, haben sie bei dem Aufstand von 1871 bewiesen. Wo sie nicht hin gelangen konnten, wie z. B. in Karthago, fanden selbst die arabischen Geographen des Mittelalters die Römerbauten noch völlig erhalten. Die letzten Trümmer der Herrlichkeit schleppten erst die Genuesen fort, als Karl V. Tunis eroberte.

Hier in Hammam Rir'ha hat wohl auch die Natur mitgeholfen. Die Gegend ist, wie wenig andere, leichten Erdbeben ausgesetzt; selten vergeht ein Jahr ohne eine oder die andere schwache Erschütterung, eine natürliche Folge der Auslaugung des Bodens durch das heisse Wasser und des Zusammenbruchs der ausgelaugten Schichten. Zum Glück ist es aber seit Menschengedenken immer nur bei ganz leichten Stössen geblieben; selbst die Katastrophe von 1867, welche die westliche Metidja so furchtbar heimsuchte, la Chiffa und Mouzaïaville völlig zerstörte und Blidah schwer beschädigte, ist hier oben nicht ungewöhnlich stark empfunden worden. Nur die eine Unannehmlichkeit haben die häufigen Erschütterungen für das Bad, dass man keine Cisternen anlegen kann, da ihre Cementmauern so häufig Risse bekommen, und da die nächste Umgebung von Hammam Rir'ha durchaus kein Trinkwasser bietet, ist die Badeverwaltung genöthigt, ein eigenes Fuhrwerk zu unterhalten, das eine Viertelstunde weit aus dem am anderen Abhang des Berges gelegenen kleinen Kolonistendorf das frische Wasser herbeiholt.

Die warmen Quellen von Aquae Calidae sind nie ganz verlassen gewesen; die Kabylen haben zwar eine gleiche Abscheu vor warmem wie vor kaltem Wasser, aber der Araber liebt warme Bäder sehr und immer wurden ein paar Bassins unterhalten, in deren warmen Fluthen die an Rheumatismus oder an alten Wunden Leidenden Genesung suchten und fanden. Sie hatten sogar weiter unterhalb ein eigenes Becken eingerichtet, in welchem auch das liebe Vieh der Wohlthat eines warmen Bades theilhaftig werden konnte. Nach arabischer Ansicht hat ein frommer Marabut, Sidi Sliman, die Quellen hervorsprudeln lassen; er beschützt sie auch heute noch und hält unter der Erde zweitausend gespenstische Kameele, welche das zur Heizung nöthige Holz her-

beischaffen müssen. Kein Araber besucht das Bad, ohne dem Heiligen seine Verehrung zu bezeigen. Auch die Franzosen wurden schon frühzeitig auf die Heilwirkung des Bades gegen Rheumatismus und Fieberkachexie, die beiden schlimmsten Geisseln ihrer Armee, aufmerksam und errichteten eine Militärbadeanstalt sofort, nachdem Milianah und die westliche Metidja definitiv in ihren Händen waren. Das Bain militaire, einige Minuten abseits vom Hôtel im dichten Baumschatten gelegen, besteht aus drei um einen Hof gruppirten Gebäuden und enthält Raum für 40—45 Personen; seine Piscinen werden durch eine eigene Quelle gespeist; es wird alljährlich am 15. April eröffnet, im Winter ist es nur von einem verheiratheten Unteroffizier bewohnt. Die ausgezeichneten Heilerfolge veranlassten auch manchen Kolonisten, den die Fieber der Metidja nicht losliessen, hier oben Hülfe zu suchen und so entstand das alte Bad, dessen Becken bei meiner Anwesenheit auch den Hôtelgästen noch dienen musste, da die Badeanlagen im Hôtel selbst noch nicht ganz fertig waren. Es liegt etwas unterhalb der neuen Anlage und besteht aus zwei im einfachsten maurischen Styl gehaltenen Höfen, um die herum sich einstöckige Häuser gruppiren. Die Badeeinrichtungen sind ausgezeichnet. Man badet in geräumigen Bassins, deren Wasser fortwährend erneuert wird; die Wassermenge ist so gewaltig, dass sie selbst bei grosser Frequenz ausreicht. Es ist ein Bassin für Männer und eins für Frauen vorhanden; an sie schliessen sich Schwitzsäle durch das warme Wasser geheizt. In den Bassins ist die Temperatur ungewöhnlich hoch, 48—49° C. und das mag nicht wenig zu den günstigen Wirkungen beitragen, die man selbst bei ganz veralteten Rheumatismen beobachtet. Während der Gebadete in Decken gehüllt, im Schwitzsaal transpirirt, werden seine Kleider in einem durch das warme Wasser geheizten Metallgefässe durchwärmt, so dass er selbst im Winter bei rauher Witterung ohne Furcht vor Erkältung den Baderaum verlassen kann. Für die Araber und die eingeborenen Juden, die trotz Emanzipation und französischem Bürgerrecht in vielen Beziehungen noch ächte Araber geblieben sind, hat man natürlich ein eigenes Bad, das sogar von einer besonderen Quelle gespeist wird; auch hier sind es nicht religiöse Vorurtheile, die zur Absonderung bewegen, sondern lediglich allein die verschiedenen Ansichten über *Pediculus vestimenti.*

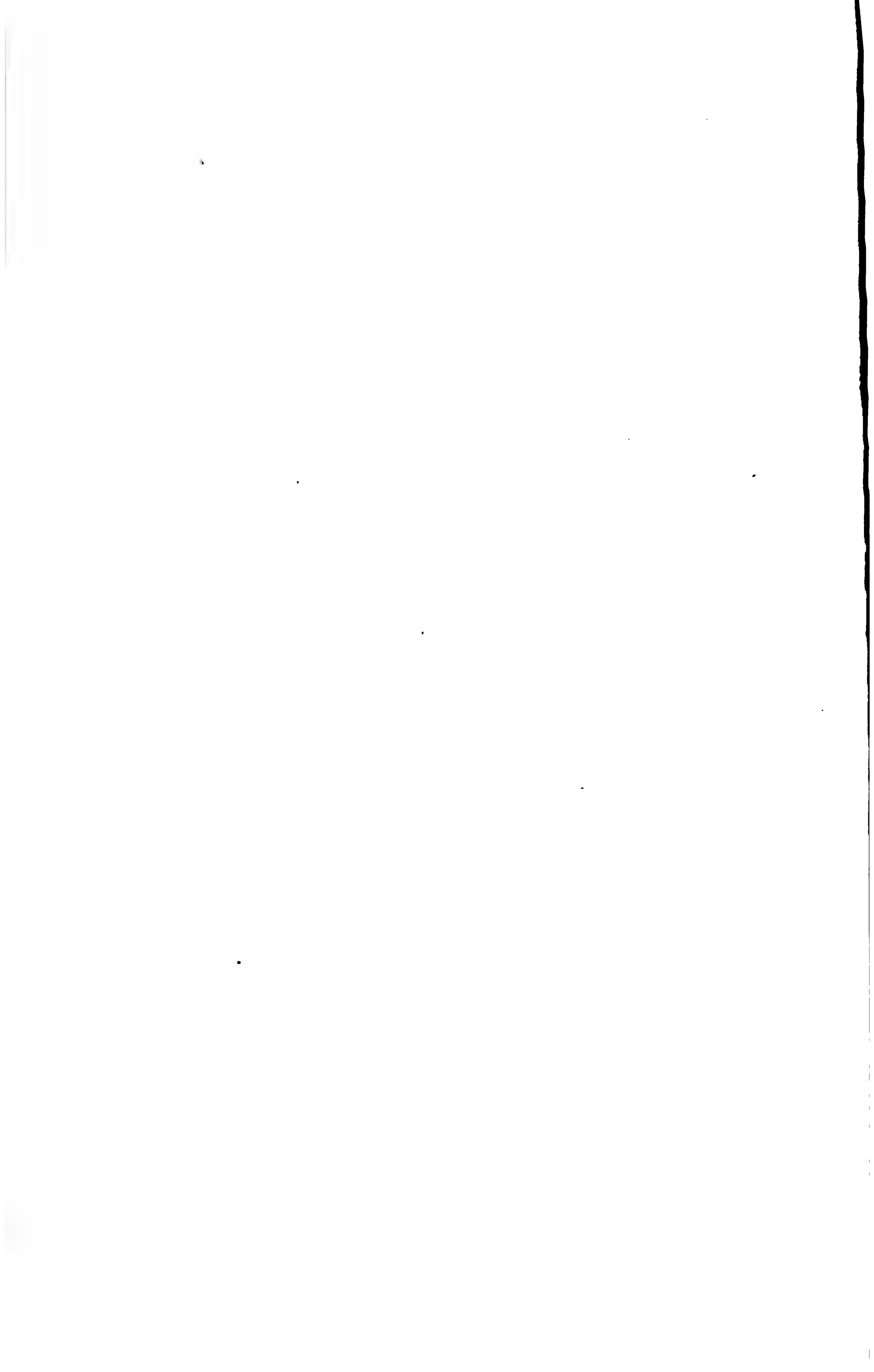
Die immer mehr zunehmende Frequenz des Bades hat die französische Regierung veranlasst, den Selbstbetrieb für Civilisten aufzugeben und die ganze Anlage ausschliesslich des Militärbades einem Privatunternehmer zu überlassen. Dem Bad ist das von grossem Nutzen gewesen; Herr Arlès-Dufour, der jetzige Eigenthümer, einer der unternehmendsten Bewohner Algeriens, ist der rechte Mann, um die günstigen Verhältnisse auszunützen und aus Hammam Rir'ha eine Anstalt ersten Ranges zu schaffen. Ihm sind die reizenden Anlagen zu danken, welche jetzt den ganzen Berg bedecken und von Jahr zu Jahr erweitert werden. Er hat aber auch den Plan gefasst, aus dem seither nur im Sommer betriebenen Bade eine Winterstation für Brust- und Nervenleidende zu schaffen, welche die Vortheile des südlichen Klimas und einer erheblichen Meereshöhe in sich vereinigt. In Algier fürchtet man diese Konkurrenz und in den Hôtels dort sucht man dem Fremden in jeder Weise vor dem Atlasbad graulich zu machen; man erzählt ihm von der furchtbaren Kälte und dem ewigen Sturm, von wilden Thieren und wilden Menschen u. dgl. mehr. In dem Park von Hammam Rir'ha gedeihen aber nicht nur *Eucalyptus* und *Kasuarine* neben Platanen, Ahorn und Eichen, sondern auch Orangen und Citronen. *Latania borbonica* und *Chamaerops excelsa* sehen völlig so gut aus wie an der Küste, an den Bassins wuchert das Bambusrohr, und unmittelbar vor dem Hôtel sind aus zufällig von den Arbeitern weggeworfenen Kernen ein paar Dattelpalmen aufgegangen, denen man wahrhaftig nicht ansieht, dass sie fast 600 m über dem Meere stehen. In dem neuen Hôtel finden sich auch bequeme, geräumige, nach Süden gerichtete Zimmer genug, in denen man nur selten das Bedürfniss nach Heizung verspürt. Bequeme Wege ziehen sich stundenweit nach allen Richtungen und selbst in der Regenzeit sind die Tage selten, in denen der Wintergast nicht im Freien spazieren gehen kann und auf die gedeckte Halle hinter dem Hôtel angewiesen ist. Für nervöse, reizbare, blutarme Patienten ist das stille Bergbad am Zaccar entschieden geeigneter, als das lärmende Algier, besonders im Frühjahr, wenn dort Staub und Hitze und der rasche Klimawechsel schon lästig werden. So ist es kein Wunder, dass jetzt schon Hammam Rir'ha im Winter eine ziemliche Frequenz aufzuweisen hat. Wir trafen circa 40- 50 Personen an, sämmtlich Engländer, denn ein paar eng-



Zu p 50

KABYLISCHER HAUSKNECHT MIT FRAU

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.



lische Aezte, die hier selbst Genesung gefunden, sind die eifrigsten Empfehler des Bades. Deutsche kommen noch kaum herüber, obschon gerade sie einen besonders freundlichen Empfang zu erwarten haben, da Herr Arlès-Dufour ein halber Deutscher ist und er wie sein Sohn und sein Geschäftsführer geläufig deutsch sprechen. Traf ich ja doch sogar einen deutschen Oberkellner und noch dazu einen, der mich aus Frankfurt persönlich kannte und lange Zeit im Palmengarten und im Wiener Café in der Kaiserstrasse servirt hatte.

Die Quellen von Hammam Rir'ha haben Temperaturen, die zwischen 44—75° C. schwanken. Sie sind sehr reich an festen Bestandtheilen (gegen drei Tausendstel) und setzen deshalb, sich selbst überlassen, reiche Massen von Kalktuff ab, welcher an den Abhängen des Berges eine Anzahl hübscher Felsengruppen bildet. Ganz gleiche Absätze an Stellen, wo heute keine Wasser mehr entspringen, beweisen, dass die unterirdischen Bahnen sich mehrfach verändert haben. Die Zusammensetzung der verschiedenen Quellen ist übrigens durchaus nicht gleich,*) ebensowenig die Temperatur, so dass sie wahrscheinlich aus verschiedenen Schichten ihr Wasser entnehmen. Eine Quelle, welche in einiger Entfernung vom Hôtel entspringt, zeigt sogar gar keine erhöhte Temperatur,

*) Nach den in den Badeschriften mitgetheilten Analysen von Tripier enthält die Hauptquelle auf 1000 Gramm Wasser:

Chloralkalien (Natron und Magnesia)	0.900	gr.
Schwefelsalze (Natron, Magnesia)	0.100	„
Schwefelsauren Kalk	1.350	„
Kohlensauren Kalk und kohlensaure Magnesia	0.240	„
zusammen an festen Bestandtheilen	2.590	gr.

Die Quelle im neuen Hôtel enthält nach Ville:

Kochsalz	0.5326	gr.
Schwefelsauren Kalk (Gyps)	0.8266	„
Schwefels. Magnesia (Glaubersalz)	0.2726	„
Schwefels. Natron (Bittersalz)	0.4280	„
Kohlensauren Kalk	0.2866	„
Kohlensaure Magnesia	0.0500	„
Schwefelnatrium	0.2746	„
Kieselsäure	0.0066	„
Eisenoxyd	0.0266	„
zusammen	2.7042	gr.

Eine dritte Quelle enthält Spuren von Strontian und Ammoniaksalzen.

dafür aber einen starken Eisengehalt, so dass sie von Blutarmen mit Erfolg zum Trinken verwandt wird.

Die Anlagen um das Badehôtel herum sind reizend. Neben den Strandkiefern spielen in ihnen die Kasuarinen eine Hauptrolle und es erscheint dem Deutschen kaum glaublich, dass auch die höchsten erst seit sieben Jahren angepflanzt sein sollen; Herr Arlès-Dufour zieht sie dem Eukalyptus bei Weitem vor. Zwischen den Zierbäumen pflanzt er überall auch Nutzbäume; Olive und Johannisbrodbaum gedeihen trotz der Höhenlage sehr gut und von beiden sind schöne alte Exemplare vorhanden; ebenso tragen Orangen, Mandarinen und Citronen trotz der Jugend der betreffenden Anpflanzungen reichlich und ihre Früchte geben den berühmten von Blidah nicht nach. Auch die ganze Umgebung ist üppig grün und an den Park schliesst sich ein ausgedehnter Wald ziemlich hoher Strandkiefern, mit einzelnen Eichen gemischt. Ein bequemer Fahrweg durchzieht denselben; wir waren nicht wenig überrascht, als wir an seinem Eingang eine Tafel befestigt sahen mit der Aufschrift: Route forestière à Marengo, 28 Kil. So weit ist man in dem »halbwilden« Nordafrika schon, dass die schwer zugänglichen Waldgebirge von fahrbaren Waldwegen in ihrer ganzen Länge durchzogen werden. Hier am Zaccar hat man einfach den Wald vor der Ziege geschützt und damit alsbald diese ausgezeichneten Resultate erzielt.

Es ist überhaupt ein schwerer Irrthum, wenn man, wie so viele moderne Autoren thun, die Gebirge Algeriens nackte Kalkberge ohne Humus nennt. Das ist für Südspanien richtig und mag auch für das mir noch unbekannte Griechenland zum grösseren Theile gelten, für Algerien ist es absolut unrichtig. Ich habe einen guten Theil der algerischen Berge nicht blos in Eisenbahn oder Diligence durchjagt, sondern sammelnd zu Fuss durchwandert. Ueberall traf ich — zu meinem Leidwesen, denn nur an den Kalkfelsen kann man auf eine reiche Ernte an seltenen Schneckenarten hoffen, — fruchtbares Schuttland oder Schiefer, die höchsten Kämme und einige wenige niederere Felszüge ausgenommen, die von Kalkmassen gebildet werden. Ueberall wäre Wald wieder aufzubringen; er würde sich sogar ohne künstliche Anpflanzung von selbst erzeugen, sobald man das Gebiet gegen den mörderischen Zahn der Ziege und die verderblichen Feuer der arabischen Hirten schützt; der Berber hat eher Sinn für den Wald und ist

Geschäftsmann genug, um dessen Nutzen und den aus einem geregelten Forstbetrieb entspringenden Vortheil zu begreifen. Die Strandkiefer kommt an den steilsten Hängen fort, sobald diese nicht aus bröckeligem abrutschendem Schiefer bestehen; die Ceder und die afrikanische Pinsapo (*Pinus baborensis*) steigen bis zu den höchsten Kalkkämmen empor und in allen Schluchten gedeihen die verschiedenen Eichenarten. *) Kein grösserer Irrthum, als die landläufige Annahme, dass die Länder am Mittelmeer erschöpft seien und unaufhaltsam zur Wüste werden müssten. Es ist nur der Türke gewesen, der direkt durch seine Herrschaft oder indirekt durch seine Seeräuberflotten die Mittelmeerländer verödet und den heutigen Zustand verschuldet hat.

Wir machten während unseres zweitägigen Aufenthaltes in den Umgebungen von Hammam Rir'ha eine recht reiche Ausbeute an Mollusken; Käfer und Schmetterlinge waren dagegen nur wenig vorhanden; von Amphibien sah ich nur den braunen Grasfrosch, die grosse grüne Eidechse und eine Natter. Giftschlangen sollen hier nicht vorkommen, sie sind in Nordafrika überhaupt verhältnissmässig selten.*) Skorpione waren dagegen auffallend zahlreich und gross, doch hat, wer nicht bei Nacht im Freien schläft oder

---

*) Als Bäume kommen in Algerien vier Eichenarten in Betracht: Die *Korkeiche*, *Quercus suber*, welche, durch ihren Rindenpanzer gegen die Sonnengluth geschützt bis zur Küste herabgeht und auch an trockenen Stellen aushält; — die *Zenneiche*, *Quercus Mirbecki*, die feuchteren Boden verlangt und darum vorwiegend in den Schluchten wächst; ihr Holz ist ausgezeichnet, hat aber den Fehler auch beim vorsichtigsten Trockenen leicht zu reissen; unter Wasser und in feuchtem Boden ist es unverwüstlich; — die *Kabyleneiche*, *Q. castaneaefolia*, die nur über 1000 m. Höhe und fast nur am Dschurdschura und am Babor (ausserdem auch im Kaukasus) vorkommt; sie bleibt niedriger, liefert aber ausgezeichnetes Zimmerholz, das nicht reisst; — endlich die Eiche mit essbaren Früchten, *Q. ballota*, die von den Kabylen überall gepflanzt wird, wo andere Obstbäume nicht gedeihen; ihre Früchte, Bellut genannt, dienen wie einst den Arkadiern so heute noch den Kabylen als wichtige Nahrung; in Nothfällen essen sie auch die Eicheln von Q. Mirbecki und castaneaefolia. Ein viel grösseres Terrain im Buschwald bedeckt die Buscheiche mit stacheligen Blättern *(Q. ilex)*, die niemals baumförmig zu werden scheint; sie ist durch ihre mächtigen Wurzelstöcke im Stande, Trockenheit und Feuersbrünste zu überstehen, und liefert, wenn auch nicht Bauholz so doch ausgezeichnete Kohlen und Lohe. Der Buschwald gibt, ausgerodet, einen sehr guten Waizenboden.

barfuss draussen herum geht, nichts von ihnen zu befürchten, da sie Tags über träg unter Steinen hocken. Eine besonders reiche Ausbeute an kleinen seltenen Mollusken lieferte uns ein felsiger Abhang dicht am Militärspital, offenbar auch ein alter Quellenabsatz. Es war uns das um so merkwürdiger, als wir sonst überall an den Kalktuffen keine Spur von Mollusken gefunden hatten, eine natürliche Folge ihres ziemlich bedeutenden Gehaltes an Magnesiasalzen und Gyps, die beide den Schnecken unangenehm sind. Wahrscheinlich gehört der Felsen am Militärbad einer älteren Epoche an und hatte einen Theil der löslichen Salze schon wieder durch Auslaugung verloren.

Eine Viertelstunde vom Bad entfernt, hat die Regierung seit zwei Jahren ein Dörfchen begründet, das wir auch besuchten; es ist fast ausschliesslich von Südfranzosen bewohnt, welche eben noch emsig mit der Anlage von Weinbergen beschäftigt sind. Die Lage ist ausgezeichnet dafür und das Produkt wird dem von Medeah wohl nicht an Güte nachstehen. Eine wasserreiche Quelle gestattet Bewässerung der Gärten und der bequeme Absatz der Produkte an das Badeetablissement sichert die Zukunft des neuen Ortes. Die Arbeiter auf dem Felde sind Kabylen vom Stamm der Beni Menad; nur einzeln sieht man Araber aus der Ebene dabei und diese arbeiten nie länger, als sie der Hunger treibt, während die Kabylen sehr gern einen dauernden Posten annehmen.

Gegen halb ein Uhr am 25. März sagten wir dem reizenden Bade Lebewohl und liessen uns wieder hinunter nach Bou Medfa

---

*) Strauch (*Essai d'une Erpétologie de l'Algerie*, Petersburg 1862) nennt sechs giftige Schlangenarten aus Algerien:

Vipera aspis L.
— *lebetina* Forsk. (= mauritanica D. et B., brachyura Schleg. = euphratica var).
— *Avicennae* Alp. (= atricauda D. et B.)
— *cerastes* L. nur im Süden.
— *Latastei* Bosca
— *carinata* Merr. (= echis Schleg.)

Dazu kommt im Süden jedenfalls noch die aus Marokko und Südtunis bekannte Brillenschlange (*Naja haje* L.), soviel mir bekannt nur die Varietät ohne Brillenzeichnung. Ich habe bei meinen beiden Reisen in Nordafrika trotz eifrigen Suchens keine einzige Viper selbst angetroffen; ihre Häufigkeit ist demnach unvergleichlich geringer als am Südabhang der Alpen und im Apennin, ja sogar an manchen Stellen in Deutschland.

bringen, um nach Affreville weiter zu fahren und von dort aus Milianah zu besuchen und den Zaccar zu besteigen, der von Hammam Rir'ha aus der tiefen Schlucht des Ouëd Hammam wegen nur schwer zugänglich ist. Man warnte uns zwar, da das Hôtel überfüllt sei und telegraphische Bestellungen von Zimmern abgelehnt worden seien, aber da Herr Arlès-Dufour meinte, der Wirth im Hôtel de Commerce werde uns schliesslich schon ein Unterkommen verschaffen, entschlossen wir uns doch den Versuch zu wagen. Die Gegend von Bou Medfa bis zur Wasserscheide ist durchaus nicht glänzend; überall die zerrissenen Alluvialbildungen ohne festes Gestein, die eben noch ziemlich grün sind, im Sommer aber entsetzlich kahl und verbrannt sein mögen. In einem fast eine halbe Stunde langen Tunnel wird die Wasserscheide gegen den Scheliff passirt, dann geht es hinab nach Affreville.

Von dem Damme vor dem Städtchen hat man einen interessanten Blick auf die weite Scheliffebene und die jenseits sich erhebenden Berge des Ouaransenis und für einen Moment sieht man auch auf der andern Seite der Bahn im Hintergrunde eines engen Thales den Zaccar und an seinem Abhang auf einem anscheinend ganz niederen Plateau die Bergstadt, der wir zustreben. Am Bahnhof halten zwei Diligencen, die eine nach dem cedernberühmten Teniet el Haad, die andere nach Milianah. Einen Moment schwanken wir, welche wir wählen sollen, aber da fällt uns ein, dass um diese Zeit in den Cedernwäldern noch Schnee zu liegen pflegt und dass der Entomologe Ancey in Marseille, der ein Jahr früher einen ganzen Monat oben zugebracht, so gut wie keine Mollusken gefunden; das entscheidet, denn Cedernwälder bekommen wir auch noch an anderen Stellen zu sehen, und so belegen wir Plätze in dem Omnibus, der das auf dem Fahrweg immerhin 8 km entfernte Milianah mit der Welt verbindet. Da der Bahnhof am Westende von Affreville liegt, fahren wir durch dessen Hauptstrasse ihrer ganzen Länge nach zurück und können das aufblühende Städtchen betrachten, das bei seiner ausgezeichneten Lage am einzigen Uebergang von der Scheliffebene nach der Metidja eine bedeutende Zukunft hat. Wird jemals Ernst gemacht mit dem uns noch chimärisch erscheinenden Projekt der Saharabahn nach Timbuktu, so wird sie wohl von Affreville aus sich dem Scheliff entlang den Weg nach dem Pass von Boghar suchen und von da aus über die Hochebene nach Laghouat laufen.

Gegenwärtig geht freilich noch nicht einmal eine Fahrstrasse durch das Defilé, in welchem der Scheliff sich durch den Plateauabhang durchwindet, aber ihre Erbauung kann nicht lange mehr aufgeschoben werden und wird Affreville einen neuen Aufschwung bringen.

Am Ostende des Städtchens biegen wir in ein enges fast schluchtartiges Thal ein, in dessen Hintergrund sich der Zaccar, von hier aus gesehen ein breiter Rücken mit mehreren Gipfeln, mächtig erhebt; anscheinend an seinem Fuss liegt, von grünen Gärten umgeben, Milianah, beherrscht von dem ausgedehnten Militärspital, dem die Franzosen hier wie in allen Garnisonsstädten vernünftiger Weise eine freie dominirende Lage gegeben haben. Unser Kutscher, obschon er europäische Tracht trägt und auf den Namen Jean hört, ist ein Vollblutkabyle, und Kabylen sind auch alle die Knechte, welche die Produkte der zahlreichen, vom Ouëd Boutan getriebenen Mühlen nach dem Bahnhof befördern. Bald erweitert sich das Thal, Gärten füllen seine Abhänge und steigen empor zu der immer höher sich aufthürmenden Stadt, von deren Felsenzinne ein paar reizende Kaskaden herabschäumen; fast in jedem Garten steht ein Steinhäuschen mit Ziegeldach. Auf den ersten Blick sieht man, dass hier Kabylen wohnen. Zahlreiche Kinder spielen auf der Strasse; sie reiten vergnügt Steckenpferd, wie unsere deutschen Kleinen und starren uns neugierig an, ohne zu betteln. Fast die Hälfte hat blondes Haar und blaue Augen, und auch bei den Erwachsenen sieht man auffallend viele Blonde oder ganz hell Braune. Sie gehören zum Stamm der Beni Menasser, der das ganze Zaccargebiet bewohnt und in Verbindung mit den Hadschuten den Franzosen viel zu schaffen gemacht hat. Eine ganze Armee was jedesmal nöthig, um die Garnison von Milianah zu verproviantiren; die erste Expedition hatte die Stadt von den Einwohnern völlig zerstört gefunden. Heute haben die Beni Menasser sich völlig mit den Franzosen ausgesöhnt; ja die Stämme um Affreville haben der Regierung einen Theil ihres überflüssigen Landes zu Kolonisationszwecken zur Verfügung gestellt, allerdings wohl nur in der sicheren Voraussicht, dass sie dann den Rest ihres Landes und ihre Produkte zu guten Preisen würden verwerthen können.

Am Abhang des Boutan-Thales ist freilich für europäische Kolonisten kein Raum mehr, die überreichen Quellen des Zaccar

gestatten eine genügende Bewässerung und wo das Terrain nicht gerade in senkrechten Felsen abstürzt, hat man es terrassirt und bepflanzt. Je höher wir steigen, um so heimathlicher wird das Bild; zwar fehlen Aloë und Kaktus nicht und die Feige ist sehr häufig, wenn sie auch weiter oben sich oft wie Schutz suchend an die Felsen drückt, daneben aber kommen die Gewächse der Heimath, Birnen und Pflaumen stehen in voller Blüthe, selbst der Mandelbaum, dessen unreife Früchte uns in Algier schon als Dessert angeboten werden, blüht hier und da noch, und Pappeln und Ulmen bilden die Alleen. Mitten dazwischen aber stehen drei Palmen, trotz Winterfrost und Schnee ganz prächtig entwickelt.

Gegen fünf Uhr sind wir oben und fahren durch eine freundliche Strasse auf die Place de l'Horloge. Sie trägt ihren Namen von dem eigenthümlichsten Uhrthurme, den ich je gesehen. Als die Eingeborenen beim Anmarsch der Franzosen ihre Stadt verbrannten, blieb von der Hauptmoschee ein Minareh aufrecht; irgend ein Troupier pflanzte Epheu an die Mauer und dieses wucherte so rasch, dass man von dem Thurme heute nichts mehr sieht, als das Zifferblatt der Uhr, die man später hier angebracht. Ganz in der Nähe ist das treffliche Hôtel, aber in seiner Hausflur stand eine Engländerin, die wir schon unten am Bahnhof mit ihrem prächtigen Greyhound, Stallmeister und zwei Begleiterinnen gesehen und die uns in einem Miethwagen zuvorgekommen, mit so bedenklich langem Gesicht, dass wir nicht im Zweifel waren, welche Antwort unserer hier warte. Wirklich war Alles überfüllt, aber ein Logis in einem Privathaus noch zu haben, und da die Lady zögerte, es anzunehmen, wurde es uns angeboten, und wir griffen natürlich sofort zu. Das Zimmer war allerdings nicht glänzend, aber wir hatten doch ein Obdach, und während es eingerichtet wurde, machten wir trotz der späten Stunde noch eine kleine Promenade vor das nahe Thor. Von Schnecken war hier nicht viel zu spüren, doch fanden wir eine in Westalgerien häufige Nacktschnecke, die wir bei Algier nicht getroffen (*Parmacella Deshayesii*), häufig unter Steinen. Uebrigens wehte es ziemlich kühl hier oben und beim Abendessen that uns das prasselnde Feuer im Kamin recht wohl. Hier sind alle Zimmer zum Einheizen eingerichtet und im Winter mag es manchmal ungemüthlich sein, aber man erträgt das gerne, und Milianah ist trotzdem oder vielleicht gerade deshalb der Ort, wo

pensionirte Beamte, die hüben alt geworden sind und sich nicht mehr an die Verhältnisse in dem Mutterland gewöhnen können, mit Vorliebe ihren Ruhegehalt verzehren. Hier finden sie im Sommer kühle Luft und köstliches frisches Wasser und können in ihrem Gärtchen Gemüse bauen und Spalierobst züchten wie daheim in der belle France. Mag sich immerhin der Verkehr hinab ins Thal nach dem neuen Affreville ziehen, um so ruhiger und angenehmer wird es oben, und mit der Zeit wird Milianah ganz zu einem algerischen Pensionopolis.

Am anderen Morgen war es auch noch hübsch frisch, wie gemacht zu einer Besteigung des Zaccar. Diese Bergmasse hat zwei Gipfel, die man als den östlichen und den westlichen Zaccar, Zaccar Chergui und Zaccar Rharbi, unterscheidet; ersterer, den wir von Hammam Rir'ha gesehen, ist der niedrigere, 1527 m hoch, letzterer, 1580 m hoch, erhebt sich unmittelbar vor dem Thore von Milianah. Von unserem Wirth hatten wir erkundet, dass durch die linke der beiden Schluchten, die vom Kamm gerade auf die Stadt zu laufen, den Aufstieg bequem und nicht zu fehlen sei; ihr strebten wir darum zu. Es war hier oben noch recht winterlich, die Thierwelt noch halb im Winterschlaf, Schlangen und Skorpione lagen noch wie erstarrt unter den Steinen und regten sich kaum, wenn man die schützende Decke aufhob. In den Gärten dominirte der Mandelbaum, der ja in den Bergen Nordafrikas wohl seine Heimath hat*).

Einen ziemlich ausgedehnten aber schlecht gehaltenen öffentlichen Garten durchschreitend stiegen wir dem kleinen Bache entlang aufwärts, der vom Berge herabströmt. An den grasigen Abhängen sah ich zu meiner Ueberraschung anscheinend ein paar meterlange bunte Schlangen ganz langsam und ohne sich um uns zu bekümmern dahinkriechen. Als ich hinzusprang,

*) Hehn weist in seinem klassischen Werk über Hausthiere und Kulturpflanzen zwar unwiderleglich nach, dass den Griechen und Römern die Mandel von Osten her zukam, aber schon Griesebach und neuerdings Th. Fischer haben darauf aufmerksam gemacht, dass ein Baum, der im Januar blüht, nicht aus einer Gegend mit strengem Winter stammen kann. Ich möchte annehmen, dass die Phönizier den Mandelbaum, der in Nordafrika wild wächst und für welchen die kabylische Sprache den eigenen Namen *Tellust* hat, in Tunisien kennen lernten, mit nach Hause nahmen und, wie so viele andere Obstsorten, veredelten. Von ihnen kam dann der veredelte Baum nach Griechenland und Rom.

sah ich aber, dass, was ich für Schlangen gehalten, Raupen waren, die zu 20—30 eine hinter der anderen geordnet und sich berührend dahinkrochen; sie schienen mir von denen unseres Quittenvogels (*Bombyx quercus* oder auch dessen südlicherer Form *B. Trifolii*) nicht verschieden, doch ist von diesen meines Wissen ein solches Wandern in Prozession noch nicht beobachtet worden. Der Zug wurde nach hinten nicht breiter, wie bei den Raupen des Prozessionsspinners; störte ich die Reihenfolge, so fanden sich die einzelnen Thiere doch schnell wieder zusammen.

Unsere Hoffnung auf Ausbeute wurde leider getäuscht; erst oben in der eigentlichen Felsenregion, bis zu deren Fuss die Weinberge sich schon vorschieben, fand sich eine interessante Schnecke, aber nur einzeln und fast nur todt. Von Insekten waren nur ganz wenige Käfer da. Der Zaccar zeigt noch Spuren einstiger Bewaldung, aber es sind nur kümmerliche Büsche übrig geblieben; Forstschutz scheint noch nicht geübt zu werden, denn im Gebüsch lagen, offenbar noch nicht lange gefällt, auch ein paar starke Stämme, anscheinend die letzten, denn wir sahen keine mehr aufrecht. Die Krautvegetation war aber zwischen den Felsen üppig und einige Wochen später mag ein Botaniker hier reiche Ausbeute finden. Die Aussicht ist bei klarem Wetter wunderbar schön. Wie ein Meer dehnt sich die Cheliffebene, denn eine Ebene muss sie genannt werden, kein Thal, zu unseren Füssen, durchschnitten von der dunklen Linie des Flusses, der gerade unter uns scharf nach Süden umbiegt; wie schnurgerade helle Linien erscheinen die beiden Heerstrassen nach Teniet el Haad und nach Orleansville. Wie das Meer hebt sich auch die unendliche Ebene gegen den Horizont empor und man hat Mühe, sich es klar zu machen, dass es festes Land ist, was die mächtige Bergmasse des Ouaransenis drüben begrenzt. Wir trafen es leider ungünstig, schwere Wetterwolken hingen auf dem »Auge der Welt«, dem höchsten Gipfel des Ouaransenis und auch sonst sah es in den Bergen aus, als braue böses Wetter. Die Hoffnung, nach dem Gipfel hin andere Schnecken oder vielleicht auch ein paar Versteinerungen zu finden, liess uns bis zu 1100 m emporsteigen, aber der Stein blieb sich immer gleich, ein rauher, klingender Kalkstein, den seiner schweren Löslichkeit wegen die Schnecken nicht lieben, und die Aussicht wurde immer trüber. So hätte das Ersteigen des Gipfels nur den einen Zweck gehabt,

oben gewesen zu sein, und das war uns denn doch die Anstrengung nicht werth. Wir kletterten noch eine Zeit lang in den Felsen herum ohne sonderliche Resultate, dann drehten wir um und kamen im Hôtel noch zum Frühstück recht.

Milianah bietet ausser seiner Lage durchaus nichts Interessantes, denn von dem römischen Malliana ist kaum noch eine Spur übrig und auch die arabische Stadt ist bis auf wenige Reste verschwunden. Nur um eine Moschee schwebt noch eine heitere Erinnerung, die an den frommen Spötter Sidi Mohammed ben Yussef, der unbeschadet seiner Heiligkeit eine Verwandtschaft mit unserem Eulenspiegel nicht verleugnen kann. Er hat als frommer Betteldeerwisch ganz Nordafrika durchwandert und jeder Stadt, je nachdem er aufgenommen wurde, einen mehr oder minder boshaften Knittelvers angehängt, der heute noch, vier Jahrhunderte nach seinem Tode, im Munde der Araber weiter lebt. In Milianah blieb er endlich und lebte als hochverehrter Marabut viele Jahre; ob der Vers, den er auf seine Heimath machte und welcher besagt, dass in Milianah die Frauen die Hosen an hätten und ihre Männer eingesperrt hielten, auf persönlicher Erfahrung beruht, meldet die Legende leider nicht, aber unwahrscheinlich ist es nicht, denn sonst gaben ihm immer höchst subjektive Empfindungen den Stoff. Wie dem auch sei, seine Grabstätte in Milianah steht heute noch in grosser Verehrung, so dass sogar der französische Militärfiskus, der sonst so hartherzig ist wie der unsere, unerhörter Weise ein menschliches Rühren empfand, und das Gebäude, das er schon als Kaserne mit Beschlag belegt hatte, den Gläubigen wieder zurück gab, gewiss das grösste Wunder, das Sidi Mohammed in Leben und Tod bewirkt hat.

Wir machten nach dem Frühstück noch einen kurzen Gang durch das Städtchen, besahen den recht hübschen öffentlichen Garten, genossen noch einmal die Aussicht von der im Reisehandbuch besonders gepriesenen Läster-Ecke (*Coin des blagueurs*), dann hielt uns nichts mehr in Milianah. Da aber erst gegen Abend ein Omnibus ging, trugen wir unser leichtes Gepäck auf das Diligencebureau, damit man es uns nach dem Bahnhof hinabschicke, und machten uns zu Fuss auf den Weg. Steile Traversen führen durch die Gärten hinunter und kürzen die Strasse um ein paar Kilometer ab. Jeder Fuss breit Land ist bebaut und zum Bewässern eingerichtet, kleine Wasserfälle stürzen von den Fels-

wänden herunter, stellenweise wurden wir ganz an das reizende Tlemcen und an Italien erinnert. Hier begriff ich, warum Mauren und Araber Milianah so rühmen und lieben und warum in jedem Garten ein Landhaus steht. Ohne von dem beutegierigen Panther belästigt zu werden, der nach Schwarz*) »unter diesem Füllhorn des Segens lauert und die Abhänge des Zaccar mit Vorliebe bewohnt« erreichten wir die Heerstrasse wieder, entzückt von den Gärten, leider ohne alle Ausbeute, obschon die drei dem Schneckenleben günstigsten Bedingungen, Kalktuff, Wasser und üppige Vegetation. in einer Weise entwickelt waren, wie man sie sich besser gar nicht denken kann. Jedenfalls enthält der Kalk irgend eine Beimengung, welche die Schnecken mit ihren feinen Zungen eher herausfinden, als die Chemiker.

Aber während wir unter blühenden Mandelbäumen schwärmten, hatte das schwarze, schwere Wolkending, das schon den ganzen Morgen am Ouaransenis gehangen, sich los gemacht und zog mit bedenklicher Eile den Cheliff herauf, gerade auf uns zu. Es hiess sich sputen, was nach der Anstrengung vom Morgen für meine Frau keine kleine Zumuthung war, und dabei trat nun gerade an den Böschungen überall eine schöne Schnecke (*Helix cespitum var.*) in so riesigen Exemplaren auf, dass wir sie unmöglich sitzen lassen konnten. Trotz dieses Hindernisses kamen wir noch glücklich ins Thal und durch den grössten Theil des endlosen Städtchens hindurch, aber dann brach das Wetter mit furchtbarer Gewalt los und zwang uns, in einer kleinen Kneipe Schutz zu suchen. Der Regen hielt aber so lange an, dass wir schliesslich doch heraus mussten, und weichte uns auf der kaum zweihundert Schritte betragenden Strecke zum Bahnhof noch gründlichst ein. Das entschied über unsere Weiterreise. Wir hatten beschlossen, nach el Affroun zu fahren und dort zu übernachten, um gleich am anderen Morgen den Omnibus nach Cherchel zu benutzen. Nass und ohne Kleider zum Wechseln verspürten wir aber gar keine Lust, es mit dem zweifelhaften Comfort des Dorfhôtels in el Affroun zu versuchen, und nahmen lieber Billete nach dem nur wenig entfernteren Blidah. Wir hatten es nicht zu bereuen, denn in dem Hôtel de France fanden wir ein Unterkommen, so gut wir es uns nur wünschen konnten, und köstliche Betten zum Ausruhen von den Strapatzen des Tages.

*) l. c. p. 69.

Viertes Kapitel.

Blidah und Cherchel.

Die quietschenden Flötentöne der Turkosmusik, die wir von Mostaganem her kannten, weckten uns am 26. März frühzeitig. Der Sturm hatte sich etwas ausgetobt, es war prächtig frisch und kühl. Ich bummelte den Morgen in den Strassen herum und besah mir die Ville coquette, wie sie der Franzose nennt — der Araber sagt etwas derber Kabah. Auf dem Hauptplatz und in den angrenzenden breiten mit Arkaden eingefassten Strassen des Europäerviertels traf man die Vorbereitungen zu dem grossen Feste, das die halbe Provinz Algier in die Stadt lockt. Es sollte diesmal mit besonderem Glanz gefeiert werden und gleichzeitig eine grosse landwirthschaftliche Ausstellung stattfinden. Draussen sind alle Gärten mit Orangenbäume gefüllt, aber die Ernte ist vorüber, nur hier und da hängt noch ein goldner Apfel am Baum. In Blidah hat sich die Orangenkultur aus der Araberzeit erhalten, wie auch in einigen geschützten Schluchten der Kabylen und um Bougie; man zieht die Bäume als Hochstämme, nicht wie in Spanien in Büschen; am kühlen Atlasabhang und beider reichlichen Bewässerung ist das ganz gut möglich, während an trockeneren sonnigeren Stellen die den Boden stärker beschattende Buschform vorzuziehen ist. Soviel ich sehen konnte, kultivirt man hier nicht die Sortenmannigfaltigkeit wie in Sicilien, sondern beschränkt sich auf die beiden neuesten Erwerbungen der Mittelmeerländer, die gewöhnliche Orange, deren Herkunft der Name *Portogallo* bezeichnet, (sie wurde von den Portugiesen im sechzehnten Jahrhundert aus dem Osten gebracht), und die *Mandarine*, (*Citrus madurensis*), deren Mutterpflanze ich im botanischen Garten in Palermo gesehen habe, wohin sie 1828 aus Cochinchina gelangte. Diese Art kultivirt man erst seit den fünfziger Jahren in Sicilien mehr im Grossen und nach Algerien ist sie noch später gekommen. Ausserdem pflanzt man auch natürlich noch Citronen und Pomeranzen, die ja die Araber schon seit dem Jahr 1002 n. Chr. in allen Mittelmeerländern verbreitet haben. Alle Sorten werden durch Pfropfen fortgepflanzt, die Wildlinge liefert ausschliesslich *Citrus bigarradia.*

Die Orangen von Blidah werden von den Franzosen als die besten der Welt gerühmt; sie sind in der That ausgezeichnet, etwas saurer, als die sicilianischen, aber köstlich aromatisch; man erkennt sie an ihrer dicken Schale. Fast die ganze Ernte geht nach Marseille, wo die Orangen noch einmal sorgsam sortirt und umgepackt werden; ein guter Theil geht von da weiter nach Deutschland. Die Gemarkung von Blidah soll ca. 30,000 Orangenbäume enthalten und jährlich ca. 15,000 Kisten Orangen im Werth von über 250,000 frs. exportiren. Die Kultur ist äusserst einträglich (in Sicilien berechnete man den Rohertrag auf 5000 frs. per ha.), aber auch hier spürt man die Konkurrenz Amerikas. Früher kamen zu jeder Ernte die schnellsegelnden Klipper herüber ins Mittelmeer und verluden ungeheure Quantitäten, jetzt decken Florida und Californien den amerikanischen Bedarf und machen selbst auf anderen Märkten dem Mittelmeer den Absatz schwer.*) Die Wettbewerbung Amerikas wird überhaupt am Mittelmeer viel schwerer empfunden, als bei uns in Deutschland. Amerikanisches Getreide, selbst amerikanisches Mehl ist trotz des Mehlzolles billiger, als der Kolonist produciren kann, nun nimmt Amerika auch die beiden eigensten Produkte der Mittelmeerländer, Agrumen und Olivenöl in die Hand und seinem geschäftsmässigen grossartigen Betrieb gegenüber sind die Romanen am Mittelmeer konkurrenzunfähig. Ein Glück für Südeuropa, dass bis jetzt wenigstens der californische Wein diesseits des Meeres sich noch nicht bemerklich macht. Algerien würde einen ganz anderen Aufschwung nehmen, wenn der Getreidebau rentirte, aber unter den jetzigen Verhältnissen kann eigentlich im Inneren nur der Eingeborene, den der Boden nichts kostet und der die Zeit nicht achtet, für den also die ganze Ernte reiner Gewinn ist, mit Profit Getreide bauen.

Die Umgebungen von Blidah und die Flanken des mächtigen Dschebel Beni Salah, an dessen Abhang die Stadt liegt, sind so oft geschildert worden, dass ich füglich davon schweigen kann. Wir hielten uns auch nur einen halben Tag dort auf und gingen unmittelbar nach dem Frühstück wieder zur Bahn, um nach La

---

*) Die Ernte in Florida betrug nach Zeitungsangaben 1883 gegen 650,000 Kisten à 150 Stück, in 1884 sogar eine Million Kisten, auch Südcalifornien lieferte 1884 gegen 600,000 Kisten. Dabei packen die Amerikaner besser und lesen sorgsamer aus.

Chiffa zu fahren und von dort aus der berühmten Schlucht einen Besuch zu machen. Das Dörfchen liegt recht freundlich in fruchtbarer Umgebung, man sieht es ihm nicht mehr an, dass es 1867 mit dem benachbarten Mouzaiaville durch ein furchtbares Erdbeben vollständig zerstört wurde. Die Katastrophe war damals ganz merkwürdig lokalisirt, aber in dem jenseits der Ebene am Sahel gelegenen Dörfchen Fouka versiegte dabei die starke Quelle völlig und kam erst nach einiger Zeit wieder, aber ohne die alte Stärke zu erreichen. Eine sehr gute Chaussee führt in schnurgerader Richtung auf die weithin sichtbare Scharte zu, durch welche die Chiffa aus dem Gebirge herauskommt. Beinahe drei Kilometer weit bleibt man noch in der Ebene, dann rücken die Höhen von beiden Seiten zusammen; ein paar Mühlen, von prachtvollen Orangengärten umgeben, liegen am Weg, und ein paar hundert Schritte weiter verengt sich das Thal zur Schlucht deren Grund die Chiffa beinahe ganz einnimmt. Wer allerdings die enthusiastischen Schilderungen einzelner Reisebeschreiber und Reisehandbücher im Kopf hat, dem wird es ergehen wie uns, er wird sich erheblich enttäuscht fühlen. Von schaurigen Felswänden ist keine Rede, die Chaussee geht durch ein enges gewundenes Thal mit steilen, aber durchaus nicht unersteiglichen und bis oben hinauf grün bewaldeten Hängen. Hier und da liegen in der Schlucht sogar Häuser und selbst Felder. Erst am siebenten Kilometer wird sie grossartiger. Die Abhänge erreichen eine beträchtlichere Höhe, aber so unvergleichlich imposant, wie sie geschildert werden, sind sie nicht, auch nicht an der Gabelung der Schlucht, wo von Westen her ein kleiner lebhafter Bach, der Ruisseau des Singes, einmündet. Hier liegt neben einer Mühle das bekannte Hôtel des Singes; aus der früheren ländlichen Wirthschaft ist aber jetzt ein elegantes kleines Hôtel geworden, dessen Preise mich ungemein an die erinnerten, die ich vor drei Jahren an einer ebenfalls affenberühmten Stelle, auf dem Gipfel des Felsens von Gibraltar, hatte zahlen müssen. Uns kam übrigens das Hôtel sehr willkommen, denn während wir eifrig an den Kalkwänden der Schlucht nach Mollusken spähten, ohne sonderliche Ausbeute zu machen, hatte sich ein schwarzes Wolkendach auf die Berge gelegt, es fing an zu donnern und die ersten Tropfen fielen schon, als wir das schützende Obdach erreichten. In dem gewölbten Zimmer des Hôtels hat ein tüchtiger Maler

eine ganze Affenbande in allen möglichen und unmöglichen Stellungen abkonterfeit, aber der Mann war kein Naturforscher, er hat lauter langgeschwänzte Meerkatzen gemalt und keinen einzigen *Magot**), der ja seinen wissenschaftlichen Namen *Inuus ecaudatus* gerade von dem Mangel eines Anhängsels erhalten hat. Dieser Affe hat sich hier in dem felsigen Seitenthale der Chiffaschlucht noch erhalten; man findet ihn überhaupt an allen ähnlichen Stellen in Nordafrika, am häufigsten wohl in der Kabylie. Dort haust er noch in voller Sicherheit, denn der Kabyle weiss, wie jeder Muhamedaner, dass der Affe kein Thier ist, sondern ein zur Strafe für seinen Unglauben und die Verhöhnung gottgesandter Propheten verfluchter und verwandelter Mensch, der von Allah, wenn die Zeit um ist, Sprache und menschliche Gestalt wieder erhalten wird. Wer einen Affen tödtet, ladet damit Blutschuld auf sein Haupt. Der Affe vergilt freilich die ihm erwiesene Schonung mit dem entschiedensten Undank, er schmälert dem Kabylen die ohnehin knappe Ernte in den Maisfeldern, und wenn die Feigen und die Trauben reif sind, hilft keine noch so sorgsame Wache. Die Späher der Affenbanden belauern den Wächter unablässig und sobald er nur einen Moment den Rücken wendet oder die Augen schliesst, geben sie das Signal, die Bande fällt über den Baum her und in wenigen Minuten ist die Ernte verzehrt oder wird fortgeschleppt und der arme Eigenthümer kann von unten zusehen, wie die Räuber mit höhnischem Grinsen ihre Beute in ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln verzehren. Nur dann und wann einmal, wenn die Feigen oder die Trauben gar zu köstlich sind, vergessen die Gaudiebe ihre Vorsicht und berauschen sich förmlich im Saft, und dann fällt wohl einer oder der andere dem Wächter in die Hände. Aber auch dann wird er sehr glimpflich behandelt. Mitunter ist ein Kabyle erbost oder habgierig genug, einen Gefangenen an die Franzosen zu verkaufen, doch gilt es nicht für eine schöne Handlung, einen verwunschenen Gläubigen in die Sklaverei der Ungläubigen zu liefern. Gewöhnlich greift man zu einem andern Mittel, dessen Erfindung dem Scharfsinn der Kabylen alle Ehre macht: man näht den Delinquenten in eine enge rothe Weste aus festem Zeug ein, die er nicht zerreissen kann, und hängt ihm an einem starken Draht eine Schelle

*) Der Affe heisst in der Kabylie Ibki, in Marokko Satût; der Araber nennt ihn respektwidriger Weise Kadi, Richter. —

um. Dann lässt man ihn laufen, und er sucht alsbald seine Genossen wieder zu erreichen. Denen aber sind die Schelle und das ungewohnte Kostüm sehr unheimlich und anstatt den verlorenen Sohn freundlich aufzunehmen, flüchten sie von einem Schlupfwinkel zum anderen und verlassen schliesslich die Gegend wenigsten für so lange, bis die Jacke in Lumpen abgefallen und die Schelle verstummt ist. Probatum est!

Wir waren beim Gang durch die Schlucht nicht so glücklich gewesen, einen Affen zu erblicken. Der lebhafte Verkehr zwischen der Eisenbahn und Medeah hat sie in die abgelegensten Ecken verscheucht. Zwar bot mir ein alter verwetterter Förster, der im Schenkzimmer beim Absynth sass, — er wäre eine Prachtfigur für Meister Grützner gewesen — an, mich an eine Stelle der Affenschlucht zu führen, wo ich sie sicher beobachten könne, aber ich hatte gar keine Lust mich noch einmal prellen zu lassen, und wusste von Zoologie genug, um bei Regenwetter keinen Affen im Freien zu erwarten, weil dann die empfindlichen Thiere vor Frost schnatternd in den unzugänglichsten Felsenspalten sitzen. Die gefangenen Affen, die Schwarz beschreibt und die ihn zu einem Exkurs gegen die Darwinianer veranlassen,*) sind auch nicht mehr da und so mussten wir uns mit dem allerdings ganz niedlichen zwölfjährigen Aeffchen begnügen, das uns bediente und auf den Namen Octavie hörte.

Zum Glück dauerte der Regen, obschon heftig, nicht allzulang, aber das Wetter blieb so drohend, dass wir nicht wagen durften, noch weiter in die Schlucht vorzudringen. Sehr zu unserem Schaden, denn nicht nur begann erst von hier ab eine sehr interessante Schnecke aufzutreten (*Buliminus Letourneuxi* Bourg), von der wir nur eine geringe Anzahl erbeuten konnten, sondern die Schlucht wird auch, wie ich mich noch später überzeugte, erst von hier ab wirklich grossartig und den Schilderungen entsprechend, die gewöhnlich von ihr gemacht werden. Das Wetter verhinderte

*) l. c. p. 95. Herr Schwarz findet sogar einen Kern von Wahrheit in der Lehre der alten christlichen Kirchenväter, wonach der Affe nur eine Karrikatur des Menschen ist, von dem bösen Feind geschaffen, um den Schöpfer nachzuahmen. Er erkennt etwas Diabolisches im Auge des Affen und stimmt darin ganz mit frommen muhamedanischen Lehrern überein, welche dem Affen einen furchtbaren Hass gegen Allah und seine Werke und fortwährende listige Anschläge gegen denselben zuschreiben.

uns leider auch, die benachbarte Stelle zu besuchen, wo früher ein kleiner Akklimatisationsgarten bestand und man namentlich Versuche mit dem *Chinarindenbaum* und der *Theestaude* gemacht hat. Sie sind natürlich längst wieder eingegangen; unter den 14 Arten exotischer Pflanzen, welche Tchihatcheff von hier aufzählt, finden sich weder *Cinchona* noch *Thea*, dagegen haben sich *Acacia distycha*, *Deutzia gracilis*, *Kerria japonica*, *Habrothamnus elegans* und verschiedene andere erhalten. In botanischer Hinsicht ist der Ravin des Singes noch besonders merkwürdig durch seinen Reichthum an Farrnkräutern, die sonst in Nordafrika nicht allzu häufig sind; Tchihatcheff fand von 24 überhaupt aus Algerien bekannten Arten hier 13 beisammen.

Auf den Heimweg mussten wir uns noch einmal in ein spanisches Häuschen flüchten, das mit einem arabischen Kaffeehaus zusammen am Eingang einer ganz kleinen Seitenschlucht liegt. Eine ziemliche Anzahl Eingeborener hockte dort herum. Auch ein Berber aus der Wüste kam vorbei, einen kleinen Esel heimwärts treibend, hinter ihm gingen barfuss und unverschleiert zwei noch junge und nicht hässliche Frauen, ächte Oasenbewohnerinnen mit handbreiten Zöpfen, wie wir sie später noch manchmal gesehen; sie kamen zutraulich zu meiner Frau und zeigten ihr mit Stolz das Kind, das die eine im Burnus schleppte. Sie stammten allem Anschein nach aus den Oasen um Laghouat, deren Bewohner als unternehmende Händler durch ganz Algerien ziehen, und hatten noch manchen beschwerlichen Tagemarsch vor sich, bis sie ihr heimathliches Gurbi wieder erreichten.

Die Strasse war übrigens sehr belebt; nicht nur passiren jetzt täglich zwei Diligencen in jeder Richtung, sondern wir begegneten auch mindestens einem halben Dutzend Omnibus und zahlreichen schwerbeladenen Frachtwagen, oft mit sechs bis sieben Maulthieren bespannt, und unzähligen Arabern und Lastthieren, die Waaren hinauf- oder hinabschleppten. Eine Eisenbahn wäre sehr nöthig und ist auch schon mehrmals im Projekt gewesen, aber man scheut die grossen Schwierigkeiten, welche weniger das enge Thal als unmittelbar dahinter der steile Aufsteig nach Medeah bietet. Zu unserer Freude holte uns, als wir schliesslich im Regen weiter zogen, ein Fiaker ein, der noch zwei Plätze frei hatte, und brachte uns leidlich trocken nach Blidah zurück.

Am Abend kam noch ein Gewitter und die Nacht hindurch

stürmte es so furchtbar, dass wir am Morgen ruhig im warmen Bett liegen blieben und erst mit einem späteren Zug nach el Affroun fuhren. Man hatte uns versichert, dass wir dort Gelegenheit nach Cherchel finden würden, aber das war ein Irrthum und wir hatten ein paar Stunden Zeit, uns das neue Städtchen und seine Umgebung zu betrachten. Der Wind hatte sich gerade als wir abfuhren nach Süden gedreht und war zu einem richtigen Scirocco geworden; bald war der Horizont so verschleiert, dass der Chenoua ganz verschwand und das Grab der Christin nur undeutlich durch den Nebel schimmerte. Die ganze Umgebung des Städtchens ist angebaut, die Kultur steigt immer höher an den Hängen empor und binnen wenigen Jahren werden die sämmtlichen Vorhügel des Dschebel Mouzaïa mit Weinbergen bedeckt sein. Nur hier und da hielt noch ein Eingeborener seinen Besitz fest und lag auf wüstem Raum ein Gurbi oder ein Zelt, von einem Dornhag umgeben, um das ein paar Hühner gackerten und Ziegen weideten. Ein reizendes Plätzchen ist mir in Erinnerung geblieben, eine Einsenkung am Abhang, mit Silberpappeln bewachsen, dem *Safsaf* der Araber, dem Lieblingsbaum des Kabylen wie des Spaniers; zwei waren vom Sturm gebrochen und lagen über ein zerfallenes Gurbi hin, das ich für unbewohnt gehalten haben würde, wenn ich nicht ein paar Hühner darin bemerkt hätte. Hüben und drüben war alles Land frisch angerodet, in wenigen Jahren wird auch dieses Plätzchen mit seiner reizenden Aussicht auf die Ebene der Kultur anheimgefallen sein. Die Berber siedeln sich immer mehr um das Städtchen herum an und scheinen vielfach die Fabrikation des Crin végétal aus den Blättern der Zwergpalmen in ihren Gurbis auf eigene Rechnung zu betreiben. Es ist das ein sehr bedeutender Fortschritt. Die Araber in Oran begnügen sich, den europäischen Fabrikanten das Rohmaterial zu sammeln.

Diese Industrie findet aber hier so ziemlich ihre Ostgrenze in Folge der eigenthümlichen Verbreitung der Stammpflanze. *Chamaerops humilis* ist am Westende des Mittelmeeres überall gemein und gehört zu den lästigsten Unkräutern, die man kaum ausrotten kann, weil jede Wurzelspur wieder austreibt.*) Weiter

*) Ein sehr bequemes Mittel zu ihrer Vertilgung soll die Bewässerung sein, mehrmaliges Ueberrieseln bringt die Wurzelstöcke zum Verfaulen. Wo

nach Osten hin nimmt sie aber sehr rasch an Häufigkeit ab. In Spanien fand ich die letzten Exemplare bei Tarragona, in Südfrankreich fehlt sie ganz. In Algerien ist Oran in der Küstenebene und auf der ersten Plateaustufe ganz von ihr erfüllt, in Algier findet sie sich noch massenhaft im ganzen Sahel und der Metidja, aber nicht mehr bis zur Hochebene hinauf. Weiter östlich aber verschwindet sie plötzlich, jenseits des Jsser, dessen tief eingeschnittenes Thal auch in anderen Beziehungen eine wichtige Grenzscheide bildet, kommt sie als Unkraut nicht mehr in Betracht. Wohl aber findet man sie noch überall, wo vorspringende Kalkfelsen ins Meer hineintreten, so bei Bougie an den Hängen des Gouraia, bei Bône am Cap de la Garde, und in Tunis am westlichen Fuss des Dschebel bou Kornein. (Weiter landein an den ganz gleichartigen Kalkbergen Dschebel R'sas und Zaghòuan fand ich keine Spur von ihr, ebenso wenig längs der Bahn bis Beja, um Karthago und Porto Farina, obschon namentlich an letzterem Punkte die Berge so günstig beschaffen sind wie nur möglich.) Sie erreicht dann noch einmal eine bedeutende Verbreitung in Westsicilien, soweit es aus Kalk besteht, überschreitet aber die Thalsenkung der beiden Himera-Flüsse kaum und fehlt in Ostsicilien ganz, selbst auf dem felsigen Kalkplateau von Syrakus, das doch wie für sie gemacht scheint. Ebenso findet sie sich weder an den Kalkhängen um Tarent noch in dem steinigen Apulien, wohl aber an der Westküste der italienischen Halbinsel, wie an der Küste Ostalgeriens überall da wo ein vorspringendes Kap aus Kalkfelsen besteht, wie am Promontorio Circejo und selbst noch am Monte Argentaro in Toskana, auf Elba und verschiedenen kleineren Inseln des tyrrhenischen Meeres (Palmajola, Capraja), ausserdem hier und da auf Sardegna, aber wie es scheint nicht auf Korsika. Ob sie in Ligurien einheimisch, bedarf noch der Bestätigung. Oestlich der Meerenge zwischen Afrika und Sicilien scheint sie ganz zu fehlen, schon von Malta finde ich sie nicht mehr angeführt. Sie hat also ihr Verbreitungscentrum offenbar in der Umgebung der Meerenge von Gibraltar, aber ihre Verbreitung scheint erfolgt zu sein zu einer Zeit, wo das Mittelmeer noch in zwei Hälften zerfiel und die den Samen tragende

das nicht möglich ist, sucht man ihr mit Feuer beizukommen, indem man die Unkräuter in die Palmenbüsche wirft und später anzündet, damit verwandelt man aber nur die Busche in noch grössere Ringe.

Strömung nicht bis nach Egypten und Syrien der Küste folgte, sondern vom Kap Bon nach Sicilien hinüber die tyrrhenischen Küsten entlang zog.

Der Scirocco hatte nach und nach einen solchen Grad erreicht, dass Spazierengehen nicht mehr zu den Genüssen gehörte. Das Städtchen bot auch nicht das geringste Interesse, es glich ganz den anderen neuen Franzosenstädtchen mit zwei sich rechtwinklig schneidenden Strassen, einstöckigen Häuschen und grossem, schlecht gepflegten Platz. Wir zogen uns also unter die Veranda des einzigen Hôtels zurück, tranken eine Tasse des Gebräus, das man in Algerien Kaffee nennt und segneten in Gedanken den guten Monsieur Albert in Hammam Rirha, der uns gerathen hatte, in Blidah und nicht hier ein Nachtquartier zu suchen. Es scheint in ganz Algerien feststehender Grundsatz zu sein, den Kaffee ohne die Bohnen von *Coffea arabica L.* zu bereiten; ich habe mich im Ernst erkundigt, ob das vielleicht gesetzlich verboten sei. Selbst bis in die arabischen Cafés sind die Surrogate gedrungen und erst in Tunis erhielt ich wieder wirklichen aromatisch duftenden Mokka. Der Konsum an Cichorie scheint enorm, überall sieht man die bekanten Kisten, was zum Versenden von Naturalien ungemein angenehm ist; daneben wendet man aber, wie in guten alten Zeiten in Deutschland, noch alle mögliche andere Surrogate an; eine Hauptrolle spielen geröstete Kichererbsen, aber auch Lupinen und Wicken. Tiefer in die Geheimnisse der algerischen Kaffeebereitung einzudringen, ist mir nicht gelungen; der Mensch versuche die Götter nicht.

Endlich kam das Fuhrwerk an, das uns nach Cherchel bringen sollte, zu unserer freudigen Ueberraschung keiner jener engen vorsündfluthlichen Marterkästen, wie sie sonst in Algerien auf Nebenrouten unter dem stolzen Titel Diligence cirkuliren, sondern ein neuer, ganz nach dem Muster der Tramwagen konstruirter Omnibus mit drei Pferden. Ich belegte sofort die Vordersitze und so hatten wir, durch den Wagen selbst vor dem Sturme gedeckt, eine sehr angenehme Fahrt. Die Strasse zieht schnurgerade durch die Ebene. Hier im Nordwestende der Metidja hausten früher die Hadschuten, ein Araberstamm, dessen Raubgier und wilde Tapferkeit selbst unter ihren Landsleuten gefürchtet war. Zwölf Jahre lang widerstanden sie den Franzosen und zwangen diese, eine zusammenhängende Reihe von Befestigungen

von der Chiffaschlucht bis zum Sahel zu führen, um ihren Raubanfällen einigermassen zu steuern. Sie waren freilich nicht allein; die Kabylenstämme vom Mouzaïa, ein Zweig der berüchtigten Ouled Rif von der marokkanischen Nordküste, der vor zwei Jahrhunderten hier einwanderte, und die Beni Menasser vom Zaccar waren die allzeit bereiten, getreuen Helfer der Ebenenaraber, die niemals eigentlich zahlreich waren. Dem alten Marschall Pelissier imponirte ihre kriegerische Tüchtigkeit dermassen, dass er einen seiner Söhne Hadjout taufen liess. Erst als Cherchel besetzt und befestigt wurde, und die Franzosen ihnen nun jederzeit in den Rücken fallen konnten, lieferten sie die Waffen ab und sind seitdem friedliche Viehzüchter geworden. Zum Nomadisiren haben sie aber keinen Raum mehr; einen grossen Theil ihres Landes haben sie den Kolonisten abtreten müssen. Stundenweit von el Affroun aus dehnen sich prachtvolle Fruchtfelder, auf denen man höchstens noch hier und da eine einzelne Meerzwiebel als Rest ehemaliger Unkrautvegetation sieht. Unter das kleine brandrothe oder schwarze Vieh der Araber mischt sich stellenweise schon ein schwererer weisslicher Viehschlag und bei keiner der zahlreichen zerstreuten Fermen fehlen Futtervorräthe und Düngerstätte. Selbst zur Milchwirthschaft ist man hier und da schon übergegangen. Die Eingeborenen scheinen nachzufolgen; nirgends fielen uns soviele auf, die Burnus und Gandura (kabylisches Hemd) abgelegt hatten und dafür Blouse und Hose trugen.

Die Strasse steigt langsam an. Zur Rechten hat man immer näher den gewaltigen Chenoua, eine isolirte Bergmasse, welche auf der einen Seite durch den Ouëd Nador vom Sahel, auf der anderen durch den Ouëd el Hachem von den Zaccarausläufern getrennt wird. Sie ist von Kabylenstämmen bewohnt, die sich ganz abgesondert halten und seit alten Zeiten ein ausgezeichnetes Töpfergeschirr fabriziren. Gerade vor uns steigt ein hoher spitzer Zuckerhut im Nebel empor, eine der charakteristischesten Bergformen in Algerien, aber ich habe den Namen, den mir unser Kutscher nannte, nicht behalten können. Daran schliessen sich die Ausläufer des Zaccar und dieser selbst. Bei klarem Wetter muss die Aussicht herrlich sein; heute schimmerten die Berge nur undeutlich durch den Sciroccostaub. Wir passiren Bou Rkika, wo die Strasse von Milianah her einmündet, dann erreichen wir Marengo, die Hauptstation, auf einem Hügel im Gebiet des Ouëd

Nador gelegen. Eine Barrage, welche die Wasser des Ouëd Meurad staut, die älteste in der Provinz Algier, gestattet reichliche Bewässerung der Umgebung und speist auch zwei Springbrunnen auf dem grossen öffentlichen Platz. Wir fanden hier die erwünschte Gelegenheit uns zu verproviantiren, denn in el Affroun war nicht viel zu haben gewesen und Cherchel noch weit und wir sollten erst nach neun Uhr ankommen. Die Orangen waren so ausgezeichnet, wie in Blidah, aber erheblich billiger; hier brauchte man den berühmten Namen nicht mit zu bezahlen und erhielt drei für zwei Sous.

Nach dem Pferdewechsel ging es weiter, hinein in das Hügelland, das den Chenoua mit dem Zaccar verbindet. Es ist noch fast ganz in den Händen der Eingeborenen und hier lernt man begreifen, wie die Handvoll Hadschuten sich so lange gegen die Franzosen halten konnte. Sumpf in den Thälern, an den Abhängen tief eingerissene Ravins mit senkrechten Lehmwänden, erst sichtbar, wenn man am Rande steht, zu breit zum Ueberspringen, zu tief, um sie ohne weiteres zu durchschreiten, dazwischen Buschwald, jeder Eichenbusch wie gemacht, um als Hinterhalt zu dienen, *) dabei im Sommer die tödtlichen Ausdünstungen des nahen Halloula, das waren ihre natürlichen Bollwerke, gegen welche die Franzosen nichts ausrichten konnten. Auch heute noch liegen nur wenig Gurbis an der Strasse, und das Land ist wie gemacht zum Revier für wilde Thiere. Ein vorsichtiger Reisender hätte angesichts der Schauergeschichten, die überall über Algerien erzählt werden, wohl einmal ängstlich auslugen können, ob nicht hinter einem Busch ein paar glühende Augen hervorleuchteten, aber unser schweigsamer Kutscher lächelte spöttisch, als ich ihn wegen wilder Thiere fragte und meinte, Lapins gäbe es wohl, aber sonst nichts. Der Löwe ist aus diesen Gebieten längst verschwunden; für den Sidi el Ouach, den Herrn der Thiere, ist im Gebiet der Zivilisation kein Raum mehr, denn der Kolonist

*) Man braucht nur die Ruthen eines solchen über mannshohen, 12 bis 15' im Durchmesser habenden Eichenbusches auseinanderzubiegen, so hat man das beste Versteck, das man sich denken kann; unter dem grünen Dach erkennt auch das schärfste Auge Niemand und Hunderte von Bewaffneten können im Hinterhalt liegen, ohne dass eine durchmarschirende Kolonne sie bemerkt. Den Franzosen sind solche Gegenden öfter verhängnissvoll worden.

lässt seine Heerden nicht mit demselben stoischen Gleichmuth von ihm dezimiren wie der Araber, der es einmal nicht anders wusste, als dass der Saïd oder Sid*) seinen Tribut von der Heerde erhob; und der Löwe hat schnell gemerkt, dass die gezogene Büchse des Franzosen eine andere Waffe ist als die Flinte des Arabers, die nur trifft wenn Allah will und, wenn sie überhaupt losgeht, für den Schützen gefährlicher ist als für sein Ziel. Ein paar Exemplare finden sich noch in den Wäldern um Jemappes zwischen Philippeville und Bone, auch in der sogenannten kleinen Kabylie soll er noch vorkommen, dann noch um Souk Ahras an der tunisischen Grenze, sonst gehört er für Algerien bereits der Tradition an. Anders ist es mit dem geschmeidigen Panther, der sich noch allenthalben, wenn auch nicht sehr häufig, findet. Einestheils wird er, weil er sich hauptsächlich von wilden Schweinen und anderem Wild nährt und nur dann und wann einmal ein Stück Kleinvieh oder einen Hund wegholt, weniger bemerklich und weniger schädlich, darum auch weniger eifrig verfolgt, als sein Vetter, dessen Unterhaltungskosten nach einer Angabe bei Gaffarel jährlich 13—14 000 Frcs. betragen. Dann aber ist seine Jagd viel gefährlicher, denn selbst ein tödtlich getroffener Panther ist noch im Stande, den Schützen furchtbar zuzurichten. So ist es selbst dem berühmten Pantherjäger Bombonnel ergangen, den ein durch den Kopf geschossener Panther von einem Baum herabholte und furchtbar zerfleischte. Die Franzosen schiessen ihn darum gewöhnlich mit Explosionskugeln, was aber wieder das Fell ruinirt; die Araber und Berber suchen ihn in seinem Versteck auf, umwickeln sich aber so mit Tüchern, dass die Krallen nicht durchdringen können und schiessen erst, wenn sie den Panther fast mit dem Gewehr berühren. Ein glücklicher Schuss macht den eingeborenen Jäger für einige Zeit zum wohlhabenden Mann, denn neben der Prämie, welche für die Erlegung eines der grösseren Raubthiere gezahlt wird, repräsentiren die Haut und das überall im Algerien als Leckerbissen geschätzte Fleisch ein hübsches Kapital. Wie selten die grossen Katzen geworden, beweist am Besten der Werth ihrer Felle; 3—400 Frcs. sind das Minimum, für grosse Löwenhäute wird sogar das Doppelte gezahlt. Jeden-

*) Von dem Löwen erhielt der spanische Cid seinen Beinamen, nicht weil ihn die besiegten Könige als ihren Herrn begrüsst hatten, sonst würde der Name Sidi oder abgekürzt Si lauten.

falls braucht der Fremde bei Streifereien in Algerien weder den *Sbâa* (das wilde Thier, die gewöhnliche Bezeichnung für den Löwen) noch den *Nemr* (Panther, kabylisch *Arilas*) zu fürchten; die Zeiten sind vorüber, in denen er hoffen konnte, bei Nachtfahrten, wie wir sie nach Cherchel machten, die Pferde schaudern und stutzen und dann plötzlich im Galopp durchgehen zu sehen, weil sie den Löwen wittern.

Unsere Pferde jagten unbekümmert durch die Finsterniss des Buschwaldes, aus dem nur hier und da eine einzelne höhere Strandkiefer emporragte. Der Kutscher brauchte keine Peitsche, oh, ils marchent bien, sagte er nur manchmal mit zufriedenem Schmunzeln zu mir. So ging es im scharfen Trab hinauf zur Wasserscheide und wieder hinunter zum Ouëd el Hachem, über eine von hohen Bäumen umstandene Brücke, dann dem Fluss entlang nach Zürich. Vom Dorf sahen wir nur eine lange Strasse und eine prachtvolle Platanenallee, dann ging es wieder hinaus in die Nacht, die nur von den Blitzen eines fernen Gewitters erhellt wurde, das auf dem Meere lag und den baldigen Sieg des Nordwindes über den Scirocco ankündigte. Endlich wurde vor uns das Licht eines Leuchtthurmes sichtbar, und um neun Uhr rollte der Wagen durch das Thor von Cherchel

Auch hier war das Hotel besetzt, aber in der Dependance — soweit ist man schon vorgeschritten — fanden wir noch ein ganz behagliches Unterkommen und konnten ruhig anhören, wie der Regen aufs Dach prasselte und ein Gewitter das andere jagte. Auch am Morgen stürmte es noch tüchtig und regnete gelinde, aber der Hauptkampf am Himmel war zu Ende, der Scirocco zurückgedrängt, die nördliche Strömung Herr geworden. Freilich pflegt es nach einem solchen Tumult immer ein paar regnerische Tage zu geben, aber dagegen war nichts zu machen und ich riskirte trotzdem einen kleinen Spaziergang durch das nahe Thor, durch welches wir gekommen. Noch innerhalb der Ringmauer ist ein ganz hübscher öffentlicher Garten, gegenüber am hohen Ufer ein Spielplatz, von Bellasombras beschattet. Hier stehen die Trümmer eines Tempels an der Stelle, wo man sie gefunden, schön bearbeitete Marmorsäulen und Bruchstücke eines Frieses, eine Erinnerung an die glänzenden Zeiten, die Cherchel erlebte, als Juba II. mit der schönen Kleopatra Selene, der Tochter des Antonius und der Kleopatra, hier Hof hielt und seine Residenzstadt von den ersten

Künstlern Griechenlands schmücken liess. Von hier stammen die schönsten Skulpturen des Museums in Algier und noch ist in dem kleinen offenen Hof des sogenannten Museums in Cherchel genug vorhanden, was jedem Museum zur Zierde gereichen würde. Systematische Nachgrabungen, die man bis jetzt niemals angestellt hat, würden gewiss noch mehr Ergebnisse liefern.

Von der Brustwehr des Tempelplatzes sieht man gerade hinab auf den kleinen Hafen, den Juba angelegt. Man liest gewöhnlich, dass er denselben ganz habe im Festland ausgraben lassen, das scheint indessen ein Missverständniss, er hat nur die vorliegende Insel, welche die Franzosen Joinville nennen, durch einen Damm mit dem Festlande verbunden und so einen kleinen, aber für die Bedürfnisse der Alten genügenden und gegen alle Winde geschützten Hafen geschaffen. Die Stelle ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Hier ist eine der ältesten Niederlassungen der Phönicier, die Gründung von Jol reicht weit hinauf vor die von Utica und fand vermuthlich statt, als der gewaltige Pharao Thutmes III. über 1600 Jahre vor unsrer Zeitrechnung eine mit Phöniciern — denn die Egypter scheuten die Salzfluth, das Reich des Typhon, und hielten sie für unrein — bemannte Flotte nach der nordafrikanischen Küste sandte und hier einen noch vorhandenen Denkstein errichtete. Seine Nachfolger liessen die Eroberungen schwinden und die Flotte verfallen, aber die klugen Handelsleute vom Fuss des Libanon vergassen den Weg nicht und behaupteten Jol, bis es nach der Zerstörung von Tyrus an die Karthager kam. Es war für ihre Flotten eine wichtige Station auf dem Weg nach dem fernen Tarschisch, wo sie rasten und sich neu verproviantiren konnten; ähnlicher Stationen, sogenannte Metagoniten-Städte, lag noch eine ganze Anzahl an der nordafrikanischen Küste, immer auf kleinen dem Lande nahen Inseln oder auf weit vorspringenden Kaps, die durch Wall und Graben leicht zu vertheidigen waren; so Kollops, Pithekusa, Siga an der Tafnamündung. Sie waren durch Verträge mit den Herren des Landes geschützt, Handelsstationen und Verproviantirungsplätze zu gleicher Zeit. Aehnliche Stationen hatten die Phönicier auch an anderen Küsten, auch da wo wir sie später von Griechen verdrängt finden, und die meisten heutigen Hafenstädte am Mittelmeer stehen auf den Stätten phönicischer Faktoreien.

Das alte Hafenbecken gibt uns aber auch einen wichtigen

Anhalt dafür, dass an der Küste von Nordafrika nicht, wie anderswo am Mittelmeer, das Meeresniveau sich geändert hat. An vielen Stellen im Osten wie im Westen finden wir antike Bauten heute vom Meer überspült, in Westsicilien ist umgekehrt der Hafen von Trapani, der einst ganzen Flotten bequeme Bewegung gestattete, heute durch die Hebung des Meeresgrundes so klein geworden, dass selbst die kleinen Floriodampfer nur mit Mühe hineingelangen können. Vom Hafen Jubas haben wir eine genaue Beschreibung und wissen, dass er nicht tiefer war, als für die Dreirudrer nöthig. Heute, nachdem ihn die Franzosen von den Trümmern der Uferbauten, die ein Erdbeben hineingeworfen, gereinigt haben,*) hat er auch gerade noch Wasser genug für die Fahrzeuge vom Tiefgang der antiken Triremen, also ca. 8—9'; hier hat eine nennenswerthe Niveauveränderung demnach nicht stattgefunden, eine Thatsache, die für ganz Nordafrika von Tunis bis Tanger zu gelten scheint.

Die Franzosen haben sich nicht damit begnügt, den Hafen Jubas auszuräumen, sondern sie haben ihn auch durch einen Damm gegen den Ostwind geschützt und die Einfahrt erleichtert. Trotzdem will der Handel keinen Aufschwung nehmen; dazu fehlt das Hinterland. Ausser Zürich und dem auf der Westseite an der Küste gelegenen Novi finden alle anderen Ansiedelungen es seit Anlage der Eisenbahn bequemer, ihre Produkte zur Bahn zu bringen und in Algier verladen zu lassen. Auch die Vollendung der beiden projektirten Küstenstrassen einerseits nach Tipasa, andererseits nach Tenes kann das nicht ändern, und an eine Bahnverbindung nach Blidah mit Fortsetzung nach dem Inneren wird sobald noch nicht zu denken sein. Die Stadt, in welche mich der Regen bald wieder zurücktrieb, macht darum durchaus nicht den Eindruck, als sei sie im Aufschwung begriffen und wird schwerlich jemals wieder den Glanz der antiken Königsstadt erreichen. Doch ist die Umgebung fruchtbar und ausgedehnt genug, um der gegenwärtigen Bewohnerzahl ein bequemes Auskommen zu verbürgen.

Als wir ins Hôtel zum Frühstück gingen, flackerte im Kamin ein tüchtiges Feuer, das uns sehr wohlthat; in Cherchel an der

*) Man fand dabei den wohlerhaltenen Rumpf eines antiken Schiffes, von dem sich noch einige Reste im Museum zu Algier befinden, und eine recht gut gearbeitete Kaiserstatue.

Meeresküste am 29. März, wo man in Deutschland hier schon den vollen Sommer vermuthet! Nach Tisch besserte sich das Wetter etwas und wir stiegen trotz des Sturmes hinauf gegen die Berge auf der Landseite. In der nächsten Umgebung der Stadt überraschte uns eine Schnecke, die, obschon sonst am Mittelmeer gemein, doch in Algerien westlich von dem Isserthal sonst nicht angetroffen wird (*Helix vermiculata Müller*); sie war aber auf die nächste Umgebung der Stadt beschränkt und verschwand, sobald wir höher stiegen; das deutet darauf, dass sie hier nicht einheimisch, sondern gelegentlich einmal, wohl als geschätzte Delikatesse für die Küche, eingeschleppt worden ist. — Die Strasse wurde vor der Porte de Miliana rasch zu einem Feldweg, war aber sehr hübsch angelegt und bedurfte nur der Chaussirung, um zu einer guten Landstrasse zu werden. Die Aussicht auf die Stadt und das furchtbar tobende Meer wurde mit jedem Schritt schöner, aber Sturm und Regen störten den Genuss. Trotzdem gingen wir weiter. Auf der Höhe überraschten uns ausgedehnte Häusertrümmer, offenbar neuesten Datums trotz der hier und da eingefügten unverkennbaren Römerblöcke, kleine Häuser mit Steingiebeln, viereckigen Fenstern und Kaminen, also auch nicht von Arabern gebaut. In der Stadt wollte Niemand etwas davon wissen und ich glaube gerne, dass keiner von denen, die ich darum fragte, jemals da oben gewesen ist, obwohl die Stelle nur eine halbe Stunde von der Stadt liegt und eine wunderbare Aussicht bietet. So habe ich nicht erfahren können, welchen Namen das Dorf officiell geführt hat und wann man hier das verunglückte Kolonisationsexperiment gemacht hat. Es sind mir später noch manchmal ähnliche verlassene Ansiedelungen aufgestossen, doch nie eine von solcher Ausdehnung. Allem Anscheine nach hat der Wassermangel die Kolonisten vertrieben, denn ich sah nirgends einen Brunnen; das Land, wieder von Eingeborenen kultivirt, sah nicht gerade unfruchtbar aus. Wir machten in den Trümmern eine ziemlich reiche Ernte an allerhand Schnecken, auch riesige Skorpione waren massenhaft vorhanden, aber umsonst suchten wir nach Schlangen, es mochte ihnen wohl noch zu kalt sein.

Ein gepflasterter Weg führte von der Ruinenstätte abwärts, einem neuerbauten Hause zu, das am Abhang eines tiefen Thales lag und in dessen Umgebung in gewaltiger Ausdehnung Gemüse kultivirt wurde. Felder von Morgengrösse waren mit Salat,

jungen Erbsen und Pferdebohnen bepflanzt. Hier hörte aber wieder einmal der Weg auf. In der Hoffnung einen anderen zu finden kletterten wir in den engen Ravin hinunter, aber da war nichts und wir hatten ziemlich lange in den aufgeweichten lehmigen Aeckern herumzusteigen, bis wir endlich an ein paar zerfallenen Gurbis, die aber trotz ihres trümmerhaften Aussehens bewohnt waren, wieder einen Pfad fanden, der uns zum Meere hinabführte. Zum Glück blieb es von oben trocken, und als wir schliesslich noch wenigstens ein paar Stücke einer seltenen Schnecke (*Helix calopsis* Let.) fanden, die nur hier vorkommt und um derentwillen wir eigentlich hergekommen, waren die Mühsale schnell vergessen und wir kehrten vergnügt ins Hôtel de France zurück, wo uns die freundliche Wirthin — in Algerien trifft man fast immer Wirthinnen und ist bei ihnen meistens sehr gut aufgehoben — mittlerweile ein recht hübsches Zimmer zurecht gemacht hatte.

Den ganzen Sonntag verwandten wir auf die Jagd nach der unseligen *Helix calopsis* und dem arabischen Friedhof, auf dem sie zuerst gefunden worden. Man sprengte uns dabei in der ganzen Stadtgemarkung herum und so hatten wir die Gelegenheit, den ungeheuren Raum, den die alte Königsstadt einnahm, kennen zu lernen. Die Ringmauer von Cherchel umfasst nur ein Neuntel des alten Raumes und es ist noch Platz genug für Neubauten. Die alte Mauer ist stellenweise noch recht gut erkennbar, überall liegen behauene Steine, Ziegelstücke und dgl. An einer Stelle wurde ein Weinberg angerodet; man traf dabei auf eine Menge Sarkophage, schmucklose Steinkisten ohne Inschriften und Beigaben, den sehr prosaischen Kolonisten als Schweinetröge hochwillkommen. Systematische Nachgrabungen würden wohl bessere Resultate ergeben, aber die Regierung hat für solche Zwecke kein Geld und gibt kaum die kleinen Beträge für die Unterhaltung des Museums. Endlich fanden wir den maurischen Friedhof, aber er war so klein, dass in der Stadt absolut Niemand sterben dürfte, wenn der ausreichen sollte. Die Juden bringen ihre Todten nach Algier, vielleicht haben auch die Mauren ein Heiligthum draussen, wo sie ihre Todten begraben. Mit der Kubbah der Familie Berkani, die dicht vor der Stadt zwischen der Strasse nach Marengo und dem Meere liegt, scheint ein Friedhof nicht verbunden. Auch hier fanden wir nicht was wir suchten, und so stiegen wir Nach-

mittags hinauf zu den Burgen, die Cherchel überragen und an die Zeiten erinnern, wo Flüchtlinge aus Andalusien sich hier niederliessen und als kühne Seeräuber eine neue Blüthezeit der Stadt herbeiführten. Die Burgen gleichen ganz denen Südspaniens, hier und da sieht man noch Verzierungen aus bunten Azulejos. Der Aufstieg war anstrengend, die Ausbeute aber durchaus nicht lohnend: auch Insekten sah man trotz der Blüthenfülle, die alles Brachland bedeckte, nur ganz einzeln. Schliesslich suchten wir noch einmal die Stelle auf, wo wir am Tage vorher ein paar Stücke gefunden, und rafften im Gebüsch zusammen, was an leeren Schalen umherlag, eine Sammelweise, die ein richtiger Schneckensammler sonst als eine Art Aasjägerei verachtet.

Mehr Genuss bot uns am Nachmittag das Fenster. Cherchel hat nur eine Hauptstrasse und die ist nicht so lang, dass man sie nicht bequem von einem Ende bis zum anderen übersehen könnte. Es war Sonntag, und den scheinen hier auch die Eingeborenen zu feiern, wohl weil sie meistens bei Europäern beschäftigt sind. In Feierkleidern stolzirten sie auf der Strasse herum. Zwischen Mauren und echten Arabern fielen uns die unverfälschten Berber auf, die hier Arbeit suchen; sie tragen meistens Hosen und Blouse und haben nur die rothe Schaschia (Fez) beibehalten, um die sie ein zusammengedrehtes buntes Taschentuch binden. Nur zu diesem Zweck dienen die grossen grellgemusterten Kattuntaschentücher, die man in jedem Laden und bei jedem Hausirer sieht, und die den Fremden leicht zu total irrigen Anschauungen über die Art und Weise bringen können, wie der Eingeborene in Nordafrika seinen Gesichtserker reinigt. Zwei junge Kabylen serviren im Hôtel und man kann entschieden mit ihnen zufrieden sein. Auch auf der Strasse sind sie stets munter und zum Scherzen aufgelegt, und während die Araber halbe Tage lang nebeneinander hocken können, ohne ein Wort zu sprechen, stehen Berber nie auch nur eine Minute zusammen ohne Scherz und Neckerei. Europäer und Eingeborene verkehren im Ganzen nur wenig mit einander, höchstens die Kinder, doch ist ein gewisses gegenseitiges Nachgeben und Akkomodiren nicht zu verkennen und mit der Zeit wird es sich schon machen.

Zu längerem Aufenthalt in Cherchel hatten wir keine Veranlassung, also bestiegen wir am 31. März morgens neun Uhr wieder den Omnibus, um uns nach el Affroun zurückbefördern zu

lassen. Die Fahrt bot auch am Tag nicht viel Interessantes, doch sieht man noch ausgedehnte Ueberreste der antiken Wasserleitung, welche das Thal des Ouëd el Hachem überspannte: sie ist nur eine der drei, welche der antiken Stadt das köstlichste Bergwasser zuführten. Die Thalsohle ist ganz leidlich bebaut, aber anscheinend völlig unbewohnt: nur am Hügelrand hängen ein paar Fermen; es mag hier wohl nicht allzugesund sein und die Dörfer der Eingeborenen werden wohl verborgen in den Bergschluchten liegen. Die Küstenberge schienen schon unter geregelter Forstverwaltung zu stehen und trugen recht hübsche geschlossene Bestände von Strandkiefern.*) Weiterhin aber herrschte dieselbe unsinnige Waldverwüstung wie überall in arabischen Gegenden. Wo sich ein höherer Kiefernstamm über den Buschwald erhob, stand er dürr; man hatte ihn angebrannt, um ihn zum Stürzen zu bringen und dann seine Aeste abzuschlagen; den Stamm, welcher der erbärmlichen Werkzeugen der Araber spottet, lässt man unbenutzt vermodern.

Zürich erwies sich bei Tag als ein freundliches Dorf in reicher Gartenumgebung; Ein- und Ausgang sind mit einer crenelirten, mit Schiessscharten versehenen Befestigung geschützt, eine Erinnerung an die Gründungszeit, wo es stets galt vor Hadschuten und Kabylen auf der Hut sein. Wein und Orangen nehmen die nächste Umgebung ein, dann folgt wieder Buschwald bis nach Marengo. Hier hatten wir eine Stunde Zeit zum Betrachten der Merkwürdigkeiten, zogen aber vor vorauszuschlendern und etwas zu sammeln. Interessant kann die Ebene gerade nicht genannt werden. Vor uns lag ein schweres Wetter, hinter uns kam ein anderes nachgerückt, und so waren wir gar nicht unzufrieden, als der Omnibus uns noch rechtzeitig einholte. Kurz vor dem Dörf-

---

*) Die gewöhnliche Kiefer in Nordafrika wird bald als *Pinus maritima*, bald als *Pinus halepensis* bezeichnet. Die Unterschiede zwischen diesen beiden Arten sind unbedeutend und auf Cypern wächst eine Form, die von den Botanikern bald der einen, bald der anderen zugerechnet wird; die Unterscheidung hat also keinen sonderlichen Werth. Beide Varietäten sind für die Wiederaufforstung der Mittelmeerländer vom grössten Werth, da sie mit dem magersten Felsboden vorlieb nehmen und schon in der ersten Jugend eine grosse Unempfindlichkeit gegen Hitze und Dürre zeigen und nur im ersten Jahre einige Pflege verlangen. Sie vertragen übrigens nicht einen so geschlossenen Stand, wie unsere Kiefer und erwachsen nur ausnahmsweise zu geraden Stämmen.

chen Aïn el Ameur begann es tüchtig zu giessen; ein Ruf des Kutschers und im rasenden Galopp stürmten die Pferde den Berg hinauf ins Dorf, wo wir einigen Schutz fanden. Zum Glück dauerte der Regen nicht lang und wir kamen ohne weiteres Abenteuer nach el Affroun. Hier hatten wir diesmal nur dreiviertel Stunden Aufenthalt, aber vor der Abfahrt sollten wir einen kleinen Vorgeschmack einer Eisenbahnkatastrophe bekommen. Wir waren schon eingestiegen, die Lokomotive ging aber noch einmal voraus, um zu rangiren. Dabei hängten sich ein paar schwere Güterwagen los und fuhren auf der geneigten Bahn mit solcher Gewalt gegen die stehen gebliebenen Personenwagen, dass Alles darin durcheinanderflog. Ein paar barmherzige Schwestern, die in Algerien fast in jedem Bahnzug anzutreffen sind, stiessen unsanft mit den Köpfen zusammen, sonst geschah zum Glück kein Schaden und wir konnten nach kurzem Aufenthalt weiter fahren. Die Metidscha war in der Woche seit unserer ersten Tour erheblich grüner und üppiger geworden, sonst bot die Fahrt nur wenig Interesse, ausser dass wir in Boufarik des Markttages wegen noch einmal erheblichen Aufenthalt hatten und erst gegen neun Uhr in Algier ankamen. Dort hatte es nach der Versicherung unseres Kellners jeden Tag tüchtig geregnet und die Temperatur war nicht über 13° R. gestiegen, was meine Ansichten über den Werth klimatischer Kurorte entschieden bestätigte. Wir waren beide so steif und erkältet, dass ein paar Ruhetage dringendes Bedürfniss schienen.

Fünftes Kapitel.

Die Gorges de Palestro.

Ein paar Tage verflossen in Algier rasch unter dem Putzen der mitgebrachten Ausbeute. Das Wetter blieb zweifelhaft, fast jeder Tag brachte etwas Regen, sehr zur Freude der Bevölkerung, denn im April fürchtet man nichts mehr, als einen tüchtigen Scirocco. Wenn der Wüstenwind über die Hochplateaus herunterstürzt, gewinnt er am Meeresstrand eine solche intensive Hitze, dass die Vegetation schwer darunter leidet; dauert er länger, so kann er die ganze Ernte gefährden, die Saaten vertrocknen, selbst die Weintrauben am Stock zu Rosinen machen. Unter dem Namen *Favugna* in Sicilien und selbst noch in Apulien, *Solano* in Süd-

spanien, fürchtet man diesen Gluthwind selbst noch jenseits des Mittelmeeres, aber charakteristischer Weise für das Wesen des Windes nicht an den Südküsten, wo er unmittelbar auftritt, sondern am meisten in den Gegenden, welche er erst nach Ueberschreitung einer Bergkette oder eines Hochplateaus erreicht. Geradeso fühlt man den Föhn, die Fortsetzung des Samum-Scirocco, in den Thälern nördlich der Alpen viel mehr als am Südabhang. In Algerien hängt die ganze Ernte vom Scirocco ab. *Scirocco Aprile, makasch bono* (Scirocco im April ist nicht gut) sagt der Küstenbewohner in der Lingua franca. Zum Glück sind aber heftige Sciroccos im Frühling und Vorsommer nicht so häufig, wie im Nachsommer, meistens dauern sie nur einen, selten über drei Tage, und endigen mit einem tüchtigen Regen, der den angerichteten Schaden wieder gut macht. Mit jeder ohne Scirocco verfliessenden Aprilwoche steigen die Chancen auf eine gute Ernte und man konnte es den durch mehrere Missjahre schwer geprüften Kolonisten nicht übelnehmen, wenn sie jede Regenwolke mit Jubel begrüssten. Man lernt in Nordafrika begreifen, warum die Griechen den Wüstenwind, den sie ja auch aus erster Hand, wenn auch nicht aus Süden, sondern aus Südost erhielten, als einen gelbgemähnten Löwen mit offenem Rachen bildeten und ihm Tempel errichteten und Opfer brachten, um seinen Zorn zu besänftigen.

Am 4. April versprach das Wetter eine dauernde Besserung und so machten wir uns auf zu einem Besuch der berühmten Schluchten, durch welchen der Isser sich den Weg zum Meere gebahnt hat. Die Tour ist jetzt ziemlich bequem geworden, da man bis nach M é n é r v i l l e die Bahn und von da ab die Diligence benutzen kann. Die Bahn, die erste Strecke der grossen Bahn Algier-Constantine, zweigt zwar erst bei Maison-Carrée von der nach Oran ab, aber die Züge laufen bis Algier durch; es sind freilich noch nicht sonderlich viele, nur zwei in jeder Richtung. Wir fuhren gegen 7 Uhr ab. Von Maison-Carrée aus durchschnitten wir den östlichen Theil der Metidscha, nicht ihren schlechtesten, denn die Saaten liessen nichts zu wünschen übrig; nur hier und da hatte die Uebermenge des Wassers einigen Schaden gethan, aber das ist im Süden nicht schlimm, ein paar Sonnentage gleichen das wieder aus. Längs der Bahn scheinen einige grössere Güter zu liegen, welche mit allen Erfordernissen der modernen Technik betrieben werden, dampfgetriebene Centrifugal-

pumpen haben die Noriah der Mauren ersetzt und selbst Dampfpflüge sahen wir an der Arbeit. Hier lagen schon zur Türkenzeit grössere Besitzungen (Haouch) welche die französische Regierung im Ganzen an Konzessionäre abgegeben hat. Weiterhin hebt sich das Terrain etwas und nun treten Reben an die Stelle der Weizenfelder; man überschreitet den Ouëd Khemis oder wie ihn die Kolonisten nennen den Hamise, welcher von den Flanken des Bou Zegsa herabkommend bei el Foundouk die Ebene betritt; er ist hier ziemlich wasserarm, denn eine mächtige Barrage staut ihn beim Austritt aus den Bergen auf und schafft ein kolossales Reservoir, das die ganze östliche Metidscha bewässern soll. Wieder geht es hinauf auf eine flache Hochebene, die noch in arabischen Händen und mit einem lichten Wald hochstämmiger Eichen bestanden ist; sie wird beherrscht von dem kühn geformten Dschebel bou Zegsa, der, obschon nur 1033 m. hoch, von Algier aus viel imposanter erscheint, als der doppelt so hohe, aber entferntere Dschurdschura; er ist der Kulminationspunkt einer Bergkette, welche vom Dschebel beni Hassen bei Medeah zum Meere zieht und das Isserthal von der Metidschaebene scheidet. Dem Meere nahe spaltet sich dieser Zug in mehrere Aeste und bildet ausser dem Thal des Hamise noch zwei kleinere Thäler, das des Ouëd Boudouauou, an welchem Alma, das Kolonisationscentrum der Gegend, liegt und das des Ouëd Korso. Hier hat man zahlreiche Familien aus Elsass-Lothringen angesiedelt und diese Kolonien gehören zu den wenigen aus 1871, die sich erhalten haben und gedeihen. Die Bahn schneidet die Thälchen nahe dem Meere und bietet mehrfach reizende Durchblicke auf dasselbe; dann wendet sie sich landein und beginnt zu steigen und sich zu winden, so dass der Bou Zegsa bald zur Rechten bald zur Linken erscheint. Hier ist noch viel Land in arabischen Händen, aber längs der Bahn liegen schon mehrere Dörfchen und zahlreiche neu gerodete Weinberge. Nach dreistündiger Fahrt erreichen wir die Endstation Ménérville oder wie sie früher hiess und heute noch vielfach genannt wird, Col des Beni Aischa.

Dieser Punkt war immer wichtig, denn hier trennen sich die Strassen. Die eine zieht links quer über das Isserthal hinüber und durch die tiefe Einsenkung zwischen dem Dschurdschura und seiner Fortsetzung, dem Mâatka, die sogenannte Ebene von Bour'ni, nach dem Fort von Tizi Ouzou und von da links nach Dellis am

Meer, rechts nach Fort National im Gebirge, die andere dem Isser entlang bis zum Uebergang nach **Bordsch Bouira** und durch die Eisenthore nach Setif und Constantine. Beide wichtige Strassenzüge sollen baldigst durch Eisenbahnen ersetzt werden, und Ende 1885 wird man sowohl Fort National wie Constantine von Algier aus im bequemen Waggon erreichen können. Heute endigt die Bahn in dem tiefen Einschnitt unmittelbar vor dem Tunnel, welche die Wasserscheide nach dem Isserthal zu durchbricht, und man muss eine steile Treppe zum Städtchen hinaufsteigen. Am Bahnhof hielten mindestens ein halbes Dutzend Diligencen, zwei davon nach Palestro bestimmt. Rasch sicherten wir uns zwei Plätze, gaben unser leichtes Handgepäck ab und gingen dann voraus, um die Fauna ein wenig zu untersuchen. Das Städtchen liegt, wie sein alter Name andeutet, auf einem Col, einer Einsattelung; es hat sich von der Zerstörung durch die aufständischen Kabylen in 1871 — die Einwohner hatten sich zum Glück noch rechtzeitig flüchten können — wieder erholt und wenn auch die Grundlage seines gegenwärtigen Wohlstandes mit der Fertigstellung der Bahnen wegfallen wird, so sichert ihm seine fruchtbare Umgebung doch eine behagliche Zukunft. In der Hauptstrasse wimmelte es von Lastfuhrwerken und roch es bedenklich nach Pferdeställen und Mist, aber reges Leben und Thätigkeit waren nicht zu verkennen und die verschiedenen Hôtels sahen ganz leidlich aus.

Als wir die Höhe überschritten, lag auf einmal vor uns die gewaltige Masse des *Dschurdschura*, bis tief herab mit Schnee bedeckt, ein mächtiger lang gestreckter Rücken ohne auffallenden Gipfel, an die Sierra Nevada erinnernd, wie man sie vom Bahnhof in Loja aus sieht, aber doch viel imponirender. Aber nur für eine kurze Strecke erfreute uns der Anblick, denn die Strasse senkte sich rasch nach dem Isserthal hinunter und bald tauchte der *Adrar*)* wieder hinter die Vorberge. Die Diligence holte uns bald ein und nun gings rasch durch das gut angebaute Thal, den Bergen zu. Die Strasse war arg zerfahren, denn in Folge des Bahnbaues ist der Verkehr mit schwerem Fuhrwerk ein ungeheurer. Die Bahn bietet von hier ab erhebliche Schwierig-

*) Adrar (Berg) oder Adrar Boudfel (Schneeberg) nennen die Kabylen ihren Hauptberg, für gewöhnlich; den Namen Dschurdschura oder vielleicht richtiger Dscherdschera kennen sie wohl, gebrauchen ihn aber nicht.

keiten, Durchstiche, Tunnels und Brücken wechseln mit einander ab, aber das Schlimmste ist geschehen und fast nur die Hochbauten sind noch auszuführen. Ein weit vorspringender Bergsporn zwingt die Strasse zu vielen Serpentinen, hier hat man sie vielfach der Bahn wegen verlegen müssen und überall wurde noch fleissig gearbeitet. Dann ging es weiter hinunter ein steiles Thal erst hinauf, dann wieder herab, zweimal unter einer und derselben grossartigen Eisenbrücke hindurch, welche die Schlucht überspannt. Ein Trupp wandernder Araber kam uns entgegen, armes zigeunerhaftes Volk, nur ein paar Schafe und Ziegen mittreibend, den kümmerlichen Hausrath auf dem Rücken schleppend, in Lumpen gehüllt und unendlich schmutzig. Das ist das Ende, das allen Araberstämmen im Tell bevorsteht. Vielleicht hat man ihnen nach der Empörung ihr Land genommen, vielleicht haben die paar Hungerjahre hintereinander sie zum Verkauf gezwungen; nun ziehen sie heimathlos durch's Land, wovon sie leben weiss nur Allah der die Raben speist; schliesslich setzen sie sich vor die Thore einer der grösseren Städte und nähren sich kümmerlich von den Abfällen. Nur arbeiten thun sie nicht. Ich bin solchen Banden noch manchmal begegnet und jedesmal hat mich die Aehnlichkeit mit den ärmsten unter unseren Zigeunern frappirt, auch im Gang und Wesen und in der Art, wie sich die Frauen mit ihren Lumpen drapiren.

Einen schroffen Gegensatz zu ihnen bildeten die Kabylen, welche das Hauptkontingent zu den Eisenbahnarbeitern stellen. Meistens waren sie nicht einmal aus den benachbarten Bergen, obschon auch diese Stämme vielfach beim Bahnbau Verdienst suchen, sondern Marokkaner, wie man sofort an dem im Nacken lang herabfallenden Haare erkannte, schlanke sehnige Gestalten in der heimischen Schellaba (Burnus), nur selten in europäisirter Tracht. Sie werden beim Bahnbau selbst den Italienern vorgezogen. In geordneten Trupps kommen sie aus ihrem Heimathland unter Führung eines Amin (Vorsteher), welcher ganz als Schachtmeister funktionirt, die Accorde mit dem Unternehmer abschliesst, den Lohn in Empfang nimmt und auch die Verköstigung besorgt; er ist für seine Truppe verantwortlich und bekommt seinen Lohn ohne selbst zu arbeiten. Immer häufiger kommen diese Marokkaner nach Algerien, auch am Senegal bauen sie die Bahnen, und die Rückwirkung', welche die von ihnen erlangte

Kenntniss civilisirter Zustände auf ihre Heimath ausübt, darf nicht unterschätzt werden. Sie sehen ihre Stammesgenossen, mit denen sie sich ja ohne sonderliche Schwierigkeit verständigen können, unter französischer Herrschaft frei nach ihren alten Gewohnheiten leben, sicher vor den unablässigen Bedrückungen und Plünderungen, denen sie selbst in ihrer Heimath ausgesetzt sind; sie lernen menschenwürdigere Zustände kennen und sie müssten keine Berber sein, wenn sie nicht auf den Gedanken kämen, dass ein solcher Zustand am Ende doch dem unerträglichen Druck der Araber, der fremden Eindringlinge, vorzuziehen sei. Gerade in einem Lande, das sich gegen die Civilisation so hermetisch abschliesst, wie Marokko, sind solche Einflüsse doppelt wichtig und wenn, was ja unmöglich lange ausbleiben kann, die schauderhafte Missregierung des Scherifs im Sultanat des äussersten Westens zusammenbricht, werden diese Eisenbahnarbeiter es sein, welche der abendländischen Civilisation das Eindringen erleichtern.

Noch ging es eine Strecke weit durch die Ebene, dann legte sich plötzlich ein ungeheurer Kalkberg wie ein Riegel quer in den Weg, gekrönt mit einer senkrecht abfallenden, in wilde Blöcke zerspaltenen Felsenmauer, in der Mitte durchbrochen von einer Spalte, die nur dem Fluss Raum bietet. Am Eingang liessen wir uns absetzen, die Schlucht zu Fuss zu durchwandern; unser Nachbar, ein freundlicher Kaufmann aus Algier, übernahm es, meinen Tornister in's Hôtel de France in Palestro mitzunehmen und uns dort auch gleich Quartier zu bestellen. Unmittelbar vor dem Eingang baut man an einer Brücke, welche die kühnste in Algerien zu werden verspricht, um die Bahn auf das rechte Isserufer hinüberzuführen. Freilich findet sie auch dort keinen Raum und muss den Felsen in einem fast stundenlangen Tunnel oder richtiger in einer Reihe von Tunnels, welche durch ganz schmale Zwischenräume geschieden sind, durchbrechen. Auch die Strasse, die auf dem linken Ufer bleibt, hat hier kaum Raum gefunden und musste fast in ihrer ganzen Länge in den Felsen gehauen werden, denn die Gorges de Palestro bilden eine wirkliche, ächte Klamm mit hohen, senkrecht abfallenden Wänden, an düsterer Grossartigkeit dem Hoyo von Gobantes vergleichbar. Die ganze Sohle nimmt der Fluss ein; er war trotz des voraufgegangenen Regenwetters niedrig, so dass ihn die Arbeiter durchwaten konnten, aber nach den Spuren am

Felsenufer muss er manchmal 15—20′ höher steigen und mag dann schön toben. Am Eingang hatte man für die Arbeiter, die auf der anderen Seite nicht den geringsten Raum für Schlafplätze finden können, eine wirkliche fliegende Brücke angelegt, bei deren blosem Anblick es dem Ungewohnten schwindeln konnte, ein Drahtseil von Fels zu Fels, an dem ein Korb herüber und hinüber flog. In einem Steinbruch stand im blauen Kalk eine starke Ader krystallinischen dunklen Gesteines an, dem flüchtigen Ansehen nach ein Grünstein, ein merkwürdiges Vorkommen in diesem Gebiet, und erst neuerdings zufällig aufgedeckt, wenigstens erwähnt es Tchihatcheff, dem es sicher nicht entgangen wäre, nicht; ich verschob das Mitnehmen von Handstücken leider auf den Heimweg, war aber dann so ungünstig situirt, dass ich nicht dazu kam. Das harte Gestein liefert ein ausgezeichnetes Material für die Brückenpfeiler und wird darum eifrigst ausgebeutet.

Es war gerade Mittag, als wir die Schlucht betraten, und wir fanden sie ungemein belebt von den Steinhauern, die beim Einwölben der Tunnels beschäftigt sind; es waren meistens Piemontesen oder Lombarden vom Fuss der Alpen, diese geborenen Steinmetzen, die man in der ganzen Welt findet. Sie sahen uns neugierig zu, als wir die glatten Felsenwände auf's gründlichste zu untersuchen begannen. Die Isserschlucht ist nämlich der Fundort für eine ganze Anzahl eigenthümlicher Molluskenarten, und für verschiedene andere, sowie auch für manche Pflanzen, bildet sie die Grenze der Verbreitung nach Osten oder Westen. Unsere Ernte war leider in quantitativer Hinsicht durchaus nicht befriedigend, besonders die eigenthümlichen Arten waren ganz auffallend einzeln, so genau wir auch nachsuchten. Später erfuhren wir dann, dass schon zweimal im Laufe desselbigen Winters Handwerksgenossen dieses Weges gefahren waren und die Schnecken so grausam decimirt hatten. An jedem nur einigermassen zugänglichen Plätzchen klebten Reiserhütten oder niedrige Steinhäuser; selbst zwischen der Strasse und dem Fluss hatte man einige angebracht. Viele standen freilich schon wieder leer, denn seit die Tunnels durchschlägig, sind die meisten Arbeiter weiter gezogen und bald wird die Schlucht wieder ruhig genug sein. Dann wagen sich vielleicht auch die Affen wieder herbei, welche das ungewohnte

Treiben und das unheimliche Dröhnen der Minen verscheucht hat; wir sahen nur noch einen einzigen gefangenen, den ein Arbeiter am Seil führte. Die Schlucht wird nach oben hin immer malerischer und wilder; um die Schiffaschlucht zu übertreffen, fehlt ihr aber eins: kein Wasserfall stürzt von den Kalkfelsen herab. Erst dicht am Ausgange, wo man den letzten Vorsprung in einem Tunnel durchbrechen musste, rauschen von der rechten Seite her ein paar Silberfäden herunter und fallen über den überhängenden, eine Höhle bildenden Felsrand direkt in den Isser. Am Ausgang überschreitet man auf einer einbogigen Eisenbrücke den Fluss und hier findet man auch eine Quelle dicht an der Strasse. Dann erweitert sich das Thal zu einem grünen Becken, wo der Isser einen ausgedehnten See gebildet haben muss, ehe er die Schranke durchgenagt hatte. Noch eine halbe Stunde zieht sich die Strasse am Hang hin, dann erscheint auf einer Höhe, die weit in's Thal hinein vorspringt und den Fluss zu einem grossen Umweg zwingt, das freundliche Dorf Palestro, zu dem uns ein tiefer Ravin, den man eben mit einer prächtigen Eisenbrücke überspannt, hinaufleitet.

Das Dorf, das man schon beinahe ein Städtchen nennen kann, ist eines der am besten gedeihenden in Algerien und nur das Marmordenkmal auf dem öffentlichen Platz, unserem Hôtel gerade gegenüber, erinnert an die furchtbare Katastrophe, die es 1871 in einen Aschenhaufen verwandelte. Damals wohnten in der noch ganz jungen Ansiedelung gegen 100 Europäer, fast ausschliesslich Italiener, die sich mit ihren kabylischen Nachbarn des besten Einvernehmens erfreuten. Als in 1871 auf die Kunde von den französischen Niederlagen die Kabylen sich zu regen begannen, und die Kolonisten selbst aus der Metidscha hinter den Wällen Algiers Zuflucht suchten, glaubten diese Italiener ruhig aushalten zu können, hatten sie ja doch ihren Nachbarn nie etwas zu Leide gethan. Sie wussten freilich nicht, dass das Gebiet von Palestro altes kabylisches Erbe war, von der Regierung nach einem Aufstande konfiscirt, und dass die früheren Eigenthümer nur auf eine Gelegenheit warteten, die Eindringlinge zu vertreiben.

Der Kabyle hält seinen Boden so zäh fest, wie wenig andere Nationen; unter keiner Bedingung darf ein Stück Land der Dorfgemeinschaft entfremdet werden, und während er sonst die

Frau viel höher hält, als der Araber, hat er ihr trotz des Koran das Erbrecht entzogen, damit nicht einmal durch Heirath ein Stück Land in die Hand eines »Ausmärkers« komme. (Eine verwandte Sitte beobachtete Rohlfs in der von ächten Berbern bewohnten Oase Sokna. Ein Araber, welcher die Erbtochter einer reichen Berberfamilie heirathet, kann wohl deren Besitz an Palmen und anderen Bäumen erben, aber niemals den Grund und Boden, welcher an die Gemeinde zurückfallen würde, wenn, was aber in Berberoasen fast undenkbar, gar keine Seitenverwandten mehr da sein sollten.)

Kaum hatte el Mokrani, der sich der Abstammung von einem französischen Montmorency rühmte und die Lilien der Bourbonen als Wappen führte, die Stämme der grossen Kabylie zum Aufstand gerufen, als sie auch schon vor dem unglücklichen Kolonistendorf erschienen. Trotz der ungeheuren Uebermacht beschlossen die Italiener, auf Entsatz hoffend, sich nicht zu ergeben, und drei Tage, vom 19.—22. April, vertheidigten sie sich tapfer in der Mairie, dem Pfarrhaus und der Schule. Aber der gehoffte Entsatz blieb aus, obwohl ein Truppencorps von Algier aus auf der Militärstrasse, die am Bou Zegsa vorüberführt und die Defileen des Isserthales zu vermeiden gestattet, in dieser Zeit recht gut hätte anlangen können. Der Aufstand war aber so unerwartet gekommen, dass man in Algier vollkommen rathlos war und die Insurgenten ohne Widerstand bis an die Thore von Maison Carrée vordringen konnten. Endlich ging die Munition aus und nun wurden die unglücklichen Kolonisten von den erbitterten Kabylen auf schauderhafte Weise geschlachtet, zum Theil lebendig verbrannt; nur wenige wurden durch die Führer gerettet, um als Geiseln zu dienen. Das Dorf aber wurde von Grund aus zerstört.

Das Denkmal stellt einen Kolonisten dar, die Flinte in der Hand, die Energie der Verzweiflung im Gesicht; seine Frau ist neben ihm niedergesunken, den Säugling an die Brust drückend; ein kleiner Knabe umklammert ängstlich das Knie des Vaters. Die Gruppe ist realistisch ausgeführt, aber so ergreifend, dass dem Beschauer unwillkührlich die Thränen kommen. Es mahnt daran, dass die Kolonisten hier auf einem Vulkan wohnen, der jeden Augenblick wieder ausbrechen kann, so lange gerade dem Ausgang des Dorfes gegenüber der Dschurdschura noch zum Himmel

ragt und von Kabylen bewohnt wird. Die neuen Ansiedler hätten vielleicht besser gethan, wenn sie das Dorf nicht in der alten verzettelten Weise wieder aufgebaut hätten, die eine erfolgreiche Vertheidigung unmöglich macht. Aber der Franzose ist viel zu sehr gewöhnt, von oben herab geleitet und beschützt zu werden, als dass er an Selbstvertheidigung dächte, und so baut er im Feindesland die Dörfer gerade so, als ob er daheim in seiner belle France wäre. Besser, er nähme sich die Bauweise zum Muster, welche die Deutschen bei ihren Ansiedelungen im Slavenland oder in Siebenbürgen befolgten. Die Regierung könnte das ohne besondere Kosten thun. Sie baut ja doch jeder neuen Ansiedelung eine Schule und eine Mairie, meist auch eine Kirche; würde man diese ohnehin massiven Gebäude zweckmässig um den öffentlichen Platz gruppiren und durch Mauern verbinden, so hätte man einen festen Kern, in dem Mensch und Vieh Zuflucht finden könnten, bis Ersatz käme. Wäre so jedes Dorf zur Vertheidigung eingerichtet, so könnte man auch getrost die Armee verringern und der Landwehr, der Armée territoriale, die Hauptsorge für den Schutz der Kolonisten überlassen, ohne Katastrophen befürchten zu müssen, die jetzt bei jedem Aufstande trotz der zahlreichen Besatzung unvermeidlich sind. Anderenfalls wird die Armée territoriale schwerlich von sonderlichem Nutzen sein; oder glaubt man wirklich, die Kolonisten würden sich beeilen, einem Aufgebot Folge zu leisten, wenn sie ihre Familien in offenen Dörfern schutzlos zurücklassen müssen?

Palestro macht allerdings so mit den Gärten und Bäumen zwischen den Häusern einen freundlicheren Eindruck, als wenn es geschlossen und stadtmässig gebaut wäre. Man sieht, dass hier Leute wohnen, die wirklich gekommen sind um in Nordafrika sich eine neue Heimath zu gründen, was in den Kolonistendörfern Algeriens leider Gottes durchaus nicht die Regel ist. Auf dem öffentlichen Platz war reges Leben, Pferde wurden am Rohrbrunnen getränkt und geputzt, und zwischen den Kolonisten trieben sich zahlreiche Kabylen und marokkanische Berber herum. Das Hôtel liess im Punkte der Reinlichkeit mancherlei vermissen und hatte auch ziemlich Ungeziefer, aber die Verpflegung war leidlich und wir amusirten uns nicht wenig über die alte Wirthin, die Küche und Serviren besorgte und durch kein Drängen eiliger Gäste sich aus der Ruhe bringen liess.

Am anderen Morgen waren wir schon früh auf den Beinen. Die Umgebung von Palestro hatte nichts, was uns locken konnte, also accordirten wir mit unserer Wirthin dahin, dass sie uns Plätze in der Diligence sichern und meinen Tornister mit spediren solle; dann machten wir uns zu Fuss auf nach den Gorges, um den am linken Ufer gelegenen Felsenberg von Tizi Rir zu besteigen. Dort findet sich nämlich nur ganz oben eine eigenthümliche Schnecke, die wir natürlich aufsuchen wollten. Die Zeit war etwas knapp; um ein Uhr mussten wir unbedingt wieder unten sein, um die Diligence nicht zu verfehlen, und der Aufstieg betrug mindestens 6—700 m. Bis zum Eingang der Gorges braucht man immerhin ungefähr drei Viertelstunden. Die Strasse war sehr belebt, denn es war Wochenmarkt (Suk) in Palestro, zu dem die Eingeborenen von weither zusammenströmen. Es waren lauter Männer, vorwiegend schlanke, wohlgewachsene Gestalten, viele in arabischer Tracht mit der Kameelhaarschnur um das Kopftuch, doch genug unverfälschte Berber darunter mit dem schmutzigen Lederkäppchen auf dem kurzgeschorenen Kopf. Häufig begegneten uns auch Reiter, aber dann ritten immer zwei auf einem Maulthier, wie in Spanien, was der Araber nie thut. Marktbare Waare sah ich bei keinem, entweder wollten sie Einkäufe machen oder es trieb sie nur die Neugierde, wie so oft. Für den Araber hat ja die Zeit keinen Werth und er läuft oder reitet Tagereisen weit, nur um Neuigkeiten zu hören und mit Bekannten zu schwatzen. Unmittelbar am Eingang der Schlucht führt ein schmaler Pfad bergan und der Anweisung folgend, die uns Freund Joly in Algier gegeben, schlugen wir diesen ein. Mir wurde es einigermassen unbehaglich, als ich den steilen buschigen Abhang übersah, der bis oben hinauf gar keine Aussicht auf Ausbeute bot und dabei den wolkenlosen Himmel und unsere Winterkleider in Betracht zog, und ich schwankte, ob wir nicht die Partie aufgeben sollten, aber meine Frau wollte den Buliminus nicht schwinden lassen und so klommen wir langsam empor. An der ersten Ecke verloren wir richtig unseren Pfad und mussten uns nun durchs Gestrüpp den Weg suchen. Wo das Terrain es einigermassen erlaubte, hatten die Kabylen sich Stücke angerodet und auf den Gerstenäckern Feigen, Oelbäume, hier und da auch Reben gepflanzt; die Felder waren mit Hecken umgeben und der Eingang

sorgsam mit Dornen verschlossen. Meist war aber der Abhang zu steil und es war ein oft recht mühsames Klettern, bis wir das erste Joch erreicht hatten. Vor uns dehnte sich ein flacheres Thal, erfüllt mit Gerstenfeldern und Olivenpflanzungen; hier und da hörten wir auch Menschenstimmen und es schien, als beobachte man uns und folge uns, aber wir bekamen Niemand zu Gesicht. Bei ein paar verfallenen Wohnungen, die wohl auch anno 1871 zerstört worden sein mögen — denn die Franzosen haben das Blutbad von Palestro mit Wucherzinsen heimgezahlt — fanden wir unseren Pfad wieder, der uns nun in bequemerer Steigung durch niederen Buschwald und um einen zwischenliegenden Bergrücken herum in ein mit Grün erfülltes Thal führte, jenseits dessen sich unser Ziel, die Kalkfelsen von Tizi Rir, erhoben.

Wir mussten aber noch ziemlich weit zurück, ehe wir das tiefeingerissene Thal überschreiten konnten und dann wieder vor zu dem Bergsporn unmittelbar über der Schlucht. Hier lag, von Fruchtbäumen und Gerstenfeldern umgeben, eine Kabylenansiedelung. Ein paar Kinder liefen erschreckt zurück, die Hunde fielen uns wüthend an; gleich darauf kam ein Mann in arabischer Tracht aus dem nahen Felde und trat uns mit freundlichem bon jour entgegen. Auf meine Bitte um einen Trunk brachte er Wasser in einem jener porösen Gefässe, die man in ganz Nordafrika hat, ausserdem aber auch Buttermilch und zum Trinken eine Porzellantasse, jedenfalls den Stolz des Hauses. Mittlerweile hatten sich die Kinder wieder herbeigewagt; mit ihnen kam eine junge recht hübsche Frau in erträglich sauberem Kostüm, eine Kette aus grossen Silbermünzen um den Hals, unverschleiert, eine ächte Kabylin, und starrte verwundert auf meine Frau, gewiss die erste Europäerin, welche diese Höhe erklommen. Leider verstand unser Wirth nur ganz wenige Worte französisch; etwas besser ging es mit der Lingua franca.*)

*) Bezüglich dieser langue sabir, wie sie die Franzosen nennen, die früher das einzige Verständigungsmittel am Mittelmeer war, drängt sich mir immer die Frage auf: ist sie wirklich ein verdorbenes Italienisch und mittelalterlichen Ursprungs? oder ist sie nicht eher ein Ueberrest aus den Zeiten, wo das Latein die allgemeine Sprache am Mittelmeer war? Ich neige entschieden zu der letzteren Ansicht. So gut wie sich in Spanien trotz des Glaubenshasses für Alles, was mit Transport zusammenhängt, die arabischen Kunstausdrücke erhalten haben, eben so gut konnten und

doch kannte er auch da nur das Nothdürftigste, wie denn die Kenntniss dieser Sprache — wenn man sie so nennen will — in der Neuzeit, wo die jungen Eingeborenen meistens französisch lernen, rasch verschwindet. Trotz der mangelhaften Verständigung begriff aber der Biedermann alsbald, was ich wollte und wunderte sich gar nicht einmal darüber; ob er schon anderen Sammlern als Führer gedient? Oh, mi sabir (mich wissen), sagte er und ging uns voraus auf einem schmalen Pfad, den Felsen zu. Wir kamen noch an ein paar Hütten vorbei und der Führer hatte seine Last, die wüthenden Spitzhunde abzuwehren. Dann schloss sich uns noch ein jüngerer Kabyle an, der mit einem furchtbaren Hackmesser an einem gefällten Baumstamme herum arbeitete. Wer die Leute nicht kennt, hätte sich allein mit den zwei Kabylen im Buschwald und der Felsenwildniss etwas unbehaglich fühlen können, wir machten uns darum keine Sorgen, denn so wild und bestialisch diese Bergstämme im Kriege sind, im Frieden kann man sich unbedingt auf sie verlassen und hat, sobald man sie auf ihrem Gebiet aufsucht, nichts zu fürchten. Verletzung des Gastrechtes ist eines der schwersten Verbrechen, die der kabylische Codex kennt und wer sie sich zu Schulden kommen lässt, der wird in's Elend getrieben und sein Haus dem Erdboden gleich gemacht. *)

Bald erreichten wir die Felsen, die hier nicht als geschlossene Wand emporragen wie auf der Nordseite, sondern eine wirre Anhäufung gewaltiger Blöcke bilden, eine natürliche Folge ihres Einfallens gegen Norden. Johannisbrodbäume und Ballota-Eichen standen überall zwischen den Trümmern, erstere trotz der hohen Lage hier am geschützten Hange ganz gut gedeihend. In den Spalten fanden wir, was wir suchten, den *Buliminus Bourguignati* Let., und noch einige andere interessante Sachen. Unser Kabyle half uns treulich suchen, nur wollte es ihm nicht in den Kopf, dass uns die kleinen Sachen lieber waren als die grossen; den Buli-

mussten auch im Handel und Verkehr der verschiedensprachigen Nationalitäten am Mittelmeer die einmal gebräuchlichen lateinischen Ausdrücke in Gebrauch bleiben. Viele Worte sind auch offenbar nicht aus dem Italienischen entlehnt, sondern aus derselben Wurzel wie dieses, dem Altlateinischen, abgeleitet.

*) Dieselbe Strafe traf früher bekanntlich auch den Korsen, der einen vom Gastrecht Beschützten schädigte.

minus betrachtete er kopfschüttelnd, *mi makasch sabir* (mich nicht wissen), sagte er einmal über das anderemal. Der Jüngere legte sich lieber in den Schatten, trug mir aber treulich meinen Schirm und meine Jupe nach. Leider war die Zeit gar zu kurz und um elf musste ich zum Abstieg drängen. Wir stiegen zum Kabylendorf hinab und labten uns vor allen Dingen noch einmal an der köstlichen Buttermilch, die bei dem furchtbaren Sonnenbrand wie Nektar schmeckte. Die Frau kam wieder und lud meine Frau ein, mit in das Gurbi hineinzugehen und sich ein wenig auszuruhen. Ich selbst wurde nicht aufgefordert und drängte mich auch nicht dazu, da der Mann arabisch gekleidet und offenbar schon ziemlich arabisirt war. Meine Frau gelangte durch die niedere Thür in der Mauer, welche die beiden den Hof einschliessenden Gebäude verband, in den Hof, der aber so furchtbar schmutzig war, dass sie wieder zurück wollte. Hier wird nämlich des Nachts das Vieh eingesperrt, um es vor dem gar nicht seltenen *Arilas* (Panther) zu schützen. Aber die Frau, zu der sich hier noch eine nicht minder hübsche Gefährtin gesellte, hielt sie fest und zog sie zu der gegenüberliegenden niederen Hausthüre. Durch dieselbe trat sie halb kriechend in einen ziemlich grossen Raum, der ohne Abtheilung das ganze Häuschen einnahm und nur durch die Thüre seine spärliche Beleuchtung empfing. Aber im Inneren sah es gar nicht so unwohnlich aus; der Fussboden, obschon nur aus gestampftem Lehm, war sauber gehalten; neben der Thür war eine Lagerstätte, ungefähr einen Fuss über den Boden erhoben und mit einem verzierten bunten Wollenteppich bedeckt, auf die meine Frau alsbald genöthigt wurde. An der einen schmalen Seite standen vier gewaltige Thongefässe, welche die Vorräthe enthielten. Diese *Jkufan* (Singular *akufi*) sind nicht transportabel, sondern werden an Ort und Stelle von den Frauen aus Lehm aufgebaut und bleiben natürlich ungebrannt; sie haben trotzdem oft sehr gefällige Formen, wie denn überhaupt die Frauen es verstehen, aus freier Hand und ohne Drehscheibe die schönsten Gefässe zu machen. Gegenüber an der anderen Schmalwand stand allerhand Küchengeräthe, aber ein Feuerplatz war nicht zu erkennen, es schien als sei man hier schon bis zur Anlage einer eigenen Küche vorgeschritten. Auch dass für das Vieh und das Futter schon eigene Gebäude errichtet waren, muss als ein grosser Fortschritt angesehen werden, denn für gewöhnlich drängt

der Kabyle seinen ganzen Haushalt unter einem Dach zusammen und scheidet den Raum für das Vieh nur durch eine niedere Mauer ab. Unser Gastfreund war offenbar in seiner Art ganz wohlhabend. Fünf Zicklein sprangen im Hofe umher, ausserdem ein paar ganz junge Kälber, einige ältere weideten mit ihren Müttern und einem Maulthier auf umhegtem Raum und ein zahlreiches Hühnervolk trieb sich ums Haus herum. Nahe dem Eingang war der Bienenstand, freilich den unseren nicht sehr ähnlich. Lange Kästen mit quadratischem Querschnitt, 4—5" im Durchmesser und 1·1/2 m lang, lagen auf niederen vierfüssigen Gestellen, durch ein Stück Korkrinde gegen den Regen und durch eine Strohdecke gegen die Sonne geschützt. Sie waren nach vorn weit offen; der Todtenkopf*) (*Sphinx atropos*) scheint hier nicht so häufig zu sein wie in Sicilien, wo man ihn als Honigräuber fürchtet und seinethalben die Fluglöcher eng macht. Unser Kabyle erwies sich übrigens auch hier als Fortschrittsmann; seine Bienenstöcke waren aus lauter einzelnen Rähmchen zusammengesetzt, also zerlegbar. Sonst bestehen sie meist aus einem ausgehöhlten Stück Holz oder auch aus langen Thonröhren oder man verfährt noch einfacher, schält eine Korkeiche von entsprechender Dimension und lässt die Rinde sich wieder zusammenrollen, dann noch ein Stück Kork als Boden hinein und der Stock ist fertig. Die Bienenzucht ist in dem übervölkerten, wenig fruchtbaren Kabylenlande von grosser Bedeutung; es gibt Eigenthümer mit mehr als 500 Stöcken, die in einem eigenen Hause untergebracht sind, und 1866 — neuere Daten sind mir nicht zur Hand — zählte man nach Letourneux**) allein in der durch langjährigen Krieg entsetzlich verwüsteten grossen Kabylie schon wieder 8480 Stöcke. Das Aufsuchen wilder Stöcke und durchgegangener Schwärme wird von einzelnen Kabylen handwerksmässig betrieben; dieselben sind sogar so schlau, dass sie leere Bienenkörbe an

*) Dieser bei uns so seltene Schmetterling tritt in Sicilien so häufig auf, dass in 1882 ein Bienenzüchter an den Fluglöchern seiner Stöcke in einer Nacht fünfzig Stück wegfing, ein anderer 27, und dass man im September stets die Bienenstöcke desshalb beaufsichtigt. Die sicilianischen Bienenzüchter behaupten auch von dem Pappelschwärmer (Smerinthus populi) dass er den Honig raube. — Der Todtenkopf kommt übrigens nach dem Schmetterlingsverzeichniss bei Letourneux in der Kabylie vor.

**) Letourneux et Hanoteau, la Kabylie et les coutumes Kabyles. I. p. 448.

günstigen Punkten ausstellen, zieht ein Schwarm hinein, so gehört er ihnen. Die Bienen scheinen im Allgemeinen nicht bösartig, sonst würde unser Kabyle seine 20 Stöcke nicht unmittelbar neben der Hofthüre placirt haben. Will man den Honig schneiden, so vertreibt man die Bienen durch den Rauch von getrocknetem Kuhmist.*)

Als wir Abschied nahmen, bot ich dem Hausherrn ein Zweifrankstück; er wies es stolz zurück, als ich es aber einem der Kinder schenkte, lächelte er vergnügt; unser jüngerer Begleiter hatte sich schon früher, ohne ein Bakschisch abzuwarten, seitwärts in die Büsche geschlagen, der orientalische »Bakschisch« ist ins Maghreb noch nicht so tief eingedrungen. Mit einem herzlichen bon jour trennten wir uns und schlugen einen steilen Richtweg ein, auf dem wir ein gutes Stück Wegs abschnitten. Unten war er freilich streckenweise beschwerlich genug, aber drei Viertelstunden genügten, um uns zur Strasse zurückzubringen. In der Thalsohle wehte ein Scirocco, den wir oben kaum empfunden und wirbelte gewaltige Staubmassen durch die Schlucht. Wir suchten Zuflucht in einer für die Arbeiter erbauten Kantine, wo wir unseren Durst mit köstlichem Vermouth löschen konnten. Solche Erfrischungen, von denen der Südländer eine wunderbare Mannigfaltigkeit kennt, findet man auch in den ärmlichsten Boutiquen immer in gleicher Güte. Durch ganz Frankreich werden nur ein paar bekannte Marken gekauft und die giftigen Gebräue und Verfälschungen unserer Dorfschenken findet man nirgends. Die Wirthin erzählte uns, dass die Arbeiten fast vollendet, ein grosser Theil der Arbeiter schon weiter gezogen sei; auch sie wäre nicht mehr da, wenn nicht ihr Mann fast erblindet im Spital in Algier läge; ihr Sohn habe sein Augenlicht völlig verloren. Es ist entsetzlich, welche Verheerungen Augenkrankheiten in Algerien anrichten. Staub und Hitze erzeugen bösartige Entzündungen in Masse, im Sommer sieht man auch Europäer zahlreich mit dunklen Brillen herumlaufen, unter den Eingeborenen aber ist der Procentsatz der Blinden ein ganz unheimlich hoher. Die meisten verlieren ihr Auge schon in frühester Jugend durch die blennorrhöische Augenentzündung der Neugeborenen, die wieder eine Folge der ungemein häufigen Gonorrhöen ist. Neun Zehntel

*) Auch im marokkanischen Atlas ist nach Lenz die Bienenzucht ein Haupterwerbszweig der Scheluh und Amasirgh, ebenso wie Wachs und Honig Hauptexportartikel der Uled Rif sind.

von ihnen könnte man das Augenlicht erhalten, aber der Kabyle ist zu nachlässig und zu knauserig, um schon beim Auftreten der ersten Symptome Hülfe zu suchen, und der Araber verschmäht überhaupt jede Hülfe und tröstet sich mit einem fatalistischen *mektub rebbi*, der Herr hats geschrieben.

Endlich kamen die beiden Diligencen, welche den Verkehr mit der Bahn besorgen, dicht hintereinander angerasselt. Unsere Wirthin hatte Wort gehalten und uns Plätze bestellt, und auf dem Bureau war man coulant genug gewesen sie uns auch zu reserviren, obschon Nachfrage genug danach war. Die Diligencen waren sonst ganz gefüllt und für uns hatte man die Plätze oben auf dem Deck bestimmt, deren Erreichung kaum weniger schwer war, wie die Ersteigung von Tizi Rir. Aber es half nichts, Amalie musste mit hinauf und wir richteten uns ein, so gut oder so schlecht es eben ging und schliesslich mussten wir noch ganz zufrieden sein, denn an ein paar Haltestellen waren Damen und Herrn offenbar ziemlich weit hergekommen, um mitzufahren und wurden schnöde abgewiesen, denn Beiwagen kennt man in Algerien nicht. Die Ursache dieser ganz unerhörten Frequenz war ein für den Sonntag in Algier projektirter Maskenzug zu wohlthätigen Zwecken, zu dem aus dem Lande zusammenströmte, was irgend Verwandte oder Bekannte in Algier hatte. Auch in dem engen Bahnhof von Ménérville herrschte ein solches Gedränge, dass ich nur mit Mühe ein Billet erobern konnte und das Coupé bis zum letzten Platz vollgepfropft wurde, eine Annehmlichkeit, die nur der zu schätzen weiss, der einmal bei Scirocco eine solche Fahrt gemacht hat. Um halb acht Uhr waren wir in Algier, dessen prachtvolle Lichterreihe uns schon eine halbe Stunde lang entgegen glänzte, ein Anblick, den man so leicht nicht zum zweiten Mal haben kann.

Sechstes Kapitel.

Nach Médéah und Boghar.

Nach dem Scirocco kam wieder wie gewöhnlich Regen und das Wetter blieb so unsicher, dass wir erst am zehnten April wieder an einen grösseren Ausflug nach dem Inneren denken konnten. Besonders der neunte April war ein Tag so trübselig, wie man ihn in Afrika nicht erwarten sollte. Am Abend aber

hellte es sich auf und wir entschlossen uns eine Fahrt nach den Grenzen der Sahara zu wagen, um das Tell (d. h. das anbaufähige Land) auch in der Provinz Algier kennen zu lernen. Vor drei Jahren hatten wir auch in der Osterwoche in der Provinz Oran eine analoge Tour bis nach Saida gemacht, die jetzige sollte mir Gelegenheit zu vergleichenden Beobachtungen geben und nebenbei wollte ich natürlich wieder einer Schnecke nachgehen, die sich nur um Boghar findet. Dieses unser Reiseziel ist einer der befestigten Punkte, welche Abd el Kader zur Zeit seiner höchsten Macht anlegte, um die Araber der Wüste unter seiner Botmässigkeit zu halten. Diese, in der Wüste selbst für ihre Landsleute von den Plateaux unerreichbar, können mit Erfolg nur dann gefasst werden, wenn die glühende Sommersonne und der Futtermangel sie und ihre Heerden nach den Hochebenen hinauftreiben. Man muss dem Emir nachrühmen, dass er die Plätze für seine befestigten Posten gut gewählt hat: Sebdou an der grossen Handelsstrasse von Tlemcen nach dem Inneren, Saida an der Stelle, wo der Ouëd Saida den Abstieg von der Hochebene nach der Ebene Eghriz gestattet und Boghar am Eingang des Defilés, durch welches sich der Scheliff seinen Weg hinunter in's Küstenland gebahnt hat. Als die Franzosen ihn niedergeworfen hatten, konnten sie nichts besseres thun, als die Befestigungen ausbauen, in deren Schutz sich wenigstens bei zweien — Sebdou hat noch zu schlechte Verbindungsstrassen und liegt zu nahe an der marokkanischen Grenze — blühende Städtchen entwickelt haben. Boghar hat zwar noch keine Bahn, aber doch Diligenceverbindung, und wer Lust hat kann sogar bis zur Oase Laghouat per Diligence gelangen.

Zum drittenmal durchfuhren wir die Metidscha bis nach la Chiffa und nahmen dort unsere Plätze in dem Interieur der Diligence ein. Im langsamsten Trab ging es die Schlucht hinauf, denn die Strasse steigt stark und der Wagen war schwer beladen. Wie schon oben erwähnt, wird die Schiffaschlucht erst vom Affenhôtel an eigentlich wirklich romantisch und grossartig. Die Wände werden höher und felsiger, die Strasse ist fast allenthalben in den Felsen gehauen und mindestens ein Dutzend kleiner Wasserfälle stürzen von der Höhe herunter, davon einer stark genug, um eine Mühle zu treiben. Es ist ein riesiges Stück Arbeit gewesen, die Strasse hier durchzuführen, um so mehr als

das Gestein nicht, wie in der Palestroschlucht, ein fester gleichmässiger Kalk ist, sondern stellenweise recht bröckeliger Schiefer Besonders an einer Stelle war früher trotz aller Sprengungen und Schutzbauten die Passage gefährlich; zum Glück ist aber der »Rocher pourrie« im November 1859 zum grösseren Theile zusammengestürzt und den Rest hat man durch Kanonenschüsse zum Nachstürzen gebracht. Wir bedauerten unendlich, dass wir aus dem Interieur der Diligence die einzelnen Schönheiten nicht genugsam würdigen konnten und nahmen uns vor, auf dem Rückweg womöglich von Médéah aus die Tour zu Fuss zu machen, ein Plan, dessen Ausführung uns leider unmöglich gemacht wurde.

Endlich erreicht man die Stelle, wo der Fluss sich gabelt, und überschreitet ihn, um von nun an dem rechten Ufer der Schiffa zu folgen. Unter ein paar einsamen Eichen, die für Algerien recht stattlich sind, liegt ein Forsthaus, Camp aux chênes, wo man allenfalls auch bei Fusswanderungen ein Unterkommen finden kann. Dann erweitert sich das Thal etwas, aber nun beginnt die Hauptsteigung nach dem gerade oberhalb der Schlucht hängenden Médéah, das man zu Fuss rascher erreicht, als im Wagen. Die Relaisstation Repos de St. Helène bestand nur aus einer niederen Steinbaracke, aber trotzdem stand zu unserer sehr angenehmen Ueberraschung ein gutes und billiges Abendessen bereit, wie wir es hier nicht gesucht hätten. Es war mittlerweile Nacht geworden; der volle Mond stand am Himmel, hell genug, um die Gegend in ihren allgemeinen Zügen erkennen zu lassen, aber umsonst suchten wir uns über die Fahrrichtung zu orientiren; bald stand der Mond zur Rechten, bald zur Linken, dann einmal gerade vor uns, dann wieder hinter uns; die Strasse macht förmliche Schlingen und einmal ist man nach Zurücklegung mehrerer Kilometer genau wieder über der einsamen Schenke, die man eine Stunde früher passirt hat. Im langsamsten Schneckenschritt geht es voran; hier war es trotz allen guten Willens nicht möglich, die Strasse so zu traciren, dass bergauf Trab gefahren werden kann, und zu stetigem Ziehen im Schritt sind die algerischen Postpferde nicht eingerichtet. Man hat eine Eisenbahn durch das Schiffathal projektirt, aber wie sie da hinauf kommen soll ohne besondere Hülfsmittel, ist mir unbegreiflich und ich glaube, man wird wohl besser thun,

den Transsaharien von Affreville aus nach Laghouat zu führen und Médéah mit einer Zweigbahn von dort herüber abzufinden.

Wir brauchten zu den 32 Kilometern von der Bahn herauf über fünf gute Stunden, und acht Uhr war längst vorüber, als das raschere Rollen des Wagens uns anzeigte, dass wir den Kamm erreicht. Von da nach Médéah sind es nur noch zwei Kilometer und in wenigen Minuten fuhren wir durch das Festungsthor und hielten auf dem geräumigen Platz. Médéah erfreut sich eines sehr guten Hôtels, aber auch es war überfüllt und wir mussten uns mit einem so winzigen Zimmerchen begnügen, dass ich am anderen Morgen auf den Balkon hinaustreten musste, damit meine Frau Toilette machen konnte. So blieben wir am 11. April nicht länger als wir mussten im Zimmer und der Thau lag noch überall im Grase, als wir zum nächsten Thore hinausgingen, um den berühmten Aussichtspunkt Dschebel Dakla zu besteigen. Das ist von hier aus kein sonderlich beschwerliches Unternehmen, denn wenn dieser Berg auch von der Metidscha aus gesehen sich mit 1068 m Meereshöhe ganz stattlich präsentirt, so erscheint er natürlich von Médéah aus, dessen letzte Häuser 950 m hoch liegen, nur als ein unbedeutender Hügel. Nur die Ermittelung des eigentlichen Aussichtspunktes bot Schwierigkeiten, denn der ganze Abhang nördlich der Stadt heisst Dakla*) und hat keinerlei vorspringende Höhe, und im Hôtel konnte man uns nichts Genaueres sagen. Das machte mir übrigens keine Sorgen, da der Blick von allen Punkten des Kammes gleich prachtvoll und umfassend sein musste, und wir folgten auf Gerathewohl dem nächsten Weg bergan. Als wären wir in der Heimath, so grünten und blühten hier Kirschen, Birnen und Pflaumen; die Ulmen, Silberpappeln und italienischen Pappeln an der Strasse trieben eben ihre ersten Blätter aus; Weissdorn, Hainbuche und Geissblatt, welche mit blühenden Quittenbüschen die Hecken bildeten, waren nicht weiter vor als bei uns um dieselbe Zeit, und unter ihnen versteckten sich, wie in Deutschland, der Scharbock *(Ficaria ranunculoides)* und die doldenblüthige Vogelmilch *(Ornithogalum umbellatum)*. Verschwunden sind die Charakterpflanzen der südlichen Zone, Kaktus und Aloe, nur die Feige gedeiht auch noch hier oben, aber sie steht noch laublos, kaum dass die Knospen schwellen.

*) So wurde mir wenigstens in Médéah gesagt; nach der Generalstabskarte heisst der Kamm aber Nador und nur eine kleine Spitze Dakla.

Blumige Naturwiesen erfüllen die feuchteren Einsenkungen, ein ungewohnter Anblick im Süden. Es war prachtvoll klar, die Sonne schien warm, die Vögel jubilirten, wie bei uns im Mai. Eine wunderbare Aussicht thut sich auf, sobald man zum Thore hinaustritt; vom Zaccar und dem Ouaransenis an umfängt ein Bergkranz in weitem Halbkreis das nach Süden hin sich langsam abdachende Plateau von Médéah, aber im ganzen Ring springt keine einzige charakteristische Spitze vor, an der das Auge haften könnte; es ist eben keine Bergkette, sondern nur der Rand der höheren Plateaustufe, nur kaum erkennbar da gekerbt, wo der Scheliff über ihn herabkommt. In der Nähe bedecken, soweit das Auge reicht, Weinberge den Boden; Médéah ist die beste Lage in Algerien, noch besser als Maskara, und sein weisser Wein ist selbst an Ort und Stelle nicht billig.

Wir folgten einem Saumpfad, der früher die einzige Verbindung mit der Ebene darstellte und von den Eingeborenen heute noch der bequemen Chaussee vorgezogen wird. Der Boden ist ein mergeliger Sandstein, für unsre specielle Liebhaberei so ungünstig als möglich, aber an Käfern und Schmetterlingen machten wir eine befriedigende Ernte, besonders als wir die mit niederem Buschwald bedeckte Höhe erreichten. Wir hatten offenbar nicht den richtigen Weg eingeschlagen, denn nach jeder Biegung traten neue Höhen auf, aber für den sammelnden Naturforscher hat das Nichts zu sagen, er findet überall zu thun. Als wir den steilen Abhang nach Norden erreicht hatten, lag uns gerade gegenüber die Schlucht zwischen ihren zwei gleich gewaltigen Thorpfeilern, dem Beni Salah und dem Mouzaïa, und das Auge konnte zwischen diesen hindurch bis zum Sahel schweifen, aber für eine umfassende Fernsicht waren wir offenbar zu weit westlich. Die Rücksicht auf den Magen trieb uns wieder zur Stadt zurück; statt des Pfades folgten wir einem reizenden einsamen Wiesengründchen zwischen den bebuschten Höhen, das uns rasch auf eine Strasse hinunter brachte. Kein Mensch war uns auf der ganzen Tour begegnet, von grösseren Thieren auch nur eine Schildkröte,*) die durch irgend einen unglücklichen

*) Testudo mauritanica Dum. et Bib. (pusilla Shaw), arabisch Fakroun, kabylisch Ifker bu akal, marokkanisch-berberisch Del baal, beide Namen Landschildkröte bedeutend im Gegensatz zu Ifker bu aman resp. Del maa, den Wasserschildkröten (Testudo lutaria und Emys leprosa).

Zufall ein Loch in ihren Panzer davon getragen hatte, trotzdem aber sehr munter und flink umher lief. Man findet diese Thiere selbst auf der Hochebene noch recht häufig und gar nicht selten an Stellen, wo man kaum glauben sollte, dass das anscheinend so unbeholfene Thier hingelangen könnte. Der Muhamedaner lässt sie unbehelligt, selbst der im Punkte des Essens sich nicht so ängstlich an die Vorschriften des Koran bindende Kabyle verspeisst das für unrein geltende Thier nur im äussersten Nothfall; auch der Franzose stellt ihr nicht sonderlich nach und nur wo Italiener wohnen gilt sie als Wildpret. Dem Griechen ist bekanntlich ihre einst dem Pan geweihte Verwandte (*Testudo graeca L.*) noch heute ein geheiligtes Wesen, dem er Nichts zu Leide thun lässt. Schlangen und Eidechsen schienen noch im Winterschlaf zu liegen. Von Säugethieren war keine Spur zu sehen. Wir mussten manchmal lachen, wenn wir uns an die wilden Thiere erinnerten, mit denen man in Europa noch die algerischen Wälder bevölkert, während wir uns darin so ungenirt bewegten wie daheim im Frankfurter Wald.

Der Rückweg führte uns an einer Menge von Gärten vorbei, die sich sämmtlich noch in den Händen der Eingeborenen befinden; in jedem liegt ein niederes Steinhaus mit Ziegeldach, das einen ganz behaglichen Eindruck macht. Die Besitzer tragen sich arabisch, nur ausnahmsweise sieht man Maurentracht; bei den Kindern fiel uns die Vorliebe für grellbunte Kattune auf. Der ganze Abhang ist reich bewässert und trägt mehr Bäume, als man sonst in Algerien zu sehen gewöhnt ist.

Nach einer kurzen Frühstückspause zogen wir wieder aus zu einem anderen Thor hinaus. Diessmal trafen wir es besser. Eine breite Strasse, die wir anfangs für die grosse Heerstrasse hielten, bis uns der schlechte Erhaltungszustand eines Besseren belehrte, führte uns in kaum einer halben Stunde auf den Kamm hinauf, wo in wunderbar luftiger kühler Lage eine neuerbaute Villa steht, die entweder dem Kommandanten von Médéah oder einem sehr vornehmen Eingeborenen gehören muss, denn verschiedene reichgeschirrte Pferde standen von Spahis bewacht auf dem Hof. Von hier aus entrollte sich ein prächtiger Blick in eine ganz neue, eigenartige Welt. Gerade gegenüber liegen der Mouzaïa und der Beni Salah, kahl und nackt, aber wunderbar klar und fast greifbar nah; durch die tiefe Schlucht zwischen

ihnen glänzt die Metidscha in ihrem grünen Schmuck herauf, dahinter erhebt sich der Sahel mit dem selbst von hier aus noch deutlich erkennbaren Grab der Christin und durch die Lücke bei Koleah schimmert das blaue Mittelmeer herüber, dessen Athem erquickend heraufdringt. Tief unter uns liegt das Schiffathal; ein paar scharfe niedere Rücken unterbrechen den Absturz; an ihnen zieht sich die Chaussee in endlos langen Windungen hin und taucht oft an Punkten wieder auf, wo man sie am wenigsten erwarten sollte. Die beiden Berge sind entsetzlich kahl; vielfach stürzen die Abhänge senkrecht ab und das wenige Gebüsch reicht nicht aus, um ihre Formen zu verhüllen, nur ganz oben sieht man dunkle Streifen, die berühmten Zedernwälder, die mit denen von Teniet el Hâd rivalisiren. Ein ganz besonderes Interesse bot mir aber der Blick vom Hochrande des Dakla dadurch, dass er mir Klarheit gab über die eigenthümliche Bildung der Randberge der Metidscha, die fast ohne Zusammenhang mit dem Hochplateau und durch ein tiefes Thal von ihm getrennt sich hinziehen und anscheinend einer besonderen Hebung ihre Entstehung verdanken. Diese Erscheinung findet sich noch mehrfach in Nordafrika; wie die Schiffa, so dringen auch Isser und Sahel eine gewisse Strecke ins Land hinein, durchbrechen in »Gorges« den Terrassenrand und bilden dann Längsthäler, welche der Küste mehr oder minder parallel verlaufen. Die Bildung beruht darauf, dass sich hinter den festen Kalkschichten, aus denen die Plateauränder naturgemäss bestehen, weichere Mergel- und Sandsteinlager finden. Der ursprünglich als Kaskade über den Rand hinabstürzende Fluss hat diese weicheren Schichten immer tiefer ausgefressen; mit jedem Fuss, den er den Riegel tiefer durchnagt, legt er seinen Angriffspunkt weiter zurück und bildet so das Längenthal, welches schliesslich den ganzen Plateaurand in eine Bergkette verwandelt und von dem Plateau lostrennt. So arbeitet die Verwitterung überall an den Rändern des kolossalen ungegliederten Massivs, welches Kleinafrika, — um Ritter's Ausdruck zu gebrauchen, — darstellt, und wenn auch die Wirkung geringfügig scheint und stellenweise noch kaum bemerkbar ist, mit der Zeit wird das Wasser doch dahin gelangen, den ungefügen Riesenblock in ein Bergland mit tief eingeschnittenen Thälern zu verwandeln.

Auch an dem Kamm, auf dem wir standen, nagt der Erbfeind unablässig; eine kompakte Sandsteinmasse setzt ihm hier

zwar energischen Widerstand entgegen, aber Block um Block bröckelt ab und stürzt in die Tiefe. Stellenweise hat aber das Wasser auch weichere Schichten gefunden und an solchen ziehen dann kürzere oder längere Schluchten auf den Südhang hinüber und lassen einzelne unregelmässige Zinnen stehen, ähnlich denen, welche in Spanien den so häufig wiederkehrenden Namen *Sierra de los dientes de la vieja**) bedingen. Sind einmal die Zähne alle abgefressen, so liegt der Bergabsturz ein paar hundert Fuss weiter zurück und die Arbeit kann von Neuem beginnen.

Durch eine der Zahnlücken gelangten wir auf die Nordseite des Dakla, an der tief unter uns die Strasse hinzog. Hier springen überall Quellen und Brunnen, und als wir über die Brachäcker hinabstiegen, hatten wir uns vor den bruchigen Stellen zu hüten. Ein alter Araber erquickte uns an einem kleinen Brunnen, der ganz in Felsen stand, mit einem köstlichen Trunk. Beim Hinabsteigen machten wir eine ganz ungewöhnlich reiche Ernte an Laufkäfern, die sonst im Süden nicht allzuhäufig sind. Médéah mit Umgebung scheint überhaupt für Entomologen ein sehr dankbares Feld. Auf der bequemen Strasse stiegen wir dann langsam wieder zur Stadt empor, häufig anhaltend, um uns der immer gleich schönen Aussicht zu erfreuen und ernstlich überlegend, ob wir nicht der freundlichen Plateaustadt bei der Rückkehr noch einen Tag widmen sollten. Ein paar verlassene Kolonistenhäuser lagen am Weg; die Eigenthümer schienen trotz des Wasserreichthums und des fruchtbaren Bodens nicht vorangekommen zu sein und hatten ihr Eigenthum entweder an Araber als Viehweide verpachtet oder einfach im Stiche gelassen, ein Vorgang, der sich in Algerien nur zu oft wiederholt.

Das Städtchen selbst bietet dem Touristen allerdings gar nichts; von Alterthümern ist durchaus nichts zu sehen, obschon es an Stelle einer römischen Niederlassung und theilweise aus deren Trümmern erbaut ist. Der antike Name hat sich auffallend rein erhalten; die Römerstadt hiess ad Medias, und heute schreiben die Franzosen zwar officiell Médéah, aber gesprochen wird es an Ort und Stelle und in der Umgebung überall Médĕah. Die Ableitung ist aber doch nicht direkt, sondern auf einigen Umwegen erfolgt; als der Zirite Bologguin Yussef im zehnten Jahrhundert die verfallene Stadt wieder aufrichtete,

*) Bergkette der Zähne der alten Frau.

nannte er sie Lemdia, nach dem Berberstamm, den er dort ansiedelte; Lemdani oder Lamdani heisst darum ein Eingeborener aus Médéah heute noch überall in Algerien. Die Araber in deren Sprache ja der Buchstabe e eine so unbedeutende Rolle spielt, machten daraus el M'dia und daraus wurde das französische Médéah. Die Stadt, welche den Weg vom Plateau nach der Metidscha beherrscht, spielte immer eine wichtige Rolle und hat manches feindliche Heer vor ihren Mauern gesehen, bis die Türken sie zur Hauptstadt des Beyliks von Titteri machten. In den dreissiger Jahren wurde sie von den Franzosen, die mit Vermeidung der Schlucht immer den Weg über den Col de Mouzaïa einschlugen, wiederholt besetzt und wieder aufgegeben, und als sie im Mai 1840 definitiv Besitz von ihr ergriffen, war von der Residenz des Beys von Titteri kaum mehr übrig als ein Haufen Ruinen. So ist es kein Wunder, dass die alte Maurenstadt heute einen ganz modernen Anblick bietet und selbst in den engen Gässchen, wo die eingeborenen Juden wohnen, neue Häuser nach europäischem Zuschnitt stehen. Mauren haben sich in der Stadt überhaupt nur wenige wieder angesiedelt, sie hausen meistens draussen in der Campagna. Das Klima gilt aber heute noch für das gesundeste in Algerien und die fruchtbare, wasserreiche Umgebung rechtfertigt noch immer, was der geistreiche Vagabund Si Ahmed ben Youssef von Miliana einst der Stadt nachrühmte: »Médéah ist eine Stadt des Ueberflusses, und wenn etwas Böses am Morgen hineinkommt, geht es vor Abend wieder heraus«.

Punkt vier Uhr am andern Morgen klopfte uns der Kellner heraus, und eine halbe Stunde später waren wir fix und fertig und folgten ihm in ein Café-Estaminet, wo schon Kaffee zu haben war. Trotz der frühen Stunde war schon Leben auf der Strasse, überall hockten Trupps von Eingeborenen herum. Einer verrichtete auch seine Morgenandacht auf dem Platz unter den Ulmen so eifrig und überlaut, dass es ganz erbaulich gewesen wäre, wenn wir nicht aus dem Lachen der anderen gemerkt hätten, dass der Absynth — ziemlich die einzige »Errungenschaft der Civilisation«, mit welcher sich der Araber befreundet hat — aus ihm sprach; er fiel denn auch regelrecht ab, ehe wir wegfuhren! Es musste wohl nicht zum erstenmal sein, denn seine Glaubensgenossen alterirten sich gar nicht weiter darüber. Wir waren

die einzigen Europäer, welche die Diligence benutzten; ein paar andere, die wir anfangs misstrauisch angesehen, warteten den kurz nachher abgehenden billigeren Omnibus ab, der nur bis Berraguia geht, und wir hatten das Coupé allein ein, ein Umstand von nicht zu unterschätzender Bedeutung bei einer zehnstündigen Fahrt. Um fünf Uhr ging es ab, zuerst der aufgehenden Sonne entgegen, dann langsam in weitem Bogen nach Süden herum. Trotz der frühen Stunde begegneten uns schon überall Trupps von Berbern, die zur Stadt wanderten oder, die Hacke auf dem Rücken, hinauszogen, um in den Weinbergen zu helfen. Eine weite Strecke hinaus begleiteten uns die Weinberge, dann kamen Weizenfelder mit Wiesen untermischt. Die Kolonisten haben hier neuerdings ihr Gebiet der Strasse entlang weit hinausgeschoben und ein paar ganz neue Dörfer liegen, von Weinbergen umgeben, an der Strasse. Eine Strecke von über zwanzig Kilometern geht es bergauf, immer dem Rücken entlang, welcher die Zuflüsse des Scheliff von der Schiffa trennt; der Beni Salah bleibt stets gegenüber, aber er wird immer kleiner und schliesslich ist man ebenso hoch, wie sein 1500 Meter hoher Gipfel. Dabei sieht man an einer Lücke im Bergkamme auf einmal Médéah, von dem man sich schon viele Stunden entfernt glaubt, in ganz geringer Entfernung, d. h. im Vogelflug, sich gegenüber. Scheliff und Schiffa kommen sich hier schon ganz nahe und in verhältnissmässig kurzer, d. h. geologisch kurzer Zeit wird die Verwitterung einen Pass durch den scharfen Grat gefressen haben, auf dessen Kante wir dahin fuhren. Mehrfach begegneten uns Trupps von Spahis in ihren feuerrothen Mänteln und ich dachte schon, es sei irgend etwas ganz besonderes los, als mir einfiel, dass ja ganz in der Nähe, bei Ben Chikao, eine ihrer Smalahs liegt. Die für den lokalen Dienst bestimmten Abtheilungen dieser eingeborenen Gensdarmerie werden nämlich nicht in Kasernen einquartiert, sondern wohnen in dorfartigen Ansammlungen zusammen, und jeder Spahis ist verheirathet und hat sein Vieh und sein Land. Diese Spahis entsprechen genau dem, was man in der Türkei Zaptiehs, in Tunis Hambas, in Marokko Machaz'ni nennt und haben so ziemlich alle Funktionen der Gensdarmerie zu erfüllen, nur sind diese bei einer Bevölkerung, welche die Obrigkeit nur dann anzuerkennen pflegt, wenn sie hoch zu Ross und den Säbel in der Hand vor ihnen erscheint, un-

endlich mannigfaltiger und gehört dazu vor Allem auch das Eintreiben der Steuern. Die Spahis bestehen zu neun Zehntel aus Arabern, denen das Leben als solche ausserordentlich behagt; sie können ja als Spahis auf schönen Pferden im feuerrothen Mantel herumparadiren nach Herzenslust, brauchen nicht zu arbeiten und dürfen auf dem Lande kommandiren und regieren. Da sie obendrein auch noch bis zum Lieutenant avanciren können und die Regierung erprobte Spahis gerne zu Chefs der Eingeborenen verwendet, hat sie die Wahl unter den Abkömmlingen der besseren Araberfamilien; man findet reiche Leute darunter und besonders die Subalternoffiziere sind oft »von grossem Zelte«, d. h. aus sehr vornehmen Familien. Die wenigen Europäer, die unter den Spahis dienen, befinden sich in dem sogenannten Bataillon mobile, welches keine bestimmte Smalah hat und bei Truppenexpeditionen die Führerdienste, das Herbeischaffen von Proviant, die Aufklärung des Terrains vor der Kolonne und dgl. zu besorgen hat. Der Dienst in diesem Bataillon ist sehr anstrengend und aufreibend, aber das Avancement ist rasch und die dabei erlangte Kenntniss der ganzen Provinz, der arabischen Sitten und Sprache gibt die Anwartschaft auf spätere Verwendung in höheren Stellen. — Seit der neuen Organisation der Communes mixtes stehen neben den Spahis noch die Derrer, ähnlich ausgerüstet, aber mit blauem Mantel; sie sind die dienstbaren Geister der Administrateurs, der höchsten Autorität in der »gemischten Gemeinde«, die ja meistens ein ganzes Stammgebiet umfasst. Ueber die europäischen Ansiedler haben beide keine Gewalt, aus leicht erklärlichen Gründen, denn der Spahis bleibt immer ein Araber und wird bei Streitigkeiten zwischen Europäern und Eingeborenen immer für seine Landsleute Partei nehmen, eine Klage, die auch gegen die eingeborenen Polizisten (Tchaouch) in den Städten vorgebracht wird. Man hat darum neben den Spahis noch eine Gensdarmerie nationale, welche ganz der französischen Gensdarmerie entspricht.*)

*) Die Gensdarmerie in Algerien zählte 1884 cca. 1000 Mann, in 195 Brigaden getheilt. Da allgemein über ungenügende Sicherheit geklagt wurde, schlug das Gouvernement schon 1883 vor, 200 neue Brigaden zu errichten, doch scheiterte das Projekt daran, dass dann die Provinzen auf ihre Kosten auch so viel neue Kasernirungsgebäude hätten errichten müssen. Die jetzige Regierung will übrigens auch den Smalahs zu Leibe, um deren

Ein Stückchen unterhalb der Smalah hielten wir: hier hatte die Regierung früher eine Musterschäferei eingerichtet, um in der kühlen Berggegend Angoraziegen, Lamas und Vicuñas an das algerische Klima zu gewöhnen. Es war das zu einer Zeit, wo man noch alles Heil für Algerien von der Einführung fremder Kulturen und Zuchtthiere hoffte. Dem Garten von Hamma ist diese Strömung zu gut gekommen; heute hat man sich überzeugt, dass die Veredelung der einheimischen Hausthierracen bessere Resultate verspricht, als die Einführung fremder Arten, und der Reaktion ist auch die Musterschäferei von Ben Chicao zum Opfer gefallen. Die Angoraziege soll nicht sonderlich gediehen sein, während ihre Zucht in Frankreich, wenigstens im Anfange, recht gute Resultate gegeben haben soll. Wenige Minuten jenseits der Haltestelle erreichten wir mit cca. 1530 Meter den Kulminationspunkt der Strasse. Nur vielleicht hundert Meter höher lag der Gipfel des Dschebel Ali ben Hassen, einer der wichtigsten Knotenpunkte der Provinz Algier, von dem aus die Bergketten laufen, welche Isser, Scheliff und Schiffa und deren zahlreiche Zuflüsse scheiden. Er muss ein prächtiges Panorama über das ganze Bergland bieten, in welches hier die Hochebene bereits verwandelt ist, aber es fehlte uns leider die Zeit, ihn zu besteigen und wir mussten uns mit der ausgedehnten Fernsicht begnügen, welche die Strasse bald nach links, wo in blauer Ferne der Dira bei Aumale mit seinen seltsam geformten Kuppen den Horizont begrenzt, bald nach rechts bis zum Matemata und den Zedernbergen von Teniet el Haad darbot. Weiter ging es, immer auf der Höhe hin. Von dem Plateau ist hier nur ein schmaler Bergzug übrig geblieben, an dem von beiden Seiten her die Wasser nagen und dessen Kamm die Strasse in grossen Windungen folgt, während die arabischen Reitwege quer hindurchschneiden. Aber das ganze Gebiet, das Eigenthum der Ali ben Hassen, ist ein fruchtbares Schiefer- und Mergelland, nur hier und da von wenig aufgerichteten Kalkbänken durchzogen und reichlich bewässert, grün bis auf die Kämme hinauf. Unter vernünftigem Schutz werden sich selbst die höchsten Kuppen bald wieder mit Wald bedecken. An dem steilen Abfall nach dem oberen Isserthal,

---

gute Ländereien für die Kolonisation verwenden zu können; man will die verheiratheten Leute der Gensdarmerie zuweisen und in die Kasernen vertheilen und nur ledige als Spahis behalten.

welcher die Strasse zu mehrfachen Serpentinen zwingt, hat sich sogar recht hübscher Wald erhalten und in den Schluchten stehen noch prächtige Eichen. Neben der immergrünen Eiche mit den essbaren Früchten (*Quercus ballota*) und der ebenfalls immergrünen Korkeiche (*Quercus suber*), welche in ihrem Rindenpanzer der Hitze am Meeresufer wie der Kälte im Hochgebirge trotzen kann, wächst hier die sommergrüne Zenneiche (*Quercus Mirbecki*), die in dieser hohen Lage eben die ersten Blätter austrieb.

Unten in einem weiten fruchtbaren Thalkessel, dessen Bäche zum Isser oriental — im Gegensatz zum Isser occidental der Provinz Oran — zusammenrinnen und durch die Gorges von Palestro dem Meere zuströmen, liegt Berruaguia, das Centrum für die Kolonisation dieses Gebietes, 1860 an einer Stelle gegründet, wo der Bey von Titteri früher einen Marstall unterhielt. Es liegt an der Stelle einer Römerstadt, in welcher Mac Carthy die Station Tirinadi sieht, während Leon Renier auf Inschriften den Namen Tanamarusa Castra gefunden hat. Die neue Ansiedelung ist noch ziemlich unbedeutend, da ihr die natürliche Verbindung das Thal hinab fehlt und sie ihre Produkte nur auf dem beschwerlichen Umweg über Médéah zum Meere schaffen kann. Die Haupteinnahmequelle ist darum vorläufig die Viehzucht, für welche die Gegend ganz besonders geeignet erscheint; die Abid, welche die Umgegend bewohnen, sind, wie die Ali ben Hassen, arabisirte Kabylen und emsige Ackerbauer; der Markt von Berruaguia ist darum von grosser Bedeutung. Europäische Farmen schieben sich in verschiedener Richtung in die Seitenthäler hinein und prosperiren in dem tiefgründigen, fruchtbaren, reichbewässerten Boden unverkennbar.

Nach kurzer Rast ging es weiter. Ich musste unsere Pferde bewundern; sie hatten schon 35 km im scharfen Trab gemacht, davon 24 steil bergauf, aber noch war kein Haar nass, und sie waren so wenig müde, dass sie beim Halt eine tolle Balgerei untereinander begannen und kaum auseinander gebracht werden konnten. Im tollen Galopp stürmten sie dann den Berg hinauf, wussten sie ja doch den Stall in der Nähe. Und dabei bekommen sie keinen Hafer, nur das Futter auf der Weide. Hafer wird überhaupt den eingeborenen Pferden nicht gegeben, man behauptet, sie vertrügen ihn nicht und gingen bei Haferfütterung leicht zu Grunde: importirte Pferde dagegen befinden sich bei

Hafer ganz gut. Nur bei schwerer Arbeit füttern die Kolonisten Gerste. Erst fünf Kilometer weiter, au Quarantième, wie die einsame Herberge am vierzigsten Kilometersteine von Médéah aus heisst, wurde umgespannt; auch wir fanden hier ein leidliches Frühstück und ein prasselndes Kaminfeuer, das recht wohl that. Wie immer war neben dem europäischen Wirthshaus auch ein arabisches Café errichtet, neben dem eine Menge Eingeborener die wohl zu einem Markte zogen, lagerten. Uns bediente ein taubstummer Kabyle, der ungeachtet seines angeborenen Sinnesmangels sehr flink und aufmerksam war und sich mit Kutscher und Kondukteur, wie mit den Hausleuten ständig zu necken hatte.

Die Strasse wendet sich von Berruaguia aus mehr westlich und durchzieht ein nur wenig kultivirtes, aber nicht unfruchtbares Waldgebiet, welches erst die verschiedenen Zuflüsse des Isser, dann Isser und Scheliff scheidet. Eine Zeit lang herrschen noch Eichen, dann treten schöne Strandkiefern an ihre Stelle; der Wechsel scheint von der geologischen Beschaffenheit des Bodens abzuhängen, denn mit den Eichen schwinden auch die Kalkbänke, welche mitunter wie künstliches Quaderpflaster ganze Flächen bedeckt hatten und stellenweise kaum von Mauerwerk zu unterscheiden waren; lehmiger Sandstein trat an ihre Stelle und leider merkte man bald auch der Strasse an, dass die Steine seltener geworden. In ermüdender Eintönigkeit zog sie sich durch den Strandkieferwald den Hängen entlang. Nur einmal lag eine kleine Kubbah am Weg, umgeben von einem weiten Todtenfelde. Es ist das Heiligthum des Sï el Khelfa ben Yahia, zu welchem vier Stämme, die Beni Hassen, die Hassen ben Ali, die Beni Sliman und die Abid, ihre Todten bringen. Der Heilige ist einer der unzählbaren Nachkommen des Muley Idris el Kebir, des grossen Reformators des Islams im Westen, von dem auch die marokkanischen Sultane und die Schürfa von Wesan stammen. Sein Grossvater war Wessir des letzten Königs von Tlemcen und als dessen Herrschaft durch die Barbarossen vernichtet wurde, wanderte der Stammeschef Si Yahia ben Soltan aus und fand bei den unabhängigen Berberstämmen in diesen Bergen ein Asyl. Keiner der vier hier in Frage kommenden Stämme wollte aber den anderen den Besitz einer so heiligen Familie gönnen und so einigte män sich schliesslich dahin, dass da, wo die vier Stammgebiete zusammenstiessen, von jedem

Stamme ein Stück Land abgetreten wurde, welches die Nachkommen des Heiligen, die Ouled Yahia oder Schürfa, wie sie auch genannt werden, heute noch besitzen. Die Türken haben die frommen Leute, welche ihre kabylischen Freunde stets hübsch ruhig zu halten verstanden, immer protegirt und auch die Franzosen haben ihre Steuerfreiheit geachtet; aber die alles gleich machende Republik war gottlos genug auch dieses Privilegium zu vernichten.

Erst als die Strasse sich nach dem Scheliffgebiet zu senken begann, kamen ein paar einzelne von Europäern bewohnte Häuser. Dann ging es steil in unzähligen Windungen hinunter zum Ouëd el Hakoum, einem kleinen Zufluss des Scheliff. Nirgends habe ich noch so die Wirkungen der Erosion studiren können, wie hier in dem thonigen Boden; die Abhänge waren vollständige Modelle der Gebirgsbildung. Man konnte genau verfolgen wie die Wände der Ravins erst durch tiefe Furchen in zahllose parallele Kämme zerlegt werden; dann wird der Kamm an irgend einer Stelle durchbrochen; was darüber ist, rutscht ab, was darunter wird zu einem spitzen Pik, an dessen Fuss das Wasser dann wieder so lange nagt, bis er auch zusammenrutscht und so die Arbeit von neuem beginnen kann. Aber auch an den zerrissensten Abhängen haben sich noch Strandkiefern erhalten und oft thronen stattliche Stämme ganz isolirt auf hohen spitzen Piks, die nur durch ihre langen Wurzeln zusammengehalten werden. Der Boden zwischen den Stämmen ist völlig kahl, und gerade dieser Unfruchtbarkeit dankt der Wald seine Erhaltung, denn wozu sollte ihn der Araber zerstören, wenn der Boden nachher keine Gräser zur Weide hervorbringt? Noch eine kurze Strecke folgt die Strasse dem Thal des fast wasserlosen Flusses, dann überschreitet sie ihn kurz vor seiner Einmündung in den Scheliff und folgt nun dem Hauptthal. Gegenüber auf hoher grüner Warte wird Boghar sichtbar, aber nicht es ist unser Reiseziel, sondern das auf dem rechten Ufer gelegene Handelsstädtchen Boukhrari. Ein steiler Abhang, dessen Gefüge bei dem Mangel jeder Vegetation unverhüllt zu Tage liegt, bildet das rechtsseitige Thalgehänge, aus Schichten mächtiger Kalkblöcke mit dazwischenliegendem feinem Griess bald so regelmässig aufgeschichtet, als hätten Riesenhände hier eine Mauer errichtet, bald in den wunderbarsten Biegungen die instruktivsten geologischen Profile bildend.

Eine schmale, wenige Minuten breite Ebene. die sich zu den weniger steil abfallenden Hügeln des linken Ufers zog, war mit halbkugeligen Salbeibüschen so regelmässig besetzt, dass sie wie eine Wiese zur Zeit der Heuerndte aussah. Von Scheliff war keine Spur zu sehen, er hat sich sein schmales Bett so tief und mit so senkrechten Rändern in die Thalsohle eingefressen, dass man es erst bemerkt, wenn man dicht daran steht und im Vorüberfahren wahrhaftig nicht auf den Gedanken kommt, dass hier der Hauptstrom Algeriens sich seinen Weg vom Hochplateau in die Ebene hinab gebahnt hat.

Endlich beim Umbiegen um eine Ecke erscheinen Häuser vor uns und gleich darauf auf der Höhe ein Städtchen, bei dessen Anblick man sich nach Italien versetzt glauben könnte, so enggeschlossen hängt die weisse Häusermasse oben auf dem Hügelrücken. Das ist Boukhrari, oder, wie es gewöhnlich genannt wird, Boghari. Hier haben erst 1829 eine Anzahl Bewohner der Oase Laghouat, die Nebenbuhler der Mozabiten, einen Stützpunkt für ihre Handelsgeschäfte mit dem Tell gegründet und das neue Städtchen, das ganz in der Weise der saharischen Festungsstädte (Ksors) erbaut ist, einem Marabut, der an der Gründung theil nahm, zu Ehren benannt. Da es ihnen in erster Linie um die Sicherheit galt, siedelten sie sich etwa 200 m über der Thalsohle an, aber seit die Franzosen die Citadelle Abd el Kaders auf der gegenüberliegenden Höhe dauernd besetzt haben, ist auch unten im Thal eine Europäerstadt entstanden, für deren Gedeihen der berühmte Montagsmarkt, der bedeutendste in Algerien, die Grundlage abgibt. Da er von zahlreichen fremden Händlern selbst aus Europa besucht wird, ist an Hôtels kein Mangel und wenn sie auch nur einstöckig und nicht allzu komfortabel eingerichtet sind, ist die Verpflegung doch recht leidlich und wir waren in unserem Hôtel du Midi sehr gut aufgehoben.

Nach kurzer Rast gingen wir hinaus, die Umgebung zu besehen. Unser Hôtel lag am Ende des Dorfes nach Laghouat zu, in geringer Entfernung sprang ein Felssporn vor, von dem die Strasse einen spitzen Hügel abschneidet. Diesen wollten wir besteigen, aber alsbald kam uns ein Junge nachgelaufen und machte uns darauf aufmerksam, dass die wüste mit Sandsteinbrocken unregelmässig bedeckte Fläche ein arabischer Friedhof sei; wir hatten die unscheinbaren Gräber gar nicht bemerkt. Der Boden

war fast ohne jede Vegetation, obwohl es in diesem Jahre an Regen nicht gefehlt hatte. In der Thalebene sah man noch die unverkennbaren Spuren einer Ueberschwemmung, die in jüngster Zeit stattgefunden haben musste, denn der Boden war kaum getrocknet. Trotzdem hatte der Scheliff nur ganz wenig Wasser. Wir hörten nachher, dass ein paar Tage vor unserer Ankunft ein schwerer wolkenbruchartiger Regen gefallen war, der die ganze Ebene unter Wasser gesetzt hatte. Ein Glück, dass wir damals nicht da waren, denn der schwere Lehmboden muss sich dann äusserst anhänglich erweisen und ganz unpassirbar sein. Der Scheliff fliesst in einem mindestens 40' tief senkrecht eingefressenen Bett und es hat tüchtige Arbeit gekostet, die Fundamente der neuen Gitterbrücke, welche nach Boghar hinüberführt, vor Unterspülung zu schützen. Drüben dehnte sich schlechtes Brachfeld, — die Kolonisten in Boghar scheinen sich kaum mit Ackerbau zu beschäftigen, — nur hier und da war etwas Gerste gepflanzt. Wir strebten dem Abhang zu, dessen eigenthümliche Formation wir uns von drüben aus nicht erklären konnten. Lange schmale Felsrücken, nach beiden Seiten steil abfallend, zogen sich stundenweit an dem Hang hin, redende Zeugen der Gewalt, mit der die Erosion hier gewüthet. Es sind Bänke festeren Gesteins, die im sandigen zerreiblichen Mergel lagen und der Verwitterung Widerstand geleistet haben, während die Umgebung auf 40—50' Tiefe hinweggefressen wurde. Sie sind also den sogenannten »Zeugen« der Sahara völlig gleichwerthig. Diese Wälle drücken der ganzen Umgebung von Boghar ihren Stempel auf und beweisen, dass diese tiefe Einsenkung erst in relativ neuerer Zeit sich gebildet haben muss, d. h. das »neuere« natürlich in geologischem Sinne genommen, also innerhalb der gegenwärtigen Weltepoche. Ich fand ganz analoge Bildungen später auch an einer zweiten Stelle, welche der Einsenkung von Boghar in vieler Beziehung ähnelt, auf der Ebene zwischen dem Zedernpik und den Aurès, wo Batna liegt.

Die sinkende Sonne trieb uns bald nach Hause, aber die Ausbeute war reich genug gewesen, um uns am anderen Tage noch einmal hinüber an die Felsen zu locken. Leider wollte es mir absolut nicht gelingen eine Versteinerung aufzufinden, welche mir einen Anhalt zur Bestimmung des Alters dieser Schichten geboten hätte. Die petrographische Beschaffenheit war eine sehr

eigenthümliche, namentlich an einem anderen Felsrücken, welcher von dem Hôtel aus gesehen einen nahen Hügel zu krönen schien, in der That aber eine kleine Stunde weiter jenseits einer flachen breiten Mulde lag. Auf grosse Strecken hin erschien der Stein ganz gleichmässig, so dass die einzelnen Bestandtheile mit blossem Auge durchaus nicht zu erkennen waren; dann bestand er wieder aus dicken, senkrecht aufgerichteten oder nach unserer Seite überhängenden Platten, dann war er deutlich aus dicken, gerundeten, bis kopfgrossen Brocken zusammengesetzt, ohne dass man eine trennende Spalte hätte nachweisen können. In den Spalten und am Nordfuss des Felsens wuchs üppiges Gras und bot einigen Araberpferden reichliche Weide, aus den Klüften hing ein reizender Erdrauch an den Wänden herab, den ich bei Oran an Felsen oft gesehen, und hier und da hatten sich noch starke Wurzelstöcke erhalten, Zeugen einer früheren Bewaldung, von der heute nur noch ein paar verkümmerte Pistacien und Wachholder übrig sind. Ein paar Araberjungen, welche das Vieh hüteten, kamen neugierig herbei und suchten, als wir ihnen gezeigt, was wir wollten, rasch eine hübsche Quantität der schönen, nur hier vorkommenden Helix Boghariensis Debeaux zusammen; sie war ihnen wohlbekannt und scheint gegessen zu werden; Reptilien, insbesondere Eidechsen, von denen auch ein paar südliche Formen aus der Wüste bis hier in die Einsenkung vorgedrungen sind, wollten sie mir aber nicht besorgen. Wir sahen uns auch selbst vergeblich nach diesen Thieren um und sollten bald merken warum. Am Abend war ein schweres Gewitter gewesen, die Nacht hatte es furchtbar gestürmt, der Morgen des Ostersonntags war schön und klar und als wir zum Mittagessen zurückgingen, brannte die Sonne furchtbar und wehte ein tüchtiger Scirocco. Als wir aber nach der wohlverdienten Siesta des Scirocco eingedenk in leichtem Kostüm ausrückten, wehte ein so eisiger Nordwind, dass wir schleunigst umdrehten und die Winterkleider wieder anzogen. Die tiefe Einsenkung zwischen Sahara und Mittelmeer, kaum 400 m sich über das Meer erhebend, während rechts und links das Plateau sich in einer Höhe von 1000—1200 m erstreckt, wird natürlich von heftigen Luftströmungen und raschen Temperaturwechseln noch mehr heimgesucht als andere Stellen und macht das Klima für unvorsichtige Fremde nicht ungefährlich. Die Franzosen haben darum vielfach die spanische Schärpe

angenommen und den Soldaten ist eine Ceinture für den Sommer strengstens vorgeschrieben.

Der Sturm zwang uns, die Südseite der steilen Hügelkette aufzusuchen, welche Alt-Boukhrari trägt; im Ueberwind dachten wir wenigstens eine Anzahl Käfer zu finden, nach Schnecken sah der zerreibliche Sandstein, auf dem selbst jetzt nicht die geringste Spur von Vegetation sprosste, durchaus nicht aus. Die Hügelkette stürzte steil, fast überhängend ab, aber die Verwitterung hatte einen hohen Schuttkegel gebildet, über den wir hinaufstiegen, um uns die Formation einmal genauer anzusehen. Merkwürdiger Weise lagen trotz des sterilen Bodens todte Schnecken in Menge herum und zu unserer freudigen Ueberraschung darunter zwei Arten, die wir hier gewiss nicht erwartet hatten, eine davon Varietät einer Art, die ich auf die Provinz Oran beschränkt glaubte und bei Mascara und Saida gesammelt hatte (*Hel. Juilleti Terv.*), die andere eine Saharaform (*Hel. Raymondi Moq.*), die meiner Sammlung wie so ziemlich allen deutschen Sammlungen fehlte und wegen der wir ernstlich mit uns zu Rath gegangen waren, ob wir nicht noch zwei Tagereisen weiter bis Dschelfa gehen sollten, obschon diese Tour sträflich langweilig sein soll und schweres Geld gekostet haben würde. Das fiel nun weg und wir machten uns tüchtig ans Sammeln. Es war keine leichte Arbeit, denn die Felsen des steilen Abhanges waren bis tief hinein verwittert und gar manchmal brachen ganze Blöcke, die von aussen völlig solid erschienen, ab und rollten in die Tiefe. Die Schnecken fanden sich ausschliesslich an Stellen, wo es mir unbegreiflich blieb, von was sie leben mochten, denn weit im Umkreis fand sich auch nicht eine Spur von Vegetation; trotzdem war die Ausbeute recht reich. Nur hatten wir uns zu hüten, dass wir den Kopf nicht über die scharfe Felsenkante erhoben, denn der Sturm fegte mit furchtbarer Gewalt über den Rand und hätte, wenn auch nicht uns, so doch unsere Hüte gewiss ein gutes Stück in die Sahara hinein getragen.

Früher als wir wünschten, trieb uns die einbrechende Dämmerung nach Hause, aber am Ostermontag waren wir schon früh wieder an derselben Stelle und folgten dem Abhang bis zu einem tiefen Ravin, der Dank der letzten Gewitter noch an einigen Stellen Wasser führte. Bis dahin blieb sich die Fauna vollkommen gleich, aber auf der anderen Seite waren, obschon das

Terrain sich ganz gleich zu bleiben schien, auf einmal alle Schnecken spurlos verschwunden. Feine Splitter von Marienglas, die zahlreich in der Sonne glänzten. lieferten uns die Erklärung; Gyps war hier an die Stelle des kohlensauren Kalkes getreten und die Schwefelsäure behagt den Schnecken nicht. Die so stumpfsinnigen, fast fühllosen Thiere sind in dieser Beziehung so empfindlich wie die feinsten Reagentien unsrer Chemiker. Der Boden war übrigens auch hier, trotz des vorausgegangenen Regens dürr und kahl; in trocknen Jahren und im Sommer gibt das Scheliffthal oberhalb Boukhrari der Wüste an Unfruchtbarkeit nicht nach. Trotzdem hatten in dem Ravin, durch den wir nun auf kaum erkennbarem Pfad uns nach Boukhrari hinüberwandten, die fleissigen Berber urbar gemacht, was urbar zu machen war, und durch rohe Barragen, einfache Dämme aus Steinen und Erde, sogar vorübergehende Berieselung ermöglicht. Der Weizen zeigte eine Bestockung, wie wir sie bei uns in Deutschland nicht gewohnt sind; 15—20 Halme aus einer Wurzel waren keine Seltenheit. Bei ein paar Araberzelten mit gemauertem Unterbau — der erste Grad von beginnender Sesshaftigkeit und fast immer eine Andeutung von Mischung mit Berbern — fanden wir einen betretenen Reitweg, von dem man sogar die Steinbrocken weggeräumt und am Abhang aufgeschichtet hatte, ein Wunder in diesem Gebiet; freilich bildete der schmale Pfad auch eine Hauptstrasse vom Hochplateau herüber zum Suk von Boghar. Ihm folgend gelangten wir über einen scharfen Kamm in ein tiefes Thal mit einigen Feigenbäumen und einem von mächtigen Silberpappeln umstandenen Brunnen; es schied die Kalkformation von dem mergeligen Sandstein, den wir seither durchwandert und seine uns gegenüberliegende Seite war mit einer geneigten Schicht mächtiger quaderartig zerspaltener Kalkblöcke wie mit dem regelmässigsten Pflaster bedeckt. Das Sandsteingebiet hatte uns zwar keine Ausbeute geliefert, aber dafür einen hochinteressanten Einblick geboten in die Art und Weise, wie die Verwitterung hier schafft. Alle Berge sind von nach Norden einfallenden Schichten gebildet, die plötzlich abbrechen und darum nach Süden senkrechte Abstürze bilden, an denen unter dem Einfluss der glühenden Sonne und der raschen Verdunstung die Zersetzung leichtes Spiel hat. Oft genügte ein Stoss mit meinem Stock, um metergrosse Platten abzulösen, welche beim Sturz in lauter kleine

Splitter zerbrachen. Hier und da sieht man festere Blöcke, die mehr Widerstand leisten, aber sie liegen am steilen Hang ringsum von feinem sandigen Lehm umgeben, förmlich in ihn eingebettet, und wenn einmal ein längerer Regen diesen erweicht und aufquellen lässt, schiessen sie in die Tiefe und zerschellen unten. Die Raschheit, mit welcher die neu gebildete Oberfläche immer wieder von der Verwitterung zerstört wird, ist es auch, welche keine Vegetation hier aufkommen lässt, viel mehr als die natürliche Unfruchtbarkeit des Bodens. An der anderen Wand des Thales war die Vegetation etwas reicher und Baumstümpfe und Häuserreste bewiesen, dass es hier einmal besser ausgesehen.

Als wir den zweiten Kamm erstiegen hatten, lag Alt-Boukhrari dicht vor uns, eine enggeschlossene Häusermasse, nur von wenigen gewölbten Eingängen durchbrochen, wie alle die Ksors der Sahara, bei denen es gilt sich gegen die Raubgier der Beduinen zu schützen. In ein paar Gärten sahen wir zu unsrem Erstaunen Palmen und Kaktus, die unten im Thal fehlen; Aloë sahen wir auch hier nicht und die Zwergpalme war seit Médéah vollständig verschwunden. Von der Berberstadt nach dem französischen Städtchen unten senkt sich ein wüster muldenförmiger Abhang, auf welchem der berühmte Montagsmarkt abgehalten wird. Schon am vorhergehenden Tage hatten wir kleine Trupps von Arabern mit ihren Hammelheerden von Süden her zuwandern sehen, heute wimmelte der ganze weite Platz von Arabern und Schafen und den Lärm hatten wir schon von weitem gehört. Trotzdem war der Markt nur ein schwach besuchter; Juden und Christen waren des hohen Festtages wegen ausgeblieben und deshalb wohl war auch aus der Wüste und vom Hochplateau der Zuzug nur schwach; wir sahen höchstens 5—6 Kameele und nur wenige Zelte waren aufgeschlagen. Die Marktbesucher waren meist zu Esel aus der Nachbarschaft gekommen. Frauen nahmen an dem Markttreiben überhaupt keinen Antheil; die wenigen breitzöpfigen Saharadamen, die mitgekommen waren, hockten regungslos seitwärts am Bergabhang. Zum Verkaufe aufgetrieben waren fast nur Schafe, eine stattliche Race, aber nicht zu den Fettschwänzen gehörend, obschon ihr Schwanz breiter und kürzer ist, als bei unseren; die ächten fettschwänzigen Schafe trafen wir erst weiter östlich. Ausserdem schienen nur ein paar junge Esel zum Verkauf bestimmt und hier und da standen auch ein paar Säcke mit Ge-

treide. Sonst beläuft sich die Zahl der aufgetriebenen Hämmel oft auf viele Tausende, und die grossen französischen Viehhändler kommen selbst hierher, um einzukaufen oder haben in Boukhrari ihre ständigen Agenten.*)

Bei einer Nachmittagsexkursion nach der linken Thalseite wurden wir von einem tüchtigen Regen überrascht, der aber auch die ganze Schneckenwelt aus ihren Verstecken herauslockte und uns den Beweis lieferte, dass die seltenen Arten des rechten Thalgehänges auf dem linken nicht vorkommen. Abends war das Wetter sehr unfreundlich und das Kaminfeuer im Speisesaal that recht wohl. Wir mussten es aber bald verlassen, denn zu Ehren des Feiertags war am Abend ein solenner Ball, zum Glück nicht unmittelbar neben unserem Zimmer, so dass die Nachtruhe nicht weiter gestört wurde. — Auch am anderen Morgen war es noch trübe und regnerisch, aber wir zogen trotzdem aus, um Boghar auf seiner Höhe einen Besuch zu machen. Die Fahrstrasse braucht über sieben Kilometer, um die 400 m Steigung zu überwinden, aber gar nicht allzu steile Traversen kürzen den Weg auf 4 km ab. Die Ebene und der untere Theil des Abhanges sind kahl und öde, von einzelnen Felsenbänken durchzogen, nur mit spärlichen Büschen von Dent du Chien bewachsen; unter ihren Wurzeln haben zahlreiche kleine Nagethiere ihre Zuflucht gesucht. In der Nähe des Dorfes beginnen aber üppige Weizenfelder, von Mandelhecken eingefasst, von dem Abfluss des Dorfbrunnens reichlich bewässert. Das Dorf liegt auf einem Plateau, von den Militärgebäuden überragt, von zahlreichen Fruchtbäumen überschattet; eine Art Park zieht sich zum Fort hinauf. Man braucht gar nicht bis zur höchsten Spitze hinauf zu steigen, schon unmittelbar vor dem Dorfe hat man die Aussicht vor sich, um derentwillen Boghar der »Balkon des Südens« heisst. Die hohen, oben tafelartig abgestutzten Bergketten, welche von unten aus gesehen den Horizont nach Süden hin einfassen, liegen tief unter uns und sind nun deutlich zu erkennen

*) Der Export von Hämmeln aus Algerien nimmt von Jahr zu Jahr zu. In den neun Monaten vom März bis November 1883 wurden 543,780 Stück ausgeführt, davon 130,036 aus der Provinz Algier, 207,307 aus Constantine und 215,446 aus Oran. Das Hauptgeschäft konzentrirt sich auf die Monate Mai, Juni und Anfangs Juli, wo die Hämmel durch die üppigen Frühjahrsweiden sehr fett sind.

als der Abfall eines Plateaus, dessen Fläche sich ohne bestimmte Grenze nach Süden hin erstreckt, wie das Meer allmälig nach dem Horizonte ansteigend, selbst jetzt kahl und öde, im Sommer so abschreckend, wie irgend ein Theil der Wüste, zu welcher der Araber ja dieses Gebiet rechnet. Am Horizont zeichnet sich blassblau und kaum erkennbar die Kette des Dschebel Oukeit ab, welche die Ebene der Uled Mokhtar von dem Schottbecken und den Hügeln von Dschelfa scheidet. Zu unseren Füssen liegt eben so öde und kahl das obere Schelifthal, eigentlich eine weite Ebene, die aber der Fluss nicht bewässern kann; sein tiefeingeschnittenes Bett kann man auf eine geraume Strecke verfolgen. Gegenüber liegt das weisse Boukhrari, die einzige Spur von Leben in dieser Einöde, und hinter ihm thürmt sich ein kahler Felshügel über den anderen, bis die höchsten unserem Blick das Weitervordringen sperren. Es ist eine schaurige Einöde, die sich unter uns ausbreitet, und trotz der Grossartigkeit der Aussicht wendet sich der Blick gern zurück auf die nächste Umgebung und den Strandkieferwald, welcher den Rücken des Festungsberges bedeckt. Es sind wirklich schöne Bäume; man hat sie zur Harzgewinnung stark in Anspruch genommen, aber Pinus maritima verträgt das ja ausgezeichnet. Gepflanzt haben die Franzosen hier schwerlich, denn man sah alte verwetterte, selbst mehrwipflige Stämme im Walde, sie halten nur die Ziege draussen und das genügt. Ein bequemer Waldweg zog sich am Hang entlang und wir folgten ihm in der Absicht, das ganze Becken von Boghar zu umgehen und weiter vornen zum Fluss herabzusteigen, aber ein Thal nach dem anderen legte sich uns in den Weg und schliesslich zogen wir doch vor, umzukehren und auf demselben Weg wieder zurückzugehen.

Boghar liegt ganz ausgezeichnet für einen festen Punkt, welcher den Wüstenstämmen den Eintritt sperren soll. Zur Römerzeit erfüllte Usinaza, ein wenig weiter südlich gelegen, denselben Zweck; die Ruinen sind bei dem heutigen Saneg noch sichtbar: auf der alten Stätte hatten sich Eingeborene angesiedelt, bis die Gründung von Boukhrari ihren Dörfern den Todesstoss gab. Abd el Kader hatte in seiner Citadelle bedeutende Silos ausgraben lassen, um den von den ackerbautreibenden Stämmen in Natura eingelieferten Fruchtzehnten aufzubewahren. Diese eigenthümliche Methode findet sich in Nordafrika überall.

Die Silos oder Matamoras sind wo möglich in den natürlichen Felsen gehauene trockene Gewölbe, nur durch ein Loch oben zugänglich, welches durch einen genau passenden Stein geschlossen werden kann; man füllt sie ohne alle weiteren Vorsichtsmassregeln mit Frucht bis obenhin, legt dann den Stein auf und schüttet Erde darüber. Die obersten Schichten keimen zwar etwas, aber gerade dadurch verschmelzen die Körner mit einander und bilden eine luftdichte Decke, unter welcher der Rest sich viele Jahre hält. Die Unsicherheit der Ernten, die Häufigkeit trockener Jahre mit völligem Misswachs haben schon früh das Bedürfniss solcher Aufbewahrungsanstalten hervortreten lassen. Auch die uns unverständlichen Ausfuhrverbote in den südlichen Ländern erscheinen berechtigt, wenn man bedenkt, dass man nie wissen kann, ob die nächste Aussaat nicht völlig fehlschlägt. Selbst die so wenig vorsorglichen Araberstämme besitzen deshalb Silos, in denen sie den Ueberschuss guter Jahre aufheben, und es gehört zu den häufigsten guten Werken reicher Familien, dass sie eine Quantität Getreide geben zur Aufbewahrung im Silo bis zur nächsten Missernte. Langjährige Erfahrung hat die Punkte erkennen lassen, wo das Gestein ganz besonders zur Anlage solcher Magazine geeignet ist; manche Gegenden geniessen einen besonderen Ruf, so dass selbst fremde Stämme sich das Recht erworben haben, dort Silos anzulegen. Nur der Wüstenbewohner spottet über solche Vorsicht und stellt den Matamores der Ackerbauer lachend seine M'tamores rahala entgegen, seine wandernden Vorrathskammern, die Heerden.

Am Nachmittag machte ich allein noch einen kleinen Gang dem Scheliff entlang, und wenn er mir auch wenig Ausbeute brachte, so war er mir doch hochinteressant durch den Einblick, den er mir in die Art und Weise verschaffte, wie der Fluss am Austiefen des Thales arbeitet. Man sieht es dem wasserarmen Scheliff nicht an, dass er schon so weit herkommt und dass seine Quellen fast dreihundert Kilometer entfernt am Dschebel Amour liegen. Er ist eben ein ächter Steppenfluss, nahe der Quelle wasserreicher, als weiter unten; seine Zuflüsse sind nicht stark genug, um den Verdunstungsverlust zu ersetzen, obschon sie dem ganzen Südabhang des Ouaransenis entlang laufen. Das »Auge der Welt« ist zwar von Norden gesehen eine gewaltige Bergmasse und trägt Schnee bis zum Mai, aber auch hier schliesst

sich nach Süden hin eine Plateaufläche in solcher Höhe an, dass nur ein ganz kurzer Abhang übrig bleibt und die Wasserscheide liegt so dicht am Südrande des Gebirges, dass fast alles Wasser nach Norden abfliesst, auch zum Scheliff, aber erst zum letzten Drittel seines Laufes. Im Winter, wo auf den Plateaux überall Schnee fällt, schwillt der Scheliff aber manchmal sehr beträchtlich an und füllt sein 30—40′ tiefes Bett bis zum Rande. Die Ufer sind senkrecht, nur aus Lehm bestehend, den der Fluss selbst hier angeschwemmt hat· als er noch einen ausgedehnten See bildete. Der Felsriegel, der ihn damals staute, ist noch deutlich zu erkennen; er liegt eine gute Viertelstunde unter dem Dorf und ist nun auf einen spitzen Hügel reduzirt, um welchen der Fluss sich herumwindet; die Felsenbänke sind im Bett noch vorhanden und bilden eine kleine Stromschnelle, deren oberster Rand die Tiefe bedingt, bis zu welcher die Flusssohle ausgenagt wird. Für gewöhnlich ist diese aber nicht einmal ganz vom Wasser eingenommen, der Fluss windet sich herüber und hinüber und greift bald auf dieser, bald auf jener Seite den Steilrand an, während er gegenüber ein halbrundes Vorland bildet. Geht man dem Ufer entlang, so sieht man fast auf der ganzen Länge demselben einen tiefen Spalt parallel laufen; er grenzt die Portion ab, welche bei der nächsten Fluth dem Fluss zum Opfer fallen soll. Wo Regenrinnen vom Berg herabkommen, haben sie an dieser Kluft brunnenartige Schächte ausgewaschen, welche unten mit dem Flussbett kommuniziren und zur Vorsicht beim Gehen zwingen. Bei der nächsten Fluth stürzt der ganze abgelöste Streifen um und wird fein zertheilt hinuntergeführt in die Ebene von Orleansville, deren Felder der Lehm befruchtet. Das Bett ist dann um soviel breiter geworden, denn Neuablagerungen finden nur in ganz geringer Höhe über der Thalsohle statt, und sie bestehen hauptsächlich aus dem Sand, den die kleineren Seitenbäche von den umliegenden Höhen herabführen, nicht aus Lehm, der nur aus ruhigem Wasser ausfällt. Nach der Fluth beginnt dasselbe Spiel von neuem, die Austrocknung löst einen neuen Streifen vom Uferrand los, und ein aufmerksamer Beobachter könnte nach ein paar Jahren mit annähernder Bestimmtheit berechnen, wieviel Zeit der Scheliff brauchen wird, um die ganze Ebene von Boukhrari etwa 30′ tiefer zu legen. Natürlich geht das aber nicht in demselben Tempo in alle Ewigkeit fort, denn sobald das gegenwärtige

Niveau des Felsriegels erreicht ist, hört ein Tiefernagen für längere Zeit auf und beginnt erst wieder, wenn auch der Fels so tief durchfressen ist, dass sich wieder ein genügendes Gefälle bilden kann. Aber die Arbeit geht unaufhörlich weiter und in einer geologisch zu reden gar nicht allzufernen Zeit wird die breite Ebene von Boukhrari bis zur Hochfläche hinauf in ein tiefes Thal mit wildzerrissenen Gehängen verwandelt sein.

Vielfach begegneten mir Eingeborene, von denen ein paar Familien dicht am Fluss ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Sie behaupten ächte Araber zu sein und erklären ihre auffallend dunkle Färbung durch ihre Abstammung von keinem geringeren, als von Antar ibn Scheddad, dem grossen Helden und Dichter der vorislamitischen Zeit, dessen »Moallaka« *), einst in der Kaaba aufgehängt, uns ja erhalten ist, und der bekanntlich zum Vater zwar einen Edlen aus dem Stamme der Absi, Scheddad ben Muawijah, zur Mutter aber eine schwarze Sklavin hatte. Solche Blutmischungen sind im Allgemeinen bei den Arabern eben so selten, wie bei den Berbern, denen die Billigkeit der Frau über die Farbe geht, häufig; selbst die Stämme am Südrand der Sahara sind darum noch ziemlich reinblütig, während die Tebu und südlichen Tuarek fast schwarz sind und sich auch im Charakter mehr den Negern nähern. Die Ouled Antar haben übrigens ihre Stammsage am Scheliff neu lokalisirt und zeigen sogar die Stelle, wo ihr Held in hohem Alter von dem Tajiten Ouasir ibn Dschaber erschlagen wurde. Sie haben aber neben Negerblut offenbar auch viel Berberblut in ihren Adern und sind wahrscheinlich mit den Kabylen des Scheliffdefilés nach und nach zu einem Stamme verschmolzen, haben darum auch vielfach feste Wohnungen und treiben Ackerbau.

Auf dem Hochplateau südlich hüten die Ouled Mokhtar, ein ächt arabischer Nomadenstamm, ihre Heerden; in Boukhrari wollte man sie so wenig wie die Ouled Antar loben und behauptete, beide seien unverbesserliche Viehdiebe. Es mag das nicht ganz unbegründet sein, denn in der Beziehung haben alle Nomadenstämme noch ziemlich eigenthümliche Ansichten.

*) Preisgedicht. Antars Liebe zu Abla und sein Kampf mit Dhemdhem ist auch der Gegenstand eines Heldenromans, der Asmaï, den Hofdichter Harun al Raschid's zum Verfasser hat, und heute noch überall unter den Arabern populär ist.

Als ich zum Hôtel zurückkehrte, war reges Leben da; ein paar elegante Chaisen hielten auf der Strasse, mehrere höhere Militärs und ein Civilist mit Frack und dreifarbiger Schärpe spazierten auf und ab, die Rekrutirungskommission war angekommen, um selbst hier an der Grenze der Wüste noch zu fungiren. Auch vor dem Städtchen waren zahlreiche Zelte aufgeschlagen und lagerte ein starker Convoi, der Laghouat verproviantiren sollte. Ich dachte mit einem gelinden Schrecken an schlimme Erfahrungen, die ich vor drei Jahren unter ganz ähnlichen Umständen in Saida gemacht, aber zum Glück brauchten die Herren unser Zimmer nicht, nur unsere Nachbarn, ein Subalternbeamter und ein kattunerner Reisender, wurden ausquartiert, wir aber erhielten ein extra gutes Abendessen in dem ganz besonders behaglich durchwärmten Speisesaal. Die Rekrutirung erstreckt sich leider nur auf die Franzosen und die eingeborenen durch Crémieux zu französischen Bürgern gemachten Juden, nicht aber auf die Araber, und konnte uns so kein besonderes Interesse bieten. Dafür hatten wir das Vergnügen, drei reichgekleidete Eingeborene mit uns speisen zu sehen. Es waren Gemeinderäthe der Commune mixte, Kaids der Nachbarstämme, die es ihrer Stellung schuldig zu sein glaubten, sich zeitweise als Freigeister zu zeigen. Zwei von ihnen konnten mit Messer und Gabel ausgezeichnet umgehen und benahmen sich ganz wie gebildete Europäer, dem dritten schien es noch manchmal in den Fingern zu zucken und er bedurfte noch einiger Unterweisung; Wein tranken sie aber alle drei. Sie kümmerten sich übrigens um die Offiziere so wenig, wie diese um sie; seit der Einführung der Civilregierung im ganzen Tell ignoriren sich Militär und Eingeborene völlig.

Nachts um zwei Uhr gingen wir zum Diligencenbureau. Man hatte uns in Algier Hoffnung gemacht, wir könnten von Boghar nach Aumale fahren, aber hier wusste man von einer Strasse dorthin nichts und wir mussten wieder nach Médéah zurück. Mit unserer Diligence gleichzeitig ging die nach Laghouat ab, die wir ursprünglich bis Dschelfa hatten benutzen wollen, und wir segneten unsere Sinnesänderung, als wir den engen Kasten ohne Coupé sahen, in welchem schon eine dicke Engländerin mit Sohn, Gesellschafterin und Hündchen und der ausquartierte Schnittwaarenhändler aus St. Dié Platz genommen hatten. Selb sechst

in einem solchen Fuhrwerk vier Tage lang durch eine Gegend wie das Plateau der Uled Mokhtar fahren, muss ja den Menschen auf Selbstmordgedanken bringen! Wie gut sassen wir dagegen in unserem Coupé, wieder ganz allein im Wagen, und wie gern ertrugen wir die Bequemlichkeiten der algerischen Diligence! Unsere Geduld wurde freilich auf eine arge Probe gestellt, denn die Regengüsse hatten die Strasse aufgeweicht, und es musste bergauf immer Schritt gefahren werden und darauf sind die algerischen Pferde nicht eingerichtet. Im langsamsten Schneckentempo ging es hinauf nach der Höhe, die Pferde tasteten in dem weichen Boden förmlich voran und manchmal glaubten wir, der Wagen müsse zurückrollen. Von Berruaguia aus, wo gerade der sehr besuchte Markt abgehalten wurde, stieg ich zu Fuss den steilen Berg hinan, auf steilen Traversen die Serpentinen abschneidend bis zur Höhe, ein köstlicher Gang durch den thaufrischen Wald. Bergab ging es dann wieder rascher und um ein Uhr waren wir in Médéah.

Hier erfuhren wir, dass wir noch entschiedenes Glück mit dem Wetter gehabt; in Médéah wie in Algier war es entsetzlich gewesen und im Hôtel in Médéah hatte der Regen vom flachen Dache aus die Zimmer überschwemmt. Das hätten wir in dem tiefgründigen Lehm bei Boghar und in unserem zugigen Zimmer brauchen können! Wir wollten eigentlich einen Wagen nehmen und uns bis zum Eingang der Schlucht fahren lassen, um diese zu Fuss zu durchwandern, aber das Fest von Blidah, das die ganze Provinz toll zu machen scheint, machte uns einen Strich durch die Rechnung; was an Fuhrwerken zu vermiethen war, hatte schon am Morgen Festgäste dorthin gebracht, und da wir keinen Tag mehr zugeben konnten, blieb uns nichts übrig, als die Diligence weiter zu benutzen. Wir konnten so wenigstens die kühne Strassenanlage bis zum Eingang der Schlucht bewundern, aber von dieser sahen wir noch weniger, als beim Herauffahren, und mit schwerem Herzen mussten wir die schönen Schnecken an den Wänden hängen lassen. In la Chiffa hatten wir Zeit zu einem guten Abendessen, wie wir es in dem kleinen Dorfe nicht erwartet hätten. Dörfer in unserem Sinne gibt es eben in Algerien nicht, der Unterschied zwischen Landmann und Städter verschwindet hier vollkommen. Ein Franzose und ein Belgier assen mit, gereiste verständige Leute, und so entspann

sich bald eine lebhafte Unterhaltung. Der Belgier, der aber in Holland wohnte und eigentlich gar nicht recht wusste, welcher Nationalität er angehöre, erwies sich als ein wüthender Chauvinist und wollte unbedingt den Elsass zurückhaben, während der Franzose meinte, das seien abgemachte Geschichten, von denen man am besten nicht mehr spräche. Mit der Regierung waren aber beide gleich unzufrieden, wie ich denn überhaupt in Algerien wenig zufriedene Staatsbürger gefunden habe.

Abends um neun waren wir wieder im Bahnhof von Algier, wo uns der diensteifrige Jean schon erwartete, und die bequemen, uns nun schon vertrauten Zimmer im Hôtel thaten uns nach den Strapazen der Tour recht wohl.

Siebentes Kapitel.

Die Dolmen von Guyotville.

Von allen Menschenwerken in Algerien kann keines den aufmerksamen Beobachter so fesseln, wie die räthselhaften Steindenkmale aus grauer Vorzeit, die man in Nordafrika so häufig findet, wie in irgend einem westeuropäischen Lande, die Bretagne nicht ausgenommen. Die bekanntesten und besuchtesten — diesen Ausdruck allerdings sehr relativ genommen, denn welcher Tourist hat für dergleichen Interesse? — liegen ungefähr vier gute Stunden von Algier entfernt auf dem Plateau der Beni Messous bei Guyotville, und ihnen galt eine Exkursion, die ich mit Freund Joly zusammen am 20. April unternahm.

Wir brachen zeitig auf und erstiegen von Cité Bugeaud aus in steilen Serpentinen die schroffe Berghöhe, welche vom Bouzarea aus in's Meer hinein vorspringt. Auf dem Abhang nach Norden hin steht das Wahrzeichen der Franzosenherrschaft, die Kirche unserer lieben Frauen von Afrika, die hier als Schutzpatronin der Seeleute an Stelle der Notre Dame de la Garde getreten ist und auch die Muselmänner bekehren soll. Darum hat man den romanischen Kuppelbau mit einem Minaret versehen und innen steht mit grossen Lettern angeschrieben: Notre Dame d'Afrique, priez pour nous et pour les Musulmans, ein Beweis christlicher Liebe, für den dem Araber frei-

lich jedes Verständniss fehlt. Als Dekorationsstück der Gegend macht sich aber die Kirche, die weit in's Meer hinaus glänzt, ganz ausgezeichnet.

Die Priester bei unseren lieben Frauen von Afrika tragen den arabischen Haik und das Kopftuch, wie die Araber, nur ohne die heilige Kameelhaarschnur. Hier und in Maison Carrée sind die Hauptquartiere der Frères blancs, der todesmuthigen Truppen des Kardinals Lavigerie, die unermüdlich immer und immer wieder versuchen, die Muhamedaner von der Wahrheit des Christenthums und den Segnungen der französischen Herrschaft — denn Charles Martial Allemand Lavigerie ist ein ebenso eifriger Patriot wie frommer Katholik — zu überzeugen. Ihre Taktik ist nicht schlecht. In dem Seminar von Maison Carrée ganz wie Araber aufgezogen, der arabischen und der kabylischen Sprache völlig mächtig, dabei mit den nöthigsten medizinischen Kenntnissen versehen, siedeln sich die Frères blancs in den Dörfern der Kabylen, den Douars der Araber an, theilen deren Lebensweise und suchen ihr Vertrauen zu gewinnen. Dem politischen Einfluss Frankreichs haben sie, die jetzt schon von Tunis, wo Lavigerie auf den Trümmern von Karthago eine Zweiganstalt gegründet hat, aus ihre Fühler bis nach Ghadamès



Fig. 1. Ein Frère blanc.

und Ghat vorschieben,*) bedeutende Dienste geleistet, aber ob ihnen bis jetzt die Bekehrung auch nur eines einzigen Arabers gelungen ist, bezweifle ich sehr. Gegen das einfache muhamedanische Glaubensbekenntniss: Es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet, und gegen die so ganz der orientalischen Phantasie angepassten Verheissungen des Paradieses kommen die Lehre von der Dreieinigkeit und der unbefleckten Empfängniss nicht auf und der Mariendienst ist dem Araber ein Götzendienst, doppelt anstössig, weil er einem Weibe gilt. Dagegen können auch die Frères blancs nichts machen. Bei den Kabylen sind sie ihrer ärztlichen und sonstigen Kenntnisse wegen beliebt, auch als Lehrer gern gesehen, aber Bekehrungserfolge haben sie auch noch nicht erzielen können. Sie würden vielleicht günstigere Resultate haben, wenn sie, wie das die arabischen Schürfa früher gethan, durch Heirathen sich mit einflussreichen Berberfamilien verbinden könnten, aber das erlaubt wieder das Gelübde nicht. Vielleicht wirkt der Kardinal, der ein eminent praktischer Mann ist und auch die Güter dieser Welt sehr wohl zu schätzen weiß, ihnen noch einmal dafür Dispens aus oder begründet einen halbgeistlichen Orden, für den jenes Hinderniss wegfällt; dann wären bei der grenzenlosen Opferwilligkeit und dem Glaubenseifer seiner Getreuen wahrscheinlich bedeutende Erfolge zu erzielen. Aber allzulang darf er nicht mehr warten, denn die Senusi gewinnen von Tag zu Tag mehr Terrain und sie sind den Frères blancs ebensogut ebenbürtige Gegner, wie Sidi Mohamed el Mahdi ben Senusi dem streitbaren Kardinal. Monsignore Lavigerie findet übrigens bei der französischen Regierung die gebührende Anerkennung und hat selbst in den pfaffenfeindlichsten Zeiten der jungen Republik immer eine Subvention von 50,000 Franken jährlich bezogen, die man freilich nicht direkt in's Budget einstellte, sondern auf den geheimen Fonds anwies.

Wir stiegen rasch über die Kirche hinaus einem gepflasterten maurischen Pfad folgend, der die einzige Verbindung zwischen Algier und Koleah bildete, ehe die Franzosen die Strasse dem steilen Küstenhang entlang bahnten. Mit jedem Schritt wurde die Aussicht schöner und als wir oben auf dem Kamme neben

*) Lavigerie hat seine Missionäre sogar in den Sudan und nach Zanzibar gesandt.

den Trümmern des Türkenforts standen, da gestand ich meinem Freunde gerne zu, was ich ihm seither immer bestritten, dass diese Aussicht mit der von Camaldoli bei Neapel gar wohl um die Palme der Schönheit streiten könne. Zu unseren Füssen lag Algier in seiner üppig grünen Baumumrahmung, durch die von weissen Häuschen belebten Thäler Frais Vallon und Vallée des Consuls von uns geschieden, dahinter dehnt sich der weite tiefblaue Golf bis zum fernen Cap Matifou und hinter ihm ragt die kühne Gestalt des Bou Zegsa und noch ferner der schneebedeckte Dschurdschura. Daran schliesst sich rechts die prangende Metidscha mit ihren grünen Feldern und weissen Dörfern; deutlich erkennt man die dunklen Orangenhaine von Boufarik und Blidah, und hinter ihnen erhebt sich der prächtige Bergkranz vom Beni Sala und Mouzaia aus bis zum Zaccar und dem Chenoua. Zwischen den beiden letzteren hindurch schweift der Blick über die gezackte Nordküste hinaus bis zu dem in blauer Ferne verschwimmenden Cap von Tenes; uns näher übersieht man die Gehänge des Sahel bis zur Mündung des Mazagran und die weit vorspringende Halbinsel von Sidi Ferouch, auf der einst die Franzosen landeten. Es ist ein wunderbares Bild, mit dem sich am Mittelmeer nur ganz wenige messen können.

Weiter gingen wir dann den Kamm entlang, anfangs durch Gerstenfelder, in denen die reizende Schwertlilie (*Gladiolus segetum*) fast das Getreide überwucherte, dann über Triftland, auf dem eben der übelriechende Asphodill verwelkte. Gleich hinter dem Dorfe Bouzarea kamen wir an einer Kubbah vorbei, mit der eine arabische Schule verbunden ist; sie ist berühmt wegen der prachtvollen Zwergpalmen, welche sie umstehen; ich habe sie selbst in Gärten bei sorgsamster Pflege nie so hochstämmig und üppig gesehen. Noch eine kurze Strecke führt der Weg dann zwischen Kaktushecken und Ansiedelungen hin, dann tritt er ins Freie hinaus und ein niederer Buschwald umfängt uns, schauderhaft verwüstet, denn er muss Algier hauptsächlich das Material für seine Küchenfeuer liefern. Vor dreissig Jahren standen hier noch stattliche Kiefern, jetzt sind sie verschwunden und damit ist der Name des Berges, »Vater der Fruchtbarkeit,« zum Spott geworden. Nichts traurigeres und öderes, als ein solcher Wald, den selbst die Insekten zu meiden scheinen. Drei Stunden lang sahen wir kaum eine lebende Kreatur, keinen Vogel, keinen

Käfer, trotz der Blüthenmenge kaum einen Schmetterling. Nur die Aussicht blieb immer gleich herrlich. Endlich senkte sich der Weg, hier und da standen einzelne verkümmerte Strandkiefern, dann zerstreute Horste stattlicherer Bäume, schliesslich sogar grössere Waldparzellen. Mitten in den Strandkiefern lag ein Hain von Eukalypten und in seinem Schutz hatte sich, obschon der australische Baum als Fremdling natürlich selbst keine Insekten ernährt,*) ein reiches Insektenleben entwickelt, das merkwürdig abstach gegen die Todtenstille des Buschwaldes Wir streiften hier die Grenze einer Exploitation forestière, die wir auf dem Heimweg noch genauer kennen lernen wollten. Unmittelbar darauf betraten wir wieder das Gebiet der Fermen und ausgedehnte Weinberge umgaben uns von allen Seiten, die Stöcke reich mit handlangen Gescheinen beladen. Unten stiessen wir auf den Vicinalweg von Guyotville nach Cheraga, an dem die Dolmen liegen sollten, aber vergeblich sahen wir uns nach ihnen um; endlich half der Proprietaire eines nahen Gutes auf die Spur und wies uns nach einer noch reichlich zwei Kilometer weiter liegenden Ferme, wo die tombeaux antiques sein sollten. Ein schnurgerader Feldweg führte zwischen Weinbergen dorthin. Eine junge Dame empfing uns sehr freundlich und wies uns in den Garten, wo ein älterer Herr mit riesigem Strohhut an den Reben herumarbeitete. Schon die ersten Worte ergaben, dass ich einen Landsmann vor mir hatte, obendrein einen Rheinländer, der vier Jahre als Hofmeister im Berna'schen Hause in Frankfurt verlebt hatte und diese Zeit — es war um 1848 gewesen — die schönste seines Lebens nannte. Herr Küster war dann nach Frankreich gerathen und im französischen Schuldienst hängen geblieben, und fühlte sich nun als Professor am Lyceum in Algier ganz behaglich. Zufällig war er mit seiner Frau, einer liebenswürdigen Französin aus Collioure, und mit seinem Sohn und seiner Tochter, die beide ganz geläufig deutsch sprachen, in den Ferien hier auf seinem Weingut, das 16 Hektaren einnimmt und im ausgezeichnetsten Zustande ist. Obschon naturalisirter Franzose, ist er ganz der ächte joviale Rheinländer geblieben, dem die Hebung des Weinbaues Herzens-

*) Die Biene ausgenommen, deren feiner Instinkt sie auch an fremden Pflanzen leicht den Honig erkennen lässt. In Sicilien pflanzt man verschiedene schon jung blühende Eukalypten ausschliesslich als Bienenfutter.

sache ist, und mit berechtigtem Stolz führte er mich durch den selbstgepflanzten, ausgezeichnet gehaltenen Weinberg, und nach Besichtigung der Dolmen selbstverständlich in den Keller, in welchem, obschon der meiste Wein schon versandt war, noch mancher gute Tropfen lag. Zum Glück war ich schon öfter mit Rheinländern im Keller gewesen und kannte die Geschichte, sonst hätte es mit dem Heimweg vielleicht seine Schwierigkeiten gehabt. *)

Die megalithischen Denkmäler liegen in dem Weinberge zerstreut; von mehreren Hunderten sind höchstens noch zwei Dutzend übrig, die anderen sind, als der Boden noch herrenlos war, zu Mauersteinen zerschlagen worden. Was noch übrig ist, hat an Herrn Küster einen sorgsamen Pfleger gefunden, aber auch er kann es nicht hindern, dass bald an dem einen, bald an dem anderen der frischgerodete Boden nachgibt, die Seitenplatten weichen und schliesslich die Deckplatte herabstürzt; an ein Wiederaufrichten ist natürlich bei dem enormen Gewicht nicht zu denken. Die Denkmäler sind sich alle gleich; zwei lange und zwei kurze Steinplatten bilden aufrecht im Boden stehend, ein längliches Rechteck, das durch eine schwere Platte bedeckt ist. Sie erheben sich durchschnittlich nicht über 3′ über den Boden, die Länge beträgt circa 6—8′, die Breite etwa die Hälfte. Fast alle sind mit einem Steinsatz aus einzelnen kleinen Steinen umgeben, eine Orientirung nach einer bestimmten Himmelsrichtung ist nicht zu erkennen. Bei einem Grabe fehlten die vier Wandsteine, die Deckplatte lag unmittelbar auf dem Steinsatz. Die Steine entstammen alle dem benachbarten Ravin des Ouëd Messous, wo eine etwa fussdicke, fast horizontale, Kalkschicht ansteht; sie sind völlig unbearbeitet, auch an den in der Erde befindlichen Theilen, die vor der Verwitterung geschützt waren, erkennt man keine Spur von Glättung. Eine der Grabkammern war in der letzten Zeit zusammengestürzt, der Deckstein dabei

*) Die Sahelweine geniessen in Algerien schon einen gewissen Ruf und werden mit 40—60 Franken das Hektoliter bezahlt, während die Metidschaweine nur 15—20 gelten. Den Weinbergen der Sahel schadet der Frost fast niemals, während die der Metidscha nicht selten darunter leiden. Die besten sind, wie immer, die Klosterweine, hier die von la Trappe de Staoueli, dem Karthäuserkloster, das nicht weit von Guyotville auf dem Plateau liegt, wo die Entscheidungsschlacht zwischen den Franzosen und den Türken geschlagen wurde.

zerbrochen. Herr Küster hatte die Trümmer mit aller Sorgfalt aufräumen lassen und gefunden, dass der Innenraum durch eine Steinplatte in zwei ungleiche Theile geschieden war; im grösseren fanden sich die Reste von zwei Skeletten, im kleineren nur ein paar zarte Knöchelchen, wie von einem Kinde. Offenbar hatte es sich hier um ein Familiengrab gehandelt. Die Schädel konnten leider nicht erhalten werden. Die Todten waren anscheinend in hockender Stellung begraben worden, wie sie in Nordafrika die Regel ist und nach Herodot schon bei den Nasomonen üblich war. Die in den Dolmen von Beni Messous gefundenen Schädel, von denen verschiedene im Museum in Algier aufbewahrt werden, sind lang und schmal wie die der heutigen Berber. Neben den Knochen fanden sich nur ein paar Topfscherben und ein reich verzierter Armring von Bronze. Die Beigaben sind überhaupt äusserst spärlich; nur einmal hat sich eine hübsche Bogenfibel gefunden, sonst einfache, glatte Ringe und hier und da allerhand Steinwaffen. Herr Küster hat alles sorgsam gesammelt, hatte aber leider den Hauptheil seiner Sammlung zur Ausstellung nach Toulouse geschickt, wo ein junger Gelehrter, Herr Regnoult, sie auch bearbeiten sollte, die Bearbeitung scheint aber noch nicht erschienen zu sein.


Fig. 2.

Wer hat diese Grabkammern errichtet? Wenn wir die Frage so stellen, ist die Beantwortung eine leichte. Hier in Nordafrika kommen keinen grossen Völkerwanderungen in Frage, was zugewandert ist von den weissen Tamhu der Egypter bis zu den Arabern ist alles verschwindend wenig gewesen gegenüber der festen geschlossenen Masse der Autochthonen; die unglückseligen Kelten kommen hier gar nicht ins Spiel und so kann denn Niemand anders diese Steingräber aufgerichtet haben, als die Vorfahren der heutigen Kabylen. Es kann das um so weniger einem Zweifel unterliegen, als wir von den Kabylen des Dschurdschura wissen, dass sie noch bis in die neueste Zeit zum Gedächtniss besonders merkwürdiger Ereigniss Steine aufzurichten pflegten. Als zwischen 1737—1748 die Konförderation der Aït Iraten beim Dorf Aguemmoun einen Landtag abhielt, und den Beschluss fasste, das mohamedanische

Erbrecht der Mädchen, das dem kabylischen Herkommen widerspricht und das man seither immer auf eine oder die andere Weise umgangen hatte, auch rechtlich abzuschaffen, wurden zum ewigen Angedenken soviel Felsblöcke aufgerichtet, als Stämme an der Berathung Theil genommen hatten. Einen ähnlichen Ursprung mag das megalithische Monument haben, das Hodgkin aus der Gegend zwischen Tanger und Miknasa in Marokko beschreibt. Es ist ein Steinkreis von 30—40 Meter Durchmesser, mit einem Hügel von ungefähr 20′ Höhe in der Mitte, dessen obere Fläche eine Plattform von 30′ Durchmesser bildet; ringsum stehen ca. 80 Sandsteinblöcke aufgerichtet, darunter zwei besonders grosse von ovaler Form, der eine 16. der andere 18′ hoch, an der Basis 4′ breit und 2,6′ dick, gewissermassen Thürpfosten bildend. Aehnliche Denkmäler fand Maltzan in Tunisien bei Maghraua und bei Geryville in der Schottregion. Aehnliche Steinsetzungen in Europa, an denen sich der Witz der Antiquare bis jetzt vergeblich geübt hat, mögen wohl eine verwandte Bedeutung gehabt haben.

Solche Grabstätten sind offenbar noch bis in die Römerzeit hinein errichtet worden, denn in einem derselben hat man eine Medaille der Faustina als Leichenbeigabe gefunden, doch ist die Ansicht Berbrugger's, dass sie ihre Errichtung bretonischen Kohorten im römischen Dienste — deren Anwesenheit in Algerien allerdings durch Grabsteine bestätigt ist — verdanken, längst auch von ihrem Schöpfer aufgegeben, seit man den Reichthum Nordafrikas an solchen Monumenten erkannt hat. (Es ist das merkwürdig spät geschehen; erst 1859 lenkte Rhind die Aufmerksamkeit der englischen Forscher auf die Dolmen von Beni Messous, aber sein Aufsatz: *Orthological Remains in North Afrika* im vol. 38 der Archeologia blieb unbeachtet bis der Interpret Feraud in Konstantine 1803 den Archaeologen Christy auf die Dolmenanhäufung an der Quelle des Bou Merzoug bei Konstantine aufmerksam machte und selbst zwei Abhandlungen darüber in den Memoiren der Société archéologigue de Constantine 1863 und 1864 veröffentlichte.) Die Ansicht, dass die Kelten die Errichter der megalithischen Denkmäler gewesen seien, verliert ja überhaupt immer mehr an Boden und dürfte jetzt nur noch wenig Anhänger zählen. Findet man ja doch die Steindenkmäler in zahlreichen Ländern, die nie von Kelten betreten wurden,

während sie in altkeltischen Ländern, wie in Süddeutschland, fehlen. Fergusson vertritt in seinem berühmten Werke die Ansicht, dass die algerischen Dolmen von den Aquitaniern errichtet worden seien, die vor den einbrechenden Kelten um 600 v. Chr. nach Nordafrika flüchteten; aber die Geschichte weiss von einer solchen Flucht nichts, und es ist kaum wahrscheinlich, dass zur See kommende Flüchtlinge bis ins Innerste des Kabylenlandes hätten eindringen können. Auch die Phönizier, denen man so oft die Errichtung der Megalithen zugeschrieben, können nicht ernstlich in Betracht kommen, seit man die geographische Verbreitung genauer kennt, denn sowohl in ihrem Heimathlande, wie in den von ihnen dauernd besessenen Gebieten, in der Umgebung von Karthago und Utica, findet man keinerlei megalithische Monumente, und für das Werk seefahrender Händler, die nur vorübergehend irgendwo weilten, sind die Steine denn doch ein wenig gross.

R. von Scala*) kommt zu dem Resultat, dass die Hauptmasse der Dolmen sich in den Ländern findet, die früher von der iberischen Rasse bewohnt wurden. Die Dolmen beginnen freilich nach Rütimeyer**) in Skandinavien mit nicht geringeren Dimensionen als in der Bretagne, um sich von da der gesammten baltischen und atlantischen Küste entlang, nur die Marschen von Holland und Belgien überspringend — (was in dem Fehlen jeden geeigneten Steinmaterials seine sehr natürliche Ursache hat) — einmal nach England hinüber, andererseits nach Frankreich fortzusetzen. Dabei sind aber anscheinend die Grabhügel mit Kammern aus grossen Steinplatten mitgerechnet, von deren Gleichwerthigkeit mit den Dolmen ich durchaus nicht überzeugt bin und in denen ich nur Hünengräber mit den durch das gebotene Material, die erratischen Blöcke, bedingten Abänderungen sehe, denn freistehende Dolmen sind doch in Norddeutschland ungemein selten. Sieht man von diesen Bauten, welche Rütimeyer zu der Ueberzeugung bringen, dass die megalithischen Monumente nicht einem besonderen Volke angehören, sondern nur eine bestimmte Kulturepoche vieler Stämme bezeichnen, ab, so finden sich die meisten Dolmen nach Fergusson's Karte west-

*) Ausland 1884 No. 44

**) Die Brétagne, p. 86.

lich von einer Linie, die man sich von Marseille nach Brüssel gezogen denkt, mit einer grossen Einbuchtung in Centralfrankreich. Sie halten sich vorzüglich an das Litoral, greifen aber auch in das centrale Gebiet der Auvergne und bis in die Thäler der Pyrenäen hinen. Auf den öden Granitplateaux der Auvergne, — wo das plattenförmig brechende Gestein allerdings die Errichtung solcher Steingräber erleichtert und das haltbare Material ihnen ungewöhnliche Dauer sichert — finden sich die Dolmen so gross und massenhaft wie in der Bretagne. Das lässt sich ganz gut erklären, wenn man mit Fergusson annimmt, dass die Urbewohner Galliens, iberischen Stammes und direkte Nachkommen der Höhlenbewohner, von den einbrechenden Kelten in diese wenig wirthlichen Gegenden gedrängt wurden und dort noch Jahrhunderte lang der Väter Sitte bewahrten, ja heute noch in den Auvergnaten erkennbar sind. Dolmen finden sich ferner in Portugal und Nord-Spanien und in ganz besonderer Zahl in Nord-Afrika. Das stimmt ausgezeichnet zu Scala's Ansicht, auch die englischen Dolmen, als nahezu ausschliesslich im Gebiet der iberischen Silurer liegend, lassen sich damit vereinigen, aber wie steht es mit den unzähligen Steindenkmälern in Arabien und Palästina? in Centralasien bis nach China hin? und endlich in Vorderindien, wo die Küste von Malabar, die Nilgherries, ja das ganze Plateau von Dekkan von Gräberfeldern überdeckt sind? Das reicht weit über das Gebiet hinaus, das selbst die besten Freunde der Iberer diesen zuschreiben und man müsste schon weiter gehen, und die ganze Nachkommenschaft Hams, die ganze vorarische und nicht semitische Bewohnerschaft des Südens nebst den afrikanischen und asiatischen Kuschiten und den Söhnen der braunen Kudra in Indien als die Errichter der Steindenkmäler anerkennen. Freilich, was wissen wir von den Iberern? Der richtige Palethnolog bekommt schon eine Gänsehaut, wenn die Rede auf die Kelten kommt, wie soll er sich da um die Iberer kümmern? Wer sich mit denen beschäftigt, für den hat er nur ein mitleidiges Achselzucken, das allerdings den Spaniern, Franzosen und Basken gegenüber, die sich seit W. v. Humboldt mit dieser Frage allein beschäftigt haben, nicht ganz unberechtigt ist. Was Hehn*) sagt, dass ihnen ein Kaspar Zeuss fehlte, der mit

*) Kulturpflanzen p. 540 (3te Auflage).

den Mitteln und den Methoden der modernen Wissenschaft ist aus dem Dunkel, das sie bedeckt, emporhebe, gilt leider auch heute noch.

Doch eine eingehendere Behandlung dieser Frage gehört nicht hierher. In ganz Nordafrika findet man Dolmen überall, wo ein geeignetes Gestein vorhanden ist, wo ein Kalkstein in genügend grossen, festen, nicht allzudicken Platten bricht. Wo ein solcher vorhanden, kann man Steingräber mit Sicherheit erwarten. Allem Anschein nach hat man es bequemer gefunden, die Todten zu den Steinen zu bringen, als die Steine zu den Todten. Desshalb findet man auch Gräber nur selten in kultivirtem Gebiet; die Plattenkalke eignen sich nicht zur Kultur und die meisten Dolmen stehen darum auf nacktem Felsgestein. Die des Plateau der Beni Messous bei Guyotville machen eine Ausnahme, hier hat man die Platten in einer gewissen Tiefe brechen müssen, aber das Plateau ist auch so ziemlich die einzige Stelle, wo am ganzen Sahel und selbst der Metidscha und ihren Randbergen sich ein passender Stein findet. In der Provinz Konstantine sind Kalkberge mit plattenartigem Bruch und damit auch Steingräber ganz unendlich häufiger. Um Guyotville fanden sich nur Gräber der einfachsten Form. Anderswo in Algerien treffen wir aber auch komplizirtere Steinbauten. Bei Tiaret*), wo ja auch in den Stein eingeritzte Figuren, die einzigen bis jetzt in Algerien aufgefundenen, vorkommen, findet sich ein Dolmen, dessen Deckplatte 19,5 m Länge, 5,8 m Breite und dessen Seitenplatten 2,85 m Höhe haben, ein Monument, das in seinen Dimensionen fast nur von dem berühmten Riesendolmen von Antequera, zwischen Malaga und Granada, der Cueva de Mengal, übertroffen wird, der 27 m lang, 7 m breit und 5 m im Inneren hoch ist, dessen Decke aber freilich auch nicht aus einem Stück besteht und Tragpfeiler in der Mitte hat. Algerien hat aber auch einige eigenthümliche sonst nirgends vorkommende Formen megalithischer Denkmäler. So findet man konzentrische Ringe

*) Tchihatcheff spricht von einem Riesendolmen bei Teniet el Haad, hat ihn aber nicht selbst gesehen. Flower und auf ihn gestützt Fergusson wissen nur von einem solchen bei Tiaret; im Gebiet der Zedernwälder dürfte sich schwerlich ein zur Errichtung von Dolmen geeignetes Gestein finden. Eine authentische neuere Beschreibung ist mir auch von dem Dolmen in Tiaret nicht bekannt geworden.

aus Steinen, welche zu Stufen angeordnet sind, im Inneren des ca. 30′ Fuss im Durchmesser haltenden Ringes befindet sich ein an drei Seiten von aufgerichteten Steinplatten umgebenes Rechteck, dessen Innenraum mit kleinen Kieseln gepflastert ist. Flower der auf dem »prähistorischen Congress« in Norwich diese Denkmäler zuerst genau beschrieb, nennt sie Bazinas. — Ihnen nah verwandt sind Dolmen, welche auf einem Unterbau von treppenartigen Stufen stehen. — Weiter kommen mit den Bazinas zusammen, aber meist am Rand steiler Abstürze angebracht, die *Chouchas* *) vor, kreisförmige Mauern aus rohen Steinen, 5—10′ im Durchmesser, mit einer dünnen Deckplatte geschlossen, das Innere auch mit Kieseln gepflastert und durch ein Loch zugänglich. In welcher Beziehung diese zu den von Désor (Sahara und Atlas p. 57) erwähnten Sebkas stehen, die aus losen Steinen bestehende Thürme mit einer Grabkammer im Innern darstellen sollen, ist mir nicht ganz klar; der Name scheint mir auf einer Verwechslung zu beruhen. Ausserdem findet man aber in Algerien eigenthümlich die *Djedar*, quadratische Pyramiden von beträchtlichen Dimensionen (bis zu 50 m Seitenlänge) mit einem ziemlich verwickelten System von Gängen und Kammern im Innern, deren Thüre durch in Falzen gleitende Steine gebildet werden. Man findet sie an verschiedenen Punkten auf der Grenze zwischen Tell und Hochebene und hält sie für die Gräber eingeborener Häuptlinge, die an der Sitte der Vorfahren festhielten; sie wurden zweifellos bis in die Römerzeit und selbst in die christliche Zeit hinein benutzt, denn manche von ihnen sind aus den Trümmern römischer Bauwerke errichtet und zeigen Verzierungen, welche denen der Gothenbauten in Ravenna verwandt sind. Ja die beiden berühmten Königsgräber der *Medrassen* und das Grab der Christin sind nichts anderes, als mit besonderer Pracht erbaute und besonders grösse, wenn auch runde Djedar. Rütimeyer geht noch einen Schritt weiter und fragt mit Bezug auf Egypten, wo echte Dolmen fehlen: was sind die Höhlengräber und selbst die Pyramiden anders, als Steingräber riesigster Form? Ich möchte die Frage zum Theil umkehren und so fassen: was sind die Steingräber anders als Nachahmungen der Höhlen und Grotten, in denen man früher die Todten zu bestatten pflegte?

*) Schujas bei Désor l. c.

Die Steingräber haben übrigens auch für den Schneckensammler spezielles Interesse, denn in ihnen findet man meistens ein reichhaltiges Sortiment aller in der Umgebung vorkommende Arten; sie suchen hier Schutz vor der Sonnengluth und die Schalen, vor der Verwitterung geschützt, erhalten sich merkwürdig lange. Besonders massenhaft finden sich kleine, glänzende Arten der Gattung *Ferussacia*, und einzelne Forscher haben sich der Ansicht zugeneigt, dass dieselben aus irgend einem Grunde den Todten mit ins Grab gegeben worden wären. Viel wahrscheinlicher ist es aber, dass diese kleinen freischfressenden Schnecken durch die Verwesungsprodukte angezogen worden sind und sich von denselben ernährt haben, wie man es bei ihren europäischen Verwandten *Cionella acicula*, direkt beobachtet hat. Man findet sie darum in den Steingräbern nur da, wo Arten dieser Gattung häufig vorkommen; bei Guyotville, wo sie selten sind, fand ich in den Dolmen nur die gemeinen überall verbreiteten Arten (*Helix aspersa*, *Hel. aperta* und *Stenogyra decollata*). Ich erwähne das ausdrücklich, weil Tchihatcheff, der 1878 diese Dolmen besuchte, hervorhebt, dass man hier niemals Landschnecken, sondern nur eine Seemuschel (*Pectunculus sp.*) gefunden habe. Es beruht das wahrscheinlich auf einem Missverständniss; Dr. Bourjot, mit welchem Tchihatcheff die Dolmen besuchte, hat ihm wahrscheinlich gesagt, dass man hier die in anderen Dolmen massenhaft vorkommenden Ferussacien nicht finde.

Bis zu dem letzten möglichen Momente blieben wir bei unserem gastfreien Landsmann, dann machten wir uns auf den Rückweg nach dem reichlich 3½ Stunden entfernten Algier, noch ein gutes Stück von Herrn Küster und seinem Sohne begleitet. Am Sahelabhang schlugen wir einen Querweg ein, der uns durch die Eingangs erwähnte Exploitation forestière zur grossen Küstenstrasse führen sollte. Die Anlage dient für Algier gleichzeitig als Versuchs- und Schulgarten und ich bedauerte unendlich dass uns keine Zeit blieb, die mannigfachen Laub- und Nadelhölzer, die man hier angepflanzt, genauer in Augenschein zu nehmen. Es dämmerte aber schon, als wir das kleine Chalet erreichten, in dem man im Nothfall ein paar Erfrischungen haben kann, wir mussten tüchtig ausschreiten und doch war es schon vollständig Nacht als wir St. Eugène erreichten und dort einen Omnibus fanden, der uns den Rest des Weges erleichterte. Zu

einem zweiten Besuch blieb leider keine Zeit, die Abschiedsstunde war da und wir mussten dem schönen Algier Lebewohl sagen. Ich bedauere das um so mehr, als ich nirgends genauere Angaben über diesen Forstgarten finde und auch Tchihatcheff ihn nicht besucht zu haben scheint. Sein Gedeihen auf unbewässertem Boden beweist, wie leicht eine Wiederaufforstung des ganzen Sahel sein würde. In Algier besteht ja eine Ligue de Reboisement, über deren Wirksamkeit ich freilich nichts habe erfahren können, da eine an ihren Präsidenten gerichtete Bitte um Auskunft unbeantwortet blieb*); jedenfalls findet sie unmittelbar vor den Thoren Algiers Arbeit genug, wenn sie einmal aus der blos theoretischen Thätigkeit heraustreten will. Der Staat ermuthigt Waldanpflanzungen allerdings und unterstützt sie durch Prämien, aber die verwandten Summen sind doch gar gering, in 1883 nach dem offiziellen Bericht nur 19,600 Frs. Der Gouverneur Tirman, dem auch seine erbittertsten Gegner es nicht abstreiten können, dass er es mit der Hebung Algeriens ernst nimmt, widmet diesem Gegenstand eine spezielle Aufmerksamkeit**) und hat durch ein Cirkular in erster Linie die Administrateurs der Communes mixtes aufgefordert, Versuche mit dem Einsäen brachliegender Bergkuppen zu machen. Er bemerkt ganz richtig, dass bei den geringen Kosten selbst ein Gedeihen nur einer geringen Anzahl von Bäumen schon lohnend sein würde, und dass bei alljährlicher Wiederholung man endlich einmal ein Jahr treffen würde, das ganz befriedigende Resultate gibt. Ausserdem soll jede Gemeinde auf Wunsch unentgeltlich das Terrain für Pflanzschulen erhalten. Der Staat selbst beschränkt sich vorläufig auf Erhaltung und bessere Bewirthschaftung der noch vorhandenen Wälder, und das ist leider schon mehr, als das spärlich vorhandene Forstpersonal bewältigen kann. Das Personal besteht aus einem *Conservateur* für jede Provinz; ferner sind angestellt 15 *Inspecteurs*, von denen jeder durchschnittlich 120,000 ha. zu überwachen hat, nebst 25 Assistenten (*Inspecteurs adjoints*). Das

---

*) Wie ich später hörte, beschränkt sich die Liga auf die Herausgabe eines Blattes, welches für die Wiederbewaldung Propaganda macht.

**) »Ces travaux (de repeuplement) sont loin d' avoir pris l' importance qu' ils doivent acquérir dans ce pays où la sécheresse, et après elle l' inondation viennent démontrer d'une manière irréfutable la nécessité du reboisement des terrains dénudés«. — Tirman, Exposé, 1883 p. 132.

Unterpersonal beläuft sich auf ca. 600, wovon drei Viertel Franzosen; es ist aber durchaus nicht gleichmässig über das ganze Land vertheilt, sondern da konzentrirt, wo es noch wirklich werthvolle Bestände zu hüten gibt, wie in den Zedernwäldern von Teniet el Haad, Blidah und in den Umgebungen von Batna, und in den Korkeichenwäldern am Edough und bei la Calle. Der Buschwald ist auf grosse Strecken hin einzelnen arabischen Forsthütern anvertraut, die ihren Glaubensgenossen natürlich nicht allzuscharf auf die Finger sehen. Wo es möglich ist, sucht man Schneisen durch die Bestände zu legen und offen zu halten, um den verheerenden Bränden leichter steuern zu können. In den Korkeichenwäldern ist man eben damit beschäftigt, die einzelnen Distrikte durch Gräben und Wälle (*tranchées de protection*) zu scheiden. Ausserdem sind die an die Walddistrikte grenzenden Stämme für die Nutzungen, welche sie aus denselben ziehen und für ihr Weiderecht verpflichtet, in den Sommermonaten an bestimmten dominirenden Punkten Wächter (*Hassas*) zu unterhalten, die jede beginnende Feuersbrunst sofort melden müssen. So furchtbare Schadenfeuer, wie die absichtlich angelegten in 1881 werden dadurch hoffentlich für die Zukunft unmöglich gemacht. Auch das Gesetz, welches bei Brandstiftung die Umwohner für den Schaden verantwortlich macht, hat viel zur Besserung beigetragen, und in 1883 belief sich der ganze durch Waldbrände angerichtete Schaden nur auf etwa 100 000 Fcs. — Neupflanzungen, vorwiegend mit der Strandkiefer, finden bis jetzt nur statt auf dem Murdjadjo bei Oran, dem Sahel, bei Orleansville, um Bougie und auf dem Sidi Mecid bei Constantine; der dafür ausgeworfene Betrag belief sich im Budget von 1883 auf 30 000 Fcs., aber für 1884 waren 140 000 Fcs. vorgesehen. Privatanpflanzungen finden nur in ganz geringem Massstabe statt und beschränken sich meistens auf das Setzen von Eukalypten an geeigneten Stellen; die Bahngesellschaften und die Besitzer grösserer Landkonzessionen sind dazu gesetzlich verpflichtet. Den Bedarf von Brennholz deckt eben der Buschwald genügend und wo im Inneren die Bauholzpreise hoch genug wären, um zur Anlage von Wäldern zu reizen, ist es die Feuersgefahr, die von der Verwendung grösserer Kapitalien abhält.

Uebrigens muss man, wenn man die Frage der Wiederaufforstung in den Mittelmeerländern behandelt, immer wohl be-

denken, dass die Wälder im Süden, vorab die auf Kalkboden, nicht entfernt die Wichtigkeit für die Regulirung des Wasserabflusses haben, wie in unseren heimathlichen Bergen. In diesen ist es in erster Linie die humose Bodendecke mit ihrem dichten Moosteppich, welche das Regenwasser aufsaugt wie ein Schwamm und nur langsam wieder von sich gibt; die Bäume kommen nur insofern in Betracht, als sie den Boden beschatten und die Bildung der Bodendecke erleichtern. Im Süden finden sich Moose und Flechten nur an wenigen Punkten, die genügend hoch und dem feuchten Seewind ausgesetzt sind, und auch da bilden sie nur selten dicke Polster; weitaus in den meisten Hochwäldern, Eichen wie Strandkiefern, stehen die Bäume auf dem nackten felsigen Boden und das Regenwasser schiesst eben so rasch ab wie vom unbewaldeten Boden; ja die Buschwälder halten das Wasser jedenfalls mehr zurück und sind in dieser Beziehung vielleicht wichtiger als hochstämmige Forsten. In allen Mittelmeerländern wäre ein sorgsames Aufspeichern der niederstürzenden Regenfluthen, die Anlage von Barragen, nicht blos von solchen grossartigen Bauten, wie man sie eben hie und da macht und deren Gefährlichkeit rasch hintereinander die Katastrophen von Perrégaux und am Sig so furchtbar deutlich gezeigt haben, sondern auch von kleineren, die aus manchem werthlosen Ravin ohne grosse Kosten ein Wasserreservoir schaffen könnten, vielleicht wichtiger, als mühsame Aufforstungen.

Jedenfalls dürfen solche Fehler, wie sie früher in den algerischen Forsten gemacht worden sind, nicht wiederholt werden. Ein Erlass des Generalgouverneurs vom 12. Juni 1879 ermächtigte die Forstbeamten, Lichtungen im Domanialwald zu 25 Centimes den Hektar an Eingeborene zu verpachten. Nach einem Bericht der *Revue geographique internationale* *), die sich sehr viel mit den algerischen Zuständen beschäftigt, fanden sich in einem Forstbezirk nach den offiziellen Berichten in 1879 nur 40 solcher Blössen, in 1880 bereits 60, in 1881 aber 270. Eine solche Waldverwüstung muss natürlich von schlimmen Folgen begleitet sein.

Vor allen Dingen wäre es aber nöthig, den Privaten und Gesellschaften, denen man grosse Walddistrikte zur Ausbeutung überwiesen hat, schärfer auf die Finger zu sehen. Besonders ver-

*) 1882 p. 222.

derblich für den Hochwald erwiesen sich die Eisenbahnen und ihr Schwellenbedarf, zu dessen Deckung man fast ausschliesslich die Zenn-Eiche (*Quercus Mirbecki*) verwendet. Die Gesellschaft *Paris-Lyon-Mediterranée* deckt ihren Bedarf aus dem Edough bei Bône, der ihr dazu fast in seiner ganzen Ausdehnung als Konzession überwiesen ist; man hat es, da das Holz nichts kostet, für unnöthig gehalten, die Schwellen zu imprägniren, sie müssen nach kaum achtjähriger Dauer ausgewechselt werden, und so sind die für unerschöpflich gehaltenen Wälder heute schon nicht mehr im Stande, die jährlich nöthigen 10 000 Schwellen zu liefern, und man muss sie in den schwerer zugänglichen Forsten der kleinen Kabylie suchen. Aehnlich wird trotz aller Gesetze in den meisten Waldkonzessionen gewirthschaftet, selbst in den Korkeichenwäldern soll man sich hier und da nicht scheuen, Raubbau der schlimmsten Sorte zu treiben, unbekümmert darum, dass man so die Henne todtschlägt, welche goldene Eier legt. Eine Besserung ist leider bei der Machtstellung, welche die Aktiengesellschaften und das an ihnen betheiligte Grosskapital heute einnehmen, so bald nicht zu erwarten. Auch wäre dafür ein besonderes Gesetz nöthig, denn der Kaiser Napoleon III. hat noch 1870 den Konzessionären ihre Wälder, die sonst nach 90 Jahren dem Staate zurückgefallen wären, gegen einen geringen, in zwanzig Jahresraten von 1880 an zu zahlenden Preis (60 Fcs. der Hektar, wobei noch ein Drittel der Oberfläche und alle Brandstellen nicht berechnet wurden) als freies Eigenthum überlassen!

Achtes Kapitel.

Algier und seine Bewohner.

Zwischen den in den vorstehenden Kapiteln geschilderten Exkursionen hatten wir immer wieder ein paar Tage in Algier verbummelt und so nach und nach die Stadt und das Treiben in derselben einigermassen kennen gelernt. Hatten wir den Vormittag über eifrig an der Ausbeute geputzt und gesichtet, so sassen wir den Nachmittag meistens vor der Taverne Gruber, dem besten Bierlokale Algiers, und liessen die Blicke über das reizende Küstenpanorama schweifen oder betrachteten uns die vorüberwandelnde bunte Menge und bemühten uns, die fremdartigen Erscheinungen richtig klassifiziren zu lernen. Der Sitz kam uns

freilich meistens etwas theuer zu stehen, denn kaum sassen wir, so waren auch schon die maurischen Hausirer da und legten uns alle möglichen Sachen vor, wie sie für den Fremden in Algier und der Kabylie, oder auch vielleicht noch öfter in Paris, Offenbach und Sachsen angefertigt werden. Besonders *Hamed* und *Ali*, zwei jedem Algier besuchenden Touristen bekannte Figuren, hatten sehr schnell unsere schwachen Seiten herausgefunden und nachdem sie ein paarmal vergeblich versucht hatten uns mit Wurzener Geweben, Pirmasenzer Schuhen, Offenbacher Portefeuillewaaren und Pariser Pfeifen anzuführen, brachten sie auch die reizenden kabylischen Metallarbeiten mit filigranartigen aufgelötheten Arabesken, die nur in Algier angefertigt werden, kabylische Flissas und dergleichen mehr und liessen sie uns, freilich erst nach langem Feilschen, zur Hälfte des Preises, den man in den grossen orientalischen Bazars fordert. So erwarben wir schliesslich eine ganze Menge hübscher Andenken, ein Kaffeeservice in *ouvrage kabyle* aus Messing mit aufgelötheten (oder vielleicht auch nur aufgeklebten?) Verzierungen in reizenden stylvollen Mustern, aus einer Kanne einer verzierten Platte und vier Untersetzern *(Sraf)* bestehend, eine ganze Anzahl von kleineren Schälchen, und die ganz wunderschönen kleinen Anhängefläschchen (*Mekhalel*), in denen man das Antimon zum Färben der Augenlider, oder auch Essenzen und wohlriechende Wasser mit sich führt. Die Händler waren im Anfang etwas zudringlich, aber bald kamen wir auf den richtigen Fuss miteinander und es brauchte, wenn wir nichts kaufen wollten nur eines abweisenden Winkes, um uns für den Tag Ruhe zu verschaffen.

Wer in Algier zum erstenmal aussereuropäisches Gebiet betritt, dem bietet das Volkstreiben ein überraschend buntes Bild, das ihm ächt orientalisch erscheint, so lange er noch nicht weiter östlich gewesen ist. Geht er nachher nach Constantine und Tunis so wird ihm freilich Algier schon sehr zivilisirt vorkommen, gerade wie Tunis dem erscheint, welcher den eigentlichen Orient kennt. In der unteren Stadt tritt die europäische Bevölkerung noch sehr in den Vordergrund, um so mehr, als das ganze europäische Leben sich auf die beiden Hauptplätze und die wenigen von diesen ausgehenden neuen Strassen konzentrirt. Zwischen Vertretern aller möglichen westeuropäischen Nationen — die Griechen sind in Algier auffallend spärlich vertreten — machen sich in erster Linie

die eingeborenen Juden und die Mauren bemerklich, beide für den Neuankommenden durchaus nicht zu unterscheiden, so sehr gleichen sie sich in Tracht und Aussehen. Es sind durchschnittlich schöne stattliche Gestalten, durch die kleidsame Tracht noch mehr hervorstechend, mit vollen Bärten und würdigem gemessenem Benehmen. Da sie auf vollständig gleichem Fuss mit einander verkehren, heisst es scharf aufpassen, um sie auseinander zu halten, und erst nach und nach lernt man die kleinen Unterschiede kennen, an denen sie zäh festhalten, da der Jude, stolz auf das ihm durch die *loi Crémieux* ertheilte französische Bürgerrecht, durchaus nicht für einen Mauren, und der Maure natürlich noch viel weniger für einen ungläubigen Jhudi gehalten werden will. So trägt der Jude*) immer Strümpfe bis zum Knie hinauf, der Maure nur Halbstrümpfe, welche die Wade freilassen, der Jude hat die Aermel an der maurischen Jacke bis zum Ellenbogen geschlitzt und den Schlitz an beiden Rändern mit breiten Goldlitzen besetzt, beim Mauren sind die Aermel bis vornen hin ganz und vom Ellenbogen bis zum Handgelenk mit einer Goldlitze und vielen kleinen Knöpfchen geziert Ausserdem trägt der Maure stets irgendwo an seiner Kleidung befestigt ein feines buntes Schnupftuch. Sonst sind Turban, Jacke, Schärpe, Hosen und Pantoffeln ganz gleich in Schnitt und Farbe. Ist ja doch der nordafrikanische Jude, der seit mehr als tausend Jahren erst in Spanien, dann hüben unter Mauren und Arabern lebt, auch in seinem Inneren vollständig arabisirt worden, so dass ihn ausser seiner Religion nur noch der grössere Spekulationsgeist von dem Mauren unterscheidet. Die jüngere Generation europäisirt sich übrigens auffallend schnell und nur die Alten halten noch zäh an der maurischen Tracht fest; unter den Frauen machen auch die älteren der europäischen Mode schon hier und da Konzessionen. Doch sieht man sie am Sabbath noch in Menge in schweren glatten Seidenkleidern mit goldgestickten Leibchen, einen bunten Shawl umgeschlagen und ein goldgesticktes Tuch mit Tressen um den Kopf. Einige der frömmsten lassen auch die Mädchen noch diese Tracht beibehalten, die meisten kleiden sie nach der neuesten Pariser Mode. —

Durch seinen Spekulationsgeist ist der Jude trotz seiner geringen Bildung dem Mauren doch immer weit überlegen, und seit-

*) Diese Unterschiede gelten nur für die Stadt Algier.

dem die Franzosen ihnen Gleichberechtigung verschafft haben, ist der Bazar von Algier sehr schnell in ihre Hände übergegangen, alle Villen der Umgegend gehören ihnen, und was von Mauren noch übrig, ist zum Kleinhandwerker, zum Hausirer oder noch tiefer herab gesunken. Es herrscht darum auch bei den Mauren nicht nur, sondern bei den Eingeborenen überhaupt eine furchtbare Erbitterung gegen die Juden. Die Händler hatten, wie sie selbst sagten, keine andere Ursache zu Klagen gegen die Regierung, als dass sie die Jhudis beschütze. Nicht dass sie von diesen ausgebeutet würden, sondern nur dass sie dieselben als gleichberechtigt anerkennen sollen, ist es, was die Mohammedaner so furchtbar aufbringt. Sonst hatten sie immer noch Jemand, auf den sie herabblicken, an dem sie ungestraft ihr Müthchen kühlen konnten, und nun ist dem ein Ende gemacht und der seitherige Paria kann sich sogar ihnen gegenüber als französischer Bürger aufspielen; das ist, was ihnen unerträglich dünkt. Aber auch eine französische Partei entblödet sich nicht diesen Hass zu nähren. Die trüben Wellen der antisemitischen Bewegung schlagen bis herüber; dieselben brodneidischen Geschäftsleute, die in Deutschenfresserei machen und von Zeit zu Zeit in den Blättern als Heldenthat pomphaft verkünden lassen, dass sie einem *Commis voyageur prussien* die Thüre gewiesen, hetzen auch gegen ihre jüdischen Konkurrenten, und der saubere „*Radical algérien*“ sucht sich durch antisemitische Brandartikel die geringe Abonnentenzahl zu vermehren. Die Erbitterung der Franzosen rührt daher, dass die Juden, welche Dank der Bemühungen von Crémieux ja alle französische Bürger sind, in den meisten Städten zahlreicher sind, als die sonstigen Stimmberechtigten und darum die Gemeindeverwaltungen häufig völlig unter dem Einfluss des Rabbiners stehen. Die Hetzereien haben rasch blutige Früchte getragen. Als die Turkos in Constantine im April 1884 nach Tonkin beordert wurden, benutzten sie den ihnen gestatteten dienstfreien Tag zu einem regelrechten Angriff auf das Judenquartier und es kam zu einem erbitterten Strassenkampf zwischen ihnen und den gegen sie aufgebotenen Zuaven. Auch in Algier kam es im Juni oder Juli zu einer blutigen Judenhetze, über die man aber ausserhalb nur unbestimmte Gerüchte gehört hat; dem energischen Auftreten der Behörden gelang es, die Wiederholung ähnlicher Auftritte in anderen Städten zu verhindern.

Um die Mauren ist es eigentlich schade, dass sie so zurückgehen, aber ihr Schicksal ist überall da, wo ihre Vorrechte aufgehoben werden, besiegelt. Es ist ein biederer, ehrlicher Menschenschlag, freundlich und entgegenkommend bei allem Eifer für den Islam, und mit Sinn für Kunst und Wissenschaft, soweit das mit dem Koran vereinbar ist. Lernt man sie näher kennen, so glaubt man gerne, was die alten Chronisten von der Pracht und Herrlichkeit der maurischen Fürstenhöfe und Residenzstädte berichten. Wer aber sind die Mauren?*) Die wenigen Schriftsteller, die überhaupt die verschiedenen Bevölkerungsklassen Nordafrikas unterscheiden, haben in ihnen bald civilisirtere Berber, bald ansässig gewordene Araber, bald Mischlinge von beiden gesehen, und der letzteren Ansicht habe auch ich mich früher zugeneigt. Nun habe ich den ächten Araber, den Mauren und den unvermischten Kabylen genauer kennen gelernt, und je mehr ich mich mit der Frage beschäftige, um so lebhafter drängt sich mir die Ueberzeugung auf, dass keine der oben angeführten Ansichten über die ethnologische Stellung der Mauren richtig ist. Ebensowenig die Annahme, dass sie die Nachkommen der in Spanien hispanisirten und dann von dort vertriebenen Muhamedaner sind. Solche gibt es freilich auch an verschiedenen Punkten in Nordafrika, doch weit weniger, als man gewöhnlich annimmt, da die Auswanderer vielfach einen sehr schlechten Empfang fanden und nur in einzelnen Städten wirklich Wurzel fassen konnten. Dort sind sie aber als Landaluss heute noch scharf von den übrigen Mauren zu unterscheiden und halten sich für vornehmer als diese. Aber auch, wenn wir für alle nordafrikanischen Mauren spanischen Ursprung annehmen wollten, würde damit die Frage nach ihrer ethnologischen Stellung durchaus nicht beantwortet sein. Wer aber die Mauren eigentlich sind, das geht aus einem kurzen Rückblick über die Völkerbewegung in Nordafrika ziemlich deutlich hervor.

Unsere Kenntniss der Geschichte von Nordafrika reicht weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Bis vor zwei Decennien waren wir allerdings für die älteste Epoche auf die spärlichen

*) Die Mauren belegen sich nicht mit diesem Namen, sondern nennen sich Hadar, Hausbewohner, im Gegensatz zum Hal bît eschschâar, dem Zeltbewohner, dem Beduinen, den sie auch Rahhala, den Umherschweifenden, nennen.

Notizen beschränkt, welche **Sallustius** aus den leider verlorenen Quellschriften des Königs **Hiempsal** für uns gerettet hat. Der römische Geschichtschreiber sagt: *) »Afrika wurde zu Anfange von Gätulern und Libyern, noch rohen und ungebildeten Menschen, bewohnt; sie nährten sich von Wildpret und Kräutern, wie das Vieh. Sie wurden weder durch Sitten, noch Gesetz, noch durch irgend einen Beherrscher regiert, sie schweiften umher, und wo sie die Nacht zusammenführte, da blieben sie als in ihrem Wohnsitz. Aber nachdem Herkules, wie die Afrikaner dafür halten, in Hispanien umkam, da zerstreute sich in Kurzem sein aus mancherlei Völkern verbundenes Heer, nach dem Verlust ihres Anführers und bei dem Streben Vieler, hin und wieder Jeder für sich, nach Herrschaft. Von diesen Völkern setzten die Meder, Perser und Armenier zu Schiff nach Afrika über und nahmen die Gegenden ein, die zunächst an unser Meer stossen. Die Perser wollten aber lieber innerhalb des Oceans wohnen, und brauchten die umgekehrten Schiffe statt der Hütten, weil sie weder Bauholz im Lande hatten noch auch solches von den Spaniern erkaufen oder eintauschen konnten. Das weite Meer und die unbekannte Sprache hinderten den Verkehr. Diese vermischten sich allmählich durch Heirathen mit den Gätulern, und weil sie, um die Felder zu versuchen, bald in diese bald in jene Gegenden zogen, nannten sie sich selbst Numiden. Uebrigens sind noch jetzt die Wohnungen des numidischen Landvolkes, welche die Numiden **Mapalien** nennen, länglich mit gekrümmten Dachsparren, wie die Schiffsböden. — Den Medern und Armeniern aber kamen die Libyer nahe, denn diese wohnten dem afrikanischen Meere näher, die Gätuler mehr unter der Sonne, unfern von dem heissesten Himmelsstriche; und diese hatten frühzeitig Städte; denn, nur durch den Sund von Spanien geschieden, führten sie einen Tauschhandel mit den Spaniern ein. Die Libyer verstümmelten allmählich ihren Namen und nannten sie in ihrer barbarischen Sprache statt Meder Mauren. Es wurden aber die Perser in kurzer Zeit mächtig, und da sie nachher unter dem Namen Numiden der Volksmenge wegen die väterlichen Lande verliessen, nahmen sie in Besitz diejenigen Gegenden, welche zunächst bei Karthago Numidien genannt werden. Nun verliessen sich beide aufeinan-

*) De bello Jugurthino, Cap. XVIII u. XIX. Ich folge der Ernesti'schen Uebersetzung.

der, brachten ihre Nachbarn mit den Waffen oder durch Furcht unter ihre Herrschaft und machten sich einen grossen Namen; mehr diejenigen, welche nahe an unser Meer vorgerückt sind, weil die Libyer nicht so streitbar sind, als die Gätuler. Endlich nahmen auch den grössten Theil von Unterafrika die Numiden in Besitz. Alle Ueberwundenen wurden mit den Siegern ein Volk und nannten sich nach dem Namen ihrer Beherrscher.«

»In der Folge haben die Phönizier, theils um die Volksmenge daheim zu verringern, theils aus Herrschsucht, das gemeine Volk und andere Neuerungssüchtige aufgewiegelt, Hippo, Adrumetum, Leptis und andere Städte an der Seeküste erbaut. Diese wurden in kurzer Zeit sehr vergrössert; und einige waren ihrem Mutterstaat zum Schutz, andere zur Zierde. Von Karthago aber achte ich es besser, lieber gar nichts als wenig zu sagen, weil mich die Zeit mahnt zu anderen Gegenständen zu eilen.«

Die Erwähnung des Herkules und die mehr als kühne Etymologie des Namens Mauren *) haben diese Erzählung trotz der Berufung auf punische Quellschriften immer als rein mythisch erscheinen lassen, und auch Sallust überlässt die Verantwortung dafür ausdrücklich seinen Gewährsmännern. In dem Mythus steckt aber wie so oft wohl doch ein fester historischer Kern und dieser hat neuerdings durch die Egyptologen eine sehr unerwartete Bestätigung erhalten. An den Wänden des Tempels von Karnak sind Hieroglyphen und Bilder eingegraben, welche uns berichten, dass, nachdem im sechzehnten Jahrhundert vor Christus die Flotte des Pharao Thutmes III. Nordafrika anscheinend ohne besonderen Erfolg zu erobern versucht, blonde blauäugige Barbaren, die von Norden gekommen waren, und Tamhu, Nordmänner, oder Tahennu, Nebelmänner, genannt wurden, zu Schiff nach der Küste

*) Der Name stammt wahrscheinlich aus derselben Wurzel wie das arabische Maghreb, das hebräische Mahurin, und bedeutet Bewohner des Westens; er wird den Nordafrikanern dann schon von den Phöniziern beigelegt sein. Daumas (Moeurs et Coutumes de l'Algérie p. 5), dem ich diese Etymologie entlehne, glaubt den Namen gegeben im Gegensatz zu den Saracenen (Charkiin, Ostleuten), doch sind beide Namen schon im Alterthum bekannt und vorarabischen Ursprungs; die Saraceni nennt Ammianus Marcellinus (XIV 4) als ein Volk im Norden des glücklichen Arabien. — Der König der Lebu, der in der Schlacht bei Paari gegen Rhamses Meremphthah fiel, nachdem er einen grossen Theil Egyptens erobert hatte, hiess Maurmuja; ist das zufällige Namensähnlichkeit?

von Nordafrika kamen und die Eingeborenen in die Berge drängten. Sie bildeten die Völker der Lebu und Maschuasch (vielleicht die Maxyer Herodots), waren mächtig zur See und erscheinen immer in enger Verbindung mit den pelasgisch-italischen Stämmen und den Bewohnern von Sardinien, Sicilien und Kreta. Halten wir diese Nachricht zusammen mit dem Bericht König Hiempsals, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass mit dem Herkuleszug die Einwanderung der Italogräken in den Westen, also der erste Ansturm der Arier gegen die berberisch-ligurisch-iberischen Urbewohner des Westens, gemeint ist, und dass diese Völkerbewegung damit annähernd auf das fünfzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fixirt ist *).

Die weiteren interessanten Ereignisse bei dieser ersten Völkerwanderung, von der wir ohne die Hieroglyphen von Karnak auch nicht das Geringste wissen würden, und die so ganz der zweiten gleicht, wie die Lebu und die Maschuasch mit ihren Stammesverwandten, den Sarden, den Tyrrhenern, den Sikulern das alte egyptische Reich erst unter Seti, dann unter Rhamses II. Meremphthah immer schwerer bedrängten, und mit den Chetitern und den damals noch in Kreta wohnenden Philistern vereint unter Rhamses III. trotz der Niederlage am Thurme des Rhamses, welche die Hieroglyphen von Medinet Abu feiern, kurz nach 1500 v. Chr. in Trümmer schlugen, dann zum Theil besiedelten, gehört nicht hierher. Könnte ein Zweifel an der arischen Abstammung der Tamhu bestehen, so würden die Bilder der mit ihren Familien und ihrem Hausrath auf Ochsenwagen heranziehenden Philister an der Tempelwand in Medinet Abu genügen ihn zu heben. Für uns gilt es also festzuhalten, dass schon um 1500 v. Chr. neben den iberisch-berberischen Urbewohner besonders in den Küstengegenden sich Eindringlinge arischer Abstammung angesiedelt hatten und naturgemäss eine Mischrasse entstand.

---

*) Nach einer anderen sehr interessanten Entdeckung von Brugsch haben die Egypter schon viel früher, unter der zweiten Dynastie, Goldbergwerke in Tunisien bearbeitet; man will die Spuren ihrer Arbeiten bei Hammamat wieder gefunden haben. — Ob man aber berechtigt ist den Namen Tamhu, der doch unzweifelhaft mit dem alten Stammnamen der Tuareg, der nur noch in der Bezeichnung Tomaschek für ihre Sprache erhalten ist, zusammenhängt, aus dem Egyptischen zu erklären?

Dazu kam zur selben Zeit schon eine andere Blutmischung. Die klugen Kaufleute aus dem Küstenland am Fusse des Libanon hatten, seit sie mit der Flotte Thutmes III. zum ersten Mal dort festen Fuss gefasst, den Handel mit Nordafrika unbekümmert um die Völkerstürme weiter betrieben und allmählich bis zu dem silberreichen Südspanien ausgedehnt. Ihrer Gewohnheit gemäss errichteten sie an günstigen Stellen, auf Inseln oder leicht zu verschanzenden Halbinseln mit guten Landungsplätzen feste Niederlagen, wo ihre Flotten sich verproviantiren und die das Jahr über eingetauschten Waaren einladen konnten; nur an der Enge zwischen Sicilien und Tunis, wo sie den auch nach den Schätzen Iberiens lüsternen Karern und Griechen den Weg verlegen konnten, setzten sie sich in grösserer Zahl fest, besiedelten Malta, Gozzo und Pantelleria und gründeten hüben Utica, Hippo Zarytus (heute Bizerta) und die Vorgängerin Karthagos, deren Namen nicht auf uns gekommen ist, drüben in Sicilien Motye. Sie bauten wohl auch einzelne Städte im Inneren Tunisiens, aber eine eigentliche Kolonisation begann erst, als die Israeliten unter Josua nach Kanaan einbrachen und die ziemlich civilisirten, in Städten wohnenden Kanaaniter aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Diese flüchteten zu ihren Stammverwandten in Phönizien und wurden von ihnen, theils zu Schiff, theils auf dem Landweg, nach Nordafrika gebracht. Dort fanden sie bei den Eingeborenen, die vermuthlich auch der gleichen Rasse angehörten — denn die Kanaaniter waren sicher, die Phönizier trotz ihrer bis auf die Religion ganz semitischen Kultur doch wahrscheinlich keine Semiten, sondern, wie die Egypter und Nordafrikaner und die Urbevölkerung Mesopotamiens Hamiten — freundliche Aufnahme und verschmolzen mit ihnen zu einem neuen Stamm, den Libyphöniken. Diese wurden bald zahlreich genug, um von den Karthagern nach der Wiedereroberung Südspaniens, das auf die Kunde von der Vernichtung von Tyrus durch Nebukadnezar das Joch der Fremdlinge abgeworfen hatte, zur Besiedelung dort verwendet zu werden. Sie wohnten bis an die Tuska (den Uëd el Kebir?), und hatten an diesem Fluss allein, der sie von den Numiden schied, siebzig Städte. Ihre Hauptstadt Numidiapolis oder Tigisis lag wahrscheinlich zwischen Constantine und Batna, an einer isolirten Quelle, wo heute das Dörfchen Ain Yacout steht, von dem aus man den Medrassen, das Grabmal des Syphax besucht. Dort

sah man noch zur Zeit des Vandalenkrieges die Denksäulen, welche die ersten Ansiedler errichtet hatten. Prokopius von Caesarea, der Begleiter Belisars, der als Phönizier von Geburt hier besondere Autorität beanspruchen kann, sagt ausdrücklich *), sie hätten in phönizischer Sprache die Inschrift getragen; »Wir sind diejenigen, welche vor dem Angesicht des Räubers Jesus (Josua), des Sohnes Naues, geflüchtet sind.« Da auch der heilige Augustinus und Eusebius bekunden, dass zu ihrer Zeit in einzelnen Theilen des heutigen Tunis noch phönizisch gesprochen und sogar gepredigt wurde, steht die Existenz einer mit asiatischen Elementen gemischten Bevölkerung im heutigen Tunis ausser Zweifel.

In den damals noch unabhängigen Gebieten der Massäsylier und Numiden wie der Mauritanier mag die Bevölkerung ungemischter geblieben sein, aber auch hierhin kam ein fremdes, civilisirteres und ziemlich zahlreiches Element durch die römischen Kolonien und einzelnen Ansiedler, und gegen das Ende der Kaiserzeit waren zweifellos alle die zugänglicheren Theile des östlichen Nordafrika von einer völlig civilisirten Mischbevölkerung bewohnt, welcher die von der Kultur unbeleckt gebliebenen reinen Bergstämme in den Aurès, der Kabylie, dem Rif und dem hohen Atlas sowie in der Sahara fremd und feindlich gegenüberstanden.

Die Vandalen haben diese Bevölkerung nicht vernichtet, sondern ihnen nur einen Theil ihres Landes abgenommen und als Herren über ihnen gesessen, die Araber, welche die Afarek wohl von den Berbern unterscheiden, gerade wie Prokopius immer die Libyer und Maurusier in Gegensatz bringt, haben ihnen, soweit sie sich nicht zum Islam bekehrten, die Kopfsteuer auferlegt, wie der Koran vorschreibt, aber sie auch nicht ausgerottet, ausgewandert sind sicher auch nur wenige Wohlhabendere, — was soll also aus ihnen geworden sein, wenn nicht die Mauren der Jetztzeit ihre Nachkommen sind? Dass sie heute ganz arabisirt sind, ist nicht der geringste Beweis dagegen; die Bekehrung zum Islam ist zwar nur langsam erfolgt, bis ins elfte Jahrhundert hielten sich einzelne Christengemeinden in Nordafrika, aber wo sie einmal erfolgt

*) De bello Vandilico II. Cap. 10. — Prokopius gibt die Thatsache als ganz sicher, und hat also die Säulen entweder selbst gesehen oder doch zweifellose Nachricht darüber erhalten.

war, führte sie sicher zur Arabisirung, die Sprache des Koran drückte die alte Kultursprache, die ohnehin nicht überall durchgedrungen war, zur Lingua franca herab.

Nehmen wir die Mauren als die Nachkommen der romanisirten Städtebewohner und Ackerbauer, so verstehen wir auch sofort, wie Nordafrika und Spanien unter ihrer Herrschaft eine Entwicklung nehmen mussten, der sich keine in einem anderen mohamedanischen Lande zur Seite stellen kann. Die Araber waren es gewiss nicht, welche die Alhambra und die Prachtbauten in den nordafrikanischen Fürstenresidenzen schufen, aber man braucht auch nicht anzunehmen, dass Christensklaven als Baumeister gedient oder dass alle die berühmten Gelehrten des Maghreb christliche Renegaten gewesen seien. Nordafrika hatte Kulturelemente genug in sich, um den Aufschwung zu erklären.

Dass man den Arabern die maghrebinische Kultur überhaupt zugeschrieben hat und noch zuschreibt, dass man es unbegreiflich findet, wie ein so hoch civilisirtes Volk bis auf die Kulturstufe unserer Zigeuner habe heruntersinken können, beruht auf der Unkenntniss der Ethnographie Nordafrikas. Wie die mittelalterlichen Chronisten Alles, was Turban trug und Allah anrief, Saracenen nannten, so ist heute noch den meisten Schriftstellern Jeder, der arabisch redet, ein Araber und man unterscheidet am ganzen Mittelmeer nur zwei mohamedanischen Stämme, Türken und Araber. Nordafrika besonders gilt, höchstens bis auf die Kabylen in der grossen Kabylie, für arabisches Land. In der That ist aber die Rolle, welche der arabische Stamm in Nordafrika spielt, eine weit geringere, als man denkt. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte seines Eindringens mag das beweisen. Zu zwei verschiedenen Malen sind Araber in grösseren Massen in das Maghreb eingedrungen. Das erste Mal kamen sie nur als Eroberer. Okba ibn Amir sandte unter der Führung von Mouawia ibn Hudeidsch im Jahre 40 der Hedschra ein Heer ab; es eroberte die Cyrenaika, Tripolis und einen Theil von Tunis, zerstörte Dschelûla und die damalige Hauptstadt Suffetulae (heute Sbeitla), schlug Gregorius (von den arabischen Chronisten Dschirdschir genannt) in der Ebene von Aukuba vollständig und begründete das heilige Kairouan. Die Angaben der verschiedenen Chronisten über diese Zeiten sind sehr verworren; anscheinend fanden die Araber anfangs Hülfe bei den Berbern,

welche nach dem Untergang der Vandalenherrschaft das platte Land in der Gewalt hatten, aber sobald diese merkten, dass die Fremdlinge es auf dauernde Besitznahme abgesehen hatten, machten sie mit den Byzantinern gemeinsame Sache und die Araber zogen vor, es nicht auf weitere Kämpfe ankommen zu lassen und mit ihrer Beute wieder heimzukehren.

Ein zweites Araberheer kam unter Sidi Okba ben Nafi — der nicht mit Emir Okba verwechselt werden darf — im Jahre 668. Der »Waffenbruder des Propheten« hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Die Berber brachten ihn mehrmals in arge Bedrängniss und der Sage nach konnte er sich einmal nur dadurch retten, dass er mit seinem Schwerte einen Felsen spaltete und so seinem Heer einen Fluchtweg öffnete. Er begründete das zerstörte Kairouan von Neuem und drang unaufhaltsam nach Westen vor, bis ihm die Fluthen des Oceans Halt geboten, dann drehte er um und zog durch die Wüste zurück. Im Zab, nicht weit von Biskra, überfielen ihn, als er nur mit geringer Macht dahinzog, die Berber unter Kosseïla ben Behram, dem Scheich der Aureba und Beranès (der Name wird auch Kassila oder Kuschilé geschrieben) und erschlugen ihn mit seinem ganzen Heere. Diese Schlacht wird bald ins Jahr 672, bald in 682 gesetzt. Jedenfalls wurde damit die Macht der Araber in Nordafrika wieder vollständig gebrochen, und Kosseïla herrschte mit den Griechen verbündet bis 688. Da sandte der Khalif Abd el-Malek von Damaskus ein neues Heer unter Zobeïr ibn Kaïs; Berber und Griechen erlitten eine schwere Niederlage, aber als Zobeïr auf Karthago vordrang, trat ihm ein neues byzantinisches Heer entgegen und er verlor Sieg und Leben.

Nun tritt die gewaltige Gestalt eines Weibes in den Vordergrund der Kämpfe. Damia bent Nifak, eine Fürstin aus einem der Aurèsstämme, rief die Berber zum gemeinsamen Kampfe gegen den Islam und wusste die uneinigen Stämme so zu begeistern, dass sie sie zur Kâhina *) ausriefen. Sie war der arabischen Sage nach jüdischer Confession, was durchaus nicht unwahrscheinlich ist, denn der Kultus Jehovas war von der Cyrenaika aus, in der

---

*) Königin oder richtiger Prophetin; der Ausdruck ist arabisch; Kehana heisst die Weissagung, und Kahin hiess der officielle Wahrsager, den vor der Zeit des Islam jeder Stamm hatte. — Cfr. Busch, Urgeschichte des Orients, vol. 3 p. 100.

ja zeitweise die Juden die Obermacht hatten, tief ins Kabylenland eingedrungen und hatte viele Proselyten gemacht; Edrisi fand noch im Jahre 172 der Hedschra in der ganzen Landschaft Tâdla, südlich von Marokko, jüdische Stämme, auch die Aït Mediouna im Cercle von Mostaganen waren Juden. Ja, es existiren heute noch im Süden, bei Bou Saada, ein paar jüdische Stämme, welche ganz wie die anderen Berber Waffen tragen und »das Pulver sprechen lassen«, sicher keine Beni Israël, sondern Nachkommen von in damaliger Zeit bekehrten Stämmen *). Im Amphitheater von Thysdrus, vor Erfindung des Schiesspulvers eine uneinnehmbare Festung, hatte die Fürstin ihre Residenz und so tief hat sich ihre Heldengestalt den Gemüthern eingeprägt, dass die Araber den Bau heute noch Kasr el Kâhina, das Schloss der Kâhina, nennen. Um den Feinden das Festsetzen zu erschweren, liess sie die Mauern aller Städte brechen, aber sie veranlasste gerade dadurch, dass diese sich den Arabern in die Arme warfen und ein neues Heer herbeiriefen. 689 — nach Anderen 697 — kam Hassan ben Naman el Gassani, aber die tapfere Kâhina schlug ihn am Flusse Nini. Doch der alte Fluch der Berber, die Uneinigkeit, hinderte sie den Sieg zu verfolgen und bald sah sie sich auf die Defensive beschränkt. Noch vier Jahre leistete sie Widerstand, dann liess sie sich durch einen Vertrauten, Chalid, den die Araber bestochen, bereden, noch eine Feldschlacht zu wagen; der Verräther ging während derselben zum Feinde über und die Kâhina fiel tapfer kämpfend.

Damit war der Sieg des Islam entschieden, aber die einzelnen Berberstämme leisteten noch zähen Widerstand. Es bedurfte langer Kämpfe, bis Musa ben Nosaïr und seine beiden Söhne Abdul Aziz und Meruân alle Berberstaaten niedergeworfen hatten, und in die Berge der freien Stämme, die Aurès, den Dschurdschura, das Rif und den hohen Atlas sind auch diese nie eingedrungen. Doch fand der Islam in dem von fanatischen Sektirern aufgeregten und durch Religionskämpfe zerrütteten Lande viele

*) Aucapitaine sagt von ihnen ausdrücklich: Quelques juifs, dont le type de physionomie est aussi repoussant, que celui des villes et régulier et beau..... — Der Rassenunterschied ist also heute noch nicht verwischt, gerade wie man bei den europäischen Juden ja auch noch die Nachkommen bekehrter Slavenstämme von den echten Semiten unterscheiden zu können glaubt.

Anhänger, und als 711 Graf Julian die Araber nach Spanien rief, waren es vorwiegend Berber, geführt von Tarik ibn Malik ben Zenati, einem Berber, wie sein Beiname ben Zenati *) besagt, die über die Meerenge hinüberströmten, das Gothenreich zertrümmerten und im unaufhaltsamen Siegeslaufe voranstürmten, bis ihnen Karl Martell mit seinen Franken auf den Feldern von Poitiers und Tours Halt gebot.

In der ganzen Zeit dieser ersten Invasion finden wir nirgends eine Angabe, dass ganze Stämme in den Maghreb eindrangen, stets sind es nur glaubenseifrige, beutegierige Krieger, die das Land nicht kolonisiren, sondern sich begnügen, die Städte zu behaupten und die Eingeborenen sich zinsbar zu machen. Die Berber, so gern sie sich an den beuteversprechenden Eroberungszügen betheiligten, trugen das fremde Joch nur sehr widerwillig, und kaum kam die Kunde von der Niederlage im Frankenland herüber, so erhob Mussera el Medghrari (732) die Fahne der Empörung. Bei Tanger erlag 741 der Emir Koltum ben Ajad el Koscheiri den Berbern, ein Hülfsheer aus Egypten unter Beledsch ben Baschir wurde im selben Jahre in der Schottregion vernichtet und 762 sehen wir das heilige Kairouan wieder von dem Berber Abd el Malik erobert und zerstört. Noch einmal sandte el Mansur ein Heer, das die »Pforte des Paradieses« zurückgewann (767), aber wenige Jahre später finden wir die Araber definitiv aus Nordafrika vertrieben und 788 rufen die Berber einen Nachkommen Ali's, Edris ben Edris ben Abdallah, zum Chalifen Nordafrikas aus. Die Stämme in Tunis und der Provinz Konstantine geben sich in Ibrahim ben Aghlab ebenfalls einen eigenen Chalifen und auch die Fatimiden, das glänzendste Khalifengeschlecht, das seinen Sitz zuerst in Sedjelmassa in der Sahara, dann in Tiaret auf den Hochplateaux hatte, stützte sich trotz seiner arabischen Nationalität und seiner Abstammung vom Propheten wesentlich auf die Berber. Mit deren Hülfe stürzte es 909 die Aghlabiten in Constantine, eroberte unter Führung Dschauhars sogar Egypten, Arabien und Syrien und zwang die widerstrebenden Araber zur Anerkennung. Als die siegreiche Dynastie aber ihren Sitz nach Kairo verlegte, und die Araber begünstigte, sehen wir die Berber

*) Die Bewohner von Tuat nennen sich nach Daumas heute noch Zenata.

sich sofort wieder von ihr lossagen; sie erheben in Kairouan die Zeiriten, in Bougie und Konstantine die Hammaditen auf den Thron, während im Westen die Almoraviden, echte Hall-il-Litam, Verschleierte vom Stamme der Sanhadscha *), ein mächtiges Reich begründen.

So ist also am Ende dieser ersten Invasionsperiode der arabische Einfluss auf Nordafrika völlig gebrochen und das arabische Element von dem berberischen Grundstock der Bevölkerung theils ausgestossen, theils aufgesogen. Der Islam hat über das Christenthum triumphirt, aber er hat den alten Sitten mancherlei Konzessionen machen müssen. Nur die Sprache des Korans hat über die schrift- und literaturlose Sprache der Berber **) unbestritten den Sieg davon getragen und ist, wie im Occident das Latein, die Sprache der Gebildeten geworden vom Euphrat bis zum atlantischen Ocean. Vielleicht hat dabei die Verwandtschaft mit dem libysch-phönizischen Dialekt, der ja für den östlichen Maghreb die Muttersprache geworden war, mitgewirkt, noch mehr aber der Umstand, dass das Kabylische dem Araber sehr schwer fällt, während der Berber das Arabische rasch und leicht erlernt.

Die zweite Invasion, welcher die jetzige arabische Bevölkerung Nordafrikas ihren Ursprung verdankt, beginnt mit 1050 n. Chr. Die Khalifen in Kairo hatten nach langem Kampfe die unter dem Namen der Karmat bekannte Konföderation der sunnitischen Araberstämme, welche sich gegen die schiitischen Fatimiden empört, niedergeworfen und zwei der wildesten und unbotmässigsten Stämme, die Hilal und die Soleim, aus Hedschas in die Wüste zwischen dem Nil und dem rothen Meer verpflanzt. Aber dort wurden sie den Ackerbauern des Nilthals bald sehr unbequem und zu einer wahren Kalamität für den Beherrscher der Gläubigen, dem schliesslich nichts übrig zu bleiben schien als ihre Ausrottung. Da schlug el Yazuri, der Wesir des Khalifen Abu

*) Hall-il-Litam, Leute mit dem Gesichtsschleier, ist die gewöhnliche Bezeichnung der Araber für die Wüstenberber, besonders die Tuareg, welche ihr Gesicht bis zu den Augen hinauf verschleiern.

**) Bekanntlich haben von allen Berberstämmen nur die Tuareg in der westlichen Sahara eine Schrift, von einer Literatur kann aber auch bei diesen keine Rede sein. Daumas in seinem oft citirten Werke erwähnt allerdings einer Ueberlieferung, dass es früher kabylische Bücher gegeben habe, aber die letzten seien bei der Eroberung von Bougie durch die Spanier zu Grunde gegangen.

Jamin el Mostancer, seinem Herrn vor, sie gegen Nordafrika zu hetzen. Siegten sie, so wäre das Land wieder dem Khalifen unterworfen, würden sie, wie wahrscheinlicher, todtgeschlagen, so sei man sie los. Der heilige Krieg wurde gepredigt, Boten riefen alle Araberstämme zu dem Raubzug, aus allen Theilen von Hedschas erschienen Freiwillige, und wie eine Schaar ausgehungerten Wölfe stürzten sich die Araber, nach dem Chronisten Ibn Chaldoun gegen eine Viertelmillion Köpfe, Weiber und Kinder mitgezählt, stark, auf den Maghreb. Die Marmarika, die Cyrenaica und Tunis erlagen dem ersten Ansturm, selbst das feste Konstantine fiel und wurde geplündert, aber an den Bergen stiessen sich die Reiter die Köpfe ein und die Zeiritensultane konnten sich noch an einigen Punkten halten. Aber wieder zu vertreiben waren die Araber auch nicht mehr. Ein grosser Theil zog dem Südrand des Atlas entlang, drängte die Mozabiten und Tuareg nach Süden zurück und bemächtigte sich der Oasen, der Hochplateaux und des ebenen Landes am atlantischen Ocean. Von ihnen stammen die reinen Beduinen, welche heute noch in der Vorwüste nomadisiren und im Winter dort, im Sommer auf den Hochplateaux weiden. Sie haben die Sitten ihrer Stammväter rein bewahrt und treiben keinerlei Ackerbau; ihre Edlen*) (djouëd, Singular djiid) können ihren eignen Stamm-



Fig. 3. Vornehmer Araber.

*) Fast alle Djouëd rühmen sich von den Mehhal, den Gefährten des Propheten und den Mitstreitern Sidi Okbas, abzustammen da sie fest über-

baum nicht nur, sondern auch den ihrer Pferde und Windhunde mit sicheren Dokumenten bis über die Zeiten des Propheten zurückführen, und sie mischen sich nur ausnahmsweise mit Berbern, selten oder nie mit Negern.

Der andere Theil der Eindringlinge keilte sich an den zugänglichen Stellen zwischen die Berber hinein und spielte eine ähnliche Rolle wie die Normannen in Unteritalien. In den endlosen Bürgerkriegen vermietheten sie ihre Dienste bald dieser, bald jener Partei und wussten sich immer die besten Theile des Landes als Lohn zu sichern, und so kamen sie schliesslich in den Besitz aller fruchtbaren Ebenen und aller zugänglicheren Thäler, in denen wir sie auch heute noch finden *). Von diesen Stämmen haben sich nur wenige ganz rein erhalten. Die Vermischung wurde dadurch erleichtert, dass viele Berberstämme schon von Anfang an die ja für die Vorwüste und die Hochplateaux einzig mögliche nomadische Lebensweise geführt hatten und sich in ihren Sitten nicht allzusehr von den Arabern unterschieden **). Eine ganze Anzahl der bedeutendsten Stämme im Tell, die sich für reinblütige Araber halten, sind durch solche Mischungen entstanden, so die Abd en Nour, die Righa, die Hamamra. Von den mächtigen Hanencha an der algierisch-tunesischen Grenze, die zu den Türken stets nur in einem Vasallenverhältniss standen, wissen wir, dass sie aus der Verbindung der aus Tripolis ver-

---

zeugt sind, dass damals schon ganz Nordafrika arabisch geworden sei. Neben den Schürfa, den Nachkommen der Tochter des Propheten, halten sich für die edelsten die Douaouda, die zum Stamm der Koreïschiten zu gehören behaupten. Ihre sagenhaften Stammbäume gehen natürlich alle zurück bis auf Ismail ben Khalil, den Sohn der Hagar und Abrahams, und Nabit, den ältesten seiner zwölf Söhne.

*) Vielleicht kam ihnen auch die zweifellos grössere Widerstandsfähigkeit gegen die Malaria, die dem semitischen Stamm eigenthümlich ist, zu Gute; die an die reine Bergluft gewöhnten Berber leiden in den sumpfigen Ebenen und Flussthälern kaum weniger, als die Europäer, und haben den Arabern vielleicht ohne grossen Widerstand die versumpften und verwilderten Gebiete überlassen; lassen sie sich ja doch auch heute noch von der Regierung kaum bewegen, sich dort anzusiedeln.

**) Einige französische Forscher, besonders Sabatier, auch H. Martin, neigen der Annahmé zu, dass diese Nomadenstämme anderen Ursprungs seien, als die Bergkabylen. Die Lebensweise allein kann das nicht beweisen, denn die Sahara ist im Sommer, das Hochplateau im Winter so unwirthlich, dass das Hin- und Herziehen unbedingt selbstverständlich erscheint.

drängten berberischen Haoura mit einer Abtheilung der Soleim hervorgingen; auch die Merdès in der Umgebung von Bône entstanden aus einer Verschmelzung der berberischen Aït Ulhassa mit den Mirdas, einem Stamm der Soleim. Solche Stämme, ebenso wie die reinberberischen Nomaden in Südtunis, die Faraschisch, die Worgh'amma, die tripolitanischen Nayl und andere Nachkommen der Maurusier, treiben fast immer etwas Ackerbau und haben an einzelnen Stellen dauernde Ansiedlungen, in denen sich auch die Silos (Magazine) für das Getreide befinden; sie tragen sich aber ganz arabisch und haben die kabylische Sprache meist völlig vergessen. Durchschnittlich kann man die berberischen Stämme noch daran erkennen, dass sie ihren Stammnamen mit Beni bilden, während die Araber denselben Begriff (Söhne des...) mit Ouled ausdrücken. Die eigentliche kabylische Bezeichnung für Stamm ist in Algerien wie in Marokko Aït.

Neben der Verschmelzung ganzer Stämme ging aber auch immer eine Vermischung im Kleinen her, weniger auffallend, aber auf die Dauer entschieden wirksamer. Selbst wo die Berber sich ganz feindlich gegen die Araber stellten, konnten sie es, einmal bekehrt, doch nicht hindern, dass Nachkommen Mohameds, Schürfa, deren besondere Verehrung der Koran ja jedem Gläubigen zur Pflicht macht, sich unter ihnen niederliessen, ja meistens riefen sie solche Gottesmänner zu sich und statteten sie sogar mit Grundbesitz aus. Die Schürfa sicherten sich durch Heirathen in vornehme Berberfamilien einflussreiche Verbindungen und auch reiche Berber suchten eine Ehre darin, Töchter aus arabischen Familien zur Ehe zu bekommen. Erbt ja doch der scherifische Adel auch durch die weibliche Linie fort und die Söhne einer Scherifa werden aller Rechte der Nachkommen Mohameds theilhaftig. Selbstverständlich konnten diese dann nicht mehr die Gandura und das Lederkäppchen tragen, sondern dokumentirten sich auch durch die Tracht als Araber, und so wurde nach und nach ein grosser Theil der Kabylen arabisirt und nur die oft genannten Bergstämme blieben für die arabische Kultur eben so unzugänglich, wie für die christliche, die römische und die punisch-phönizische.

Aber trotz der Vermischung blieb ein Gegensatz zwischen den Berbern und Arabern immer bestehen, wie er ja auch in

Sicilien hervortrat und den Normannen den Weg bahnte. *) Das entsetzliche Gewirr von Revolutionen, Bürgerkriegen und neuen Dynastien, das uns die Geschichte Nordafrikas vom Einbruch der Araber an bis zur Türkenherrschaft zeigt, entwirrt sich leicht, sobald man immer den Gegensatz zwischen der berberischen Nationalpartei und der arabischen im Auge behält. In nahezu regelmässiger Abwechselung sehen wir bald hier bald da einen Abkömmling der alten Berberfürsten sich erheben und ein Reich gründen. Aber nur ausnahmsweise besteht dasselbe über die dritte Generation hinaus. Ein Nachkomme des Propheten erhebt die Fahne der Revolution und stürzt mit Hülfe der Araber das Berbereich; aber auch ihm ergeht es nicht besser, die Nationalpartei erhält bald wieder die Oberhand, und so geht es fort im endlosen Wechsel, bis die Eisenfaust der Türken allem nationalen Leben in Nordafrika für Jahrhunderte ein Ende macht **). Nur in Marokko ist das Araberthum unter den Schürfa von Tafilalet zum Siege gelangt, aber nur scheinbar, denn nur die Araber und die arabisirten Stämme der Ebene gehorchen seiner scherifischen Majestät, während die Uled Rif, die Scheluh und die Amasirgh frei wie ihre Väter in ihren Bergen hausen.

Aber da hat uns die Frage nach dem Ursprung der Mauren hübsch weit weggeführt und es ist hohe Zeit, dass wir zurück-

---

*) Die Kämpfe, welche unter dem Namen des Krieges der grünen und der schwarzen Fahne von 909—945 Sicilien verheerten, wurden zwar zunächst durch Thronstreitigkeiten im Hause der Aghlabiten veranlasst, aber sie beruhten wesentlich auf dem Rassenhass. 1015 brachen neue Kämpfe zwischen den Arabern und den Berbern aus; die letzteren mussten besiegt die Insel räumen, und von da ab datirt der Verfall der Saracenenherrschaft in Sicilien.

**) Die anfänglich von den Berbern erhobenen, dann aber zu den Arabern übergegangenen Fatimiden werden gestürzt von den berberischen Almoraviden, diese wieder von den arabischen Almohaden, ihrer Dynastie machen in Marokko 1195 die Meriniden ein Ende, ächte Wüstenberber vom Stamme der Zenata, und diese werden wieder im fünfzehnten Jahrhundert von der heutigen Dynastie der Schürfa verdrängt. Die Geschichte Nordafrikas erscheint besonders verworren dadurch, dass Osten und Westen meist gesonderte Reiche bildeten, in denen die Bewegungen nicht immer parallel liefen. Man wird begreifen, dass die Kriege zwischen den verschiedenen Staaten durchaus nicht immer von Eroberungssucht veranlasst wurden; für eine Araberdynastie war es ebensogut eine Lebensfrage, dass im Nachbarreiche kein Berber herrschte, wie umgekehrt.

mit ihrem Kopftuch verhüllen, eine Sitte, die sie aus ihrer glühenden Heimath mitgebracht haben. Sie selbst leiten ihren Ursprung von den Moabitern ab und in der That mögen sie vielleicht lybisch-phönizischen Ursprungs sein, obschon ihre Sprache ein ächter Berberdialekt ist. Zur Zeit der arabischen Invasion wohnten sie in Südtunis und noch rühmen sie sich gerne des mannhaften Widerstandes den ihren Vorfahren Sidi Okba geleistet *). Als der Sieg des Araberthums entschieden war, wichen sie in die Wüste und siedelten sich, stets von ihren Feinden gedrängt, schliesslich in einer Gegend an, in die ihnen kein Araber zu folgen wagte. Im »Land des Durstes« zwischen Laghouat und Wargla, gründeten sie eine Anzahl fester Städte, deren Mauern in Verbindung mit einem strammen, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Milizsystem genügten, um sie vor Arabern und Tuareg zu schützen, und dort wohnen sie heute noch, in einem Lande, wo nur bei allergenauester Sparsamkeit das Wasser für das ganze Jahr ausreicht. Sie haben ihre Freiheit bewahrt und erst seit die Franzosen Wargla und Golea besetzt haben, erkennen sie Frankreichs Oberherrschaft an und senden jährlich ein Pferd als Tribut. Frankreich lässt sie sonst sich ganz nach eigenen Gesetzen regieren, und sie verdienen das auch, denn kein Stamm in Algerien hat sich so an die Europäer angeschlossen. Araber und Beni Mzab hassen sich tödtlich; der Araber sieht in ihnen auch Ketzer, denn sie gehören keinem der vier als rechtgläubig anerkannten Riten**) des Islam an, und er sagt ihnen alle die Schändlichkeiten nach, welche von jeher über solche sich absondernde Sekten im Umlauf waren. Als Abd-el-Kader zur Macht kam, mussten die Mozabiten in seinem Gebiet sich die schwersten Erpressungen gefallen lassen; und als die Franzosen ihre Expedition gegen Mas-

*) Die ketzerischen Ibadhiya, welche 777 das heilige Kairouan eroberten und behaupteten, bis sie von Omar ben Haffs Hassarmad geschlagen und vertrieben wurden, waren wahrscheinlich die Ahnen der Mozabiten. Ihre Hauptketzerei bestand darin, dass sie die Erblichkeit der Chalifenwürde bestritten und das geistliche wie das weltliche Oberhaupt von der ganzen Bevölkerung gewählt haben wollten, eine ächt berberische Idee, die dem Araber ganz ungeheuerlich erscheint.

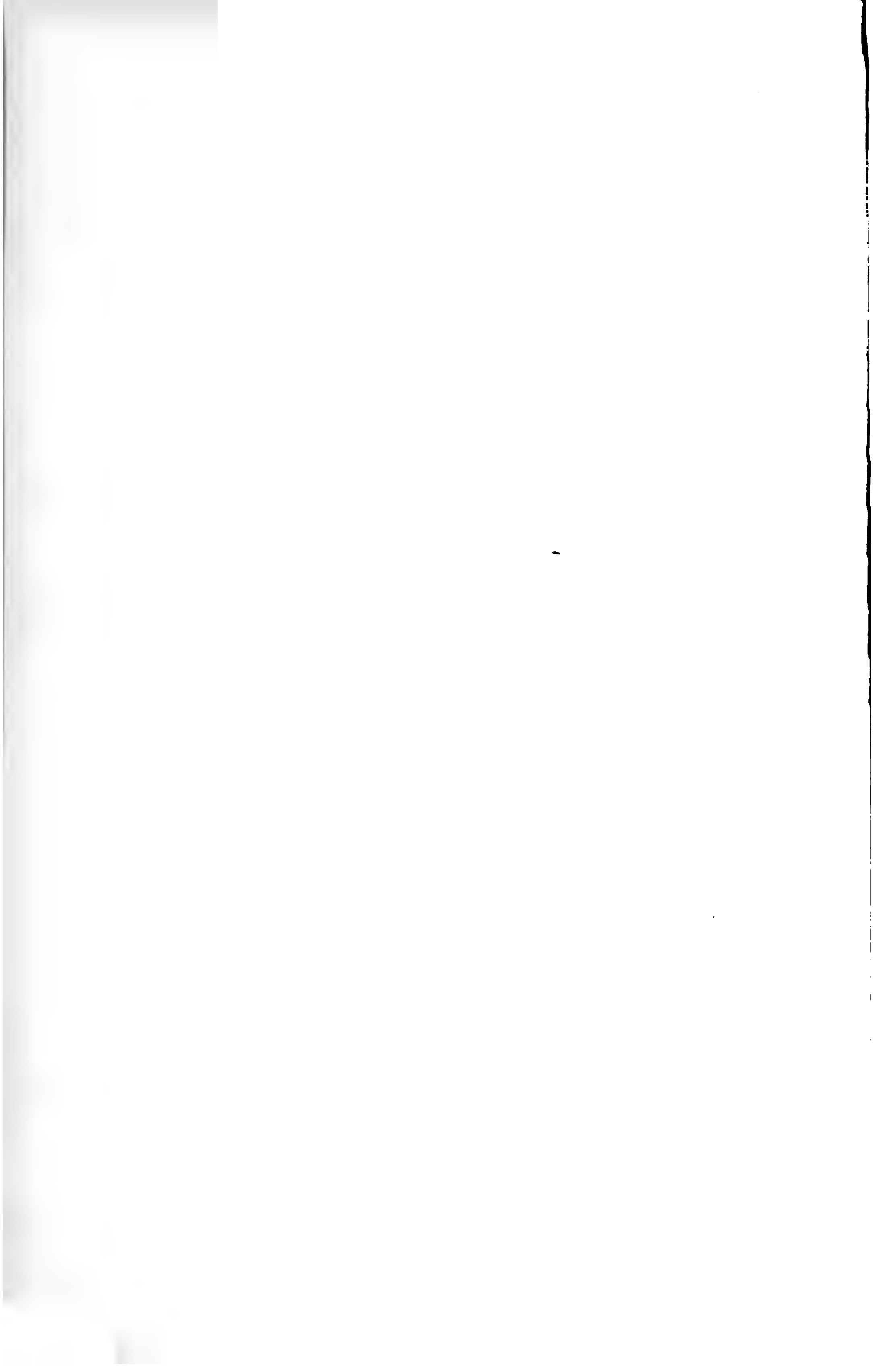
**) Es sind diess die Hanefi, Maleki, Schafâai und Hanbeli; sie unterscheiden sich nur durch allerhand kleinliche Verschiedenheiten in den Ceremonien und bilden zusammen die Sunniten im Gegensatz zu den Schiiten, welche die Sunnatradition verwerfen.



Zu p. 166.

BISKRIS
als Wasserträger u. als Bedienter

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.





Zu p. 168

MOZABITE

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.



cara unternahmen, zogen 150 der algerischen Beni Mzab freiwillig mit und schlugen sich unter Führung ihres Amin (Vorstehers) sehr tapfer. Sie selbst halten sich natürlich für die frömmsten und einzig rechtgläubigen Moslemin, aber die Araber mögen nicht so unrecht haben, wenn sie sie unter die Chomsiya (Anhänger der fünften Sekte, gleichbedeutend mit Ketzer) rechnen, denn nach Allem, was man von ihrem Glauben weiss, haben sie eine ganze Anzahl christlicher Züge bewahrt, die dem Islam fremd sind. So den Kirchenbann, der genau so den bürgerlichen Tod und Ausschluss von allen Gemeinderechten mit sich bringt, wie der christliche im Mittelalter und ebenso durch eine öffentliche Kirchenbusse wieder gelöst werden kann. Ferner die römischen Namen für die Monate und das christliche Sonnenjahr; nur für die mohamedanischen Feste bedienen sie sich des arabischen Kalenders. Allen mohamedanischen Gebräuchen entgegen haben sie auch genaue Civilstandsregister, auf denen Steuererhebung und Militärdienst beruhen, und sie sind, vielleicht mit Ausnahme der Tuareg, die einzigen Berber, welche wirklich historische Erinnelungen haben. Erst seit 1882 ist in ihrem Verhältniss zu den Franzosen eine Aenderung eingetreten. Der Aufstand der Uled Sidi Scheikh hat auch hier die Gemüther erregt und es haben sich zwei Parteien (Soffs) gebildet, die sich in erbittertster Weise bekämpften. Der Hadsch Brahim ben Dscheriba, der Chef der franzosenfreundlichen Partei, wurde ermordet und die Häuser seiner Anhänger geplündert. Die Folge davon war, dass die französische Regierung eine starke Kolonne unter dem General de la Tour d'Auvergne hinschickte, welche die sieben Ksors ohne Widerstand besetzte und ein Bataillon dort zurückliess.

Zu Hause besuchen sie die Moscheen sehr fleissig und wo sie in einiger Anzahl zusammenwohnen, sorgen sie sich alsbald für eine eigne Moschee und einen Friedhof. In den arabischen Moscheen duldet man sie nicht, eines eigenthümlichen Gebrauches halber, von dem sie nicht lassen wollen. Während nämlich selbst der fromme Maure sich begnügt, einen reinen, nur zu diesem Zweck benutzten Teppich auszubreiten, um sein Gebet an einem nicht verunreinigten Ort abzuhalten, geht der Mozabite weiter und legt, um ja nichts Unreines an seinem Körper zu haben, vor dem Gebet die Hosen ab, die ja möglicher Weise verunreinigt sein könnten. Der Araber sieht aber in diesem Beweis der höchsten

Frömmigkeit nur die schändliche Absicht, seine Moschee im ersten unbewachten Augenblicke schnöde zu verunreinigen, und sobald ein Mozabite in der Moschee Anstalt macht, seine Hosen auszuziehen, wird er unbarmherzig hinausgeschmissen. Ich habe das natürlich nie gesehen, aber alle Maghrebiner glauben daran so fest, wie an einen Satz des Koran, und sie erzählen sogar, die Mozabiten machten mitunter die Wallfahrt nach Mekka in der Hoffnung, die Kaaba verunreinigen zu können, und es würden dort eigene Wächter unterhalten, um eine solche Frevelthat zu verhüten *).

Die Mozabiten geniessen bei den europäischen Grosshändlern unbegrenzten Kredit. Ein betrügerischer Bankerott ist bei ihnen völlig ausgeschlossen, denn die Dschemâa (Gemeindeversammlung) ihrer Heimath versteht darin keinen Spass, und würde den Bankerotteur unerbittlich mit dem Banne belegen. Sollte aber ein Mozabite, was bei diesen vorsichtigen Geschäftsleuten selten vorkommt, einmal durch unverschuldete Umstände in Schwierigkeiten gerathen, so stehen seine Landsleute sofort für ihn ein. Während ich in Algerien war, wurde mir erzählt, dass ein bedeutendes Mozabitenhaus durch das Ausbleiben einer Sudankaravane ernstlich in Verlegenheit kam und die Juden, die ihren Konkurrenten gegenüber auch fest zusammenstehen, alles thaten um es zum Bankerott zu zwingen; aber obschon es sich um sehr hohe Summen handelte, traten andere Mozabiten sofort vor den Riss und hielten das Haus, bis die ausgebliebene Karavane eintraf.

Nur wenige Mozabiten lassen sich übrigens dauernd im Tell nieder, wie z. B. ihr jetziger Amin in Algier, der für den reichsten Mann dort gilt. Er ist so weit Freigeist, dass er sich und seinen aus fünf Frauen bestehenden Harem hat photographiren lassen und sogar den Verkauf dieser Photographien an die Fremden duldet. Seine Landsleute kehren fast ausnahmslos, sobald sie sich Geld genug verdient haben, in ihre glühende Heimath zurück und überlassen ihr Geschäft einem jüngeren Verwandten,

*) Dasselbe sagt man in Tunis den Djerabis, den Bewohnern der Insel Djerba, ebenfalls reinblütigen Berbern, nach. Ebenso wirft man beiden Stämmen vor, dass sie Hunde essen, dass sie bei ihren Festen sich im Dunklen den grössten Ausschweifungen ergeben u. dgl. mehr. Sie sind auch in sonstigen Beziehungen nahe verwandt und ich zweifle kaum daran, dass Djerabis und Mozabiten Zweige eines Stammes sind.

den sie sich angelernt haben. Früher durfte im Interesse der Wehrhaftigkeit sogar kein Mozabite die Heimath verlassen, ehe er nicht verheirathet war und ein Kind zurückliess oder wenigstens nachweisen konnte, dass ein solches bald zu erwarten sei. Die Frauen verlassen ihre Oasen nur ganz ausnahmsweise. In ihren Händen ist die Industrie und namentlich die Weberei, deren Produkte einen Hauptexportartikel nach dem Sudan bilden *).

Wie die Bewohner von Biskra, so wandern auch die Laghouatis, die Eingeborenen von Laghouat, in Menge nach dem Tell aus. Wir sind ihnen als gewandten Händlern schon in dem von ihnen gegründeten Boukhrari begegnet, in Algier können sie als Händler nicht gegen den Beni Mzab aufkommen, aber seit alten Zeiten ist der Oelhandel in ihren Händen und man erkennt sie sofort an ihrem fettigen Gewand.

Die Hauptmenge der Berranis bilden die Kabylen, mit welchem Namen man in Algerien ausschliesslich die Bewohner des Dschurdschura bezeichnet. Wir werden von diesem Kernvolk Algeriens später noch mehr zu sprechen haben. In Algier dienen sie als Taglöhner für alle möglichen Zwecke — der Frankfurter würde sagen als Fulder —, als Feld- und Gartenarbeiter, als Handlanger, aber auch als Handwerksgesellen, sie sind zu jeder Arbeit willig, nähren sich von Gerstenmehl und Oel, noch lieber von geschenkten Speisen, wobei sie sich nicht im Entferntesten um die Vorschriften des Koran kümmern und europäische Speisen ohne jede Gewissensbisse geniessen, und haben nur den einen Gedanken, rasch etwas zu verdienen, um sich daheim Grundeigenthum zu erwerben, oder, wenn sie solches schon besitzen, ihren Familien einen Nebenverdienst zu verschaffen. Sobald sie können, kehren sie in ihr geliebtes Gebirge zurück. Die Angegehörigen einzelner Stämme ziehen auch, ihr ganzes Waarenmagazin auf dem Rücken schleppend, als Hausirer von Douar zu Douar und tauschen ein, was sich irgend transportiren und verwerthen lässt. Sie haben sogar das moderne System der Abschlagszahlungen

*) Nach einer arabischen Sage, die Daumas (Moeurs et coutumes de l'Algerie p. 165) mittheilt, erhielten die Mozabiten das Recht, unter einem gewählten Amin nach ihren eigenen Gebräuchen zu leben, zum Lohn dafür, dass sie, als Karl V. Algier bedrängte, die gefährliche Batterie, deren Stelle später das Bordj Mouley Hassan einnahm, durch einen verwegenen Ueberfall den Spaniern entrissen.

lange vor den Berliner Händlern eingeführt, und nehmen von den armen Beduinenfrauen Wolle, Ziegenhaare oder Getreide, wie diese es handvollweise hinter dem Rücken ihrer Männer bei Seite schaffen können. Dass ein ächter Kabyle in Algier geblieben und wohlhabend geworden sei, habe ich nie gehört; für einen Geschäftsmann hat er das baare Geld zu lieb und kann sich namentlich von einem Goldstück nicht wieder trennen.

Eine eigene Korporation für sich bilden die Mzitis, die Berber aus der Umgebung von Mansourah und Bordsch bou Arîridsch am Südabhang des Dschurdschura, seit alten Zeiten die Fruchtmesser in Algier. Ausserdem kommen neuerdings immer häufiger marrokkanische Berber aus dem Rif und selbst ächte Scheluh und Oasenbewohner von Tuat; sie suchen besonders als Erdarbeiter und beim Eisenbahnbau Beschäftigung, sind aber nicht besonders organisirt.

Schliesslich sind noch die Neger zu nennen, ehemalige Sklaven, deren Zahl nicht so sehr bedeutend ist. Die Männer üben im Widerspruch mit ihrer dunklen Färbung mit Vorliebe das Gewerbe des Weissbinders aus oder fertigen ihre heimischen Flechtarbeiten an, die Frauen verkaufen Brod auf den Märkten und bedienen die Frauen in den maurischen Bädern. Ausserdem stehen sie aber allgemein im Verdacht geheimer Künste und manche von ihnen spielen bei den abergläubischen Maurinnen, Jüdinnen und selbst Europäerinnen eine grosse Rolle. Endlich übernehmen Neger und Negerinnen bei öffentlichen Aufzügen mit eben so viel Eifer als Befähigung das Geschäft des Lärmmachens und Spektakulirens; die grosse Trommel bei einer Musikbande schlagen zu dürfen, ist vielleicht der höchste Ehrgeiz eines Negers.

Mehr als in anderen mohamedanischen Städten tritt in Algier das Ewig-Weibliche hervor. Die Franzosen haben nicht umsonst seit 50 Jahren dort geherrscht. Hier sieht man nicht mehr jene wandelnden Packete, wie in Oran, von denen man nur ein Auge erkennen kann, schwerfällig und ängstlich über die Strasse schleichen; die Maur esken in Algier haben es verstanden, ihr Kostüm unbeschadet der vorgeschriebenen Verhüllung zu einem koketten und kleidsamen zu gestalten und sie bewegen sich höchst ungenirt auf der Strasse, mustern die Auslagen in den Schaufenstern und kaufen selber ein. Das Kopftuch, das um die Stirne und dann wieder über Mund und Nase geführt wird, ist dünn

genug, um die meist nicht unangenehmen Züge durchscheinen zu lassen und der umgeschlagene Haik lässt die Gestalt deutlich erkennen. Die Pantoffeln haben sie längst abgelegt und tragen meistens elegante französische Chaussüre. Freilich gehört, was man auf der Strasse sieht, meist der demi-monde an. Die nach der französischen Eroberung in Algier zurückgebliebenen Mauren sind fast alle bettelarm; um die Töchter bekümmern sich die Eltern kaum und schon frühzeitig werden sie hinausgestossen auf die Strasse und müssen sich ernähren so gut sie können. Man hat versucht, ihr Loos zu verbessern, Erziehungsanstalten für sie gegründet und sie so gelehrig gefunden, wie man nur wünschen konnte; aber was ist gegen die eingewurzelten Vorurtheile des Islam zu machen? Im glücklichsten Falle haben sie bei allen Kenntnissen einen armen Mauren geheirathet, der sie wie ein Lastthier behandelt, die meisten sind mit ihrer Erziehung schliesslich denselben Weg gegangen, und gerade so tief gesunken, wie ihre unerzogenen Schwestern. Heirathen zwischen Europäern und Mauresken sind ungemein selten (6 in 1882), sogar seltener als Heirathen zwischen Eingeborenen und Europäerinnen, von denen in demselben Jahre 14 zu registriren waren.

Baureste aus der Maurenzeit sind in Algier nur noch wenige vorhanden; die Kasbah auf der Höhe, wie die Djenina, die alte Residenz, unten am Hafen, deren Stelle heute der Gouvernementsplatz einnimmt, sind zerstört und zahlreiche der schönsten Maurenhäuser sind der Strassenregulirung in der Unterstadt zum Opfer gefallen und an ihrer Stelle erheben sich moderne Miethskasernen. Nur ein paar Häuser vornehmer Mauren sind dadurch, dass man sie zu öffentlichen Zwecken verwandte, erhalten geblieben. So die Bibliothek, ehemals das Haus Mustapha Paschas, an einem engen Gässchen gelegen, wo bei uns Niemand ein öffentliches Gebäude suchen würde, und der ungeschlachte Mauerklotz dem Gouvernementsgebäude gegenüber, den heute der Erzbischof bewohnt und dessen Inneres allein von Allem, was ich gesehen, mit der Alhambra verglichen werden kann. Beide sind so oft geschildert worden, dass ich sie nicht noch einmal zu beschreiben brauche; unbegreiflich ist mir nur, wie man im Hofe der Bibliothek die Bananen und Palmen dulden kann, die in einem grossen Garten am Platz wären, hier aber den an sich schon dunklen unteren Gallerien, in denen sich die Alterthümer befinden, noch das bis-

chen Licht wegnehmen, so dass man viele Gegenstände an einigermassen trüben Tagen überhaupt nicht mehr erkennen kann. Das Museum enthält zwar ein paar ganz hübsche Sachen, aber für das Centralmuseum eines im Alterthum so hochcultivirten Landes ist es doch nicht reich zu nennen; seine Fonds sind sehr beschränkt, und nur dem unermüdlichen Eifer des Direktors Mac Carthy ist es zu danken, dass überhaupt soviel geschehen ist. Freilich ist der Raum auch ungeheuer eng und heute schon hat man sich genöthigt gesehen, die moderneren maurischen Arbeiten, sowie alle ethnographischen Gegenstände einem anderen Museum zu überlassen, das seine Gründung und sein Emporblühen dem rastlosen Eifer eines einzelnen Mannes verdankte und nach dessen Tode nun leider auch dahinsiecht. Wenn man von dem Place du Gouvernement neben der grossen Moschee zum Fischmarkt und von diesem die Treppe zum Hafen hinabsteigt, bemerkt man über der Thür eines der Gewölbe, welche die Terrasse tragen, die Aufschrift: »Exposition permanente des produits de l'Algerie«. Es war ein französischer Officier, der Major Loche, der zu einer Zeit, wo die Naturwissenschaft in der algerischen Armee zahlreiche begeisterte Pfleger zählte, den Gedanken fasste, ein Museum zu begründen, das alle Produkte Algeriens, die natürlichen wie die industriellen, vereinigen sollte. Seine eigenen beträchtlichen naturhistorischen Sammlungen sollten die Grundlage bilden und er wollte sich ganz dem Unternehmen widmen. Die Vorschläge fanden die Billigung der Behörden, man überliess ihm vier der kolossalen, tief eindringenden Gewölbe an der Hafenterrasse und in wenigen Jahren hatte er ein Museum zusammengebracht, das für den Naturforscher wenigstens das sehenswertheste Objekt in Algier bildet. Leider liess sich Loche, der auch ein sehr gutes Verzeichniss der algerischen Säugethiere und Vögel herausgegeben hat, durch seinen Jagdeifer verleiten, eine Nacht in einer ungesunden Sumpfgegend zuzubringen; er holte sich dabei ein perniziöses Wechselfieber und starb nach wenigen Tagen, soviel ich mich erinnere 1867. Sein Tod wurde verhängnissvoll für seine Schöpfung. Man hat sie zwar unter der Leitung seiner Wittwe, die immer seine ebenso eifrige wie kenntnissreiche Mitarbeiterin gewesen war, fortbestehen lassen, und hält sie dreimal wöchentlich dem Publikum geöffnet, aber der belebende Geist ist verschwunden und was nicht durch seine natürliche Beschaffenheit

vor dem Verderben geschützt wird, ist meist in traurigem Zustand. Immerhin ist aber des Sehenswerthen noch genug vorhanden und die Anstalt verdiente auch von Seiten der Touristen fleissiger besucht zu werden, als es geschieht.

Schon in der Vorhalle imponiren ein paar als Tische verwandte Querschnitte von Baumstämmen. Eine Zeder von Teniet el Haad misst 1,80 m und hat 460 Jahresringe. Weniger in die Augen fällt ein Querschnitt von Callitris quadrivalvis (auch Thuja articulata genannt), von 1 m im Durchmesser, aber der Kundige betrachtet gerade diesen mit besonderem Interesse, denn aus solchem Holze bestanden die berühmten Citrus-Tischchen der reichen Römer, für die bis zu einer Million Mark bezahlt wurde. Das Holz nimmt, wie die auch im Museum befindlichen bearbeiteten Proben zeigen, eine recht hübsche Politur an, aber der unsinnig hohe Preis, den selbst Leute wie Cicero für solche Tischplatten zahlten, erscheint nur dann erklärlich, wenn man weiss, wie unendlich selten Stücke von solcher Stärke sind. Callitris quadrivalvis Vent., ein in der europäisch-afrikanischen Flora vollkommen isolirt stehender Baum, denn die einzige andere Art dieser Gattung ist polynesisch*), wächst überall in Nordafrika an wasserlosen Stellen, meist einzeln oder höchstens in lichten Beständen, und wird selten über 20—30 Fuss hoch. Nur ausnahmsweise schwellen die Stämme in der Erde oder dicht über derselben zu einer Art Maserknoten an, und nur aus einem solchen konnte eine derartige Platte geschnitten werden, und zwar immer nur eine, weil der Werth auch von der Dicke abhing. Plinius erwähnt als Unikum einen Tisch im Besitz der Ptolemäer, der 4½′ im Durchmesser hatte, sonst war 4′ das Höchste.*) Mauren und Araber haben das Holz auch immer hoch geschätzt, und bei Prachtbauten, wie z. B. bei der Moschee von Cordoba als Dachsparren verwendet; da sie aber unter Arar wie die Spanier unter Alerce nicht nur die Callitris, sondern auch den gleichfalls ein ausgezeichnetes Holz liefernden phönizischen Wachholder (Juniperus phoeniciacus) verstehen, ist nicht immer mit Sicherheit zu unterscheiden, welchen Baum die Chronisten in ihren Berichten

*) Nach Hooker ist ihre nächste Verwandte die südsafrikanische Gattung Widdringtonia.

*) Genauere Angaben finden sich in dem trefflichen Werke von Hooker und Ball, Marocco and the great Atlas, p. 389.

meinen. Die Pariser Möbeltischler fangen jetzt wieder an, das Holz zu verwenden, und da der Baum sehr wenig Ansprüche an den Boden macht und anscheinend auch ein beträchtliches Ausschlagsvermögen hat, kann der Arar für die algerische Forstkultur von Bedeutung werden. Die Gewinnung des aus seiner Rinde freiwillig ausschwitzenden Gummi Sandarak scheint eben nur auf Südmarokko beschränkt.

Auch die übrigen algerischen Waldbäume sind in Querschnitten und gehobelten und polirten Stücken vertreten, Korkeiche und Strandkiefer auch in gewaltigen Dimensionen. Der Stamm einer Zwergpalme von sechs Meter Höhe erscheint noch merkwürdiger, wenn man liest, dass drei Meter abgeschnitten worden sind, um ihn aufstellen zu können; das Wunderbarste aber ist ein dreijähriger Eukalyptusstamm aus Maison Carrée, dessen Länge ohne die abgebrochene Spitze ich mit vierzig Fuss gemessen habe. Daneben bestätigt eine Garbe Weizen die uns mythisch erscheinenden Angaben der alten Schriftsteller über die Fruchtbarkeit Nordafrikas, denn die ganze Garbe stellt einen einzigen Busch dar, der aus einem Korn gewachsen ist. Es sind 120 Halme und in keiner Aehre zählte ich weniger als 50 Körner, also ein mehr als 6000facher Ertrag. Das ist allerdings weniger als Plinius*) erzählt. Nach ihm erhielt Augustus einen Weizenbusch aus Byzacium, der heutigen Provinz Sahel in Tunis, der fast 400 Aehren trug, und Nero einen mit 340. Shaw**) erzählt von einem Streite über die Fruchtbarkeit der verschiedenen Provinzen, der am Khalifenhofe in Kairo geführt wurde und in welchem schliesslich durch einen Weizenbusch mit 120 Aehren, den der Emir el Hadsch, der Chef der Pilgerkarawane, aus Algerien mitbrachte, diesem Lande die Palme zufiel. Der im Museum zu Algier aufbewahrte Busch ist in der Oase Biskra auf bewässertem Boden gewachsen und darf nicht als ein Typus des Bodenertrages gelten; die Eingeborenen betrachten einen durchschnittlich achtfachen Ertrag als eine Mittelernte und auch die Kolonisten bringen es nur in wenigen Gegenden höher.

Recht vollständig ist das Mineralreich vertreten; man findet

---

*) Hist. naturalis Lib. XVIII. cap. 10.

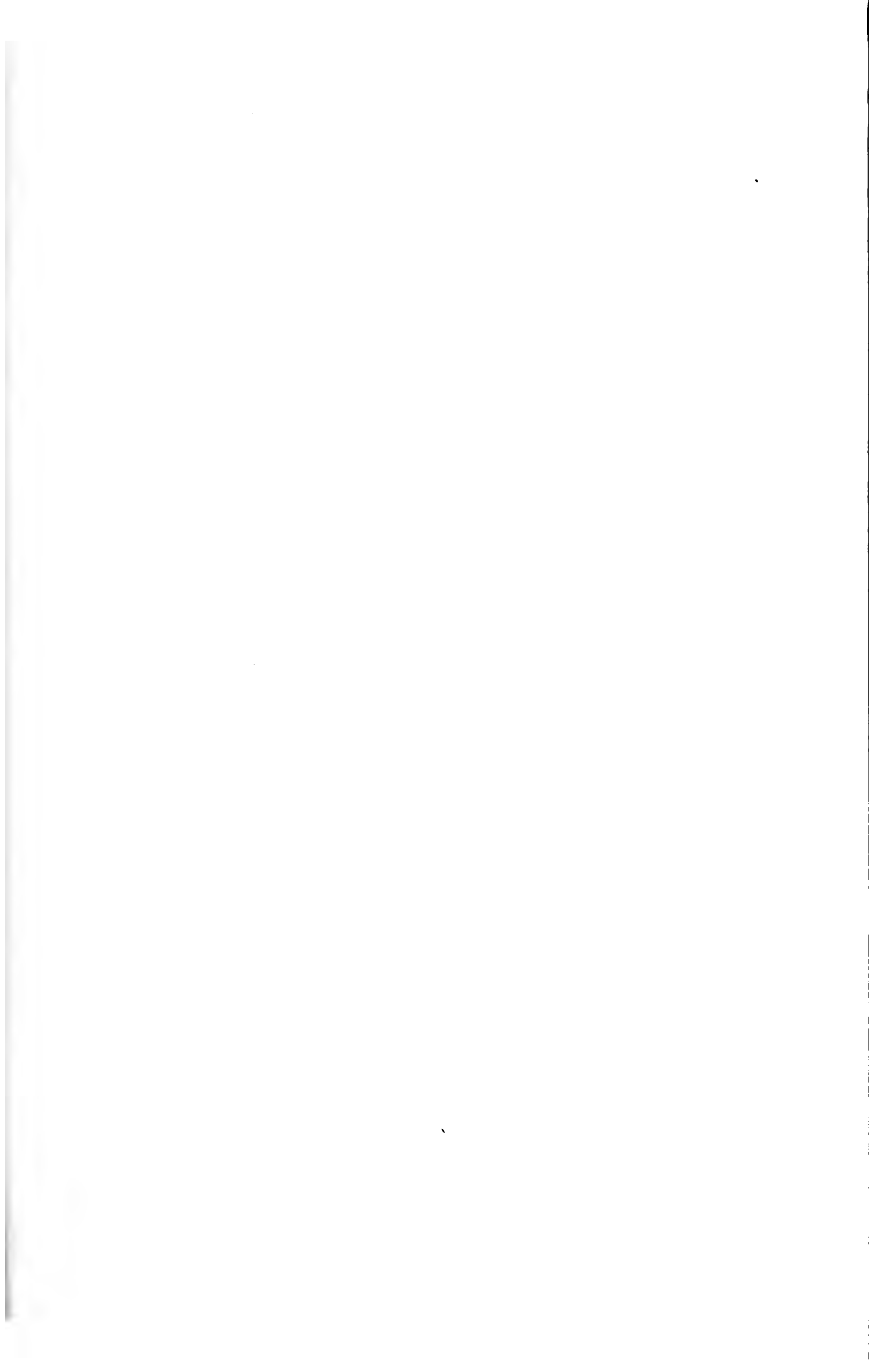
**) Reisen in verschiedene Theile der Barbarey und der Levante (deutsche Ausgabe von 1765) p. 123.



Zu p. 170.

FRAUEN DES AMIN DER MOZABITEN

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.



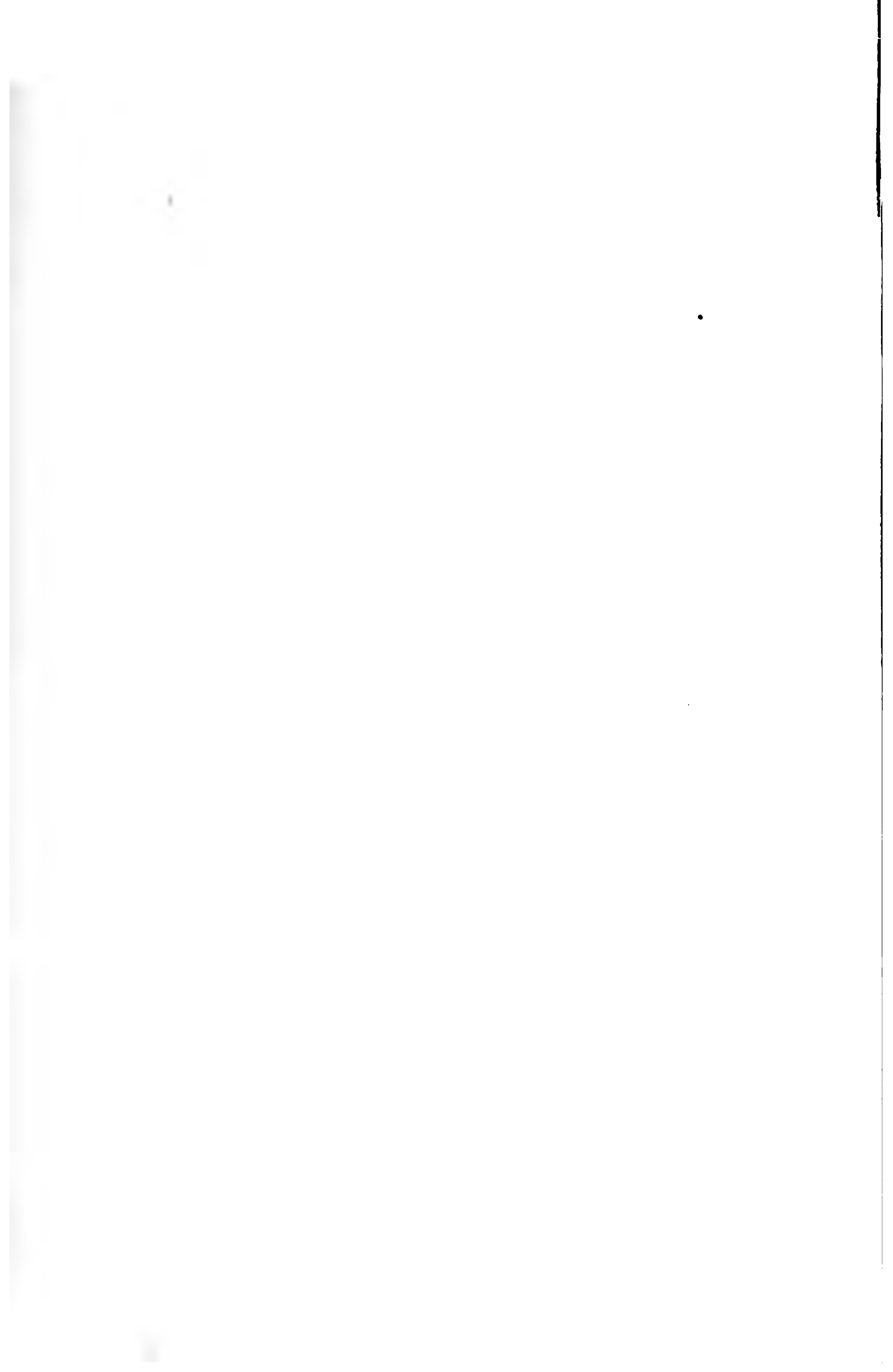


u p 172

MORESKEN

Haustoilette Strassentoilette

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.



Proben aller in Algerien vorkommenden Erze und nutzbaren Steine und kann sich überzeugen, welch schöne Marmorarten das Land besitzt. Ganz besonders imponiren die Säulen aus dem durchscheinenden Travertin des Col de Tizi (von den Franzosen missbräuchlich Onyx genannt), welche man aus den Trümmern der Moschee von Mansourah bei Tlemcen hervorgezogen hat. Von den Thieren sind die Insekten in einem traurigen Zustande, Staubläuse und Pelzkäfer haben an ihnen nach Herzenslust arbeiten können, und auch die Säugethiere und Vögel sehen meist jämmerlich aus, was um so mehr zu bedauern ist, als unter ihnen sich die Originale verschiedener von Loche als neu beschriebener Arten befinden, deren Erhaltung für die Wissenschaft von Wichtigkeit ist. Besser sind die in Spiritus aufbewahrten Amphibien und Reptilien; die riesige Seeschildkröte (Chelone Luth), welche im vorigen Jahre in der Bai von Algier gefangen wurde und sich gegenwärtig in der Bibliothek befindet, gelangt hoffentlich auch bald an ihren richtigen Platz hierher. Die Molluskensammlung war für die Zeit ihrer Aufstellung hübsch und vollständig, aber man hat sie nicht weiter geführt und die meisten erst in neuerer Zeit bekannt gewordenen Arten fehlen ihr.

Von ganz besonderem Interesse ist die zweite Abtheilung des Museums, welche die Produkte der Kunst und Industrie Algeriens enthält. Von den Erzeugnissen der primitiven Weberei und Flechterei des Sudan und dem geschmeidigen Lederzelt der Tuareg bis zu den wunderschönsten Arbeiten der maurischen Goldschmiede und Sticker finden wir eine nach vielen Hunderten zählende Sammlung ausgestellt, wie sie schwerlich noch ein zweites Mal zusammengebracht werden könnte. Die ciselirten Waffen und die Filigranarbeiten aus Silber werden überhaupt nicht mehr in dieser Vollkommenheit angefertigt; die theuren Stücke in den jüdischen und maurischen Bazaren erscheinen ihnen gegenüber nur als plumpe Nachahmungen.

Die Töpferarbeiten, in welchen die Kabylen von jeher Grosses leisteten und trotz der unvollkommensten Werkzeuge immer noch leisten, die theilweise wundervollen Gewebe der Oasenberber, die Teppiche des Südens, die kaum je nach Europa kommen, sind in einer sehr reichen Auswahl vertreten, und es könnte den deutschen Fabrikanten, die nach Nordafrika und der Sahara arbeiten — und der Import dorthin ist durchaus nicht unbedeutend

— nichts schaden, wenn sie die Exposition permanente zeitweise genauer studirten.

Ein günstiger Stern schien dem Unternehmen aufzugehen, als die Association francaise pour l'avancement des sciences 1881 in Algier tagte; die zoologische Sektion schlug einstimmig vor, die Exposition in ein Staatsmuseum umzuwandeln, eine Zeit lang war Alles Feuer und Flamme, aber seitdem sind wieder ein paar Jährchen ins Land gegangen und man spricht nicht mehr davon. Stirbt Frau Loche, so wird die Exposition permanente wahrscheinlich mit ihr zu Grabe getragen.

Neuntes Kapitel.

Um den Dschurdschura herum.

Unter den in den vorhergehenden Kapiteln beschriebenen Exkursionen war so nachgerade die letzte Aprilwoche herangekommen und es war die höchste Zeit, dem schönen Algier Lebewohl zu sagen, wenn wir den Süden von Konstantine noch vor dem Beginn der grössten Hitze besuchen wollten. Flüchten ja die meisten algerischen Wintergäste schon Ende April überhaupt aus Algerien, weil sie den Mai für unerträglich heiss halten. — Am schnellsten und bequemsten wären wir natürlich zur See über Philippeville nach Konstantine gekommen, aber uns lag doch mehr daran, das Land zu sehen und ganz besonders wünschten wir auch das Sahelthal kennen zu lernen, Bougie zu besuchen und von da durch die herrliche Schlucht von Chabet el Akra die Eisenbahn bei Setif zu gewinnen. So lange die Eisenbahn bis Konstantine noch nicht fertig ist, besorgt eine tägliche Diligence die Verbindung von Menérville bis Bordsch Bou Ariridsch, und diese konnten wir bis Beni Mansour benutzen, aber ob und wie wir von da nach Bougie gelangen könnten, darüber wollte in Algier Niemand etwas wissen, auch die Post und die Direktion der Compagnie Bonnifay, welche die Diligence expedirt, nicht. Tchihatcheff hat die Tour in einem eigenen Miethwagen gemacht, aber dazu reichte unsere Kasse nicht aus und so war ich schon entschlossen, den ganzen Plan aufzugeben und zur See nach Bougie zu gehen, als ein günstiger Zufall mich in dem Laden eines Buchhändlers mit einem Herrn bekannt werden liess, der

als Lehrer in Akbou im Sahelthal mir die genaueste Auskunft geben konnte. Von ihm erfuhr ich dann, dass eine Verbindung zwischen Beni Mansour und Akbou bestehe, und dass man in Beni Mansour auch ein Nachtquartier finden könne, und somit stand der Ausführung unseres Planes kein Hinderniss mehr im Wege. Ich übergab die Kisten mit meinen gesammelten Naturalien einem Spediteur, liess mich aber leider bereden, meinen Koffer mitzunehmen, statt ihn zur See nach Konstantine vorauszusenden und überzeugte mich erst später, dass der Rath, den mir der Agent der Compagnie Bonnifay gab, auf sehr eigennützigen Beweggründen beruhte. Am 23. April waren alle Vorbereitungen beendet und nicht ohne Wehmuth nahmen wir Abschied von dem schönen Algier, hoffentlich nicht auf Nimmerwiedersehn.

Wieder führte uns am 24. April das Dampfross durch die nun schon im vollen Aehrenschmuck prangende Metidscha nach Menérville und von da die Diligence durch das Isserthal und die Gorges von Palestro nach Palestro. Wir hatten Coupéplätze und freuten uns hübsch sitzen bleiben zu können, aber der Mensch denkt und die Compagnie Bonnifay lenkt. In Palestro hiess es: Wagenwechsel. Das ganze schwere Gepäck wurde abgeladen und auf einen anderen etwas kleineren Wagen übergepackt. Wir benutzten die Zeit, um unsere originelle Wirthin noch einmal zu begrüssen und eine Tasse ihres sogenannten Kaffee zu trinken; dabei erfuhren wir, dass der alte fidele Herr, der auf der Impériale gerade über uns sass, Monsieur le Géneral sei. Man denke es sich in Deutschland, ein General im Civilrock oben auf der Diligence! Dann ging es weiter, das Isserthal hinauf, dem Dschurdschura zu, der nicht wie ich den Karten nach angenommen, schon hier bis zur Schneeregion aufsteigt, sondern nur einen niedrigeren Ast dem Isser entlang sendet. Sein Hochrücken, noch immer mit Schnee bedeckt, erscheint erst in ziemlicher Entfernung, den Hintergrund des Thales sperrend, einen scharfen, steilabstürzenden Grat bildend, der sich nach und nach in einen spitzen Pik verwandelt, bis er schliesslich hinter die Vorberge untertaucht. Das Thal selbst bietet wenig Interesse, es scheint noch ganz in Araberhänden; seine Bewohner gehören zu den Ouled Isser und haben schon früh die Kabylen aus dem flachen Grunde wie überhaupt aus allen Gegenden verdrängt, in denen ihre Rosse traben konnten;

wo zu Fuss gekämpft werden musste, sind sie dagegen nie des Kabylen Herr geworden. Nur ein paar Kantinen längs der im Bau begriffenen Bahn sind europäisch, aber es wird schon anders werden, wenn einmal die Lokomotive durch den fruchtbaren Grund pfeift, und wenn sich kein legaler Vorwand findet, den Ouled Isser einen Theil ihres Erbes abzunehmen, so wird schon ein regenloser Winter kommen, der sie zwingen wird, freiwillig ihre Ländereien zu verkaufen, um Mensch und Vieh vor dem Hungertod zu schützen. Den Arabern im kulturfähigen Tell ist das Urtheil unwiderruflich gesprochen.

Nach einer guten Stunde verliessen wir das hier in einem spitzen Knie umbiegende Isserthal und fuhren auf bald steiler abfallender Strasse ein kleines Seitenthal hinauf, in welchem die Strasse schnell anfing sich zu winden und Serpentinen zu beschreiben. Mit dem Gebirge kamen die Dörfer und wurden immer häufiger, in jedem Thalwinkel sahen wir Steinhäuschen, von Oelbäumen und Feigen beschattet, wir waren im Kabylenland. Auch die Eingeborenen trugen nicht die heilige Kameelhaarschnur, sondern ein weisses Tuch mit hinten herabfallendem Zipfel, oder auch das einfache kabylische Lederkäppchen. Sie begegneten uns übrigens selten genug, denn der Kabyle weiss die Zeit besser zu schätzen, als der Araber und läuft nur dann draussen herum, wenn er wirklich etwas zu thun hat. Auch dem Vieh konnte man es ansehen, dass wir nicht mehr im Araberlande waren, denn es war nicht mehr das brandrothe oder schwarze kleine Beduinenvieh, sondern ein schöner weissgrauer Schlag mit langen spitzen Hörnern.

Endlich war die Höhe, circa 600 m nach meinem Aneroïd, erreicht und nun ragte dicht vor uns der Adrar Boudfel empor in seiner ganzen Majestät, durch keinen Vorberg mehr geschieden, hier an der Südseite nur in den Schluchten noch grössere Schneestreifen zeigend. Zu seinen Füssen dehnte sich die Hochebene bis zu dem fern im Süden sich erhebenden Dschebel Dira bei Aumale; näher liegt auf der nur wenig abfallenden Fläche ein funkelneues weisses Städtchen, so sauber und niedlich, als habe man es eben erst aus der Schachtel gepackt und dahingestellt. Es scheint ganz nahe, aber hier im unmittelbaren Angesicht des Hochgebirgs, täuscht man sich gewaltig über die Entfernung und wir brauchen trotz des scharfen Trabs noch eine gute Stunde, bis wir Bordsch Bouira erreichen.

Hier ist abermals Wagenwechsel; warum, muss die Compagnie Bonnifay wissen, wir sind jedenfalls nicht unzufrieden damit, denn wir haben Zeit zu einem guten Abendessen und können den halb von Wolken umhüllten Berg in der wunderbaren Beleuchtung des Sonnenunterganges betrachten. Dann fing es aber wieder sachte an zu regnen, was es, wie uns der Wirth in dem recht guten Hôtel sagte, seit etwa sechs Monaten täglich gethan. Die Bergmasse kühlt die von Süden kommenden warmen Luftströme ab und verdichtet ihre Feuchtigkeit, so dass hier nur bei Nordwind auf beständiges Wetter zu rechnen ist. Andauernde Nordwinde im Frühjahr bedingen hier im Windschatten des Dschurdschura dauernde Trockenheit und Missernten und das ist eine Gefahr für die Kolonisten auf der sonst fruchtbaren und zum Weinbau geeigneten Hochebene, denn die vom Berg herabrieselnden Bäche werden durch eine flache Einsenkung aufgefangen und können nicht ohne grosse Kunstbauten zur Bewässerung verwandt werden.

Die Türken bauten hier an dem wichtigen Uebergang vom Issergebiet ins Sahelthal schon bald nach der Eroberung ein Fort, das ursprünglich dicht am Dschurdschura lag; die Beni Abbas aber, denen die Zwingburg in ihrem Gebiete sehr unbequem war, zerstörten es zweimal und schlugen noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eine von Omar Pascha abgesandte Armee vernichtend, so dass man sich entschliessen musste, die Befestigung weiter vom Berg weg ins Gebiet der Hamsa zu verlegen.

Bei beginnender Dämmerung ging es dann die einzige lange Strasse hinunter zum Ouëd Sahel, oder, wie er hier oben noch heisst Ouëd Eddous, dessen Lauf wir von nun an bis zu seiner Mündung bei Bougie folgen wollten. Dieser Fluss, dessen Quellen am Dira bei Aumale liegen, ist schon ziemlich wasserreich, da ihm auch viel Schmelzwasser vom Hochgebirge zufliesst, aber ein eigentliches Thal hat er sich doch nicht gebildet, sondern nur eine flache, aber steilrandige Einsenkung in der Hochebene, durch welche er sich mit häufig wechselndem Bett hinwindet. Die Dunkelheit verhinderte uns, die Gegend genauer zu betrachten; sie scheint noch ganz in den Händen der Eingeborenen; nur einmal hielten wir an einer hochummauerten festungsartigen Karawanserei; dann ging es wieder weiter über die Hochebene, anscheinend immer auf ganz flachem Grunde, fort. Gegen elf Uhr hielt der Wagen, der Kondukteur öffnete den Schlag und mel-

dete, wir seien in Beni Mansour angelangt. Ich sprang heraus und sah mich verdutzt um, denn ursprünglich sah ich gar nichts. Erst als mein Auge sich einigermassen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte ich etwas tiefer als die Strasse ein langes niederes Gebäude ohne Fenster, nur mit einer ganz engen Thür; durch diese gelangte ich in eine raucherfüllte, durchaus nicht einladend aussehende Küche und aus dieser in einen langen ungepflasterten Raum, nur mit dem defekten Ziegeldach überdeckt, mit Kisten und Fässern erfüllt, so dass nur Platz für einen langen schmutzigen Tisch und gegenüber für ein Kamin blieb, in dem ein tüchtiges Feuer loderte. Das Ganze sah einer der Räuberherbergen, wie sie in den Romanen unserer Jugendzeit eine Hauptrolle spielen, zum Verwechseln ähnlich, aber wenn wir nicht mit nach Setif und Konstantine weiter wollten, blieb uns keine Wahl, und da mir die Wirthin versprach, wir sollten ein eigenes Zimmer und Betten bekommen, stieg auch meine Frau aus und ich liess meinen Koffer, den ich thörichter Weise mitgenommen, abladen. Zeit genug hatten wir, denn die sinnreiche Einrichtung, welche man hier getroffen, setzt allem, was die Direktion der Compagnie Bonnifay auf dieser Route geleistet, die Krone auf. Das Fort oder Bordsch Beni Mansour liegt nämlich nicht an der Heerstrasse, sondern etwa 3 bis 4 km thalab. Wenn nun die Diligence ankommt, wird die dorthin und nach den Orten des unteren Sahelthales bestimmte Post ausgeladen, auf ein Kärrnchen gepackt und nach dem Fort gebracht; von dort bringt das Fuhrwerk die abgehende Post für Setif und Konstantine zurück und so lange muss die Diligence um Mitternacht auf der Landstrasse halten. Dass man das zweckmässiger einrichten könnte, indem man das Kärrnchen die Post von dem Fort erst bringen liesse, scheint der Direktion noch nicht klar geworden zu sein. Auch wir mussten am Kaminfeuer sitzen, bis die Diligence wieder abgefahren war, dann erst liess sich die Frau Wirthin herbei, uns Betten zurecht zu machen. Der Wind pfiff lustig durch den Raum, aber die Betten waren leidlich, ein paar Reisedecken hatten wir mit, und so verging die Nacht besser als wir erwartet.

Am anderen Morgen sahen wir uns freilich etwas verwundert um in der sogenannten Stube, aber es war die beste des ganzen Hauses und wir konnten uns nicht beschweren. Das Anwesen

trug überhaupt die Spuren des Verfalles. Es war ursprünglich eine Kantine für die beim Strassenbau beschäftigten Arbeiter und hatte dann zeitweise leer gestanden, dann wieder Leuten, die anderswo nicht unterkommen konnten, als Obdach gedient. Auch die gegenwärtigen Inhaber gedachten nicht lange zu bleiben, denn in der ganzen Gegend finden sich noch keine Kolonisten. Reisende halten bei der erbärmlichen Verbindung mit Bougie fast niemals an und da die Diligence Nachts durchpassirt, fällt auch der geringe Verdienst für die Beköstigung der Passagiere weg. Es wirft ein grelles Licht auf manche Zustände in Algier, dass trotz ewiger Beschwerden der Kolonisten im Sahelthal an diesem wichtigen Punkte, wo sich zwei Hauptrouten, die dem Sahel entlang nach Bougie und die durch die Biban, die Eisenthore, nach Setif und Konstantine, gabeln, nicht besser vorgesorgt ist. Wir mussten noch froh sein, dass wir überhaupt ein Unterkommen gefunden und nicht auf dem blanken Felde abgesetzt worden waren, und, das muss ich anerkennend hinzufügen, das Frühstück war so gut, als man es nur in einem Hôtel verlangen konnte.

Die Compagnie Bonnifay lässt dem Reisenden, der so unvorsichtig war, diese Route einzuschlagen, Zeit genug, um die Umgebung von Beni Mansour zu studiren; der Wagen nach Akbou geht erst Nachmittags um drei Uhr ab. Uns war das nicht unwillkommen, denn hier waren wir zum ersten Male im eigentlichen Kabylenlande. Gerade dem »Hôtel« gegenüber erhob sich ein mehrspitziger Hügelrücken und jede Spitze trug eine Gruppe solider, weiss getünchter Steinhäuser, dicht zusammengebaut und zur Vertheidigung eingerichtet, von Kaktushecken umgeben. Auch weiterhin hängt, soweit man sehen kann, fast auf jeder Hügelspitze ein weisses Dorf, und alles anbaufähige Land ist mit Gerste bestellt. Im Gegensatz zu den arabischen Feldern ist hier nicht nur das perennirende Unkraut, Dent du Chien und dergleichen, bis auf einzelne Büsche am Weg ausgerodet, sondern auch das einjährige ist sorgsam gejätet und überall sahen wir noch die Kabylenfrauen mit Jäten beschäftigt. Die Kabylen halten auf das Jäten (Asousi) ausserordentlich viel und sagen, das es wichtiger ist wie Säen und Düngen; sie nehmen sich dazu sogar Tagelöhner, obwohl sie sonst baare Ausgaben soviel wie möglich vermeiden. Den Thalgrund nehmen Olivenpflanzungen ein, die einen dichten Wald bilden, der sich bis zum Steilhang des

Dschurdschura, dessen Hauptgipfel, der Tamgout (Pik) der Lella Kadidscha, sich gerade gegenüber zu 2308 m erhebt, erstreckt. Wir stiegen zu dem Dorfe empor, doch schienen die Bewohner alle draussen im Felde und es gelang uns nicht, in eins der Häuser hineinzukommen. Von der Höhe, wo uns buntfarbige Geier umflogen, hatte man eine ausgedehnte Fernsicht über das kahle, wenig fruchtbare Hochland uud das Berglabyrinth dahinter, durch welches nur der schmale Spalt des Eisenthores dem Ouëd Mekhlaou, der bei Beni Mansour mündet, und der Heerstrasse den Durchgang gestattet. Nur mit Bewilligung der anwohnenden Kabylenstämme konnten die türkischen Truppen diesen Engpass passiren; die Franzosen haben ihn 1839 unter dem Herzog von Orleans zum ersten Male durchzogen und eine Inschrift erinnert an diese »Heldenthat«, die in einem eigenen Werke beschrieben ist und die ganz unblutig verlief, weil die Kabylen damals mit den Franzosen in Frieden lebten und nicht daran dachten, ihnen den Weg zu verlegen. Von der Höhe stiegen wir wieder ins Thal hinab, das auch hier nur noch eine flache Rinne mit steilen Rändern ist. Hier waren prachtvolle Feigenbäume angepflanzt, der Hauptreichthum der Kabylen, denen eine Handvoll getrockneter Feigen gar oft zum Mahl genügen muss. Die Feige wird darum sorgsamst gepflegt, man pflanzt sie selbst noch an Stellen, die am steilen Hang kaum zugänglich sind, und in der grossen Kabylie sollen Feigenpflanzungen vorkommen, zu denen die Eigenthümer sich an Stricken herablassen. Wie in allen Ländern, deren Bewohner die Feigenzucht von den Phöniziern überkommen haben, hält auch der Kabyle die Kaprifikation (thadoukkarth) für unbedingt nöthig zur Erzielung guter Feigen und hängt vom Beginn des Sommers an alle 14 Tage eine Anzahl Früchte des wilden Feigenbaumes an die Aeste des zahmen, immer vier zu einem Kranz vereinigt, damit die ausschlüpfenden Insekten (*Cynips psenes* L.) die Feigen anstechen, süsser werden lassen und ihr Abfallen verhindern. Sie glauben an die Nothwendigkeit dieses Verfahrens trotz der guten Resultate, welche die französischen Kolonisten ohne dasselbe erzielen, so fest, dass sie gern die nicht unbeträchtlichen Kosten daran wenden und Dukkar (wilde Feigen) von den Stämmen kaufen, welche darin einmal das Renommé haben. Bei manchen Stämmen besteht für jeden Bürger die Verpflichtung, jährlich eine bestimmte Anzahl von Feigenbäumen anzupflanzen.

Auf den dürreren Stellen des Abhangs waren Oelbäume gepflanzt, und unter ihnen machten wir eine ziemlich reiche Ausbeute an kleinen Schnecken, unbekümmert um die Löwen, die nach übereinstimmenden Berichten unserer sämmtlichen algerischen Bekannten hier so gemein sein sollten, wie die Hasen, und um die Panther, die hier wirklich noch nicht selten sind. Wurden doch in derselben Woche, in welcher wir Beni Mansour passirten, zwei besonders grosse Panther hier erlegt. Den einen tödtete ein kabylischer Schäfer mit seiner Flissa, dem langen Messer, das jeder Kabyle trägt. Er weidete seine Heerde nahe einem dicken Gebüsch, als ein Panther herausstürzte und über seinen Hund herfiel. Die Kabylen halten auf ihre zottigen Spitzhunde sehr viel und gehen oft weit, um sich Junge von der ächten Rasse zu verschaffen. Der Hirt sprang darum ohne Besinnen seinem getreuen Gefährten zur Hülfe; der Panther richtete sich auf und fasste den Mann mit den Vordertatzen am Kopf, aber ehe er ihm das dicke Kopftuch abreissen konnte, hatte ihm der Kabyle unter der linken Pranke durch die Flissa ins Herz gestossen. Das Thier war sofort todt und der Hirt blieb vollkommen unbeschädigt, ein Glück das beim Kampfe mit einem Panther sehr ungewöhnlich ist. Der zweite Panther war ein besonders starkes Exemplar, das mehrere Monate lang die Gegend in Schrecken versetzte und nicht nur die Heerden draussen decimirte, sondern ganz gegen die sonstige Gewohnheit der Panther auch in die Dörfer kam, so dass sich Niemand Abends vor die Thüre wagte. Endlich gelang es sein Versteck aufzuspüren und als die Versuche ihn auszuräuchern erfolglos blieben, entschloss sich ein Franzose, dem Thier direkt zu Leibe zu gehen. Dick mit Tüchern umwickelt, so dass er sich kaum noch rühren konnte, kroch er, die Büchse voran, in die Höhle, bis er die glühenden Augen des Unthieres, das wüthend fauchte, aber den unheimlichen Eindringling doch nicht anzugreifen wagte, dicht vor sich sah, und tödtete den Panther aus nächster Nähe mit einer Kugel.*)

*) Nach dem officiellen Bericht wurden in 1881 noch 71, in 1882 48 Panther erlegt, an Löwen im ersteren Jahre 1 männlicher und 5 weibliche, im zweiten 3 Löwen und 1 Löwin. Alle Löwen wurden in der Provinz Konstantine erlegt, von den Panthern 12 in der Provinz Oran, 44 in Algier, 63 in Konstantine. Für eine Hyäne werden 5 Fcs. Schussgeld gezahlt und

Gegen Mittag kam die Post von Akbou herauf, und mit Schrecken sah ich, dass es ein kleines Corricolo war, das unseren unglückseligen Koffer beim besten Willen nicht transportiren konnte. Da blieb nichts übrig, ich nahm heraus, was wir etwa in den nächsten acht Tagen brauchen konnten, und unsere Wirthin versprach, ihn mit der nächsten Diligence nach Setif zu spediren. Unliebsamer Erfahrungen in Italien eingedenk, trennte ich mich schweren Herzens von unserem Gepäck, aber meine Sorgen waren unnöthig, denn als wir zehn Tage später in Setif anlangten, stand mein Koffer längst auf dem Bahnhof. Nachdem das Geschäft erledigt, verabschiedeten wir uns von unserer Wirthin und gingen voraus, um noch einiges zu sammeln. Weit konnten wir freilich nicht laufen, denn dicht hinter dem Fort muss der Fluss durchfahren werden und mussten wir also den Wagen abwarten. Eine gute halbe Stunde brachte uns an den Fuss des steinigen Hügels, welcher sich zwischen dem Sahel und seinem Nebenfluss Ouëd Mekhlaou erhebt und das Fort trägt. Es ist ein einfaches, viereckiges Mauerwerk mit Schiessscharten und einem kleinen Vorwerk vor dem Thore, wohl noch aus der Türkenzeit herrührend; die Besatzung scheint eben, wo die Kabylen ganz brav sind, nur aus ein paar Mann zu bestehen. Bis zum Thore war der Weg, wenn auch ein schlechter Feldweg, doch immerhin erkennbar gewesen, aber nun sah ich mich vergeblich nach einer Fortsetzung um; ein paar Wegspuren liefen allerdings nordwärts, verloren sich aber bald, und schliesslich musste ich zum Fort zurück und mich belehren lassen, dass ein schmaler kaum fahrbarer Pfad, der in steilem Zickzack nach dem Flusse hinabführte, die Strasse nach Bougie sei. Hinabsteigend kamen wir an ein paar verfallenen europäischen Häusern vorbei, die uns belehrten, dass man auch hier einen vergeblichen Kolonisationsversuch gemacht; sie waren nun von zerlumpten Arabern eingenommen. Am Flusse brach die Strasse plötzlich ab; wir wurden erst später darüber klar,

wurden in den genannten Jahren 196 erlegt; für Schakale, von denen gegen 2000 geschossen wurden, zahlt man nun in Oran und Konstantine eine Prämie von 1½—2 Fcs. Im Ganzen wurden in den beiden Jahren 8273 Fcs. Schussgeld ausgezahlt. Die Löwenfelle, die man in Algier und Bona immer zu kaufen bekommt, stammen fast alle aus dem Sudan, sie sind daran zu erkennen, dass sie am Bauch keine langen Haare haben; beim ächten Berberlöwen geht die Mähne bis zum Bauch.

dass die Chaussée von Bougie herauf den Sahel überhaupt nicht hier, sondern fast zwei Stunden weiter oben überschreitet, und dort befindet sich auch eine Brücke über den Fluss, aber keine Ansiedelung und somit auch keine Poststation, und so muss das Postkärrnchen von der Strasse ab auf einem elenden Feldwege über das Thal herüber fahren, die beiden Flussarme passiren, vorausgesetzt, dass nicht Hochwasser die Passage unmöglich macht, und sich nach dem Fort und von da nach unserem »Hôtel« durcharbeiten. Da ist es kein Wunder, wenn die Einwohner der blühenden Kolonien Tizimalt und Akbou über Vernachlässigung klagen.

Wir hatten am Flussufer fast zwei Stunden zu warten, aber sie wurden uns nicht lang, da wir in dem reichlich angeschwemmten Genist eine ganz ungewöhnlich reiche Ernte an kleinen und kleinsten Schnecken machten. Ausserdem wurde uns die Zeit verkürzt durch einen Kabylen, der eine kleine Heerde von Schafen und Ziegen durch die Furt treiben wollte. Hatte er mit Aufbietung aller Kraft ein paar Stück durch das trübe, ziemlich tiefe Wasser hinübergeschafft, wobei sich namentlich die Ziegen wasserscheu und widerborstig zeigten, und watete nun zurück, um die anderen zu holen, so kamen ihm die getreuen Thiere alsbald wieder nachgeschwommen, und diese Sisyphusarbeit dauerte über eine Stunde, bis endlich ein paar Landsleute zu Hülfe kamen und die ganze Heerde auf einmal hinübertrieben. Der Hirt hatte keine Hunde bei sich; es ist uns überhaupt aufgefallen, dass die Heerden hier meist ohne Hund gehütet werden, obschon die Kabylen eine sehr hübsche spitzartige Hunderasse besitzen, aus der bei sorgsamer Züchtung etwas gemacht werden könnte.

Gegen drei Uhr kam unser Kärrnchen vorsichtig den Pfad herunter und beförderte uns durch den Fluss und verschiedene Nebenarme auf das andere Ufer. Unmittelbar über der Furt mündet ein ziemlich wasserreicher Zufluss, der direkt von der Lella Khadidscha herunterkommt und ganz die Farbe des Schneewassers hat. Drüben beginnt der berühmte Olivenwald und ich muss gestehen, schönere Oelbäume habe ich weder in Süditalien noch in Spanien gesehen. Es sind uralte, wunderbar verästelte, knorrige Stämme, aber sie sind offenbar aus den Wurzelstöcken eines noch älteren Waldes erwachsen, denn es stehen immer drei bis vier in einem kleinen Kreise zusammen. Wer das langsame Wachsen und die unendliche Dauer des Oelbaumes kennt, der

kann nicht zweifeln, dass mindestens die Wurzelstöcke in die Zeiten der arabischen Invasion zurückreichen, denn schon die gegenwärtigen Stämme sehen aus, als gäben sie den tausendjährigen Saraceni bei Palermo nicht nach. — Den Untergrund bedeckten sorgsam gehaltene Gerstenfelder, und wo ein Bächelchen vom Gebirge herunterkam, war es aufgedämmt und zur Berieselung verwendet. Dörfer sah man aber im Thale keine, sie hängen alle droben in unzugänglicher Lage in den Felsen, wo sie leichter zu vertheidigen sind und keinen guten Boden wegnehmen. Die Bäume klettern hoch an den Abhängen hinauf, deutlich sieht man, wo die graugrünen Oelbäume aufhören und die dunkleren Eichen beginnen, die ihren wissenschaftlichen Namen *(Quercus ballota)* von Ballut, dem Namen der essbaren Eichel im Arabischen, tragen.

Das Thal dehnt sich zur weiten Ebene, aber die verkümmernden Oelbäume und die von Unkraut starrenden, mit Dornbüschen durchsetzten Felder deuten auf eingedrungene Araber, und bald sahen wir deren Zelte. Es ist aber nur ein kleiner Stamm, der sich freilich der Abstammung von Mohamed rühmt und dem die Kabylen deshalb hier freiwillig ein Stück Land eingeräumt haben, eine Erscheinung, die sich überall im Kabylengebiete wiederholt. Von den beiden Berghängen leuchten überall die weissen Berberdörfer herab. Schnurgerade läuft die recht gut gehaltene Strasse auf einen Bergvorsprung zu, der ein französisches Fort trägt. Es ist Tizimalt*), einer der Posten, welche das Sahelthal decken, und die grosse Kabylie von der kleinen trennen, besonders wichtig, weil hier die gangbarste Strasse vom Fort National herüber mündet. Sie ist freilich jetzt nur ein Maulthierpfad, aber der Tizi-n-Cheriâ, der Pass des Gesetzes, auf dem sie den Kamm des Dschurdschura überschreitet, ist mit 1231 m die tiefste Einsenkung im Gebirge, und eine Strasse über ihn soll bald gebaut werden. Ein Dorf hat sich im Schutze des Forts bereits eingenistet; ein vom Berge herabkommender Bach gestattet reichliche Bewässerung. Man war hier gerade mit der Vorbereitung zur Fête, der Kirmes, beschäftigt, ein Ereigniss in diesen abgelegenen Gegenden, wo sonst ein Tag wie der andere dahinfliesst. — Auch weiterhin bleibt das Thal eine Ebene, an beiden Seiten von pracht-

*) Der Name wird auch Tazmalt geschrieben und ist nur die kabylische Form des arabischen Smalah, Lager.

vollen Bergen eingefasst, und wieder läuft die Strasse schnurgerade weiter, dem hohen Bergsporn zu, auf welchem unser heutiges Reiseziel, Akbou, oder wie es officiel heisst, Metz, liegt. Wir brauchen aber reichlich zwei Stunden, bis wir an den Fuss des Rückens gelangen, und eine halbe weiter, bis die Serpentinen zur Höhe erstiegen sind.

Das Hôtel du Sahel dicht am Bureau der Diligence, in welches uns unser Kutscher wies, war zwar nicht sonderlich sauber, aber gegen das in Beni Mansour doch ganz ausgezeichnet, und schliesslich erhielten wir auch ein leidliches Zimmer in einem Nebenhause. Zum Betrachten der Umgegend war es mittlerweile aber schon zu spät geworden und wir mussten uns gedulden bis zum nächsten Tage. Dieser liess sich ziemlich günstig an und schon zeitig stiegen wir auf steilen Traversen die Serpentinen abschneidend ins Thal hinunter, vorbei an dem stattlichen, schlossartigen Gebäude, in welchem der Administrateur der Commune mixte von Akbou wohnt. Wie in den meisten Orten Inneralgeriens bestehen hier noch eine Commune de pleine exercice, die Ansiedelung selbst umfassend und nach dem französischen Gemeindegesetz verwaltet, und eine Commune mixte für die Umgegend, nebeneinander. In der ersteren liegt die Vertretung ausschliesslich in den Händen der französischen Bürger, also der Europäer und der eingeborenen Juden, aber durch ein Gesetz vom 7. April 1884 ist auch den Mohamedanern ein Antheil gesichert, sobald ihre Zahl hundert überschreitet; von 100—1000 erhalten sie zwei Vertreter und weiter für jedes Tausend einen, aber die Zahl darf nie ein Viertel der Gesammtzahl überschreiten. Wahlberechtigt sind von Eingeborenen die Grundbesitzer, die Pächter, die städtischen und staatlichen Beamten und die Dekorirten, sobald sie zwei Jahre am Ort wohnen, 25 Jahre alt sind und sich zur Eintragung in die Wählerliste melden, wählbar alle seit drei Jahren am Ort ansässigen Wähler und alle französichen Bürger. Die mohamedanischen Gemeinderäthe sind den anderen völlig gleichberechtigt, ausser bei den Wahlen des Bürgermeisters, des Beigeordneten und der Senatoren, und sobald die muselmännische Bevölkerung zahlreich genug ist, können sie verlangen, dass der Präfekt einen eigenen mohamedanischen Adjunkten ernennt, dem besonders die Steuereinschätzung und die Führung der Standesbücher zufällt. Es ist das gewiss ein bescheidenes Mass bürgerlicher Rechte, aber selbst

damit sind die meisten französischen Kolonisten nichts weniger als einverstanden und die Zeitungen verlangten in allen Tonarten, man solle die Ausübung aller Rechte an die Erwerbung des französischen Bürgerrechts knüpfen. Das käme freilich einer völligen Ausschliessung gleich, denn der Eingeborene sieht in der Naturalisation einen völligen Abfall vom Glauben und trotz aller Erleichterungen, trotz der verlockenden Vortheile, welche die Regierung bietet, beträgt die Anzahl der von 1865—1884 naturalisirten Araber, Kabylen und Mauren nur 551, eine Zahl, die deutlicher spricht als ganze Bücher *).

In den Communes mixtes ist dem eingeborenen Element eine grössere Betheiligung gestattet, doch ist der Administrateur ziemlich souverän und gar manche der Herren sollen sich von türkischen Paschas nur dem Namen nach unterscheiden. Der Ausdruck »mixte« ist überhaupt ein Euphemismus, denn nur die so sehr spärlichen Einzelansiedler gehören ihnen an, jedes, auch das kleinste Kolonistencentrum hat Recht auf eine Sonderstellung und auf ausschliesslich europäische Vertretung. Die Bedeutung der Errichtung der Communes mixtes liegt aber darin, dass sie den vollständigen Bruch mit allen Traditionen des arabischen Feudalsystems darstellt. Es hat lange gedauert, bis sich die Franzosen über die Schädlichkeit und Gefahr der Institutionen klar wurden, welche sie bei der Eroberung vorfanden. Sie glaubten immer wirklich die grossen arabischen Familien an sich fesseln und sie für die französischen Interessen gewinnen zu können. Das begriffen die Araber sofort, und wo sich ein Stamm unterwerfen musste, fand sich immer ein Glied der herrschenden Familie, das der Regierung freundlicher gegenüber trat und natürlich zum Kaid und wenn es sich brauchbar erwies, sogar zum Baschagha oder Khalifa befördert wurde. Die anscheinend Abtrünnigen fanden bei den streng legitimistischen Arabern doch immer als Glieder der rechtmässigen Herrscherfamilie unbedingten Gehorsam, natürlich aber doppelt freudigen, wenn sie zu gegebener Zeit die Maske abwarfen und zum heiligen Krieg riefen **). Aber auch

*) Nach einer Angabe des Herrn Sabatier kommen davon auf die Gemeinde Akbou allein 318.

**) Mit welcher Naivetät die Franzosen dabei manchmal zu Werke gingen, beweist der Aufstand der Kabylen in 1871. El Mokrani, der Führer der Empörung war von den Franzosen zum Baschagha der fruchtbaren

dann wurde immer noch Sorge dafür getragen, dass im Fall des Misslingens dem legitimen Hause seine Stellung erhalten wurde, irgend ein jüngeres Glied der Familie blieb den Franzosen treu und nahm sogar als Spahisofficier oder Führer einer Abtheilung Ghums (eingeborener Irregulären) am Kampf gegen seine Landsleute theil, und ihm wurde natürlich dann die Kaidwürde übertragen. Bei den grossen Stämmen am Wüstenrande war eine solche Politik freilich kaum nöthig, da es den Franzosen fast niemals gelungen ist, dieselben völlig zu unterwerfen und sie gerne zufrieden waren, wenn nach langem unentschiedenem Kampfe die Aufständischen endlich den Aman (die Amnestie) nachsuchten und wenigstens nominell ihre Oberherrschaft anerkannten. Den Stammeshäuptern blieb die volle Souveränität, die Steuererhebung, ja selbst das Recht über Leben und Tod massten sie sich in manchen Gegenden noch an und die Bureaux arabes drückten für gar manche Gewaltthat die Augen zu.

Die Errichtung der Communes mixtes im Civilgebiet und der Communes indigènes im Militägebiet bedeutet den völligen Bruch mit dem Feudalsystem. Die grossen Chefs, die Aghas, Baschaghas und Khalifas haben ihre Obermacht über die einzelnen Kaids vollständig verloren, und aus den Kaids sind Adjoints indigènes geworden, die direkt unter dem Administrateur stehen. Um die Bedeutung dieser Aenderung zu würdigen, muss man wissen, dass die sämmtlichen eingeborenen Chefs hauptsächlich durch einen Antheil vom Zehnten bezahlt werden. Früher wurde derselbe unter die verschiedenen Rangstufen vertheilt; der Kaid, der ihn direkt erhob, behielt die Hälfte des Antheils, die andere theilten Agha und Baschagha. Jetzt behält der erhebende Kaid das Ganze

Medjana gemacht worden; seine Macht wurde durch einen feindlichen Vetter, Ben Abd-es-Selam, balancirt, aber die französische Regierung bewirkte, selbst eine Aussöhnung zwischen diesen beiden und weiterhin mit Ben Ali Scherif, dem Baschagha der Kabylen, und Ben Haddad, dem Oberhaupt der Bruderschaft der Rahmaniya. Die unmittelbare Folge war die gemeinsame Empörung dieser vier. Freilich wird in Algerien behauptet, die Militärpartei habe diesen Aufstand, welcher der Einführung des Civilregimentes unmittelbar folgte, nicht ungern gesehen. (Cfr. Gastu, le peuple algérien, chap. III. 1). — Ebenso hat man der schon durch ihre Scherifwürde sehr einflussreichen Familie der Aghas der Ouled Sidi Sheikh alle die Wüstenstämme längs der tunesischen Grenze untergeordnet, und nun befindet sich dieselbe seit zwanzig Jahren in vollem Aufstand.

und die höheren Chargen sehen sich auf die Einnahmen reducirt, welche sie als Kaid ihres eigenen Stammes haben. Um sie für den schweren Verlust einigermassen zu entschädigen, ist schon 1881 unter dem Gouverneur Grévy eine Kasse gegründet worden, in welche 5% des Zehnten, sowie alle den Kaids auferlegte Geldstrafen fliessen, und aus welcher die Geschädigten einigen Ersatz erhalten. Natürlich sind die Herren damit nicht zufrieden, aber zuverlässig waren sie ohnehin nie, und wenn die neue Einrichtung sich erst einmal eingebürgert hat, werden die Aufstände schon etwas mehr Schwierigkeiten finden. Den armen Arabern bringt die neue Verfassung vorläufig noch keinen Vortheil, da man nicht daran gedacht hat, den Antheil der oberen Rangstufen vom Zehnten abzuziehen; sie werden von den Kaids geradeso arg ausgepresst, wie früher.

Die Kolonisten in den Communes mixtes sind mit der neuen Einrichtung durchaus nicht überall zufrieden und vielfach hört man sie die Zeiten zurückwünschen, in denen noch die Bureaux arabes regierten. Diese verfuhren zwar überaus despotisch, aber sie wurden doch von Beamten geleitet, die ihre Carrière in Algier gemacht hatten und Land und Leute genau kannten. Die Administrateurs sind aber, wie das bei der ganz plötzlich erfolgenden Umgestaltung gar nicht anders sein konnte, vielfach frisch herübergesandte Franzosen, und viele, die 8—10000 Araber unter sich haben, verstehen kein Wort arabisch und haben nicht einmal eine Idee von dem Unterschied zwischen Araber und Kabyle. Sie sind also ganz abhängig von ihren Untergebenen und den einheimischen Interpreten und daraus entspringt mancher schwere Missgriff. Doch wird das von Jahr zu Jahr besser werden und im Allgemeinen haben doch die bürgerlichen Administrateurs viel mehr Sinn für die Entwicklung des Landes und das Gedeihen der Kolonisation, als die militärischen Beamten der Bureaux arabes, welche in jedem Kolonisten eine Gefahr für ihr absolutes Regiment sahen.*)

*) Der ehemalige Deputirte für Algier, Gastu, erzählt (le peuple algérien, p. 9), dass 1871 eine ganze Menge Kabylen nach Bougie kamen, um sich naturalisiren zu lassen; aber das Bureau arabe liess die vornehmsten einsperren und schüchterte die anderen so ein, dass nur 42 auf ihrer Absicht bestanden. Dem Stamm der Beni Mohali, der in corpore naturalisirt sein wollte, soll in demselben Jahre die gleiche Behandlung wider-

Unmittelbar Akbou gegenüber erhebt sich aus dem Thal ein spitzer Bergkegel, nach keiner Seite mit dem Gebirge zusammenhängend, der Piton d'Akbou. Er war offenbar zur Zeit, wo der Sahel sich noch nicht den Weg durch das Küstengebirge gebahnt hatte, eine Insel in einem weiten See. An seinem Fusse lag die Römerstadt Ausus, deren Citadelle seinen Gipfel krönte; ein Grab mit einer Inschrift befand sich hier noch bei der Eroberung durch die Franzosen. Die Stadt selbst ist spurlos verschwunden, vielleicht begraben unter den Anschwemmungen des Ouëd Illoula, der im Sommer trocken, im Winter ein wilder Bergstrom wird und enorme Massen von Schlamm und Geröll von den Bergen herabführt. Zur Türkenzeit hauste oben ein Kabylenstamm, der wie von einer sicheren Burg aus das ganze Sahelthal brandschatzte und auch den Franzosen zu trotzen wagte, bis eines schönen Tages der alte Pelissier den Berg umstellen liess und dann ein regelrechtes Treiben veranstaltete. Seitdem ist der Berg unbewohnt. Seine steilen Abhänge, an denen herablaufende Felsrippen schon von weitem erkennbar waren, hatten uns angelockt und wir trieben uns den ganzen Vormittag dort herum. Neben den gemeineren Schneckenarten fanden wir hier zum ersten Mal eine Vertreterin der für das östliche Nordafrika charakteristischen Gruppe der lamellentragenden Ferussacien, die ich früher nur einmal am Rande der Sahara bei Saida gefunden, die aber von nun an nirgends mehr fehlten. Diese Gruppe ist auch dadurch interessant, dass sie einen Vertreter in Sicilien hat, was für die Frage nach dem ehemaligen Landzusammenhang nicht unwichtig ist.

Für den Mittag hatten wir einen Rekognoscirungsausflug nach den Kalkmassen auf der Westseite vorgesehen, die verlockend herüberwinkten, aber schon als wir den Berg wieder hinaufgingen, trübte sich der Himmel und wir waren kaum unter Dach, als es tüchtig zu regnen anfing. Da war nichts zu machen und wir machten uns schon auf einen recht langweiligen Nachmittag gefasst, als ich mich erinnerte, dass ich ja den Lehrer von Akbou, Herrn Sabatier, in Algier kennen gelernt und dass er mich ein-

---

fahren sein. Gastu's Angaben sind aber mit einiger Vorsicht aufzunehmen und es ist jedenfalls merkwürdig, dass bei den jetzt so sehr erleichterten Bedingungen die hartköpfigen Kabylen noch nicht wieder auf ihre Naturalisationsgelüste zurückgekommen sind.

geladen hatte, ihn zu besuchen. Um nach ihm Umschau zu halten, schlenderten wir durch die Strassen des anscheinend recht gut gedeihenden Ortes, der schon zu einem kleinen Städtchen herangewachsen ist und nicht nur von Europäern, sondern auch von Kabylen, die Handwerke betreiben, bewohnt wird. Als wir über den Platz gingen, kam uns ein Junge nachgesprungen und holte uns in das kleine Schulhaus, das wir hinter den schattigen Eukalypten des Vorgartens gar nicht bemerkt hatten. Wir fanden Herrn Sabatier in dem engen Schulzimmer, das für ca. 20 Schüler nur nothdürftig Raum bot. Kabylen, eingeborene Juden und Kolonistensöhne sassen bunt durcheinander. Die Schule war ganz nach französischem Muster eingerichtet, aber die besten Zöglinge waren ein paar Kabylenjungen, welche das Französische vollkommen fehlerfrei sprachen und lasen, und deren Hefte und Kartenzeichnungen wenig zu wünschen übrig liessen. Einer davon war sogar nach Algier auf die Ecole normale geschickt worden, um zum Lehrer ausgebildet zu werden, aber der Sohn des Gebirges hatte das Heimweh bekommen und zurückgeschickt werden müssen.

Der Nachmittag verging uns nur zu rasch in Gesellschaft des Herrn Sabatier und seiner Frau, einer Elsässerin, die zwar als Tochter eines französischen Officiers eine arge Preussenfeindin war, aber sich doch kindlich freute, wieder einmal ihr gemüthliches Elsässer Deutsch sprechen zu können. Der Lehrer ist seit sieben Jahren in Akbou angestellt und kennt das Land und die Leute genau; ich erfuhr von ihm gar Manches über die Kabylen, was mir neu war, aber ich ziehe vor, das später im Zusammenhang zu berichten, da ich den Urbewohnern Nordafrikas ja doch ein eigenes Kapitel widmen muss. Da Herr Sabatier auch ein eifriger Sammler ist, hatten wir Berührungspunkte genug, und gern wäre ich noch einen oder zwei Tage in Akbou geblieben, wenn das Wetter nicht gar zu fürchterlich gewesen wäre. Aber so prasselte der Regen fortwährend gegen die Scheiben, die Wolken senkten sich immer tiefer am Gebirge herab und Herr Sabatier meinte, vor der nächsten Woche werde es schwerlich besser werden. Da blieb nichts übrig, als am Abend Plätze in der Diligence zu nehmen, da eine Tag-Gelegenheit nach Bougie leider nicht existirt. Die Fahrt war sehr unerquicklich; was seit Monaten nicht vorgekommen, ereignete sich gerade heute, es war

noch ein anderer Coupé-Passagier da, und so sassen wir wie die Häringe zusammengedrängt und konnten bei dem schauderhaften Regen noch nicht einmal die Fenster öffnen. Wir waren alle froh, als der Morgen anbrach und wir gegen sechs Uhr unser Reiseziel Bougie vor uns liegen sahen.

Die Kolonisation im Sahelthal datirt erst von 1871, nach der Niederwerfung des grossen Aufstandes, sie hat für diese kurze Zeit schon ganz respektable Resultate erzielt. Ausser Akbou und Tizimalt liegen noch eine ganze Anzahl von Fermen am Abhang der Berge, die Hügel verwandeln sich rasch in Weinberge und bereits hat ein Marseiller Haus eine grossartige und rationell betriebene Oelmühle angelegt *). Trotzdem sind die Bedingungen für den Ansiedler hier nicht so günstig, wie sie auf den ersten Blick scheinen. Nicht umsonst liegt der grössere Theil des Thalbodens wüst und haben sich alle Ansiedelungen an die Berghänge geflüchtet. Jahrhunderte lang hat der Sahel oder, wie er von der Einmündung des Bou Sellam an im Lande gewöhnlich genannt wird, der Souman, sich sein Bett durch die Ebene gegraben, wo und wie er wollte; so sind unzählige Altwasser und Wasserlöcher entstanden, deren Verdunstung die Luft mit Miasmen erfüllt und perniciöse Wechselfieber erzeugt. Auch der Kabyle erliegt ihnen; eine Anzahl unternehmender Leute, die nach der französischen Eroberung die Besiedelung versuchten, sind zu Grunde gegangen und selbst die Hirten scheuen im Sommer die Ebene. Akbou ist besonders deshalb auf der unbequemen Höhe erbaut worden; eine Verbesserung des Klimas ohne Regulirung des noch ungebändigten Flusses ist kaum zu erhoffen. — Dann aber ist das Sahelthal, das gerade von Süden nach Norden die gewaltige Bergmasse der Kabylie durchschneidet, dem Scirocco ausgesetzt, wie wenig andere Gegenden Algeriens. Mit furchtbarer Gewalt und sengender Gluth stürzt er von der Hochebene herunter in die tiefe Einsenkung zwischen den hohen Bergrändern und vernichtet, wenn er schon früh im Jahre eintritt, oft die ganze Ernte. Im vorigen Jahre blies er im Juli 18 Tage ununterbrochen, und der Thermometer stand im Schatten unverändert auf 44 ° C, so dass das Laub an den Bäumen sich kräuselte und die Weinbeeren am Stock zu Rosinen einschrumpften. Mehr noch als sonstwo im

*) Ich entlehne diese Specialangaben einem im Bulletin de la Société géographique de Marseille 1885 veröffentlichten Artikel des Herrn Sabatier.

Nordafrika ist die Ansiedelung hier ein Hazardspiel, und nur in den geschützten Ecken am Südhang vorspringender Bergsporne kann man auf sichere Ernten rechnen. Günstiger sind die Verhältnisse unterhalb Akbou; in dem engeren Thale gedeihen eine ganze Anzahl von Fermen, darunter die bedeutendste die eines Eingeborenen, des obengenannten ehemaligen Baschaghas der Kabylen, Ben Ali-Chérif, der eine so unselige Rolle im letzten Aufstande spielte. Die Regierung hat nicht gewagt, ihn ernstlich zu bestrafen, — weil er zuviel hätte ausplaudern können, was der Militärpartei unangenehm gewesen wäre, wie man offen in Algerien sagt, — und so kann er sich noch immer rühmen auf seinem Gute Azib-el-Cheir einen Wald von 20 000 Oelbäumen, 35 000 Feigenbäumen und 500 Orangenbäumen zu besitzen. Pfeift einmal die Lokomotive durch das Thal, was ja bis spätestens Ende 1886 der Fall sein wird, so wird aber auch die fruchtbare Ebene von Akbou schwerlich länger wüst bleiben und für die Kultur erobert werden, wie die Metidja und die Gegend von Sidi-bel-Abbès, deren Fieber ebenso verderblich waren, und dann wird sich wohl ein Theil der Hoffnungen verwirklichen, welche der Admiral Gueydon an die Gründung von Akbou knüpfte.

Zehntes Kapitel.

Bougie.

Verwundert blickten wir um uns, als wir dem engen Rumpelkasten entstiegen. Hatte uns irgend eine neckische Fee an den Südfuss der Alpen und an einen der oberitalienischen Seen versetzt? Vor uns lag eine weite, tiefblaue Wasserfläche, ringsum von mächtigen Bergen eingefasst, deren Schneekuppen im ersten Morgensonnenschein erglänzten. Keine Welle regte sich in dem weiten Becken und nur die grossen Seeschiffe am Ufer verriethen dass es zum Mittelmeere gehöre. Auf senkrecht abfallendem Kalkfelsen liegt eine maurische Citadelle, und daran schliesst sich am steilen Abhange der Stadt in üppigem Grün zerstreut, von Palmen und gewaltigen Laubbäumen beschattet, überragt von dem mächtigen Gouraja, der in schwindelnder Höhe ein Fort trägt. Ich kenne keine zweite Stadt am ganzen Mittelmeere, welche einen ähnlich freundlichen und lieblichen Eindruck macht, wie die alte Königsstadt, die rechtmässige Hauptstadt Algeriens, die nur

durch einen Zufall ihrer Stellung beraubt wurde. In der geschützten Bucht, fast dem einzigen wirklichen Naturhafen zwischen Karthago und Mers el Kebir, hatten schon die Phönizier eine Niederlassung, die Karthager eine ihrer Metagonitenstädte, und vom römischen Saldae liefen Strassen aus sowohl nach beiden Seiten der Küste entlang, als auch nach Setif und Konstantine. In Saldae schlug der siegreiche Vandalenkönig Genserich seine Residenz auf, bis ihm die Eroberung von Karthago gelang; aber nach der Niederwerfung der Vandalenherrschaft scheinen auch hier die wilden Bergstämme die Anarchie benutzt zu haben, um die gehasste Zwingburg niederzubrechen. Saldae verschwindet aus der Geschichte und erst 1067 n. Chr. nimmt En Nacer den Kabylen den Gouraja wieder ab und gründet hier seine neue Residenz, die er nach seinem Namen En-Naceria nennt, die aber im Volksmunde stets Souk el Bedsch'aia heisst oder einfach Bedschaja nach dem Kabylenstamme, dem der Berg gehörte und unter dessen Schutze auf dem Jûl Barúk, der Ebene hinter dem Stadtberge, seit Urzeiten der grosse Markt der Kabylen abgehalten worden war. Gegen solche tausendjährige Gewohnheit kommt selbst der Wille eines orientalischen Despoten nicht auf und der kabylische Name ist der Stadt geblieben, denn Bougie ist nur eine Verstümmelung von Bedschaja. Beinahe vier Jahrhunderte blühte die Maurenstadt trotz ewiger Bürgerkriege und wechselnder Schicksale. Als die berberischen Hammaditen hier residirten, hatte es in seinen 24 Quartieren, die sich hoch am Gouraja hinaufzogen, 20 000 Häuser, und Edrisi erzählt Wunderdinge von der Pracht und dem Reichthum seiner Bewohner. Die Katalanen, die Genuesen, die Pisaner, die Amalfitaner, die Gaetaner und die Provenzalen hatten hier ihre Fonduks und trieben einen gewinnbringenden Handel mit dem reichen Lande. Auch die mohammedanische Wissenschaft blühte in einem Grade, dass die Stadt den Namen Mekka es Sreira, Kleinmekka, führte, ein Ruhm, den besonders Sidi et Tuati, ein Zeitgenosse En Nacer's, begründete. Als dann die Spanier die Mauren immer mehr aus der Iberischen Halbinsel herausdrängten und die Flüchtlinge nun den Krieg aufs Meer verlegten und die Piratenfahrten begannen, wurde auch Bougie ein Hauptsitz der Seeräuber. Sein Reichthum nahm damit noch ungeheuer zu, aber als schliesslich unter Abd el Aziz die Sache zu arg wurde, sandte Ferdinand der Katholische

seinen Admiral Pedro de Navarra mit einer grossen Flotte gegen Bougie aus. Ganz unerwartet erschien er am 5. Januar 1509 vor der Stadt, die im Winter am wenigsten einen Angriff erwartete, und landete mit 15 000 Mann dicht an den Mauern. Im ersten Schrecken flüchteten die Einwohner in die Berge und überliessen den Angreifern die Stadt, hoffend, dass dieselben sich mit einer Plünderung begnügen und dann wieder einschiffen würden, aber die Spanier, die damals nach der Niederwerfung Granadas ernstlich an die Eroberung ganz Nordafrikas dachten, verstärkten die alten Befestigungen, erbauten eine neue Citadelle und richteten sich in der verlassenen Stadt häuslich ein.

Es war das die Zeit, wo die Macht der Barbarossen sich zu heben begann; die Furcht vor den Spaniern war ihre beste Bundesgenossin und trieb ihnen die ganze Maurenbevölkerung in die Arme. Ihrem scharfen Blick entging die Wichtigkeit Bedschajas nicht und zweimal setzten sie ihre ganze Macht an seine Eroberung, beide Male umsonst. Horuk verlor dabei 1512 Flotte und Armee und seinen rechten Arm, und drei Jahre später erging es Haireddin kaum besser, obwohl die Bergstämme in Scharen zu seiner Unterstützung herbeiströmten. Erst dann wandten sich die Türken nach Algier und machten es zu ihrer Hauptstadt. Bougie blieb den Spaniern eine nutzlose Besitzung, mehr eine Last, denn sie verstanden es nicht, die Bergstämme für sich zu gewinnen und konnten sich nicht vor die Ringmauern hinauswagen. Die neuen amerikanischen Kolonien nahmen Spaniens beste Kraft in Anspruch, die Erwerbung der deutschen Kaiserkrone lenkte die Blicke seiner Herrscher vom Mittelmeere ab und der Kampf gegen die Reformation nahm sie bald so in Anspruch, dass die Städte an der Barbareskenküste fast vergessen wurden. Als 1555 Salah Reis mit 40 000 Mann und einer starken Flotte erschien, reichte die spanische Besatzung nicht aus, um die Festungswerke zu besetzen und musste nach dreiwöchentlicher Vertheidigung des Hauptforts kapituliren. Wohl wurde der Kommandant, Alfonso de Peralta, in Valladolid zur Strafe enthauptet, aber die Niederlage blieb ungerächt, und Bougie, von dem eifersüchtigen Algier auf jede Weise niedergehalten, verkam immer mehr und war nicht viel Anderes als ein Haufen Ruinen, als im September 1833 der General Trézel dort erschien und sich nach dreitägigem Kampfe mit dem Kabylenstamme der M'zaïa der Stadt bemächtigte. Die Einwohner

wanderten bis auf wenige aus, aber sie gaben den Kampf nicht auf. Zwanzig Jahre lang konnte kein Franzose wagen, die Mauern zu verlassen, denn in geringer Entfernung lauerten die Eingeborenen; erst nach der definitiven Besiegung der grossen Kabylie haben sie sich unterworfen, aber sie gelten noch immer für unzuverlässig In der Stadt wohnen heute noch verhältnissmässig sehr wenige Eingeborene, über die Hälfte der Bewohner sind Europäer. Noch ist der Handel trotz der beiden Strassen, welche Bougie jetzt mit dem Innenlande verbinden, nicht sehr bedeutend, da das Sahelthal noch wenig kolonisirt ist und die Hochebene von Setif bequemer mit der Bahn über Konstantine und Philippeville exportirt, während eine fahrbare Verbindung mit der grossen Kabylie ganz fehlt und die noch kaum kolonisirte kleine Kabylie in Djidjelli einen eigenen Hafen besitzt; doch beträgt die Hafenbewegung immerhin schon über 4 Mill. Franken und ein bedeutender Aufschwung ist sicher, sobald die beiden schon bewilligten Bahnlinien eine bequemere Verbindung herstellen. Dann wird man auch wohl das längst fertige Projekt ausführen und den Hafen durch einen 1800 m langen Damm auch gegen den Scirocco, dem er eben noch ausgesetzt ist, der aber als Landwind selten gefährlich wird, decken.

Einstweilen ist Bougie eine stille Provinzialstadt. Nur selten kommt ein Tourist auf längere Zeit hierher; die meisten begnügen sich, auf der Fahrt von Algier nach Philippeville-Konstantine die wunderschöne Gegend vom Hafen aus zu bewundern und fahren nach wenigen Stunden weiter. Das einzige Hôtel ist in ganz Algerien als unsauber und theuer verrufen, nicht mit Unrecht, doch lässt es sich schon darin eine Zeitlang aushalten, und die Aussicht aus den nach dem Hafen zu gelegenen Zimmern über die Bucht und auf die Kette des Grand Babor, den fast ebenbürtigen Nebenbuhler des Dschurdschura, entschädigt für manches, die herrliche Umgebung für alles. Nur gehört Bougie zu den Gegenden, wo es mehr regnet, als dem Touristen lieb ist; mit ca. 1300 mm Regenhöhe ist die Stadt einer der regenreichsten Punkte an der nordafrikanischen Küste und selbst im hohen Sommer sind Gewitterregen nicht selten. Als Ueberwinterungsstation ist darum Bougie trotz seiner reizenden Umgegend, auch abgesehen von dem schlechten Hôtel, nicht zu empfehlen, aber ich kann jedem Reisenden, der sich von Algier nach Osten begibt,

nur aufs Dringendste rathen, in Bougie auszusteigen und von dort aus durch Chabet el Akra, die Schlucht des Todes, die Bahn in Setif zu gewinnen.

Die Stadt liegt am Abhange des 700 m hohen Dschebel Gouraja auf einem von mehreren tiefen, mit üppigem Grün erfüllten Schluchten zerrissenen Plateau, das bis ins Meer hinein vortritt und nach drei Seiten steil, fast senkrecht abfällt. Vom Hafen aus ist die Senkung weniger jäh und führt eine Fahrstrasse in steilem Anstieg zur Stadt; eine andere hat man auf der entgegengesetzten Seite mühsam dem schroffen Hang abgewonnen und die Verbindung zwischen dem Hafen und der Ebene auf der Südseite, wo sich die Unterstadt zu bilden anfängt und ein spekulativer Kopf schon ein Café de la Gare future errichtet hat, haben schon die Mauren in den senkrechten Kalkfelsen gesprengt. Die Häuser liegen zerstreut den Ravins entlang, alle von Gärten umgeben, von Fruchtbäumen beschattet. Die Feigen wie die Orangen von Bougie sind berühmt. Die maurischen Wasserleitungen führen noch die Quellen vom Berge herunter und wenig Städte in Algerien sind so überreich an köstlichem Trinkwasser wie Bougie. Bougie ist aber die Achillesferse von Algerien. Die geschützte Bucht gestattet jederzeit das Einlaufen von Flotten und das Landen von Armeen, und die Franzosen wissen genau genug, dass ihre getreuen kabylischen Unterthanen jedem landenden Angreifer in Masse zuströmen würden. Darum hat man sich nicht wie in anderen Städten damit begnügt, die beiden Plateauecken, welche auf dem steilen Felsen ca. 50 m über dem Meere den Hafen direkt beherrschen, zu befestigen und die Stadt mit einer krenelirten, vielfach von Thürmen verstärkten Mauer zu umgeben, sondern man hat auch in der Ebene nach der Sahelmündung hin ein paar Batterien angelegt, über der Rhede von Sidi Yahia das starke Fort Abd el Kader mit zahlreichen Blockhäusern und landein das ebenfalls starke Fort Groselles errichtet, und schliesslich den fast unersteiglichen Felsengipfel mit einem Fort gekrönt, das freilich im Frieden nur von ein paar Mann besetzt wird, aber Stadt und Hafen völlig beherrscht und bei genügender Verproviantirung als absolut uneinnehmbar bezeichnet werden muss. Ein vorzüglich tracirter, bis obenhin fahrbarer Weg führt bis zu dem senkrecht abfallenden Gipfelfelsen und bietet einen reizenden Spaziergang. Unmittelbar vor den Thoren beginnt der Buschwald: man will

offenbar im Gebiete der Festungswerke keine Ansiedelung und hat die früher hier hausenden Kabylen vertrieben. Anfangs mischen sich zwischen die Büsche noch blüthenbedeckte Oelbäume und einzelne Johannisbrodbäume, die Ende April schon mit jungen Schoten behangen waren, Ueberreste der maurischen Kultur; weiter oben wird die Vegetation auf dem sonnendurchglühten Boden magerer, bietet aber dem Botaniker reiche Ausbeute. Der Fels ist Kalkschiefer, durchzogen von Adern von Cipollin, hier und da mit kleinen Grotten, in denen sich die heute noch am Berge lebenden Schneckenarten subfossil finden. Nach Wirbelthierknochen sah ich mich vergeblich um. Kurz unter dem Gipfel ist ein kleines Plateau, wo man ausgezeichnete Pflastersteine und Platten aus marmorartigem Kalk bricht. Hier liegt von Gärten und Feldern umgeben eine kleine militärische Ansiedelung, deren Insassen das Fort Gouraja auf der Höhe bewachen. Trümmer von arabischem Mauerwerk beweisen, dass auch schon früher hier eine Niederlassung bestand, vielleicht bestimmt für die Wallfahrer zu dem hochverehrten Heiligthume der Lella Gouraja*), einer der heiligen Frauen, die man bei den Kabylen nicht selten, bei den Arabern aber nie findet. Doch deuten Gräben und starke Mauerfundamente auch auf die Existenz einer maurischen Befestigung in dieser Höhe. Die Aussicht muss bei schönem Wetter sehr umfassend sein; wir sahen uns leider bei unserem Besuche schon auf diesem Plateau in dichte Wolkennebel gehüllt und mussten, auf die Besteigung des höchsten Gipfels verzichtend, froh sein, ohne gründliche Durchnässung das Hôtel wieder zu erreichen.

Noch schöner ist ein Spaziergang nach dem etwa anderthalb Stunden von der Stadt entfernten Grand Phare, dem grossen Leuchtthurme auf dem Kap Carbon. Man verlässt die Stadt durch ein mehr nördlich gelegenes Thor. Unmittelbar vor demselben liegt der Friedhof, ein liebliches, von Eukalypten und Cypressen dicht beschattetes Plätzchen. Am Wege stehen ein paar riesige Eschen, Charakterbäume der Kabylie, wo sie von den Eingeborenen

*) Die arabische Tradition leitet den Namen der Heiligen von dem des Berges ab, nicht umgekehrt. Der Berg soll seinen Namen von den Vandalen erhalten haben und nach Ibn Khaldoun bedeutet Gouraja in der »vandalischen Sprache« einen Berg. Wahrscheinlicher dürfte aber eine Ableitung aus dem Phönicischen sein. Die Kubbah der Heiligen ist innerhalb des Gipfelforts noch erhalten.

überall angepflanzt werden, um mit ihrem Laub das Vieh im Winter zu ernähren. Eine Zeit lang bleibt man dann noch in der schmalen Zone der Oelbäume und Karruben; der Weg zieht immer am steilen Hange über der Rhede von Sidi Yahia hin, dann übersteigt er den schmalen Kamm, welcher weiter draussen das Fort Abd el Kader und den kleinen Leuchtthurm trägt, und senkt sich in eine Mulde, die, ringsum von senkrechten, unersteiglichen Felsen eingefasst, steil zum Meere abfällt. Es ist ein wunderschönes Fleckchen, von aller Welt abgeschieden, von üppigem Grün erfüllt, mit hochstämmigen Eichen, wilden Oelbäumen, Strandkiefern und unzähligen blühenden Sträuchern. Hier ist auch ein Lieblingsplatz der Affen, aber wieder waren wir nicht so glücklich, einen zu Gesicht zu bekommen, das regnerische Wetter hielt sie in ihren Verstecken zurück. Ein guter Maulthierpfad führt durch das Gebüsch direkt auf die Felswand zu, welche nach Westen hin weit ins Meer hinein vorspringt. Eine Strecke weit läuft er, durch eine Mauer nach der Seeseite hin geschützt, am senkrechten Hang entlang, dann durchbricht er den Vorsprung in einem kurzen Tunnel, und nun steht man unmittelbar dem gewaltigen Felskegel gegenüber, welcher den Leuchtthurm trägt. Nur ein schmaler nach beiden Seiten dachförmig steil abfallender Landrücken führt tief unten vom Festland hinüber und auf kurzen, steilen Serpentinen steigt man an dem schwindelnden Hang hinab; fast die Hälfte des Weges ist in den Felsen gehauen, es ist eine Riesenarbeit gewesen, diese Verbindung herzustellen. Nach beiden Seiten hin erstrecken sich steile, senkrechte Felsenwände, von nimmer rastender Brandung gepeitscht, absolut unzugänglich selbst für das kleinste Boot; nur am Abhange der Landenge ist bei günstigem Winde eine Landung möglich und ein schwindelnder Pfad leitet von da herauf; vor Durchbruch des Tunnels war der Leuchtthurm oft auf Wochen unzugänglich und musste immer auf längere Zeit verproviantirt sein, wie ein Schiff auf hoher See. Auf der Landenge selbst stehen hochstämmige Strandkiefern; mit ihren gewaltigen Wurzeln klammern sie sich so fest an den Schieferfelsen, dass ihnen auch die schwersten Stürme nichts anhaben können, obschon es hier zwischen den steilen Wänden oft so furchtbar wüthet, dass man an beiden Seiten des verbindenden Grates Pfade in den Felsen gehauen hat, um immer auf einer Seite Schutz zu haben. Auch auf der anderen Seite ist der Pfad wieder in den

Felsen gehauen und zieht sich steil ansteigend um den Felskegel herum zur Spitze, welche den Leuchtthurm trägt. Der Aufseher nahm die Prussiens recht freundlich auf und verabreichte uns, dem Reglement entgegen, sogar einige Erquickungen; im Fremdenbuche fand ich, obschon es über mehrere Jahre zurückging, nicht einen einzigen deutschen Namen.

Auch unsere Privatliebhaberei fand auf dem Weg zum Leuchtthurm reichliche Befriedigung. In Unzahl kroch die glänzendweisse *Leucochroa Otthiana Forbes* an den Schieferhängen des Wegs herum und zahlreiche andere interessante Schnecken fanden sich in den Spalten der Felsen und namentlich in der nächsten Umgebung des Tunnels. Von ganz besonderem Interesse waren uns aber prachtvolle grosse Exemplare der *Glandina algira* L., welche in der Kabylie die Westgrenze ihrer Verbreitung erreicht, und solche von *Stenogyra decollata* L., einer am Mittelmeer allgemein verbreiteten Art, die aber hier in Dimensionen auftritt, welche die sonst üblichen reichlich um das Doppelte übertreffen. Die Umgebung von Bougie ist überhaupt für den Naturforscher eine wahre Fundgrube *); auch Schmetterlinge, welche sonst in Nordafrika verhältnissmässig viel seltener sind, als in Deutschland, flogen in der Mulde vor dem kleinen Tunnel in erheblicher Anzahl.

Reizende Spaziergänge bieten sich dem Touristen auch nach der Landseite hin. Ueber den kleinen Platz, auf welchem kabylische Händler alle möglichen Kleinigkeiten, nur keine kabylischen Arbeiten, ausbieten, gelangt man zum Hauptlandthor und steigt dann auf steilen Serpentinen hinunter durch das Bois sacré, einen Hain von wunderschönen Eschen und Oelbäumen, wie man sie eben nur in der Kabylie sehen kann. Unten ist eine kleine Ebene, durch die Verbreiterung eines Ravins gewonnen, welchem man durch die Quellwasserleitung sein Wasser so ziemlich entzogen hat. Hier wurde vielleicht schon seit Phönizierzeiten der grosse Markt für die Kabylie abgehalten, dem Bougie seine Bedeutung verdankt. Ein Brunnen mit langen Trögen zum Tränken des Marktviehs bildet seinen Mittelpunkt; er wird beschattet von

*) Nach Tchihatcheff hat Cauvet innerhalb sechs Monaten in der näheren Umgebung von Bougie 287 Pflanzenarten gesammelt, dabei einen neuen Ginster.

einem prachtvollen Baum mit meterdickem Stamm, ganz bedeckt mit lilafarbenen, syringenartigen Blüthendolden, welche dem nordischen Fremdling an dem sonst ganz eschenartig aussehenden Baume eigenthümlich vorkommen *). Ich fand denselben in der Umgegend noch mehrfach angepflanzt, später auch an anderen Punkten in Nordafrika, habe aber über seinen Namen niemals recht ins Klare kommen können.

Neben dem Brunnen haben die Franzosen eine grosse überdeckte Markthalle für den Getreideverkehr errichtet; sie ist an der Aussenseite von Läden umgeben, welche aber nur am Markttage geöffnet sind. Dann bietet der sonst öde Marktplatz ein anderes Bild: Tausende von Eingeborenen strömen zusammen und bringen ihre Produkte zu Markt, das Vieh führen sie selbst von den Hochflächen jenseits Beni Mansour hierher, dafür nehmen sie allerhand europäische Waaren mit, in erster Linie Eisenstäbe. aus denen sie Waffen und Ackergeräthe schmieden, dann aber besonders Petroleum, das sich in den einsamsten Gurbis eingebürgert hat. Es sind aber fast nur Männer, die auf ihren kleinen Eselchen reitend oder zu Fuss dem Markte zuströmen, das schönere Geschlecht hat eben auf dem Felde zuviel zu thun. Sie tragen die Lederkappe, wie alle Kabylen, aber kein buntes Taschentuch darum, wie bei Cherchell, sondern einen weissen Turban, ganz wie von den spanischen Mauren berichtet wird, oft aber schlagen sie auch nur die Kaputze des Burnus über den Kopf oder setzen ihn auch trotz des kurzgeschorenen Haares ganz unbedeckt den glühenden Sonnenstrahlen aus. Alle aber scheinen wasserscheu im höchsten Grad, und ich zweifle, ob ausser bei einem gelegentlichen Platzregen jemals ein Tropfen Wasser ihr Gesicht berührt. Personen mit empfindlichen Geruchsnerven thun gut, einem kabylischen Markte fern zu bleiben, auch wir, obschon in dieser Beziehung leidlich abgehärtet, suchten immer die Windseite der Strasse, wenn uns ein vom Markte heimkehrender Kabylentrupp

---

*) Ob ein Zürgelbaum (*Celtis australis*, französisch Micoculier oder Perpignan, kabylisch Ibikes)? Willkomm fand ähnliche Prachtexemplare auf Mallorka, wo er Almez heisst, aber nicht wild, sondern nur offenbar angepflanzt bei Klöstern und Wohnungen, ob noch aus den Zeiten der Berberherrschaft? Ein Exemplar auf dem Gute Raxa mit $3^1/_2$ m Umfang in Brusthöhe scheint den Prachtbaum in Bougie noch zu übertreffen.

entgegen kam *). Das sogenannte schöne Geschlecht unterscheidet sich in der Tracht nur wenig von den Männern, aber wo Männer und Frauen zusammen auf dem Felde arbeiten, kann man letztere immer daran erkennen, dass ihr Hemd, meist das einzige Kleidungsstück, noch viel schmutziger ist, als das der Männer.

Jenseits des Marktplatzes erheben sich Hügel, mit Rebenpflanzungen und Gärten bedeckt, über ihnen ein moscheenartiger Bau, der sich bei näherer Betrachtung aber als ein Festungswerk, das Fort Groselles, auswies In Verbindung mit einem weiter draussen auf demselben Hügelrücken liegenden Fort sperrt es einem allenfalls landenden Corps den Zugang zu der bewaldeten Rückseite des Gouraja, von welcher aus Bougie schwer bedrängt werden könnte, und beherrscht gleichzeitig die Verbindung zwischen dem Gouraja und dem eigentlichen Kabylenland. Jetzt, wo an eine Störung des Friedens nicht zu denken ist und die ganze Besatzung von Bougie nur 400 Mann beträgt, sind alle diese vorgeschobenen Werke unbesetzt und wir trafen am Fort Groselles nur ein paar kabylische Maurer, welche den Verputz erneuerten. Rings um das Fort und in dem Ravin unmittelbar dahinter fanden wir eine reiche Thierwelt, auch zum ersten Mal ziemlich viel Amphibien, unter ihnen unseren deutschen Feuersalamander (*Salamandra maculata*). Giftschlangen kommen hier nicht vor; soviel mir bekannt, fehlen sie überhaupt in der grossen Kabylie, nur auf dem Gipfel des Dschurdschura, wo der Schnee nur für wenige Monate im Jahre verschwindet, hat Letourneux einmal die giftige Schildviper (*Vipera aspis*) gefunden. Um so häufiger sind Skorpione; unter jedem Stein sassen welche, und wir fanden hier nicht nur den überall in Nordafrika gewöhnlichen *Androctonus occitanus*, sondern auch eine andere etwas grössere Art mit breiten, krebsartigen Scheeren (*Buthus palmatus* Hempr.), die sonst in Algerien selten ist. Sie gilt für giftiger, als die gewöhnliche Art, und ein Kabylenjunge, der mit Unterstützung zweier bösartiger Spitzhunde seines Vaters Esel zwischen den Felsen hütete, entsetzte sich nicht wenig, als ich das Thier mit der Pincette ganz gemüthlich am Hinterende fasste und ins Spiritusglas practicirte.

*) Gleichwohl verstehen alle Kabylenstämme, Seife zu bereiten, und zwar ganz gute, aus Olivenöl und einem Gemisch von gleichen Theilen Kalk und Pottasche, das man mit kochendem Wasser auslaugt. Wozu sie aber das Produkt verwenden, weiss ich nicht.

Im Ravin standen in Menge wilde Oelbäume mit deren Veredlung man eben gerade beschäftigt war. Es hat lange gedauert, bis man sich dazu entschlossen hat, wie denn überhaupt die Kolonisten in Nordafrika zur Olivenzucht wenig Neigung zeigen. Es ist das sehr zu beklagen, nicht nur weil die Oelproduktion für Nordafrika eine Quelle von Reichthum werden würde, sondern auch weil Oelbäume, auf die Getreidefelder gepflanzt, die Saaten vor der Sonnengluth und dem austrocknenden Scirocco schützen würden. In einem sehr beachtenswerthen Artikel in der Revue géographique internationale *) macht Herr A. de Brevans darauf aufmerksam, welchen Nutzen eine Verbindung der Olivenkultur mit dem Getreidebau bringen würde, und nicht mit Unrecht weist er darauf hin, dass die Aufzucht junger Palmen im Garten zu Hamma befriedigende Resultate erst seit der Zeit gibt, wo man Vorrichtungen getroffen hat, um die Beete gegen die Sommersonne zu schützen. Im steinigen Apulien geben die Kalkabhänge, an denen die Sonne sonst Alles verbrennen würde, unter dem Dach der angepflanzten Oliven ausgezeichnete Weizenernten, und auch in den Saharaoasen trägt der Boden im Palmenschatten unendlich reichlicher, als in dem eben so gut bewässerten und eigentlich fruchbareren Lande am Sig. — Auch ein anderer Vorschlag des Herrn de Brevans dürfte Beherzigung verdienen, nämlich der, in den Ebenen Algeriens die schädliche Wirkung des Scirocco durch in gewissen Abständen gepflanzte, seine Richtung quer durchschneidende Reihen Cypressen (oder Eukalypten) zu schwächen, gerade wie man es in der Provence und der Crau gegenüber dem Mistral macht.

Die Veredlung der Oelbäume — der wilde Oelbaum trägt bittere, nur als Viehfutter verwendbare Früchte — hat sich bei den Kabylen von den Römerzeiten her erhalten. Das Verfahren ist freilich unendlich roh; mit einem dickklingigen Messer wird der 2—3" im Durchmesser haltende Aststumpf gespalten, dann werden hüben und drüben Reiser eingesetzt und die Wunde etwas mit Lehm verschmiert. Trotzdem ist in dem herrlichen Klima der Erfolg absolut sicher. Früher, und im Inneren der Kabylie ist das heute noch so, gab es einzelne Familien, welche das Pfropfen als frommes Werk, um Allahs willen, betrieben; sie

*) 1882 p. 103.

zogen von Dorf zu Dorf, übten ihre Kunst, und nahmen dafür nichts an, als die kärgliche Kost. Diese Sitte war gewiss nicht mohamedanisch, auch nicht christlich, sondern ein Erbstück aus uralter Heidenzeit, wo der Oelbaum wohl seinen besonderen Schutzgott gehabt haben mag, dessen Priestern die Veredlung, das grosse Geheimniss, das die klugen Kaufleute aus dem Osten nach Nordafrika gebracht, oblag. Dem französischen Ansiedler ist, die wenigen Provencalen ausgenommen, der Oelbaum fremd und so entschliesst er sich nur schwer, ihn zu kultiviren. Die Regierung hat auf die Veredlung der wilden Stämme eine Prämie gesetzt, vielleicht geht sie noch einen Schritt weiter und folgt dem Beispiel der Piemontesen in Sardinien: wer dort 20 000 Oelbäume pflanzte, erhielt den Grafenrang. Die Republik kann freilich den Titel nicht verleihen, aber ein rothes Bändchen ins Knopfloch thäte dieselben Dienste. Nordafrika ist wie gemacht für den genügsamen Oelbaum; er bedarf keiner Bewässerung, behilft sich ohne Pflege, obgleich er die auf ihn verwendete grössere Sorgfalt reichlich lohnt, und nimmt mit dem erbärmlichsten Boden vorlieb; er bringt alljährlich seinen Ertrag, im einen Jahr mehr, im nächsten weniger, und da er, wie vorhin erwähnt, ohne Schaden, ja selbst mit Nutzen für die Unterfrucht in die Felder gepflanzt werden kann, oder auf sonst ganz unrentablem Boden noch gedeiht, ist sein ganzer Ertrag reiner Gewinn. Hardy, der ehemalige Direktor des Garten von Hamma, nimmt an, dass in der Olivenregion Algeriens, die bis zu 900 Meter Meereshöhe reicht, mindestens 800 Millionen Oelbäume Platz finden würden, aber ungeachtet aller Ermuthigungen seitens der Regierung deckt die Kolonie noch immer nicht einmal ihren eigenen Bedarf und muss Oel von draussen einführen.*) Ausser in der Umgebung von Tlemcen

*) Die offiziellen Listen ergeben für 1881 eine Ausfuhr von 765 159 Frcs., eine Einfuhr von 1 584 000 Frcs., in 1882 dagegen, wo die Ernte geringer war, nur eine Ausfuhr von 323 936 Frcs., eine Einfuhr von 2 109 053 Frcs. Das ausgeführte Oel wird nur zur Seifenfabrikation verwendet. Sicilien, dessen Verhältnisse sicher nicht günstiger sind, als die Algeriens, exportirt von den 55 000 ha., die mit Oelbäumen bepflanzt sind, obschon seine Oelfabrikation noch grosser Verbesserungen fähig wäre, jährlich für 20 Mill. Franken und schätzt eine Mittelernte auf 60 Mill. Die Olive gedeiht noch in der Sahara (in Farafra nach Ascherson, doch nicht mehr in Fessan) und bei Tarudant im Ouëd Sous (Lenz) und wurde der Tradition nach früher auch überall am Nordrand der Sahara im heutigen Béled ul Dscherid gebaut.

und im Gebiet von Guelma, wo die verwilderten Oelbäume ganze Wälder bilden und neuerdings in ausgedehntem Maasse veredelt werden, ist es nur das Kabylenland, in welchem Oel in Masse gewonnen wird, aber die Zubereitung ist eine so rohe, dass der Ueberschuss nur zur Seifenfabrikation verwendet werden kann.*)

Orangen werden in der näheren Umgebung von Bougie, vereinzelte Exemplare in den Hausgärten ausgenommen, nicht gezogen; die berühmten Orangen von Bougie, welche an Güte denen von Blidah mindestens gleichkommen, aber sie an Schönheit übertreffen, wachsen etwa vier Stunden landein am Südabhang des Dschebel Toudja, dessen reiche Quellen die Römer durch eine noch teilweise erhaltene Wasserleitung nach ihrem Saldae geführt hatten. Dort, durch den hohen Takula vor dem Nordwind geschützt, kultiviren die Kabylen seit der Araberzeit die Agrumen in ganzen Wäldern. Es ist das eine Ausnahme im Kabylenland, obschon noch an zahlreichen anderen Punkten, besonders des Sebaouthales Boden und Klima ebenso günstig sind. Aber der Orangenbaum wurde, so lange die Kabylen noch unabhängig waren und kein Export stattfinden konnte, immer als eine Art Luxusgegenstand betrachtet, und während es für einen schweren Frevel galt, selbst in den erbittertsten Bürgerkriegen, Oelbäume und Feigen zu schädigen, machte man sich nicht das geringste Gewissen daraus, dem besiegten Gegner seine Orangenbäumchen umzuhauen; man fand sie deshalb fast nur in der Umgebung von Heiligthümern (Letourneux). Seitdem die Franzosen Ruhe geschafft, nimmt der Anbau rasch zu und ich erinnere mich, Tetuan ausgenommen, nicht, jemals schönere Orangen gesehen zu haben, als die, welche die Kabylen von ihren Dörfern zum Verkauf nach Bougie brachten.**)

Einen weiteren reizenden Spaziergang, besonders wenn Scirocco oder Westwind wüthet, bietet der Weg dem Strande entlang nach Westen, den man durch die Promenade aux oliviers betritt. Immer in geringer Höhe über dem Meere, eine wunderbare Aus-

*) Dem Kabylen schmecken Oel wie Butter erst wenn sie ranzig sind, auch ein Zug, den er mit dem Spanier gemein hat.

**) Mandarinen habe ich in Bougie nicht gesehen, freilich war ihre Saison auch schon vorüber und in die Gärten bin ich nicht gekommen. Jedenfalls ist sie ins Kabylenland erst in den beiden letzten Decennien gekommen, wie nach Tripolis, wo man sie heute noch nach dem türkischen Beamten, welcher das erste Bäumchen mitbrachte, Jussuf Effendi nennt.

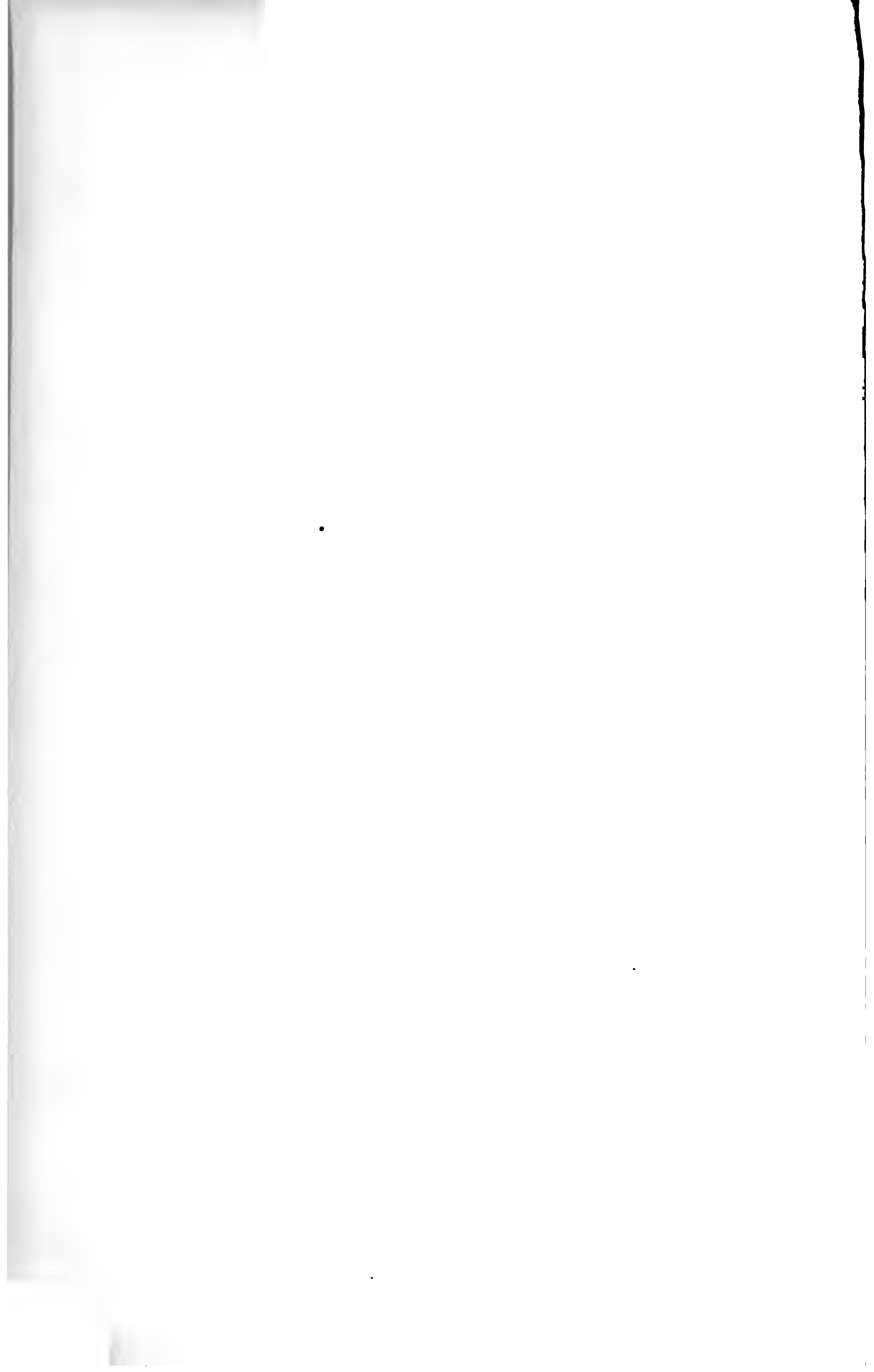


Zu p. 209.

BERGKABYLE

(Copie nach Gaffarel, l'Algérie)

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.



sicht bietend, zieht er am steilen Hange dahin, bis zu dem Felsenkap, welches den kleinen Leuchtthurm trägt. Hier liegt auf dem schmalen Zwischenraum zwischen dem senkrechten Absturz und dem Meer das Heiligthum von Sidi Yahia, die Grabstätte der alten Maurenkönige. Die nach demselben benannte kleine Bucht ist der sicherste Theil der Rhede von Bougie und wenn einmal die Bahnen von Beni Mansour und von Setif herunter führen und die Verbindung mit der Kabylie hergestellt ist, so dass Bougie seine gebührende Stellung wieder erhält, wird man sie wohl zum Hafen hinzunehmen. Dann muss freilich die Verbindung mit der Stadt einigermassen erleichtert werden, aber es bietet keine Schwierigkeiten, den schmalen Pfad, der heute, oft von rieselnden Quellen unterbrochen, dem Strande entlang zieht, zu verbreitern. Dieser Pfad, dem auch wir bei unserem Spaziergang folgten, führt zuletz unter dem Felsenblock hin, der das alte Maurenkastell trägt und mündet durch eine schmale Pforte zwischen diesem Felsen und dem kleinen Hafendamm unmittelbar auf den Hafenquai. Als wir auf diesen, der sonst öde und verlassen zu sein pflegt, hinaustraten, waren wir überrascht von dem regen Leben; Hunderte von Kabylen füllten den Platz und drängten sich am Bureau der Kompagnie Touache, alle mit Sensen und den eigenthümlichen kabylischen Sicheln ausgerüstet, an der einen Seite die Wasserkalabasse, an der anderen den geflochtenen Kober mit Provisionen für ein paar Tage. Wir hatten den 30. April, und seit alten Zeiten steigen an diesem Tage die Bergkabylen in die Ebenen herunter und begeben sich nach Bône und La Calle, um bei der Ernte zu helfen, gerade wie ja auch bei uns überall die Gebirgsbewohner in die flacheren Gegenden herabkommen; die Aecker sind dann ausgestellt, das Jäten und etwaige sonst nöthige kleinere Arbeiten können die zurückbleibenden Frauen besorgen, und so können die Männer abkommen. Diesmal kamen sie freilich zu früh; das kühle regnerische Wetter, das zum Erstaunen aller Algeriner immer noch anhielt — wir hatten während unseres Aufenthaltes in Bougie nur 14—15° R. — hatte natürlich auch auf die Ernte Einfluss, und als wir drei Wochen später nach

Fig. 4. Kabylische Sichel.

Bône kamen, hatte man mit dem Schneiden des Getreides noch nicht begonnen und die armen Kabylen lungerten noch ohne Arbeit umher. Wir benutzten die Gelegenheit, um die Leute einmal scharf anzusehen und fanden zu unserem Erstaunen, dass der grössere Theil blonde oder röthliche Haare hatte, dass also die blonden Kabylen durchaus nicht auf die Aurès beschränkt sind. »Ce sont votres frères«, sagte mir lachend ein Franzose unserer Bekanntschaft; die Ansicht, dass die blonden Kabylen vandalischer Abstammung sind, ist in Algerien sehr verbreitet; ob sie berechtigt, mag das folgende Kapitel lehren.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem Rest der Gegend von Bougie bildet die Ebene, welche sich zwischen der Stadt und der Mündung des Sahel erstreckt. Es ist ein flaches Sandland, von den Mündungsarmen verschiedener kleiner Bäche durchflossen, die am Küstenrande durch Sandbarren gestaut sind und kleine sumpfige Teiche bilden. Der Strand ist wie gemacht zum Baden und würde in Europa Bougie zu einem Seebad ersten Ranges erheben, aber in Algerien besteht dafür noch kein Bedürfniss und die grossen bunten Aasgeier hacken ungestört an den Thierkadavern herum, die man hier hinwirft. Ein Theil der Fläche ist mit stacheligen Binsen bewachsen, dann folgen an den Flussufern Terebinthen und Oleander, welche wir hier am 28. April zum ersten Mal blühend fanden. Es wimmelte an ihnen von der schönen, freilich am ganzen Mittelmeer gemeinen Helix pisana, welche sich um die angebliche Giftigkeit des Oleander wenig zu kümmern scheint. Die Kolonisten sind von dieser aber fest überzeugt; sie schreiben sogar die Entstehung der Malaria dem vergiftenden Einfluss des Oleanders zu und in Konstantine erzählte man uns, dass man Schnecken aus Gegenden, in welchen viele Büsche wüchsen, ebenfalls für ungesund halte und es verboten sei, solche zu Markt zu bringen.*) Einzelne Kolonisten sind sogar soweit gegangen, die völlige Ausrottung der Laurier-rose von Staatswegen zu verlangen. Vielleicht wäre das nur eine Wiederausrottung, denn so ungereimt auch auf den ersten Blick die Ansicht Hehn's**) er-

*) Die giftige Wirkung des Oleanderblattes auf kleinere Thiere steht ausser Zweifel und war schon Plinius und Dioskorides bekannt; in Unteritalien heisst der Oleander darum Ammazzo l'asino, Eselstödter. —

**) Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien. Dritte Auflage, p. 358.

scheint, dass diese überall verbreitete Pflanze am westlichen Mittelmeer nicht einheimisch sei, so bin ich doch durchaus nicht abgeneigt, ihm beizustimmen. Ganz abgesehen von seinen kaum zu widerlegenden literarisch-linguistischen Gründen ist für mich der Umstand massgebend, dass am ganzen westlichen Mittelmeer der Oleander so gut wie nie von Schmarotzerinsekten angegriffen wird, immer ein Zeichen, dass die betreffende Pflanze von anders, woher eingeführt ist, denn in ihrer eigentlichen Heimath hat doch jede Pflanze, ob giftig oder nicht giftig, mindestens einen Gast aus dem Thierreich zu ernähren. In Algerien scheint sich aber nicht einmal der Oleanderschwärmer (Sphinx Nerii), der sich doch in warmen Jahren mitunter bis zu uns verfliegt und sich für eine Generation*) fortpflanzt, zu finden. Der Oleander hat zwar einen eigenen kabylischen Namen, Ilili, doch kann dies bei einer so eigenthümlichen Pflanze nicht auffallend erscheinen; der arabische Name Defle oder Difna ist dagegen offenbar aus dem griechischen Daphne verstümmelt. Dem Kabylen war früher, ehe er das Chinin der französischen Aerzte kennen lernte, die Oleanderblüthe, mit der Centaurea (Kelilu) gemischt, ein Hauptmittel gegen das Wechselfieber.

Elftes Kapitel.

Die Kabylen des Dschurdschura.

Als die Franzosen den Widerstand der Araber gebrochen hatten, als Abd el Kader in ihre Hand gefallen war, da merkten sie zu ihrem Erstaunen, dass sie noch lange nicht Herren in ganz Algerien waren und dass in den Bergen ein Volk sass, das, in Sprache und Sitte himmelweit von den Arabern verschieden, weder diesen noch den Türken jemals eigentlich unterthan gewesen war und auch offenbar nicht daran dachte, sich den neuen Landesherren gutwillig zu unterwerfen. Vorher hatten sie nur die vereinzelten kabylischen Arbeiter in den Städten gekannt, und sie für eine besonders arme und schmutzige Sorte von Arabern gehalten, und auch jetzt erkannten sie noch lange nicht, dass zwischen

*) Die Eier der bei uns gezüchteten Oleanderschwärmer bleiben, soviel ich weiss, wie die des Todtenkopfes, immer unfruchtbar.

Arabern und Kabylen nicht mehr Aehnlichkeit besteht, als zwischen Arabern und Franzosen, und erst fünfundzwanzig Jahre blutiger Kämpfe und immer neuer Aufstände haben sie gelehrt, dass sie hier mit einer Urrasse zu thun haben, die, in ihren Wohnsitzen einheimisch, im Boden Nordafrikas festgewurzelt, eine ganz andere Behandlung verlangt, als der erst in verhältnissmässig ganz neuer Zeit eingedrungene Araber.

»Es ist in hohem Grade interessant«, — so schrieb mir Gustav Freytag als Antwort auf ein paar Bemerkungen über die ethnographischen Verhältnisse Nordafrikas, die ich ihm von Algerien aus gesandt, — »wie diese uralte weitverbreitete libysche Rasse seit fast drei Jahrtausenden durch andere Kulturvölker gerichtet wurde. Bis in die Neuzeit durch Semiten, die Phönizier und Karthaginienser, dann durch die Araber, dazwischen durch Griechen und Römer. Jetzt endlich durch die Romano-Germanen, die zur Vandalenzeit schon einmal eine nicht unbedeutende Kolonistenthätigkeit begonnen hatten. Und doch ist, soweit unsere Kenntniss reicht, seit Jugurtha und Bocchus der nationale Charakter derselbe geblieben und bei aller Einseitigkeit auch die ungewöhnlich zähe Lebenskraft. Von allen Völkergruppen, welche am Aussenrande der menschlichen Kultur gestanden, haben sie bei Weitem die grösste Zahl von historischen Helden und die relativ grösste Einwirkung auf die Geschichte der abendländischen Kulturvölker ausgeübt. Es ist klar, dass ein solches Volk noch in späteren Jahrhunderten seine Rolle auf dem Welttheater sich fordern wird.« —

Es ist ein eigenthümliches Volk, das in den unzugänglichen Bergen Nordafrikas, in den Oasen und Gebirgsstöcken der Sahara den Einflüssen der Kultur, mochte sie ihm von Phöniziern oder Römern, von Byzantinern, Arabern oder Europäern dargeboten werden, in Gutem wie in Bösem immer gleichen zähen Widerstand entgegengesetzt hat, das Christenthum und Islam gezwungen hat, sich seinen Eigenthümlichkeiten und seinem geheiligten Herkommen anzupassen, und es verdient wohl, dass wir ihm hier ein Kapitel widmen. Meine eigenen Beobachtungen haben dazu natürlich nur wenig Stoff geliefert, denn der Kabyle ist misstrauisch von Natur und selbst dem, der seine Sprache spricht und ihm durch jahrelangen Verkehr bekannt ist, gegenüber zurückhaltend und verschlossen. Aber das vorzügliche Werk von Hanoteau

und Letourneux*) über die grosse Kabylie ist in Deutschland so wenig bekannt geworden und man weiss in unsrem Vaterlande überhaupt so wenig von den Kabylen, dass ich es wohl verantworten kann, wenn ich aus ihm das Wichtigste über die Bewohner der grossen Kabylie entlehne und hinzufüge, was ich selbst von ihnen gesehen und im Lande erkundet.**)

Ich habe im achten Kapitel schon erwähnt, wie die wilden Urbewohner Nordafrikas schon in alter Zeit, erst von den übers Meer kommenden Ariern, dann von den Phöniziern in die Berge gedrängt wurden, sich aber hier gegen sie, wie gegen die Römer, die Byzantiner, die Araber und die Türken behaupteten und rein erhielten. Im hohen Atlas, wo die Amazirgh ihren Namen, der »die Freien« bedeutet, mit Recht tragen, in seinen Ausläufern nach Norden und Westen, wo die Scheluh oder Schluah wohnen, im unzugänglichen Rif an der marokkanischen Nordküste, in dem Ouaransenis***) und seinen Nachbargebirgen am wild zerissenen Abhang des oranesischen Hochplateaus wie gegenüber zwischen Scheliff und Meer, um die Metidja herum, in die Hochburg des Dschurdschura, in der kleinen Kabylie, die der Babor mit seinen Verzweigungen erfüllt, auf dem Edough bei Bône und in den unzugänglicheren Parthien der Aurès haben sie zu allen Zeiten in geschlossenen Massen beisammen gewohnt, und was von Fremden etwa hier sich eindrängte, wurde aufgesogen und vollständig berberisirt. Dass alle diese Stämme und ausser ihnen die sesshaften Oasenbewohner und die halbnomadischen Tuareg Glieder eines Stammes sind, beweist ihre Sprache, die trotz vieler dialektischer Verschiedenheiten im Wesentlichen bei allen Stämmen dieselbe ist. Scheluh, Amazirgh, Ouled Rif und Kabyle können sich ganz gut

*) La Kabylie et les coutumes kabyles. Paris 1872. Imprimé par autorisation de Mr. le Garde des Sceaux. 3 vols. Eine deutsche Uebersetzung scheint nicht zu existiren.

**) Nach dem Wenigen, was wir über die Organisation der Bewohner des hohen Atlas wissen, — mir ist kaum mehr bekannt geworden, als die von Sabatier eingezogenen Erkundigungen über die Tiffa und Aït Messâd, veröffentlicht in der Revue géographique internationale 1883 p. 196, — sind die Verhältnisse dort von denen am Dschurdschura kaum verschieden. Selbst der Name Dschurdschura kommt nach Hooker im marokkanischen Atlas vor.

***) Ist die Namensähnlichkeit dieses Berges mit dem katalonischen Monsenis nur zufällig?

untereinander verständigen, wenn auch die gebräuchlichen Ausdrücke für denselben Gegenstand häufig verschieden sind. Am reinsten hat sich die Sprache im Tamaschek der Tuareg erhalten, da sie bei der Todfeindschaft, die seit der ersten arabischen Invasion zwischen ihnen und den Eindringlingen herrscht, dem Einfluss des Arabischen weniger ausgesetzt war. Die Zenaga am Nordufer des Senegal haben nach Ball*) die Grammatik ziemlich rein bewahrt, aber vielfach arabische Wörter angenommen, und dasselbe gilt von den Scheluh. Weit mehr arabischen, — oder vielleicht richtiger semitischen Einfluss, denn die Einwirkung könnte bis in die Zeiten der Libyphöniken zurückdatiren, — zeigt die Sprache der algerischen Kabylen. Es ist das kein Wunder und dieselbe Erscheinung muss sich überall zeigen, wo eine grammatikalisch ausgebildete Literatursprache mit einer solchen zusammentrifft, die keine Literatur und in diesem Falle nicht einmal eine Schrift hat. Ihre nächste Verwandtschaft findet aber Rochemanteix**) in dem Altegyptischen, welches dieselben Pronominalwurzeln zeigt und Inflexionen und Derivativa nach derselben Methode bildet, freilich aber sich in der Konjugation ganz den semitischen Sprachen anschliesst. Wäre unsere Kenntniss des Altiberischen nicht so verschwindend gering, — van Eys in seinen *Outlines of basque Grammar* behauptet, es sei uns überhaupt kein zweifellos iberisches Wort erhalten, und auch andere Forscher neigen der Ansicht zu, dass die angeblich iberischen Worte bei den klassischen Schriftstellern nur Provinzialismen des spanischen Vulgärlateins seien, — so würden sich da vielleicht noch nähere Beziehungen nachweisen lassen.

Auch ohne diesen Nachweis könnte es kaum zweifelhaft sein, dass die Berberstämme nahe Verwandte der alten Egypter sind. Ob aber dadurch eine Einwanderung aus Asien bewiesen wird, wie sie die Anhänger der einheitlichen Entstehung des Menschengeschlechtes annehmen — annehmen müssen —, ist mir fraglich. Ich neige vielmehr der Ansicht zu, dass die Berber, wie ihre nächsten Verwandten, die Iberer und Ligurer und wohl noch andere untergegangene vorarische Stämme, ihre Urheimath in Nordafrika hatten und von dort ins westliche Südeuropa, nach Spanien, Süd-

*) Appendix to Hooker and Ball, Marocco and the Great Atlas.

**) Essai sur les rapports grammaticaux entre l'Egyptien et le Berbère Paris 1876.

frankreich, Sardinien und Sicilien, und vielleicht bis nach Südirland und Südwestengland sich ausbreiteten. Doch solche Spekulationen, die uns zwingen würden, einerseits die Atlantis, andererseits die altirischen Sagen mit in die Diskussion zu ziehen, gehören nicht in einen Reisebericht, noch weniger die Verhandlung der Schädelforscher über Brachycephalen und Dolichocephalen, welche bei dem vorhandenen geringen Material um so weniger beweisen können, als nie und nirgends noch ein Volk gefunden worden ist, dessen Schädel so unveränderlich nach demselben Typus gebaut sind, wie z. B. die Gehäuse einer und derselben Schneckenart.

So weit die Geschichte zurückreicht finden wir die Eingeborenen Nordafrikas fast genau so in ihren Bergen sitzend, wie heute, ebenso ihre Oelbäume und ihre Feigen kultivirend, in eben solchen elenden, aber festen Hütten wohnend, ebenso kümmerlich von Gerstenmehl lebend,*) ebenso anhänglich an ihre Heimath, ebenso misstrauisch gegen jeden fremden Einfluss, ebenso in zahlreiche einzelne Stämme zerspalten, die zu den Königen der Numiden und Mauritanier nur in einem sehr lockeren Unterthanenverhältnisse standen, das wesentlich darin bestand, dass ihre Chefs beim Amtsantritt eine Art Investitur erhielten und, wenn es ihnen beliebte, im Kriegsfalle Hülfsvölker gegen Bezahlung schickten. So wenig hat sich geändert, dass es nicht schwer hält, die meisten von den alten Geographen genannten Stämme heute noch fast in denselben Sitzen und mit kaum veränderten Namen nachzuweisen, und wenn nicht die Einführung der Schiessgewehre einen Unterschied bedingte, so würde es ziemlich gleich sein, ob wir die Schilderung eines Kampfes mit den Kabylen in Sallust's de bello Jugurthino oder bei Procop oder in einem modernen französischen Kriegsberichte lesen. Die guten wie die schlechten

*) Procopius (II.6) sagt von ihnen: »Die Maurusier wohnen in erstickenden Hütten, Winter und Sommer und in jeder anderen Jahreszeit, ohne durch Schnee, Sommerhitze oder eine andere Plage sich daraus vertreiben zu lassen. Sie schlafen auf der Erde, die Reichen legen sich, wenn sie es etwa haben, ein Fell unter. Sie haben nicht die Sitte, ihre Kleider nach der Jahreszeit zu wechseln, sondern ziehen zu jeder Zeit ihren dicken Mantel und ihren groben Leibrock an. Sie haben weder Brod, noch Wein, noch ein anderes Labsal, sondern essen ihre Nahrungsmittel, entweder Dinkel oder Gerste, ohne sie zu kochen, oder sie zu Mehl oder zu Graupen zu mahlen, nicht anders, wie andere Thiere.« — Mit Ausnahme des letzten, wohl auch damals schon übertriebenen Satzes, passt das heute noch vollständig.

Seiten des Charakters sind nahezu dieselben geblieben, fast drei Jahrtausende sind an den Bergen vorübergerauscht, ohne die Bewohner derselben im Geringsten zu verändern, und erst jetzt scheint die übermächtige Gewalt der modernen Civilisation einen, wenn auch noch geringen, Einfluss auf sie zu gewinnen.

Die Berber — ich glaube diesen Namen festhalten zu sollen, denn ein Volk, das selbst für sich keinen Namen hat, kann keinen Widerspruch erheben, wenn andere ihm einen geben, mag er ihm nun gefallen oder nicht, und als Naturforscher gebrauche ich natürlich den Namen, welchem das jus prioritatis zukommt — können sich rühmen, trotz jahrtausendelanger Berührung mit der Civilisation, trotz ihres Heimathrechtes innerhalb des eigentlichen Ursitzes derselben, des Mittelmeerbeckens, eins der am wenigsten gekannten Völker der Erde zu sein. Von den Amazirgh und den Ouled Rif wissen wir fast nur, dass und wo sie existiren, von den unabhängigen Scheluh kaum mehr, und nur von den Kabylen kennen wir wenigstens ihr äusseres Leben, ihre Familien- und ihre politische Organisation. Ob auch ihre Denkungsweise, ihr inneres Leben? ich möchte es fast bezweifeln. Wissen wir ja doch noch nicht einmal mit Sicherheit, was ihre religiöse Ueberzeugung ist, wir sehen nur den islamitischen Firniss, der darüber gezogen ist und unter dem sich zweifellos noch gar viel alten Heidenthumes erhalten hat. *Le Kabyle n'est pas plus musulman que moi*, sagte einer der genauesten Kenner der Kabylen, Camille Sabatier, der Administrateur von Fort National, auf dem Kongress in Algier, und nach Allem, was ich aus den Berichten der wenigen Reisenden, welche mit Berbern in genauere Berührung gekommen sind, entnehmen kann, bin ich sehr versucht ihm beizustimmen. Doch davon später.

Kein schrofferer Gegensatz, als zwischen Araber und Berber in politischen Dingen. Der Araber ist der geborene Legitimist, und selbst der freiheitliebende Beduine der Wüste, der von keinem Fremden auch nur den mindesten Zwang duldet, weiss es nicht anders, als dass der Scheikh Gewalt über sein Eigenthum und sein Leben hat und dass diese Gewalt in der Familie des *Djiid*, des Edlen, vom Vater auf den Sohn forterbt. Er wird nie gegen Bedrückungen opponiren; der Gedanke an ein parlamentarisches Regiment gar ist ihm so fremdartig wie nur möglich. Es kann das auch nicht anders sein; wie auf einem Schiffe, das stets von

den Wellen bedroht ist, gar kein anderer Führer möglich ist, als ein vollständig absolut kommandirender Kapitän, so ist auch für einen Stamm in der Wüste, der in fortwährendem Kampfe mit feindlichen Menschen und feindlichen Naturgewalten steht, dessen Existenz gar oft am augenblicklichen Entschlusse hängt, kein anderes als ein unbedingt autoritatives Regierungssystem möglich, im Stamm so gut, wie in der einzelnen Gemeinde und in der Familie. Im Gegensatz dazu ist der Berber der geborene, entschiedenste Demokrat, ja er streift an den Anarchisten, denn er kennt keine Autorität über sich, als die von ihm selbst gewählte und ihm verantwortliche, und sogar dieser bestreitet er das Recht, ihn ohne Weiteres zu majorisiren. Niemals hat er es darum zu einer Staatenbildung, noch viel weniger zu einem Nationalbewusstsein gebracht; für ihn existirt nur seine Gemeinde, und in dieser seine *Kharrouba*, sein Geschlecht. Als ich zum ersten Mal Kunde erhielt von ihrer Gemeindeverfassung, da habe ich laut aufgelacht, und wenn der Autor, bei dem ich sie fand, nicht ein Stockfranzose gewesen wäre, hätte ich ihn im Verdacht gehabt, er habe unsere guten nassauischen Bauern in kabylische Ganduren und Schellabs gesteckt, um seinen Landsleuten durch ein Bild von Decentralisation und Selbstverwaltung einen Spiegel vorzuhalten, wie seiner Zeit Herr Tacitus seinen römischen Zeitgenossen in der Germania. Aber die Herren Daumas und Hanoteau und Letourneux wissen, das wage ich bei aller Ehrfurcht vor ihren ungewöhnlichen Kenntnissen dreist zu behaupten, schwerlich etwas von der nassauischen Gemeindegesetzgebung, von Bürgermeister und Ortsdiener, von Gemeinderath und Bürgerausschuss, Gemeinderechner und Kirchenrechner. Da nun schwerlich die Nassauer von den Kabylen sich das Muster zu ihren Kommunaleinrichtungen geholt haben, so bliebe eigentlich nur die Annahme, dass ein strebsamer Vandale, als seine Landsleute das goldene Mainz bedrängten, in den Taunus-Dörfern sich ein Muster abgesehen und das nachher den Kabylen verrathen habe. Da dieser Annahme aber doch etliche Schwierigkeiten entgegen stehen, sehen wir uns der merkwürdigen Thatsache gegenüber, dass ein Volk am Mittelmeer, das stets von despotisch regierten, centralisirten Nachbarn umgeben war, dennoch zu Gemeindeeinrichtungen gekommen ist, die wir sonst als den germanischen

Stämmen ausschliesslich eigenthümlich zu betrachten gewohnt sind.

Die eigentliche Gemeindeverwaltung liegt bei den Kabylen des Dschurdschura in den Händen der Djemâa*), der Gemeindeversammlung, und diese besteht aus allen erwachsenen waffenfähigen Einwohnern männlichen Geschlechts; als erwachsen gilt aber wer den Fastengesetzen des Ramadan in ihrer ganzen Strenge nachkommen, d. h. vom Beginn der Morgendämmerung bis zum Ende der Abenddämmerung sich jedes Genusses von Speise und Trank enthalten kann. Das ist Arabersitte; nach altem kabylischem Recht gilt der junge Mann (nach einer interessanten Mittheilung von Sabatier**) dann für volljährig, wenn ein um seinen Hals gelegter Faden, wenn doppelt genommen, gerade so lang ist, wie die Linie um Stirn und Hinterhaupt herum. Die Idee, ein bestimmtes Verhältniss der Halsweite zum Schädelumfang als Kennzeichen der eingetretenen Volljährigkeit anzusehen, lässt die Kabylen als denkende Kraniologen erscheinen und es wäre nicht uninteressant, wenn die Wissenschaft einmal den hier in Betracht kommenden Verhältnissen ihre Beachtung schenkte.

Die Djemâa ist völlig souverän, aber sie ist gebunden an den Kanoun, das uralte Recht und Herkommen, das, obschon ungeschrieben, wie die Weisthümer der alten deutschen Dorfgemeinden, unverändert von Generation zu Generation überliefert wird. Alle ihre Mitglieder sind, wenigstens theoretisch, vollkommen gleichberechtigt, und für die wichtigeren Beschlüsse genügt nicht die Majorität, sondern es ist Einstimmigkeit nöthig. Das erfordert natürlich endlose Verhandlungen, die in vollständigster parlamentarischer Ordnung geführt werden kein Redner unterbricht den anderen, keiner spricht, ehe ihm der Amin das Wort ertheilt. Kann man sich nicht einigen, so wird entweder die Sache auf ein andermal vertagt, oder man legt sie einem Schiedsrichter, einem Marabut oder dem Amin eines anderen Dorfes vor, dessen Entscheidung man sich dann unweigerlich unterwirft Zur Ausführung der gefassten Beschlüsse und zur Erledigung der laufenden Geschäfte wählt die Djemâa einen Bürgermeister,

*) Der Name bedeutet eigentlich das Versammlungshaus der Gemeinde; er ist eigenthümlicherweise dem Arabischen entlehnt; kabylisirt lautet er tha-djemâïth.

**) Revue geographique internationale 1883 p. 104.

Amekkeran oder Amrar, gewöhnlich mit dem arabischen Ausdruck Amin bezeichnet; er ist der Gemeinde verantwortlich und in Budgetangelegenheiten einer strengen Kontrole unterworfen; seine Amtsdauer ist unbestimmt; wird die Gemeinde unzufrieden mit ihm, so kann er jeden Augenblick abberufen werden; er muss sein mühevolles Amt unentgeltlich verwalten, und doch ist der Kampf um die Stelle eines Amin in einem kabylischen Dorfe eben so lebhaft und wird mit denselben Mitteln geführt, wie in Deutschland bei einer Bürgermeisterwahl.

Dem Bürgermeister zugeordnet sind die Temman (Einzahl Tamen), ursprünglich nur als vollstreckende Gewalt, gleichsam als Ortsdiener; ihre Stellung ist aber eine wesentlich andere dadurch, dass sie gleichzeitig die Vertreter der einzelnen Kharrouba, der Geschlechter, sind. Das Geschlecht, Adroum,*) doch gewöhnlich Kharrouba oder kabylisirt Thakherroubt genannt — weil man die Vereinigung mit der viele Kerne enthaltenden Schote des Johannisbrodbaumes vergleicht, —. die Vereinigung der blutsverwandten Männer, ist die Einheit des kabylischen Dorfes; der Mann gilt nur als Glied seines Geschlechtes, er steht ein für seine Genossen und diese für ihn, doch haben die einzelnen Glieder des Geschlechtes gesondertes Eigenthum, was dieses von den serbischen Familienverbänden unterscheidet. Jede Kharrouba regiert sich nach denselben demokratischen Principien, wie die Gemeinde, und da ihr Vorsteher gleichzeitig Tamen ist, fungirt die Gemeinschaft der Temman in minder wichtigen Angelegenheiten auch statt der Gemeindeversammlung. Der Tamen hat gleichzeitig innerhalb seines Geschlechtes die Ausführung der Gemeindebeschlüsse zu besorgen und die Steuern zu erheben, was die Geschäfte wesentlich vereinfacht und Widersprüche gegen die gefassten Beschlüsse verhütet. In der neueren Zeit, wo die französische Regierung sich die Ernennung oder doch Bestätigung des Amin vorbehalten hat, sind die Temman ausdrücklich als Vertreter ihrer Geschlechter anerkannt worden und für diese der Regierung gegenüber verantwortlich, ihre Gemeinschaft hat damit ganz die Stellung eines Gemeinderathes erhalten und die Djemâa wird nur noch bei wichtigeren Gelegenheiten zusammenberufen. Neben ihnen bleibt aber immer noch den Akil, den Alten oder Weisen, ein bedeutender

*) Bei den freien Aït Aïssa im hohen Atlas nach Sabatier Jr'eus.

Einfluss und kein einigermassen wichtiger Beschluss wird ohne deren Zuziehung gefasst.

Der Amin besorgt gleichzeitig auch die Geschäfte des Gemeinderechners, darf aber ohne Beschluss der Djemâa nur ganz unbedeutende Beträge bei den laufenden Geschäften, Almosen, Fremdenbewirthung u. dergl. verausgaben; für die Moscheengüter und die Wohlthätigkeitsanstalten wird ein eigener Oukil gewählt, dessen Stellung meist sehr einflussreich ist. Ausserdem hat fast jedes Dorf seinen Imam, der neben seinen religiösen Berufspflichten als Gemeindeschreiber und Lehrer fungirt, und einen Gemeindediener, der ganz wie bei uns, wenn auch ohne Schelle, alle Gemeindeangelegenheiten bekannt zu machen hat.

Der Amin ist ein geplagter Mann. Er hat nicht nur die Geschäfte zu erledigen, die auch bei uns dem Gemeindevorstand und Gemeinderechner zukommen, sondern er hat auch die Civilstandsregister zu führen — und zwar sehr pünktlich, wie wir später sehen werden —, er hat bei Hochzeiten und Begräbnissen dafür zu sorgen, dass die alten Sitten und Gebräuche hübsch beobachtet werden, er hat zu wachen, dass die das Dorf besuchenden Fremden, ob vornehm oder gering, die gebührende Gastfreundschaft erhalten, und er muss sich dabei immer nicht nur mit seiner Djemâa auf gutem Fusse halten, sondern, was viel schwerer ist, auch mit den Çofs, den festgeschlossenen Partheien, ohne die ein Kabylendorf nicht existiren kann.

Ein Çof*) ist eine feste Verbrüderung, welche sich meist aus Anlass irgend einer Streitigkeit oder einer Wahl oder einer ähnlichen Gelegenheit bildet, aber dann oft für lange Jahre mit immer neuen Zielen und Zwecken besteht. Die Mitglieder sind durch einen schweren Eid gebunden, sich in Recht und Unrecht mit Gut und Blut beizustehen, und das Interesse des Çof geht allem Anderen vor, selbst dem Wohl der Gemeinde und des Geschlechtes. Meist ist die Brüderschaft auf ein Dorf beschränkt, sie kann sich aber auch über mehrere Dörfer und über einen ganzen Stamm erstrecken und zeitweise ist sogar die ganze Kabylie in zwei feindliche Çofs geschieden gewesen. So war es schon im Alterthum; diese Spaltungen haben den Römern die Unterwerfung erleichtert, sie haben den Türken stets die

*) Kabylisch Tarougouit, bei den freien Amazirgh vom Stamm der Aït Aïssa im hohen Atlas Taroyout.

Mittel geboten, die Bergbewohner zu schwächen und niederzuhalten, und auch die Franzosen müssen mit ihnen rechnen. Bei Gerichtsverhandlungen wird das Zeugniss von Gliedern derselben Brüderschaft immer mit Misstrauen aufgenommen, denn wenige Kabylen bedenken sich einen falschen Eid zu leisten, wenn er einem Genossen nützen kann. So lange der Kabyle einem Çof angehört, wird er unverbrüchlich und mit den grössten Opfern an ihm festhalten, eine Treulosigkeit würde ihn ehrlos machen; aber er hat das Recht jederzeit sein Verhältniss aufzukündigen und Niemand findet etwas darin, wenn er unter Wahrung der herkömmlichen Form seine Partei wechselt; es ist einer der hässlichsten Züge im Kabylencharakter, dass dabei das Geld eine grosse Rolle spielt. Die Çofs waren früher die Quelle der endlosen Bürgerkriege, sie hatten aber das Gute, dass sie auch dem einzelnen armen Manne Stolz und Selbstgefühl gaben, denn er war sicher, dass, wenn ihm Unrecht geschah, die Schwurgenossen hinter ihm standen. So besonders in den Fällen, wo er einem anderen sein Geleite, die Anaïa,*) zugesagt hatte. Jeder Kabyle nimmt nämlich für sich das Recht in Anspruch, jedem Anderen, sei er Kabyle oder Fremder, seinen Schutz zuzusichern; dann ist er verbunden, jede diesem zugefügte Beleidigung zu rächen; wer die Anaïa hat, geht noch vor dem nächsten Blutsverwandten, und kein Kabyle wird den Schimpf ertragen, dass sein Geleite ungestraft verletzt worden. Ist der Beschützer ein angesehener Mann oder gar ein Amin, so tritt sofort sein ganzer Stamm für ihn ein, aber auch der Aermste wird seinen Çof nicht vergeblich aufrufen. Würden ja doch sonst die anderen Kabylen auf jedem Markte mit Fingern auf die deuten, welche die Verletzung ihrer Anaïa nicht gerächt haben, und ihnen, wo sie sich blicken liessen, den Packsattel eines Lastesels hinhängen, den ärgsten Hohn, den man einem Kabylendorfe zufügen kann. Nur unter dem Schutz dieser Einrichtung waren früher Handel und Verkehr in der Kabylie möglich. Für jeden Markt ertheilte der Stamm, auf dessen Gebiet derselbe stattfand, allen Händlern selbstverständlich das Geleite und wenn einer beraubt wurde, musste er ihn entschädigen und den Frevel rächen. Im Sus ist das heute noch Brauch; der Beherrscher von Sidi Hedscham hat, wie Lenz**) erzählt,

*) Bei den Scheluh Taissa, bei den Amazirgh Kassi.

**) Timbuktu I p. 323.

allen, die den Markt auf seinem Gebiete besuchen, die Anaïa zugesichert, und furchtlos durchziehen zur Marktzeit Karawanen mit reicher Ladung und fast ohne Bedeckung das Gebiet der räuberischen Howara, das zu anderen Jahreszeiten Niemand so leicht ungeplündert verlässt. Bei den Ouled Rif und den Amazirgh gilt dasselbe Recht; ein entschlossener Reisender, der aber selbstverständlich ohne Regierungseskorte kommen müsste, besonders ein Arzt, würde, wenn es ihm einmal gelänge mit einem angeseheneren Berberchef oder Marabut in Verbindung zu kommen, unbedenklich den grössten Theil des marokkanischen Atlas durchwandern können.

Die Anaïa wird gewöhnlich dadurch angedeutet, dass der Beschützer seinem Schützling irgend einen als sein Eigenthum bekannten Gegenstand, eine Waffe oder dgl. mitgibt, mitunter auch ein Thier, ein Maulthier oder selbst einen Hund. Natürlich übernimmt der Kabyle die schwere Verpflichtung nicht leichtfertig, und wer sich der Anaïa eines Anderen rühmte, ohne dass sie ihm ertheilt war, konnte von diesem ungestraft getödtet werden. In Nothfällen kann aber auch eine Frau mit rechtsgültiger Wirkung die Anaïa geben, wie dies in einem Fall geschah, den Daumas*) erzählt. Eine Berberfrau aus dem Stamme der Zouaoui — demselben, von dem der Name der Zouaven abgeleitet ist — gab einem Schutzflehenden als Zeichen des Geleites eine Hündin mit; am anderen Tage kam das Thier allein und blutig zurück und sofort brachen die Krieger des Dorfes auf, verfolgten die Fährte bis sie den Reisenden ermordet fanden, und zerstörten das ganze Dorf, dessen Bewohner das Verbrechen begangen. Das Dorf heisst darum heute noch das Dorf der Hündin, Taourirt-en-Tidits. Die Anaïa hat manchen Bürgerkrieg entzündet, aber auch manchen beendet. Dauerte eine Fehde zu lang, wurde sie zu erbittert und zur Gefahr fürs ganze Land, dann traten die Nachbarstämme auf und warfen, wie der Kabyle sagt, ihre Anaïa dazwischen. Dann musste der Kampf ruhen, denn sonst wären die »Herren der Anaïa« sofort gegen die widerstrebende Partei aufgetreten, und es begannen Verhandlungen, die meistens zum Frieden führten. Die Anaïa der Märkte galt auch im Kriege, und die Leute der feindlichen Stämme verkehrten auf dem Souk friedlich miteinander. In der Umgebung

*) Moeurs et coutumes de l'Algérie. 3me édit. Paris 1858. p. 251.

besuchter Märkte ruhten darum, wie zur Zeit als der deutsche Gottesfrieden galt, alle Fehden an bestimmten Tagen der Woche. Eine Frau hatte aber Frieden überall und Frauen wurden darum auch häufig als Botinnen und Unterhändlerinnen gebraucht. Mit der Einführung gesicherterer Rechtszustände hat die Einrichtung des freien Geleites in der französischen Kabylie viel von ihrer Bedeutung verloren, aber sie besteht noch immer und gar mancher Mord in den abgelegeneren Gebieten gilt der Sühne einer angetasteten Anaïa.

Abgesehen von den Çofs halten aber durchschnittlich die Kabylen eines Dorfes fest zusammen, besonders Fremden gegenüber. Der auswärtige Kabyle ist nur dann berechtigt, wenn er einem Dorfe angehört, mit dem ein Freundschaftsverhältniss besteht; der Landfremde ist eigentlich rechtlos — friedlos, sagten die alten Germanen dafür —, so lange er keinen Schutz erwirkt hat, den einem Flüchtling freilich so leicht kein Kabyle verweigern wird. Ist ihm aber einmal der Schutz zugesichert, so wird ein ganzes Dorf, ja selbst ein Stamm, lieber bis zum letzten Mann kämpfen, als seinen Schützling ausliefern. Die Hochburg des Dschurdschura war für Flüchtlinge aus Algier immer ein sicherer Zufluchtsort und mehr als ein abgesetzter Dey hat dort, seinem Nachfolger unerreichbar, den Rest seiner Tage verlebt. Fremde betrügen und bestehlen gilt dagegen durchaus für kein Unrecht. In den Zeiten der Unabhängigkeit bestanden sogar officielle Hehler (Ajebbar oder Oukaf), welche die Verwerthung des gestohlenen Gutes besorgten, und in verschiedenen Stämmen galt die Falschmünzerei für ein ganz ehrenwerthes Gewerbe, für das nebenbei bemerkt die Kabylen heute noch ebensoviel Sinn und Geschicklichkeit haben, wie ihre Verwandten in Südspanien.*) Nur durfte falsches Geld niemals auf einem kabylischen Markte zur Ausgabe gelangen; wer das versuchte, der wurde, wenn er ein Stammesgenosse war, seiner sämmtlichen Habe und seiner Kleider beraubt und splitternackt in dieses Wortes verwegenster Bedeutung über die Grenze gejagt; ein Fremder wurde ohne Weiteres gesteinigt. Innerhalb des Dorfes aber verlangt man von dem Kabylen nicht nur unbedingte Ehrlichkeit, sondern auch

*) Die fast rein kabylisch gebliebene Huerta von Valencia und diese Provinz überhaupt gelten heute noch für den Hauptsitz der Falschmünzerei in Spanien.

wechselseitige Unterstützung im ausgedehntesten Maasse. Vorab sind zwei Gemeindeeinrichtungen aufs Genaueste geregelt, die Armenunterstützung und die Gastfreundschaft. Letztere wird von Seiten der Gemeinde nach ganz bestimmten Regeln geübt. Betritt ein Fremder ein Dorf, wo er Niemand kennt, so sagt er dem Ersten, der ihm begegnet: Ich komme als Gast des Dorfes; er wird, wenn der Angesprochene nicht vorzieht, ihn in sein eigenes Haus zu bringen, dann sofort an den Amin gewiesen und von diesem der Familie zugetheilt, welche gerade an der Reihe ist, denn die Verköstigung und Beherbergung der Gäste geht reihum. Es ist Pflicht des Amin, jedesmal die Familie, welche zunächst an die Reihe kommt, rechtzeitig zu benachrichtigen, damit sie sich für die nöthigen Vorräthe sorgt; thut er das nicht, so verfällt er in eine Geldstrafe. Die Bewirthung entspricht dem Range des Gastes; angesehenere Leute behält der Amin selbst oder einer der reicheren Dorfbewohner. An vielbegangenen Strassen ist ein Häuschen ausschliesslich für Gäste bestimmt, und nur die Verpflegung geht reihum. Sie ist freilich nach unseren Begriffen ein wenig frugal, aber nicht schlechter, als die gewohnte Nahrung der Leute selbst, ja durchschnittlich besser, denn während der Kabyle fast ausschliesslich von Gerstenmehl lebt, hält er streng darauf, dass dem Gaste Kuskussu aus Weizenmehl vorgesetzt wird.

An der Organisation der Armenpflege können sich die civilisirtesten Völker ein Muster nehmen. Natürlich sorgt für die Arbeitsunfähigen in erster Linie das Geschlecht, die Kharrouba, aber wo diese nicht kann, bei Wittwen, Waisen und einzelnstehenden Kranken, tritt die Gemeinde ein. Fast überall sind fromme Stiftungen vorhanden, meist Grundstücke mit Feigen und Oelbäumen, deren Ertrag den Armen zufällt; aber auch ausserdem wird bei der Ernte ein bestimmter Antheil ausgeschieden für die Armen. Ferner erhalten sie einen vollen Antheil bei den öffentlichen Fleischvertheilungen. Diese, die sogenannten Thimecheret, sind eine höchst eigenthümliche Einrichtung der Kabylen. Ihre gewöhnliche Nahrung ist rein vegetabilisch, etwas Brod, Kuskussu aus Gerstenmehl und getrocknete Feigen, oft auch nur süsse Eicheln, dazu etwas ranziges Oel. Fleisch gilt natürlich als höchste Delikatesse, ist aber dem gewöhnlichen Kabylen zu theuer; um es zeitweilig Jedem zugänglich zu machen, wird bei

bestimmten Gelegenheiten Vieh auf Gemeindekosten angekauft und geschlachtet. Dann kommt die ganze Gemeinde zusammen, der Amin mit dem besonders zu diesem Zweck ganz genau geführten Einwohnerverzeichniss, und das Fleisch wird in Portionen vertheilt, die immer für eine gewisse Anzahl Personen bestimmt sind; entweder die Mitglieder einer Kharrouba oder eigens für die Fleischvertheilung gebildete Gruppen erhalten einen solchen Antheil. Die Vertheilung erfolgt nach Köpfen. Alt und Jung, Arm und Reich, Männer und Frauen haben gleichen Anspruch. Jede Gruppe bringt ein Stäbchen, an dem ein Zeichen angebracht ist, und übergibt es dem Amin; dieser schüttelt die Stäbchen in einem Gefäss durcheinander und reicht sie seinen Temman, welche zu jeder Fleischportion ein Stäbchen legen. So ist aller Streit unmöglich gemacht und Niemand kann sich über seinen Antheil beklagen. Die Kosten werden aus den in die Gemeindekasse fliessenden Strafgeldern bestritten. Mitunter thun sich auch ein paar Familien zusammen und schlachten ein Stück Vieh; sie müssen das aber bei schwerer Geldstrafe dem Amin anzeigen und den Armen und Kranken einen Theil abgeben.

Auch bei jeder Festlichkeit, bei Hochzeiten wie bei Begräbnissen, sind die Armen selbstverständlich zu Gaste geladen, und so tief ist jedem Kabylen die Pflicht, für die Armen sorgen zu müssen, eingeprägt, dass die so überaus einfache Organisation selbst in den schlimmsten Zeiten ausreicht. In den schweren Hungerjahren, die durch das Ausbleiben der Winterregen entstanden, zuletzt noch in 1881, sind die Araber massenhaft dem Hungertod erlegen, aber im Kabylenlande ist kein einziger Fall vorgekommen; und obschon die Hungernden von allen Seiten der Kabylie zuströmten, ist keinem die Gastfreundschaft versagt worden und die Gemeinden haben lieber die letzten vergrabenen Goldstücke aus dem Versteck geholt und selbst Anleihen aufgenommen, als dass sie dem alten Herkommen untreu geworden wären oder Hülfe bei der Regierung gesucht hätten. Das ist ein Zug im Charakter der Kabylen, der manche Schattenseite vergessen lässt.

Ebenfalls sehr gut entwickelt sind das Wasserrecht und das Wegerecht; eine Einführung der französischen Einrichtungen würde, darüber sind auch die französischen Autoritäten einig, einen Rückschritt bedeuten.

Das heilig gehaltene Herkommen verpflichtet auch die Kabylen eines Dorfes zu ausgedehnten wechselseitigen Hülfeleistungen, ganz wie in den besten Zeiten des deutschen Dorflebens, wo die Nachbarschaft noch hochgehalten wurde, und wie es sich nur noch in wenigen abgelegenen, von der Industrie unberührten Gegenden bis auf unsere Tage erhalten hat. Will ein Kabyle ein neues Gurbi errichten, so haben seine Dorfgenossen die Verpflichtung, ihm zu helfen, ihm die ausser den gelernten Maurern nöthigen Arbeiter zu stellen; sie helfen ihm die Ziegel und Backsteine anfertigen, die Frauen tragen ihm das nöthige Wasser zu, die gesammte Mannschaft holt das Holz aus dem Gemeindewalde. Auch bei der Ernte, beim Jäten helfen sie sich gegenseitig und nur selten werden bezahlte Tagelöhner genommen. Verliert ein Kabyle ein Stück Vieh, so theilen die sämmtlichen Dorfgenossen das Fleisch — die Kabylen sind in der Beziehung nicht ekel — unter sich, und jede Haushaltung trägt einen entsprechenden Antheil von dem entstandenen Schaden, eine Einrichtung, welche unseren dörflichen Viehversicherungskassen vollständig entspricht. — Wird einem Kabylen nachgewiesen, dass er in der Fremde einen Dorfgenossen in Krankheit oder Noth im Stiche gelassen, so wartet seiner daheim eine strenge Strafe, die bis zu mehrjähriger Verbannung steigen kann.

Noch eine andere Sitte erinnert auffallend an die Gebräuche der deutschen Bergbewohner. Zu meiner Jugendzeit — ich weiss nicht, ob das heute noch so ist — waren auf dem hohen Vogelsberge die Bewohner der letzten Dorfhäuser verpflichtet, bei dichtem Nebel und Schneegestöber — Wusterwetter, wie man dort oben sagt, — in bestimmten Zwischenräumen Hornsignale zu geben, um verirrten Wanderern die rechte Richtung zu weisen. Ebenso müssen im Winter, der in den Hochbergen des Dschurdschura ja schlimm genug auftritt, die Dorfbewohner in bestimmter Reihenfolge hinausziehen an die gefährlichsten Pässe, um nach etwaigen Wanderern zu sehen, und selten vergeht ein Winter, wo nicht dadurch mehrere Menschenleben gerettet werden.

Die Gewohnheit des Zusammenstehens der Nachbarn hat natürlich im Kabylenlande die Einrichtung von Erwerbs-Genossenschaften hervorgerufen und in einer Weise ausgebildet, dass unsere deutschen Genossenschaften von ihnen lernen könnten. Aber ich muss mir versagen, hier genauer auf diesen interessanten Gegenstand ein-

zugehen und bemerke nur, dass die Wässerungsgenossenschaften in den spanischen Vegas nur die Ausbildung einer ächt kabylischen Einrichtung sind.

Die Kabylengemeinde deckt ihre Bedürfnisse, soweit sie nicht aus den Strafgeldern und etwaigem Gemeindevermögen bestritten werden können, durch eine Gemeindeumlage, welche die Djemâa ausschreibt und nach dem Vermögen auf die einzelnen Geschlechter vertheilt. Gemeindearbeiten werden immer in der Frohne ausgeführt, und auch dabei bestimmt das Herkommen ganz genau, was jede Familie zu leisten hat. In die Gemeindekasse fliessen vorab die Strafgelder; sie sind ziemlich bedeutend, weil alle Vergehen, die schwersten ausgenommen, mit Geld bestraft werden, für den geizigen Kabylen allerdings die härteste Strafe. Dann sind bei jeder Hochzeit, bei jeder Beschneidung, bei jeder Geburt bestimmte Gebühren an die Gemeinde zu zahlen. Fremde, welche sich in einem Dorfe niederlassen wollen, müssen ein Einzugsgeld, Gemeindeglieder, die wegziehen, aber auch ein Abzugsgeld bezahlen, endlich gehören die Getreidemühlen wie die Oelmühlen häufig der Gemeinde, und für ihre Benutzung muss eine Abgabe bezahlt werden. Viele Gemeinden besitzen auch Oelbäume und Feigenpflanzungen, oft auch Gemeindewaldungen und Hutungen (Mechmel), welche mitunter mehreren Dörfern gemeinschaftlich sind und dann ganz nach denselben Grundsätzen verwaltet werden, wie sie bis zur neuen deutschen Gesetzgebung für die Markgenossenschaften galten. Jeder Markgenosse kann unter bestimmten Bedingungen seinen Bedarf an Bau- und Brennholz aus dem Walde decken, aber verkaufen darf er Nichts ohne Ermächtigung der Djemâa, in deren Kasse er einen bestimmten Theil des Erlöses abliefern muss. Auch das ist ein eigenthümlicher germanischer Zug mitten unter Völkern, bei denen überall der Wald frei, Eigenthum Allahs,*) ist.

Die Gerichtsbarkeit innerhalb des Dorfes hatte früher unbedingt die Gemeinde; sie verhängte Geldstrafen, sie konfiscirte das Eigenthum, sie setzte bei Verwundungen den Blutpreis**) fest, sie

*) Auch der Neugrieche sagt: τὸ ξῦλον εἶναι τοῦ ϑεοῦ, der Wald ist Gottes. Die natürliche Folge dieser Anschauung ist, dass der Wald sehr schnell des Teufels wird.

**) Die Dia (Blutpreis, Wergeld) ist eigentlich keine kabylische Einrichtung; die Djemâa verhängt nur eine Strafe, welche in die Gemeindekasse

konnte im schlimmsten Falle den Verbrecher, wenn er ein Einheimischer war, mit Verbannung, den Fremden sogar mit dem Tode strafen. Dann trat die ganze Gemeinde zusammen und jedes Glied der Djemâa musste seinen Stein werfen, damit jede Möglichkeit der Blutrache ausgeschlossen sei. Für den Gemeindegenossen gab es keine Todesstrafe, aber man stiess ihn nackt und blos ins Elend und riss sein Haus nieder, wie die Korsen, die in so vielen Punkten den Berbern gleichen, heute noch dem thun, der den beschworenen Frieden hinterlistig bricht. Die Franzosen haben der Djemâa das Recht über Leben und Tod genommen, ihr sonst aber ihre Befugnisse gelassen, sehr vernünftiger Weise, denn das öffentliche Verfahren in der Djemâa, und der Umstand, dass der Verklagte stets eine Stütze an seinem Çof findet, bürgen dafür, dass kein allzuschweres Unrecht geschieht.

Neben der Gerichtsbarkeit der Djemâa besteht aber noch die der Kharrouba; das Geschlecht richtet seine Angelegenheiten unter sich, Niemand kann ihm darein reden, und es ist oft härter und unerbittlicher, als die Djemâa. Ein Mädchen, das sich vergangen, verfällt fast stets dem Tod durch seine nächsten Verwandten, ebenso der Verführer, wenn er nicht rechtzeitig flüchtet; die Franzosen mögen das noch so hart als Mord strafen, das Urtheil des Geschlechtes findet jederzeit seinen Vollstrecker. Ebensogut die heiligste Pflicht des Kabylen, die Blutrache. Wie die Vendetta des Korsen, so ist die Thamegueret (arabisch Rebka) des Kabylen unerbittlich, unabwendbar. Nur eine unabsichtliche Tödtung kann durch die Zahlung eines Wergeldes (Dia) abgekauft werden, sonst muss wieder Blut fliessen; ist der Mörder entkommen, so trägt sein ganzes Geschlecht die Blutschuld, und so spinnen sich auch hier Familienfehden durch Generationen fort, wenn es nicht die Gemeinde einmal für angezeigt hält, Frieden

fliesst, und verweist den Geschädigten auf das Recht der Wiedervergeltung, was nicht ausschliesst, dass er für diese dieselbe Strafe zahlen muss, wie der, der ihn verletzte. In den Oasen dagegen findet man den Gebrauch der Zahlung von Wergeld. Ein Mörder zahlt 100 Duros und wird auf ein Jahr verbannt. Bei Wunden, die mit einem schneidenden Instrument beigebracht sind, hat man im Tuat nach Daumas denselben Gebrauch, wie im deutschen Alterthum: ein Mitglied der Djemâa misst mit einem eigenen Maassstab, der Kias-ed-Dem, Blutmaass, genannt wird, die Wunde und für jeden Grad des Maassstabes muss der Thäter zwei Duros (10 Frs.) zahlen.

zu stiften.*) Das französische Gesetz hat sich hier bis jetzt völlig machtlos erwiesen. Rachsüchtig ist der Kabyle überhaupt im höchsten Grade und eine empfangene Beleidigung trägt er lange nach; jeder Kolonist weiss, dass er einen Araber prügeln darf unbeschadet der Freundschaft, dass aber der Kabyle einen empfangenen Schlag unfehlbar rächt.

Wie schon oben gesagt, ist für den Kabylen das Dorf seine Welt, was jenseits der Gemarkungsgrenze liegt, ist schon fremd, und er hütet eifersüchtig seinen Grundbesitz. Kein Fremder kann in der Dorfflur Eigenthum erwerben, auch nicht ererben, denn die kabylische Frau hat kein Erbrecht, daran haben die Kabylen im schroffsten Widerspruch zu den Vorschriften des Koran festgehalten, damit ja der Gemeinde nichts von ihrem Grundbesitz entfremdet werden kann. Doch hat hier und da das gemeinsame Interesse eine Milderung der strengen Vorschriften bewirkt und Nachbardörfer bewilligen sich oft gegenseitig Vorrechte, oder sie schliessen sich enger zusammen und bilden einen Ârch (von den Franzosen meist Tribu, Stamm, genannt), dessen gemeinschaftliche Angelegenheiten von einer Delegation der beiderseitigen Gemeinden geleitet wird. Die meisten Tribus haben sich auch noch einmal zu einer sogenannten Thakebilt (Konföderation bei den Franzosen) vereinigt, welche wesentlich die Vertheidigung in Kriegsfällen zum Zweck hatte. Arch und Thakebilt sind aber ebenso demokratisch, wie das einzelne Thaddart (Dorf) und wählen sich ihren Amin, dessen Befugnisse genau begrenzt sind. Die Thakebilt sind dauernde Einrichtungen; was man Stämme zu nennen pflegt, sind eben diese Konförderationen; manche von ihnen, und zwar besonders die des Dschurdschura, bestanden unter ganz denselben Namen schon im Alterthum. Dieselbe Einrichtung findet sich auch bei den Scheluh und Amazirgh, aber sie heissen dort Infith. Die Franzosen haben leider den Versuch gemacht, diesen

*) Bei den meisten Stämmen zieht jede Tödtung, auch wenn sie an einem Dieb oder zur Vertheidigung des eigenen Lebens oder der Anaïa begangen wurde, nicht nur Blutrache, sondern auch eine Strafe seitens der Gemeindebehörde nach sich. Selbst der Mann, der seine untreue Frau tödtet, verfällt ihr, obschon er ausser der allgemeinen Verachtung auch eine schwere Geldstrafe zu erwarten hat, wenn er es nicht thut. Nur wenige Stämme haben versucht, diesen Widerspruch zu lösen; sie verbannen in einem solchen Falle den Mörder, aber sie lassen ihm zehn Jahre Zeit, um seine Angelegenheiten zu ordnen.

Konförderationen in derselben Weise wie den Araberstämmen Kaids und Aghas zu setzen und diesen dieselben Befugnisse zu geben, wie im Araberland. Blutige Aufstände ohne Zahl sind die Folge gewesen; die letzten Insurrektionen in der Aurès waren nicht gegen die Franzosen, sondern nur gegen die Kaids gerichtet. Seit die Republik den kabylischen Gemeindeeinrichtungen ein besseres Verständniss entgegenbringt und ihre demokratischen Grundsätze achtet, denken die Berber an keinen Aufstand mehr und helfen sogar gerne am Weiterausbau ihrer Gemeinde- und Stammverfassung. So hat die französische Regierung neuerdings eine Einrichtung eingeführt, welche den vollen Beifall der Kabylen findet, eine Art Kreistag, die Schkaïa. Zu bestimmten Terminen treten die sämmtlichen Amins eines Bezirkes unter Vorsitz des französischen Kreisdirektors zusammen, ihre Berathungen sind öffentlich und jeder Bewohner des Bezirkes kann in der Versammlung erscheinen und seine Beschwerden vorbringen. Das hat sich rasch eingebürgert und hier ist der Punkt, wo der Hebel angesetzt werden muss, um die Kabylen für die Civilisation zu gewinnen. So heilig nämlich der Berber das Herkommen achtet, so gilt es ihm doch durchaus nicht für unveränderlich, er wird nie sein Sklave, wie der Araber, sondern er behält sich jederzeit das Recht vor, es nach den veränderten Umständen auch zu verändern. Gelingt es, den einflussreichsten Leuten die Ueberzeugung beizubringen, dass irgend ein alter Gebrauch nicht mehr zeitgemäss sei, so wird dessen Abänderung bald genug durchgesetzt sein, und wenn einmal die neuen Schulen, welche man seit zehn Jahren im Kabylenland errichtet, ihre Schuldigkeit gethan haben und sich eine kabylische Presse bilden kann, wird deren Einfluss ein ganz anderer sein, als im Araberlande.

Dazu hilft der tiefgehende Unterschied in der religiösen Ueberzeugung zwischen Araber und Kabyle. Beide sind eifrige Muhamedaner und der Kabyle ist vielleicht, wenn ihn ein verehrter Marabut in den heiligen Krieg ruft, der fanatischere von beiden. Aber die Grundlehre des Islam ist ihm nicht in Fleisch und Blut eingedrungen. Der Araber redet nicht nur, wie auch unsre Frommen, immer davon, dass die Erde nur ein Jammerthal sei, eine Prüfungsstation, ein Gasthaus, das dem Fremdling nur für drei Tage Herberge bietet und dass es nicht verlohne, sich darin behaglich einzurichten, dass vielmehr jedes Bemühen um

zeitliche Wohlfahrt nur dem ewigen Heile schädlich sei, sondern er handelt auch danach. In der Beziehung ist der Araber unendlich mehr Christ — denn Muhamed hat die betreffenden Lehren ja dem Christenthum entlehnt —, als die frömmsten der »Diener am Worte Gottes«, die es durchaus nicht verschmähen, auch für das Zeitliche zu sorgen und sich den Aufenthalt im irdischen Jammerthal so bequem als möglich zu machen. Beim Araber kann man aber auch erkennen, wohin die Befolgung der reinen christlichen Lehre führen muss und welche Bedeutung für das ganze Abendland die Germanisirung der ursprünglichen semitischen Lehre und freilich noch mehr ihre wenn auch widerwillige Anpassung an die seit dem fünfzehnten Jahrhundert wieder erwachende heidnische Humanitätsidee gehabt hat. Vom Araber ist darum eine Betheiligung an den Arbeiten der Civilisation so wenig zu erhoffen, wie, wenn auch aus andern Gründen, vom Türken.

Ganz anders der Kabyle. Er war allezeit ein Befolger des den Grundlehren des Christenthums wie denen des Islams widersprechenden Grundsatzes: »Hilf dir selbst, so hilft dir Gott«. Vom Islam hat er darum nur den Theil angenommen, der ihm passte, und das war wenig genug. Selbst um die äusseren Ceremonien kümmert er sich nur sehr wenig und Kabylen, welche die vorgeschriebenen fünfmaligen Waschungen am Tage vollziehen, sind äusserst selten. Ebensowenig halten sie die Speiseverbote, sie essen unbedenklich das Fleisch gefallener Thiere, und wo Wein wächst, wie z. B. im Rif, haben sie sich dessen Genuss niemals wehren lassen. Erkrankt der Araber, so wird er selten ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen, höchstens lässt er sich ein Amulet schreiben, hilft das nicht, so mag es gehen wie Allah will. Der Kabyle dagegen ist ein guter Kunde der europäischen Aerzte, und Chinin und manche Geheimmittel sind sehr gesuchte Artikel im Kabylenlande. Was sie überhaupt glauben, davon haben wir eigentlich noch keine rechte Idee. Allem Anschein nach tritt aber Allah vor den lebenden oder noch nicht allzulang verstorbenen Heiligen in den Hintergrund; die Verehrung der Heiligen ist der Kern der kabylischen Religion und der Umstand, dass die Kubbahs derselben mit Vorliebe auf hochragenden Punkten stehen, könnte darauf deuten, dass sie nur an die Stelle der alten einheimischen Götter getreten sind. Freilich auch von denen wissen

wir so gut wie nichts; die Römer haben sich ja nie mit der religiösen Ueberzeugung unterworfener Barbarenstämme beschäftigt, nur ganz gelegentlich finden wir den »grossen Gott der Numiden« einmal erwähnt; den christlichen Kirchenvätern aber war es ganz gleichgültig, zu welchem Götzen die blinden Heiden riefen und noch weniger waren die Araber aufgelegt, sich damit zu befassen. Es scheint aber, dass die Numiden, wie ihre Verwandten in Kanaan, ihre Götter auf hohen Bergspitzen verehrten;*) die Heiligen nahmen darum mit Vorliebe ihre Wohnsitze auf den höchsten Bergen, und die meisten Hochgipfel sind nach Heiligen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, benannt, die auf ihnen wohnten und wohl nach und nach an die Stelle der einst dort angebeteten Götter traten. Die Verehrung von Heiligen auch nach ihrem Tode ist in Nordafrika uralt; schon Herodot weiss zu berichten, dass die Nasomonen auf den Gräbern angesehener Leute sich Orakel holten, ganz wie das heute der Berber noch thut; sie beteten dort und legten sich dann schlafen und der Traum brachte ihnen den erflehten Rath. Heute schwört man in der ganzen Sahara und in vielen Berberlanden beim Buche des Sidi Abdallah, aber wer ist dieser Heilige, den selbst die Tuareg ehren, den aber ausser Nordafrika Niemand kennt? Auch hinter anderen Heiligen mögen alte Heidengötter stehen und wie die mittelalterlichen St. Peter und St. Georg die Züge Wotans nur kaum eben verhüllen, so würde, wenn überhaupt bei den Kabylen eine alte Tradition bestände, auch in dem grossen Sidi Abd-el-Kader el Ghilani, der ja anderen Heiligen gegenüber fast die Stellung eines Halbgottes einnimmt, unschwer ein alter Numidengott erkennbar sein.

Alle Berber haben, dem Koran zum Trotz, eine Vorliebe für geräuschvolle Feste, und sie feiern sie im Freien, im Wald und auf Bergeshöhe, unbekümmert um die Verleumdungen, welche die prüden scheinheiligen Araber an diese Lustbarkeiten, an denen Männer, Frauen und Kinder Theil nehmen, knüpfen. Wenn in den Aurès das erste Grün sprosst, ziehen die Schâwi mit ihren Familien hinaus, sie umgehen in feierlicher Procession ihre Saaten

*) Man vergleiche darüber, was Barth (Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, I. p. 114) über die Zauekes oder Sauya und den Kult auf dem tunesischen Zaghouan sagt. Ein heiliges Gebirge Zaghun oder Sarhun erwähnt auch Lenz in der Umgegend von Mekines in Marokko.

und Pflanzungen, lagern drei Tage im Walde und kehren dann mit jungem Laub geschmückt in ihre Dörfer zurück. *) Ebenso feiern sie ein dreitägiges Erntefest; wenn die Wintersonnenwende kommt, nimmt die Frau einen Stein aus dem Heerde und umgibt ihn mit frischer Erde, und in der Neujahrsnacht — sie heisst noch Junâa, Januar — schmaust und zecht man die ganze Nacht und wechselt am Morgen die Kleider und alle gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände. Aecht heidnisch sind auch die Festlichkeiten mit denen die Kabylen am Dschurdschura den Tag feiern, an welchem nach den Oktoberregen der erste Pflug ins Feld geht. Schon am Vorabend findet eine feierliche Fleischvertheilung statt und jede Familie steuert nach Kräften Kuskussu und Brod zu einem reichen Mahle für die Armen. Am Morgen des Tages bringt jeder Grundbesitzer für jedes Paar Ochsen, das er hinausgehen lässt, vier harte Eier, vier Granaten und vier Nüsse; sie werden versteckt und am Abend von der Dorfjugend gesucht. (Wem fallen dabei nicht unsere deutschen Ostereier ein?) Ebenso werden den Ochsen an die Hörner und auf dem Kopf kleine Kuchen befestigt, um welche die liebe Jugend nachher sich balgt. Dann geht es in feierlicher Procession hinaus; der Ackersmann nimmt eine Probe von jeder Fruchtgattung, Weizen, Gerste, Bohnen und Erbsen, in die Hand und streut sie als Opfergabe über den Acker, der Imam spricht die Fatha,**) und die Arbeit beginnt. — Auch die Ehrfurcht des Kabylen vor dem Pfluge, dessen Anfertigung früher einer besonderen Kaste oblag, und dessen Diebstahl als ganz besonderes Verbrechen behandelt wird, und vor der Dreschtenne (Annar, arabisch nedder), die er nur mit blosen Füssen betritt und sorgsam reinhält, haben ihre Wurzel wohl in Zeiten, die weit hinter das Eindringen der Araber zurückreichen. — Dass sich vielfach heidnische Opfergebräuche erhalten haben, ist bekannt. Frauen, die Kindersegen erflehen wollen, schlachten in Algier an der Genienquelle, in Konstantine im Bad von Sidi Mecid ein schwarzes Huhn. Als Hooker ***) zum Kamme des Tagherout-Passes im hohen Atlas hinaufstieg und sich plötzlich ein schwerer Schneesturm gegen ihn erhob, schlach-

*) Man vergleiche darüber Masqueray, in Bulletin de la Société géographique, 6me Série, vol. XII. Dann über ein ähnliches Fest in der Oase Sokna Rohlfs (Kufra p. 144).

**) Die ersten Verse des Koran.

***) Marocco and the Great Atlas p. 223.

tete sein Führer einen eigens dazu mitgenommenen Hahn, um die Geister des Berges zu beschwichtigen, und wenig später kamen in Arround eine Anzahl Frauen und schlachteten vor seinen Füssen ein Schaf, um dadurch seine Fürsprache für ihre in Marokko inhaftirten Männer zu gewinnen. — Sabatier *) berichtet von den freien Aït Hamid, einem Scheluhstamm östlich von Marokko, dass sie dem Gotte des Flusses Ouëd Tekinit, der in einem tiefen Becken unterhalb eines Wasserfalles wohnt, alljährlich zwei Stiere und eine grosse Schüssel mit Kuskussu opfern, damit er ihnen nicht das tödtliche Fieber sende.

Aehnliche heidnische Züge werden sich wohl auch sonst noch vielfach nachweisen lassen **), und so ist es kein Wunder, wenn der Araber von jeher den Berber mit Misstrauen betrachtet und für einen halben Ketzer hält, gerade wie der Römer selbst den frömmsten deutschen Katholiken. Hat ja auch der Berber niemals den Koran als bürgerliches Gesetzbuch anerkannt, und sich seinen Vorschriften nur dann unterworfen, wenn sie mit seinem alten Herkommen übereinstimmten. Die Opposition in dieser Beziehung ist offenbar im Wachsen begriffen. Sabatier erzählt, dass ihm, als er in einer Streitsache zwischen Arabern und Kabylen zu vermitteln hatte und sich dabei auf den Koran berief, von den Kabylen einstimmig erwidert wurde: le Koran n'est pas Kabyle.

Aber auch die religiöse Ueberzeugung des Kabylen, der sich mit voller Gluth dem Islam angeschlossen, ist von der des frommen Arabers eben so verschieden, wie etwa die eines frommen Deutschen aus der Zeit vor den Kreuzzügen von der des orientalischen Christen. Der Islam hat dem kabylischen National-

*) Revue géographique internationale 1883 p. 196.

**) Massenhaft würden sich heidnische Züge sicherlich noch im Volksaberglauben nachweisen lassen. Ein paar Proben theilt Letourneux mit. Am ersten Februar geht der Kabyle in seinen Viehstall und sagt jedem Stück Vieh ins Ohr: Freue dich, der Januar ist vorbei. Zieht ein Gewitter auf und hat die Kabylin eine Henne brüten, so geht sie zu ihr und sagt ihr siebenmal: Fürchte dich nicht, kleines Thierchen, es donnert. — Kommt ein Lamm zur Welt, so sagt ihm der Schäfer dreimal: Nimm dich in Acht und vergiss nie, dass der Schakal dein Feind ist und der Schäfer dein Freund. Dafür erhält er von dem Eigenthümer des Schafes einen Pfannkuchen, den er draussen, wo die Heerde geweidet hat, verzehren muss. Sein Schäferstab ist zauberkräftig; bekommt ihn ein Anderer in die Hände, so kann er damit die Milch der ganzen Heerde in seine Schafe hexen.

charakter sehr bedeutende Konzessionen machen müssen. Es scheint mir als habe die Differenz zwischen dem östlichen und dem westlichen Islam bis jetzt noch wenig Beachtung gefunden, wenigstens habe ich bei genauen Kennern des orientalischen Islam vergeblich darum angefragt und auch in der Literatur keine Belehrung darüber finden können. Aufgefallen ist mir nur, dass ganz Nordafrika keine Derwische kennt, dass es aber dafür eine andere und wichtigere Organisation besitzt, welche dem Orient fehlt, die der religiösen Bruderschaften, der Ikhouan oder Khouan. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf diese eigenthümlichen Organisationen eingehen, die anscheinend nur zur Erinnerung an irgend einen Heiligen und zur Verehrung Allahs nach der von dem Stifter vorgeschriebenen besonderen Weise bestimmt sind, aber durch ihre stramme Organisation und die Verpflichtung der Mitglieder zu gegenseitiger Unterstützung in jeder Gefahr eine ganz ungeheure politische Bedeutung haben, und nicht nur den arabischen und türkischen Machthabern, sondern auch den Franzosen mehrfach gefährlich geworden sind. Ich habe, wie schon oben gesagt, mir keine sichere Auskunft darüber verschaffen können, ob solche Verbrüderungen im Orient überhaupt existiren; jedenfalls spielen sie durchaus nicht die Rolle, wie im Maghreb. Fast alle die Begründer bedeutender Khouans entstammen dem Westen; der grosse Abd-el-Kader el Ghilani war zwar, wie sein Name besagt, ein Perser aus Ghilan, und er lebte und liegt begraben bei Bagdad, aber sein Khouan verdankt die Begründung dem Maghrebiner Bou Medin und hat seine Hauptstärke ebenfalls in Nordafrika. Es ist auch wohl kein Zufall, dass die Khouan erst in Gebrauch kamen, seit der Islam bei den Berbern Wurzel zu fassen begann; denn selbst der älteste Stifter eines solchen, eben der grosse Abd-el-Kader, lebte erst im sechsten Jahrhundert nach Muhamed. Ich möchte fast vermuthen, dass die Khouan nichts anderes sind, als die berberischen Çofs, nur auf religiöses Gebiet übertragen und darum über die Stammesgrenzen hinausgreifend. Die Christenherrschaft hat ihnen einen neuen Aufschwung gegeben; alle fanatischen Elemente haben sich in den Brüderschaften vereinigt, und die jüngste und christenfeindlichste derselben, die des Sidi Muhamed ben Ali es Senusi, scheint eben im Begriff, alle übrigen, selbst die Kadriya, die

Rahmaniya und die mehr franzosenfreundlichen Tidjaniya, aufzusaugen. Nur in Marokko, wo der Sporn der Christenherrschaft fehlt, behaupten sich die Anhänger des Muley Taijeb, deren geistiges Haupt der durch Rohlfs bekannt gewordene Scherif von Wesan ist, und die Kabylen halten fest an ihrem Sidi Muhamed ben Abderrahman el Azhari, dem Bou Kobrin (Mann mit den zwei Gräbern) *) der ja auch sie vor den Arabern bevorzugte und in ihrer Mitte starb; dem despotischen Regiment der Senusi werden sich nur wenige von ihnen unterwerfen und darum befürchte ich auch von diesen keine sonderliche Gefahr für die französische Herrschaft.

Wäre es möglich, genauer in das innere Leben der Tuareg einzudringen, so könnte man wohl noch manches über die religiösen Ideen der Berber erfahren, denn diese, besonders die Bewohner der Hoggar-Berge, haben sich bis jetzt gegen den Islam absolut ablehnend verhalten und dulden keinen Araber unter sich. Ihre politischen Zustände haben einige Veränderung erlitten und sich mehr den arabischen genähert, denn Räuber und Halbnomaden bedürfen unbedingt eines einflussreichen Führers. Aber die Stellung desselben ist keine andere, wie die der deutschen Häuptlinge bis zur Völkerwanderung, und sie sind für alle wichtigen Maassregeln an die Zustimmung des ganzen Stammes gebunden. Nur die sogenannten schwarzen Tuareg, die stark mit Negerblut gemischten Stämme an der Grenze des Sudans, dulden Sultane über sich. Ein genaueres Studium der Tuareg wäre um so wichtiger, als sie im Gegensatz zu den algerischen Berbern eine Tradition besitzen und sie, wie ihre eigenthümliche Schrift, sorgsam von einer Generation zur anderen überliefern. Auch unter ihnen, mit denen Germanen wohl kaum jemals in Berührung gekommen sind, finden sich Blonde genug, und ihr Haar ist nie so dunkel, wie das des Arabers.**)

---

*) Cfr. oben p. 26. — Genaueres über die Khouan bei Brosselard, les Khrouan. Alger 1859. — De Neveu, les Khrouan, Paris 1846. Eine gute Uebersicht gibt auch das Reisehandbuch von Piësse, und nach diesem Schwarz in seinem öfter citirten Werke.

**) Die Tuareg sind allem Anschein nach vor der arabischen Invasion an dem Nordrande der Wüste einheimisch gewesen und erst durch die Araber nach Süden gedrängt worden. Sie trafen dort eine dunkelfarbige Rasse, die Kel Jeru oder Dschabbaren, welche sie theils vertrieben,

Die Kabylen des Dschurdschura sind von Haus aus Ackerbauer, aber obschon in ihrem Lande jeder Fuss breit Boden selbst an den steilen Abhängen bebaut ist, und sie Gerste selbst da noch säen, wo der Acker kaum mehr als die Aussaat wiedergibt und nur das Stroh den sauren Schweiss des Landmannes belohnt, kann ihr armes Bergland doch die Bevölkerung nicht ernähren. Schon 1866 belief sich die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit in der grossen Kabylie auf 75.25 Seelen per Quadratkilometer, im Cercle von Fort Napoleon sogar auf 118.70 (in Frankreich zur selben Zeit nur auf 68 – 83, in Belgien gegenwärtig 107, in Deutschland 84), und die Bevölkerungszahl hat seit dem Aufhören der Kämpfe mit den Franzosen und der endlosen Bürgerkriege sehr



Fig. 5. Tuareg.

theils unterwarfen. Die Unterworfenen sind die Vorfahren der Sukamaren, die als dienende Klasse mit den Tuareg leben; aus den Vertriebenen sind nach Krause wahrscheinlich die Fulen hervorgegangen, welche gegenwärtig im westlichen Sudan eine so wichtige Rolle spielen; sie sind nicht Neger, sondern Nuba. Die blonden Völker, von denen Procopius (de bello Vandilico II. 13) durch den Maurusierfürsten Orthaias erfuhr, dass sie jenseits der wüsten Gegend, südlich von dessen Lande wohnten, waren jedenfalls keine Germanen, denn sonst würde der Maurusier ihre Verwandtschaft mit den Vandalen betont haben, sondern Tuareg.

rasch zugenommen.*) Da reicht natürlich selbst die emsigst betriebene Gartenkultur nicht mehr aus und nach allen Richtungen hin quillt die Bevölkerung aus den Bergen hinaus, theils um durch Handarbeit und Tagelohn Verdienst zu suchen, theils um als Khrammès, als Pächter auf Antheil — den italienischen Metatiere entsprechend — ein Stück Land zu bebauen. Könnte die Regierung ihren kabylischen Unterthanen wirklich trauen, so wären sie ein ausgezeichnetes Kolonisationsmaterial, aber so muss sie eher suchen, ihre Ausbreitung zu verhindern und zu verhüten, dass die mit schweren Kosten gegründeten Kolonien in ihre

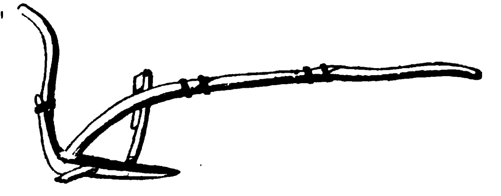


Fig. 6. Kabylischer Pflug.

Hände gerathen.**) Wie lange das noch möglich sein wird, lässt sich nicht bestimmen, eine Nothlage wird und muss sich herausbilden, denn in den Handwerken, welche die Kabylen seither noch betrieben und welche ihnen einen Nebenverdienst lieferten, wird nach und nach die Konkurrenz der europäischen Industrie immer fühlbarer und nur die wunderbare Bedürfnisslosigkeit des Bergkabylen gestattet ihm überhaupt noch die Existenz. Der Kabyle ist, wie der Spanier und der Sicilianer, von Haus aus mässig und gibt, auch wenn er wohlhabend wird, nicht viel für seinen Leib aus, lässt sich auch nicht leicht zu Excessen in Essen

*) Da, wie oben erwähnt, die Amins, der Fleischvertheilung wegen, ganz genaue Einwohnerlisten führen müssen, in welche jedes Kind sofort nach der Geburt eingetragen wird und in denen auch die vorübergehend Abwesenden figuriren, sind die Angaben über die Bevölkerung so zuverlässig, wie in irgend einem europäischen Staate.

**) Noch im vorigen Jahrhundert suchten sich Abtheilungen von Kabylenstämmen, wenn ihre Heimath überfüllt war, neue Wohnsitze in oft ganz entlegenen Gebieten; so die Mouzaia am Rande der Metidja, die aus dem Rif kamen; auch die Bewohner von Sokna erzählten Rohlfs, dass ihre Vorfahren aus Marokko eingewandert seien. Aehnliche Vorgänge werden sich wiederholen müssen und die französische Regierung würde klug thun, die Leitung der Uebersiedelung selbst in die Hand zu nehmen.

und Trinken verleiten, selbst wenn er es umsonst haben kann. Auch das ist wieder ein scharfer Unterschied vom Araber. Auch dieser ist mässig, wenn er wenig hat, und lebt lieber so knapp als möglich, anstatt dass er arbeitet; kann er es aber haben, so schlingt er in sich hinein, was hineingeht, auch wenn er nachher, wie eine vollgefressene Boa Constrictor, Tage lang unbeweglich liegen muss.

Dagegen stellt der Kabyle an seine Wohnung, so einfach sie ist, andere Anforderungen wie der Araber, dem sein Zelt genügt. Sein Gurbi ist ein solider Steinbau, meist mit einem Ziegeldach, allerdings ohne Fenster, ohne Stubendecke und mit nur einer Abtheilung im Inneren; die niedere Mauer, die Menschen und Vieh trennt, heisst kabylisch *Bank*; eine runde Vertiefung bildet die Feuerstelle, der Boden ist ein Lehmestrich. Es ist aber immer eine feste Wohnstätte, die ihn vor Wind und Wetter schützt; er pflanzt, wenn irgend möglich, Bäume in die Nähe und wenn er kann, sucht er auch das Innere einigermassen auszuschmücken. Das ist für alle Berber charakteristisch; selbst in dem armen Bergdorf Arround fand Hooker die Thürpfosten mit geometrischen Mustern von Halbmonden, Rauten und Dreiecken verziert. Die Arabesken der Alhambra sind berberischen Ursprungs. Auch Kleidung und Sattelzeug verziert der Berber gern, der Araber nur das letztere.

Im denkbar schärfsten Gegensatz zu den arabischen stehen die Eigenthumsverhältnisse der Kabylen. Der einzelne Araber hat kein Grundeigenthum; das ganze Gebiet, auf welchem ein Stamm nomadisirt, ist gemeinsames Stammeseigenthum (melkh), und auch bei den Ackerbau treibenden Stämmen wird den einzelnen Familien alljährlich das Land angewiesen, das sie bebauen können. Im Berberlande dagegen ist, die Mechmel (Gemeindewälder) ausgenommen, auch nicht das kleinste Stückchen herrenlos; alles ist Privateigenthum (ârch), und so furchtbar zersplittert, dass ein einzelner Oelbaum oft eine ganze Anzahl Herren hat und häufig die Bäume auf einem Grundstück anderen Eigenthümern gehören wie der Grund und Boden. Daraus ergeben sich unzählige Servitute und die verwickelsten Rechtsverhältnisse, aber sie sind durch das geheiligte Herkommen so minutiös geordnet, dass verhältnissmässig nur selten Streitigkeiten entstehen.*)

*) Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen nach Rohlfs in der Oase Sokna. Die dortigen Einrichtungen, obschon auf derselben berberischen

Ganz anders, wie beim Araber ist auch die Stellung der Frau. Freilich kaum besser und theoretisch sogar schlechter, denn die Frau hat kein Erbrecht, sie wird von ihrem nächsten Verwandten ohne gefragt zu werden an einen beliebigen Mann verkauft, sie kann von diesem jederzeit weggejagt werden, und sie muss so schwer arbeiten wie je eine Araberin. Faktisch stellt sich ihre Stellung aber doch günstiger. Mit dem Wegjagen ist es zunächst nicht so arg, denn eine Frau kostet 4—500 Frs., und die sind verloren, wenn sich nicht ein anderer Liebhaber findet, der dann freilich vor dem Heirathen dem früheren Ehemanne das Geld zurückzahlen muss. Gegen Misshandlungen kann die Frau den Schutz ihres Geschlechtes anrufen, sie kann sich sogar gegen ihren Mann empören und sein Haus verlassen. Arbeiten muss sie allerdings schwer, aber sie ist darin nicht, wie die Araberin, nur das Lastthier des Mannes, sondern seine Gefährtin, und der Mann arbeitet so schwer wie die Frau. Dagegen hat sie aber auch sehr gewichtige Freiheiten. Sie geht zunächst ohne Schleier, sie kann auf dem Markt und im Dorfe verkehren wie sie will; sie hat im Hause selbst eine gewichtige Stimme und Kabylen, die regelrecht unter dem Pantoffel stehen, sollen gar nicht allzu selten sein. Man erinnere sich nur, was der fromme Sidi Muhamed ben Yussef*) über die Ehemänner in seiner Heimath Milianah sagte Wo ich Berberfamilien draussen gesehen habe, machte die Frau durchaus nicht den Eindruck einer Sklavin. Geht der Mann auf längere Zeit auswärts, so führt die Frau selbständig das Hauswesen, und bleibt er längere Jahre aus, ohne ihr Unterstützung zu schicken, so kann sie bei der Djemâa verlangen, dass er für todt erklärt wird und sie ihre volle Freiheit wieder erhält.**) Seit der Berührung mit den Franzosen scheint sich die Stellung der Kabylenfrau entschieden zu bessern.

Grundlage ruhend, wie in der grossen Kabylie, haben sich unter den ganz anderen Bedingungen auch anders entwickelt und geben Anlass zu sehr interessanten Vergleichungen.

*) Cfr. p. 66.

**) Die Kabylen um Fort National haben neuerdings auf Vorschlag des Administrateur Sabatier in feierlicher Sitzung diesen Zeitraum von fünf auf zwei Jahre herabgesetzt und gleichzeitig beschlossen, dass kein Mädchen vor zurückgelegtem 14. Lebensjahr ihrem Manne übergeben werden darf. — Die Kabylenschulen in diesem Gebiet zählten im vorigen Jahre über 800 Schüler und Schülerinnen.

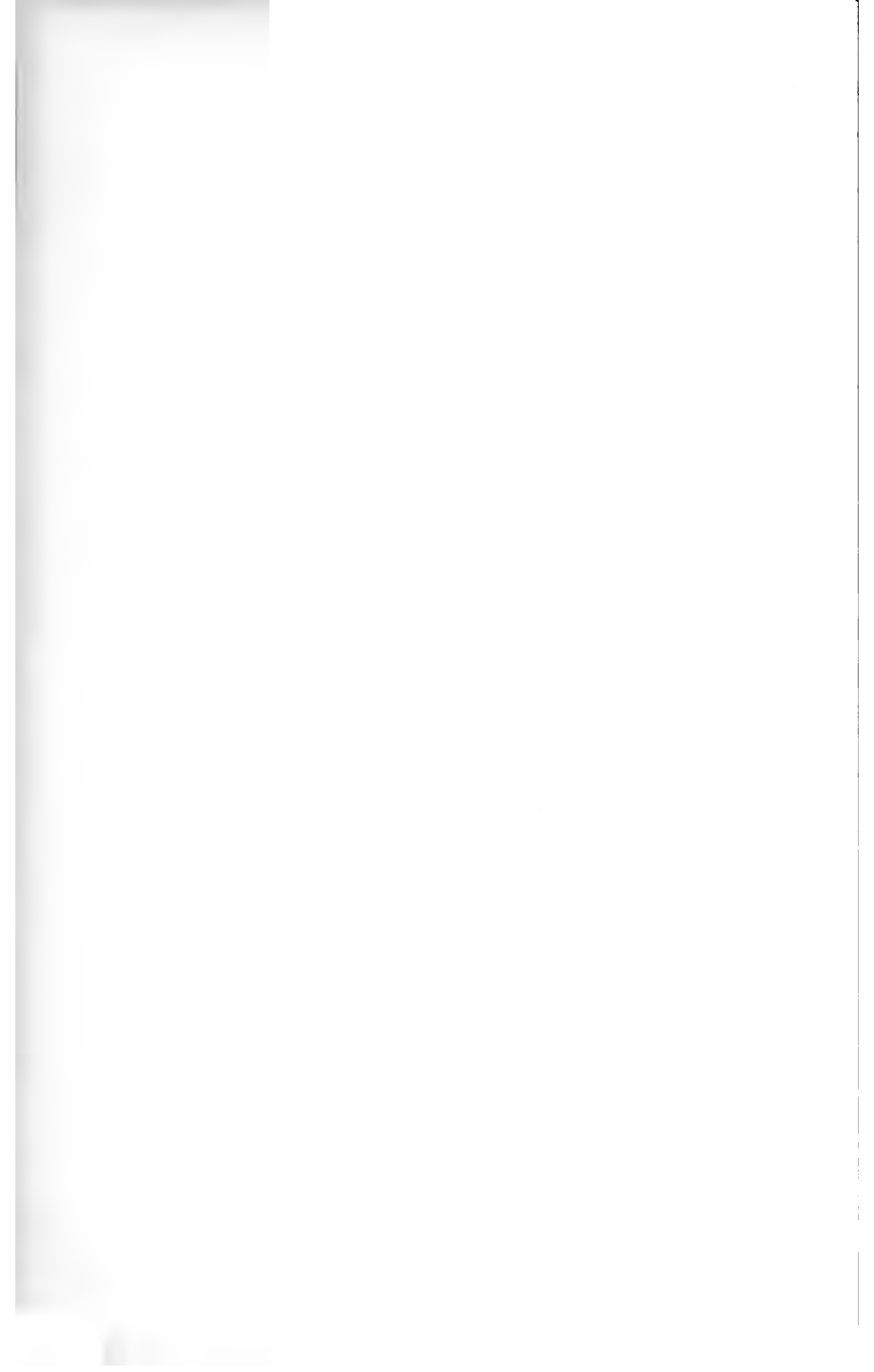


Zu p. 240.

REICHE KABYLIN

(Copie nach Gaffarel, l'Algerie)

Lith. Anst. v. Werner & Winter Frankfurt a/M



Wo Schulen bestehen, besuchen auch die Mädchen dieselbe, selbst wo nur eingeborene Lehrer sind, und ein Mädchen, das sich durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnet, wird eben so gut als Heilige verehrt, wie irgend ein Marabut. Auch das ist übrigens uralte Berbersitte; schon die ältesten Geographen erwähnen, dass bei den Bewohnern von Nordafrika Frauen Priesterinnen und Wahrsagerinnen seien. Frauen haben immer bedeutende politische Rollen in Nordafrika gespielt und die Rasse der Kahina von es-Dschem scheint noch lange nicht ausgestorben. An den Kämpfen nahmen sie immer den lebhaftesten Antheil und gar manche Kabylenfrau ist noch bei den letzten Aufständen mit den Waffen in der Hand über dem Leichnam ihres Mannes gefallen. Besonders wenn sie einen Sohn geboren, die Streitkraft des Stammes also um ein Gewehr vermehrt hat, wird sie entschieden respektirt; sie zeichnet sich dann auch durch einen besonderen Kopfschmuck aus. Jedenfalls ist die Stellung der Frau bei den Berbern faktisch eine solche, dass sie der Entwickelung eines in jeder Beziehung gesunden Familienlebens nicht im Wege steht.

Was wird die Zukunft dieses Volkes sein? Zweimal haben die Berber, freilich nur als Werkzeug schlauer semitischer Führer, die westliche Civilisation in grosse Noth gebracht, beide Male haben sie schwere Niederlagen erlitten und fremde Eroberer in ihr Land gezogen. Die Türken haben sie auf die Gebirge beschränkt und seit Jahrhunderten ist ihnen die Idee eines Staates und selbst die der nationalen Zusammengehörigkeit verloren gegangen. Aber sie haben ihre Nationalität fest bewahrt. Jetzt ist der Druck von ihnen genommen, sie können sich wieder ausbreiten auf ihrem alten Erbe, sie gewinnen dem Araber Schritt für Schritt das Terrain ab, in den gemischten Nomadenstämmen beginnt mit dem Aufhören der nomadischen Lebensweise das Berberblut die Oberhand zu bekommen und kein kundiger Franzose zweifelt daran, dass in weniger als einem Jahrhundert auch ohne Mitwirkung der europäischen Regierung der reine Araber in die Wüste gedrängt sein wird. Seither war es für den Berber die höchste Ehre, für einen Araber gehalten zu werden, und die arabisirten Stämme hielten es für eine schwere Beleidigung, wenn man an ihrem reinen Blute zweifelte. Die französische Regierung hat aus Unverstand — denn sonst wäre es eine unbegreifliche Verblendung

gewesen — lange Zeit hindurch diese Tendenz begünstigt und in manchen Gegenden erst den Arabern den Weg gebahnt. Aber jetzt lernen in den Schulen Hunderte, dass sie die eigentlichen Herren des Landes, die Araber nur Eindringlinge und Unterdrücker sind, und die instinktmässige Abneigung, die der sesshafte Kabyle immer gegen den schweifenden Araber empfand, wird damit zum bewussten Hass. Ein Nationalbewusstsein erwacht, die zersplitterten Stämme beginnen sich als Blutsverwandte zu fühlen, und sie nehmen den Kampf mit dem Eindringling auf. Die Franzosen sehen das nicht ungern, so lange die Bestrebungen sich gegen den Araber richten; sie thun jetzt sogar Alles, das kabylische Nationalitätsgefühl zu stärken, sie versuchen, eine kabylische Literatur mit französischer Schreibweise zu schaffen. und so lange die Kabylen noch mit den Arabern zu thun haben und man ihre Gemeindeeinrichtungen nicht antastet, werden sie gute Freunde der Franzosen bleiben. Ihre Kulturfähigkeit haben sie ja in Spanien und auch schon einmal in Nordafrika erwiesen und sie werden sie wohl noch einmal erweisen. Aber was wird dann kommen? Wird der Kabyle mit dem Franzosen und dem Spanier zu einem neuen liby-romanischen Kulturvolk verschmelzen? oder wird er gesondert bleiben und wenn die Zeit gekommen, wenn er die Naturkräfte so gut wie der Europäer meistern gelernt, auch diese Fremden hinauszutreiben versuchen? Es ist ein noch unverbrauchtes, kräftiges Naturvolk, wer will sich vermiessen, die Bahnen seiner künftigen Entwickelung genau vorherzusagen? Möglich, dass es sich zum dritten Male zum Kampf mit Europa stellt, dass es dann seine Unabhängigkeit erringt; aber wenn das geschieht, wird das Berbervolk auch soweit fortgeschritten sein, dass die Menschheit keine Einbusse dadurch erleidet und der freie Kabyle wird sich der civilisirten Menschheit als nützliches Glied einfügen. —

Zwölftes Kapitel.

Von Bougie nach Konstantine.

Mit dem ersten Mai schien endlich das Wetter sich bessern zu wollen, und da wir mit der Umgebung von Bougie ziemlich fertig waren, entschlossen wir uns durch Châbet el-Akra wieder zur Hochebene hinauf zu steigen, um in Setif die Bahn nach Konstantine zu gewinnen. Somit bezahlten wir am zweiten

Mai die unverschämt hohe Rechnung und nahmen Plätze nach Kerata, wohin die Diligence um zwei Uhr Nachts abgehen sollte. Um ein Uhr weckte uns der Kellner, ein biederer Schweizer, der, erst seit Kurzem in Afrika, an Heimweh litt und die Kabylen »arg grusig« fand, aber es war lange halb drei vorüber, ehe der Wagen sich in Bewegung setzte.

Die Strasse folgt dem Meeresstrand für beinahe vierzig Kilometer. Als der Morgen graute, fuhren wir durch einen prachtvollen Wald hochstämmiger Bäume mit dichtem Unterholz und bis zum Wipfel hinaufrankenden Schlingpflanzen. Wilder oder wohl richtiger verwilderter Wein spielt eine Hauptrolle, die tropischen Lianen ersetzend, und das Ganze ist ein undurchdringliches, sumpfiges Dickicht, wie gemacht zum Aufenthalt für Wildschweine und den sie jagenden Panther. Nur ganz einzeln findet man in dieser fruchtbaren Ebene, Sidi Rehane genannt, europäische Ansiedelungen, denn das Klima ist für den Europäer äusserst verderblich, und mehrfach bekunden verwilderte Lichtungen und zerfallene Häuser, welches Schicksal die von der wunderbaren Fruchtbarkeit angelockten Kolonisten getroffen. Auch die Eingeborenen leiden darunter und die Pflanzungen von Oelbäumen, die man hier und da sieht, gehören zu Dörfern, welche weit oben am Berghang liegen. Es ist schade um das herrliche Land und meiner Ansicht nach ein schwerer Vorwurf für die Regierung; würden die beiden hier mündenden Flüsschen und einige Bäche regulirt, was sehr wenig Schwierigkeiten zu bieten scheint, so würde diese Ebene bald die üppigsten Vegas Südspaniens und die Goldmuschel von Palermo in den Schatten stellen. Man sollte wirklich manchmal meinen, dass die Bewohner von Bougie nicht ganz Unrecht haben, wenn sie behaupten, man vernachlässige ihre Gegend absichtlich, um zu Gunsten der andren Küstenstädte das Aufblühen ihrer Stadt zu hindern.

An einem einsamen Gehöfte hielten wir, um Kaffee zu trinken; die Leute sahen krank aus und neben der Thüre war der Arrêt angeschlagen, durch welchen ihr Anwesen zur Versteigerung ausgesetzt wurde. Im Trab ging es hinauf nach dem scharf ins Meer hinein vorspringenden Kap Aokkas, auf dem sich ein Kolonistendorf zu entwickeln beginnt, und um dasselbe herum; noch 2—3 ähnliche Vorsprünge folgen, dann öffnet sich ein weiteres Thal, durch welches der Ouëd Agrioun dem Meere zu-

strömt, und nun wendet sich die Strasse in scharfem Winkel landein und folgt dem steilen linken Gehänge des Thales. Prachtvolle Korkeichen bedecken den ganzen Hang, an dem überall Bäche und Quellen rieseln, und auch die gegenüberliegende Thalseite ist dicht bewaldet. Die Thalsohle ist eine wüste Anhäufung von Kieseln, zwischen denen der wilde Bergstrom sich seinen Weg sucht, wie er eben mag, aber in den kleinen Seitenthälern liegen hier und da schon Kolonistenhäuser, von Orangenpflanzungen und Weinbergen umgeben. Gegenüber, höher oben am Hang, sahen wir überall weisse Kabylendörfer, in Olivenwäldern versteckt, und über sie hinweg ragten himmelhohe schroffe Kalkfelsen, zwischen denen die Schneehäupter des Babor ernst hindurchschauten. Hier beginnt eins der wichtigsten Waldgebiete Algeriens, durch seine Abgelegenheit geschützt und bis jetzt noch kaum von Naturforschern betreten. Es scheint manches Eigenthümliche zu bieten. So wächst z. B. am Babor ganz ausschliesslich eine Varietät der sonst nur auf Südspanien beschränkten *Abies pinsapo*, und auch die Thierwelt scheint manches Besondere zu haben. Was ich später über die landwirthschaftliche Schönheit dieser sogenannten kleinen Kabylie, namentlich der Umgebung von Djidjeli, hörte, liess mich schmerzlich bedauern, dass meine Zeit mir nicht vergönnt hat, den Abstecher von Bougie dahin zu machen. Freilich müsste man entweder den Dampfer benützen, oder auf Saumpfaden die Küste entlang reiten; nur von Konstantine aus führt über Mila eine fahrbare Strasse durch die Kabylie, aber eine Diligence ist auch auf ihr noch nicht eingerichtet.

Die Berge treten näher zusammen und die Strasse läuft bald hoch oben am Hang hin, bald senkt sie sich zum Fluss hinab; in den Ecken, wo Quellen herabrieseln, wuchert ein reizendes, diesem Gebiet eigenthümliches Farnkraut (*Pteris longifolia*). Um ein einsames Forsthaus ist eine reiche Auswahl exotischer Hölzer angepflanzt und eine Allee von Kasuarinen, Mimosen und Eukalypten beschattet für eine längere Zeit die Strasse. Dann verwandelt sich das Thal in einen Kessel, ringsum von hohen Steilhängen umgeben, und vergeblich schaut man sich nach einem Ausweg für die Strasse um. Der Fluss theilt sich; wir überschreiten den linken Arm und halten in einem kleinen Dörfchen, das ganz neu sein muss, denn ich finde es noch auf keiner Karte verzeichnet; die Araber nennen die Stelle Bordj el Kaïd Hassen. Wir

sind hier nur 400 m hoch, aber die Ziegeldächer der Häuser sind mit Steinen beschwert, wie im Schweizer Hochgebirge, und einzelne umgeknickte Eukalypten an der Strasse zeigen uns, warum; es müssen mitunter furchtbare Stürme von den umliegenden Bergriesen herabwehen.

Nach kurzem Halt ging es weiter, dem Strom entlang, und nun sehen wir vor uns einen engen Spalt in der Felsenwand, in welchem Fluss und Strasse verschwinden. Wir sind am Eingang von Châbet el- Akra und steigen aus, um die noch übrigen sieben Kilometer nach Kerata, das am Ausgange der Schlucht liegt, zu Fuss zurückzulegen, während der Kondukteur übernimmt, unser Gepäck im Hôtel du Châbet abzugeben und uns dort Quartier zu bestellen.

An dem mächtigen Felsenpfeiler rechts vom Eingang ist die lakonische Inschrift eingemeisselt: Ponts et Chaussées. Sétif-Châbet el Akhira. Travaux exécutés de 1864 à 1870. Bis 1864 hat kein Menschenfuss, vielleicht einige flüchtige Kabylen ausgenommen, die Schlucht des Ouëd Agrioun betreten, für die Araber war die »Schlucht des Todes« ein abergläubisch gefürchteter Aufenthalt böser Dschin (Geister). Die einzige Verbindung zwischen Setif und Bougie fand damals auf einem weiten Umweg durch das obere Thal des Ouëd bou Sellam statt, die sogenannte Strasse par les Caravanserais; sie mündete bei la Réunion ins Sahelthal und wird in Folge der Gründung einiger Kolonistendörfer in den Vorbergen der kleinen Kabylie vielleicht wieder in Aufnahme kommen, wenn man nicht vorzieht, eine Eisenbahn zu bauen, welche freilich beim Uebergang aus dem Thal des Bou Sellam in das des Ouëd Amassine einen gewaltigen Tunnel erfordern würde. Die Strasse bietet aber solche Schwierigkeiten und eine solche Abwechslung von Berg und Thal, dass unbedingt eine bessere Verbindung geschafft werden musste, und so warf man die Augen auf Châbet el- Akra. Einige Offiziere, geleitet von einem Trupp aus der Gegend stammender Turkos, versuchten im April 1864 die Passage und gelangten nach dreitägigem angestrengtem Klettern glücklich zum Ausgang. Eine grosse Inschrift auf einem weiss angestrichenen Stein der Strasse gegenüber mitten in der Schlucht verewigt dieses kühne Unternehmen.

Die Ingenieure folgten, und nach sechsjähriger Arbeit rollten die ersten Wagen von Setif nach Bougie über die neue Strasse.

Es ist ein Riesenwerk, in der ganzen Länge von sieben Kilometern in den Felsen gehauen und durch eine Brustwehr, stellenweise auch durch stehengebliebene Felsenstücke nach der Stromseite hin geschützt. Zum Glück macht die Schlucht keine allzu starken Windungen, so dass Tunnels nicht nöthig wurden. Gegen tausend Fuss steigen die Felsen an beiden Seiten in die Höhe, nur für die Affen wegsam, die hier noch häufiger sein sollen, als anderswo, uns aber auch hier nicht zu Gesicht kamen. Die Strasse führt anfangs am linken Ufer hin, und hier rieseln mehrfach Quellen am Fels herunter, dann überschreitet sie auf einer hübschen Steinbrücke den Wildbach und läuft nun dem rechten Hang entlang Die obere Hälfte ist die grossartigere, namentlich die Stelle, wo eine Seitenschlucht sich abzweigt und ein zuckerhutförmiger Felskegel sich vielleicht tausend Fuss hoch senkrecht und nackt erhebt. Die Strasse steigt rasch an; vielfach begegneten uns Trupps von Kabylen und auch die Steinklopfer waren sämmtlich Kabylen, aber von Frachtverkehr ist kaum noch eine Spur, denn Setif bezieht jetzt alle seine Waaren mit der Bahn über Konstantine von Philippeville, und die Strasse wird verödet bleiben bis sich einmal die Kolonisation im Thale selbst weiter entwickelt hat.

Alle Schilderungen von Châbet el-Akra, die wir vor unserer Reise gelesen, stimmten darin überein, dass die Schlucht so eng sei, dass man oben nur einen ganz schmalen Streifen Himmel erblicke und die Sonne selbst am hohen Mittag ihren Grund kaum bescheine. Da es nun selbst in Bougie noch ziemlich kühl war, hatten wir unsere Winterkleider anbehalten, aber wir sollten arg enttäuscht werden. Schon lange vor Mittag war jede Spur von Schatten verschwunden und die Sonnenstrahlen, von den weissen Kalkwänden mit verdoppelter Kraft zurückgeworfen, glühten ganz entsetzlich; auch die Augen fingen von dem angestrengten Suchen an den weissen Wänden an zu schmerzen und der Durst wurde quälend, denn auf der ganzen Strecke von der Brücke bis nach Kerata findet sich auch nicht ein Tropfen Trinkwasser. Zum Glück war die Ausbeute sehr reichlich und da liess sich schon Manches ertragen, aber wir waren doch froh, als wir uns dem Ausgang der Schlucht näherten. Hier hat man gerade eine der schwierigsten Strecken zu überwinden gehabt; der brüchige Fels stürzte immer nach und man hat schliesslich

eine ziemliche Strecke mit einer Galerie überwölben müssen. Wenig weiter hinauf weichen die Felsen auseinander und man sieht die ersten Häuser von Kerata, aber wir haben doch noch ungefähr eine Viertelstunde zu gehen, bis wir das neue Dorf und das Hôtel erreichen. Kurz vorher sprudelt ein mächtiger Strahl köstlichen Wassers, von Trauerweiden und Eukalypten beschattet; es hat uns selten ein Trunk so gemundet, wie dieses herrliche Nass.

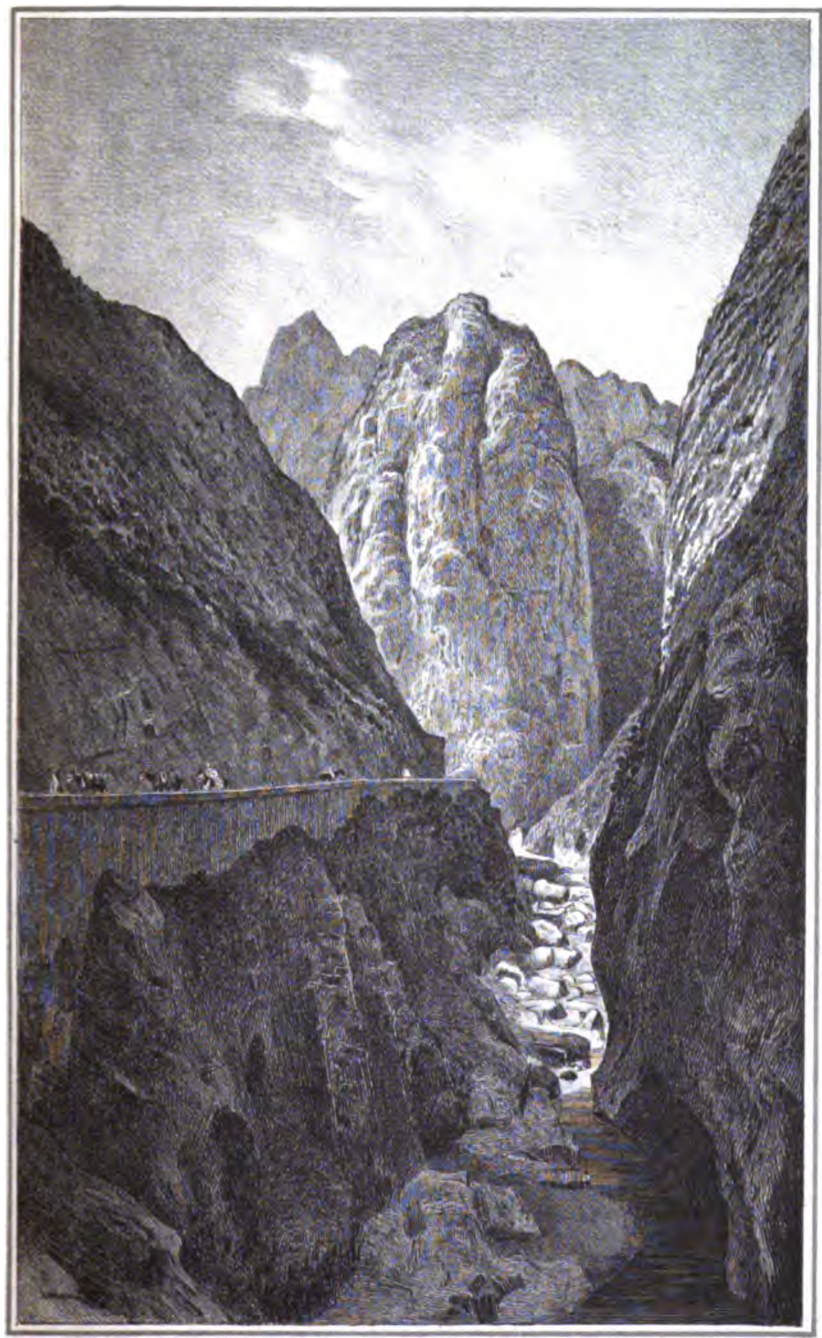
Kerata ist zwar auch noch ein ganz neues Dorf, aber ein unternehmender Kopf, wie sie leider in Algerien nicht allzuhäufig sind, hat hier ein recht gutes Hôtel errichtet, in welchem Touristen schon einmal ein paar Tage aushalten können. Die Lage ist ganz wunderbar. Gerade gegenüber erheben sich zwei gewaltige Felsenmassen mit scharfem gezacktem Rand; hier und da laufen grüne Bänder der Wand entlang, ein paar Spalten sind mit spärlichem Gebüsch erfüllt, sonst sind die Wände vollkommen nackt, zwischen ihnen klafft die mächtige Spalte des Schluchteingangs. Davor dehnt sich im Grün das saubere Dörfchen, beherrscht von dem schlossartigen, zur Vertheidigung eingerichteten Wohngebäude des Administrateur der Commune mixte. Kasuarinen und Eukalypten sind überall durcheinander angepflanzt und wir können uns hier durch den Augenschein überzeugen, dass die Kasuarine kaum langsamer wächst, als der vielgepriesene Fieberbaum.

Die interessante und auch an Schnecken reiche Umgebung des Dörfchens veranlasste uns, den nächsten Tag dazubleiben und erst am fünften Mai weiterzureisen. Noch einmal durchwanderten wir die Schlucht bis zur Brücke hinab, aber wieder schauten wir vergeblich nach Affen aus, nur ein Kabylenjunge mit seinen Ziegen trieb sich an einer zugänglicheren Stelle herum. Die Vögel waren um so zahlreicher; Tauben, Raubvögel, Schwalben und eine Menge kleiner Singvögel finden in den Klüften der oft überhängenden Wände sichere Brutplätze und flogen in ganzen Schwärmen ein und aus. An der Einmündung einer kleinen Seitenschlucht kletterten wir etwas in die Höhe in der Hoffnung, eine seltene, sicilianischen Formen verwandte Schnecke (*Helix sclerotricha Bourg.*), die Letourneux hier in einem Exemplar gefunden, anzutreffen, aber wir mussten die unangenehme Erfahrung machen, dass schon in ganz geringer Höhe über der Thalsohle alles

Molluskenleben aufhörte, gerade als ob der Strassenstaub zu ihrem Gedeihen unbedingt nöthig wäre. Auch rechts und links von der Schlucht, wo Unmassen gewaltiger Blöcke vom Gipfel herabgestürzt waren und einen mächtigen, völlig unbewachsenen Schuttkegel bildeten, machte ich dieselbe Erfahrung.

Umsonst sahen wir uns aber nach den Feldern der Kolonisten um, umsonst spähten wir im Dorfe selbst nach Wägen und Ackergeräthschaften. Was von Gersten- und Weizenfeldern da war, hatten offenbar die Kabylen der Umgegend ausgestellt, deren mit Ginster gedeckte Gurbis man an verschiedenen Stellen bemerkte. Die Dörfchen waren klein und bei Weitem nicht so sauber, wie in der grossen Kabylie, auch die Häuser nicht geweisst, aber Bäume waren um jedes angepflanzt. Nur ein grosses Steingebäude, das unmittelbar vor dem Eingang der Schlucht unten am Wasser lag, eine Mühle, die auch Tchihatcheff erwähnt, sah anders aus, als der Rest des Dorfes. Wir gingen näher, um den schöngehaltenen Garten zu sehen. Durch eine ausgedehnte Baumpflanzung, in der neben Orangen, Bambus, Oelbäumen und Karuben auch unsere sämmtlichen Obstbäume, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Reineclauden, Pfirsiche, Mandeln, Kirschen, Mispeln, ausserdem aber auch Walnuss, Haselnuss, Magnolia und selbst unsere Linde vertreten waren, führte ein bequemer Weg zur Mühle. Dort trafen wir einen einfachen Mann in Blouse, Holzschuhen und grossem Schlapphut, aber mit klaren Augen, der uns einlud, in den Garten einzutreten und uns mit dem Behagen eines Liebhabers, der nur selten Interesse und Verständniss für seine Schöpfung findet, Alles zeigte. Zwischen den Obstbäumen und den prächtigen Weinstöcken war ein Rosenflor, von dessen Ueppigkeit man sich bei uns gar keine Vorstellung machen kann. Aber auch die Gemüse waren selbst für Algerien ganz ungewöhnlich schön und mannigfach; der Besitzer lässt sich den Saamen freilich auch alljährlich aus der Heimath kommen. Einzelne Kirschbäume hatten schon fast reife Früchte, andere blühten erst; sie gedeihen in Algerien im Allgemeinen recht gut, aber man pflanzt die Königsbeere (*Hab el Melek* nennt sie der Araber, der Kabyle *Ardrim*) nur an wenigen Punkten.*) Die sorgsam geschnittenen

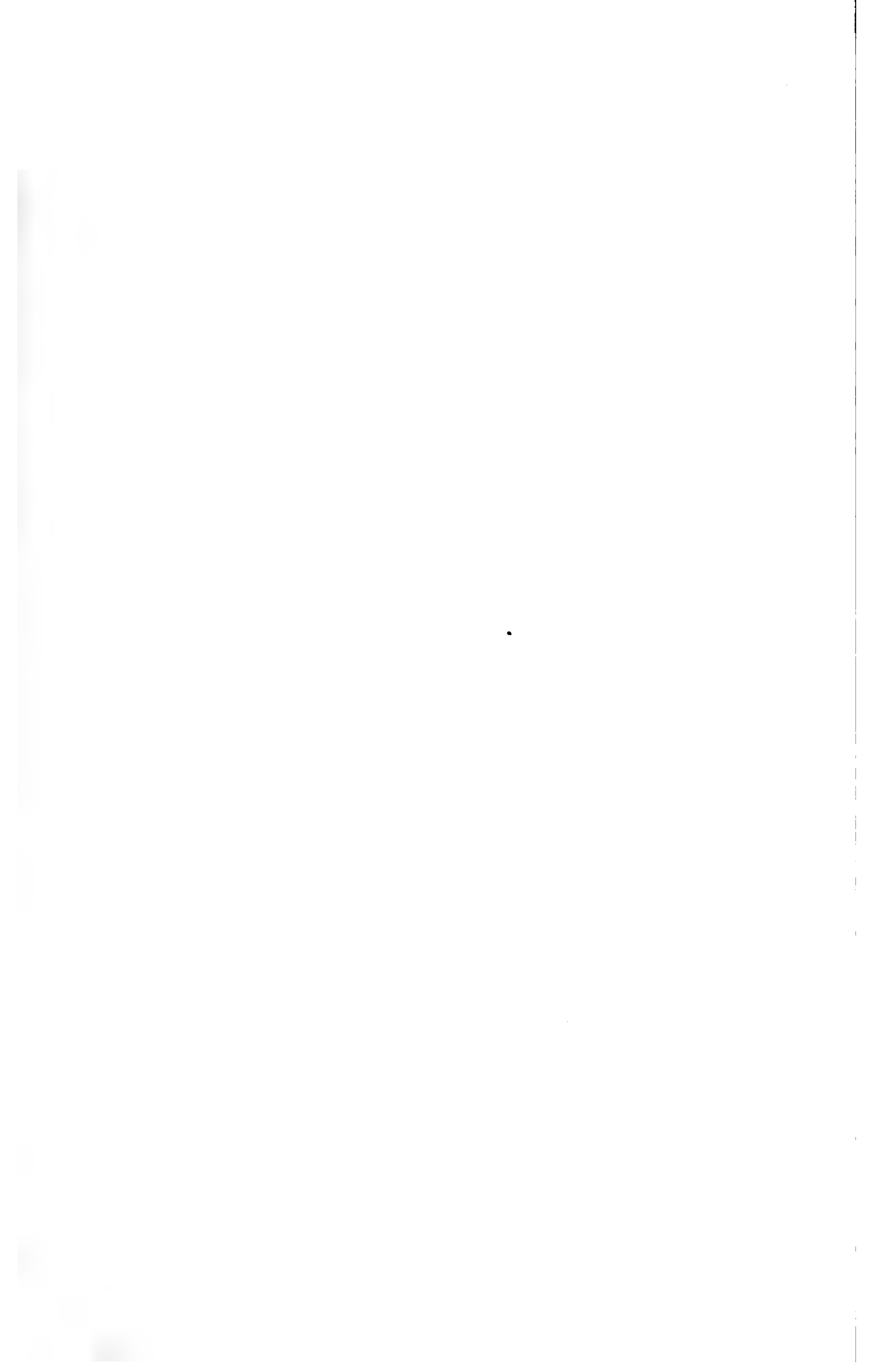
* Die Kirsche findet sich überall wild im Lande, aber sie bringt merkwürdiger Weise nicht, wie unsere Vogelkirsche, süsse, sondern ungeniessbar bittre Früchte.



Zu p. 246

Lith. Anst. v. Werner & Winter Frankfurt a/M

CHABET EL-AKHRA



Kernobstbäume schienen mir nicht allzugut zu gedeihen, die algerische Sonne ist, wenn man den französischen Schnitt beibehält, zu glühend. Seltsamerweise hatten die Mandelbäume alle schwer von einem Frost gelitten, welcher den Orangen und dem Bambus nicht im Mindesten geschadet hatte.*)

Unser freundlicher Führer war aus Dijon gebürtig und nur mit geringen Mitteln hierher gekommen. Mit einem anderen Franzosen — einem ebenso hartgesottenen Junggesellen, der aber vor Kurzem gestorben ist — errichtete er am Eingang des Châbet eine kleine Mühle, deren Produkte noch mühsam auf Lastthieren weggeschafft werden mussten. Heute gehört ihm nicht nur die Mühle, die mir im Dorfe auf 200 000 fcs. geschätzt wurde, sondern auch das Hôtel im Dorfe und ein paar Fermen in der Umgebung, er betreibt Bäckerei und Schlächterei im Grossen und hat ausser seinen kabylischen Tagelöhnern, denen er das beste Zeugniss gab, 24 Franzosen in seinen Diensten. Der Mann hatte festes Vertrauen in die Zukunft Algeriens, aber er meinte, es müssten andere Kolonisten kommen, die auch wirklich kolonisiren wollten; in ganz Kerata besitze ausser ihm Niemand einen europäischen Pflug, das Land sei an die Kabylen auf Halbpart verpachtet. Nicht einmal die gut gedeihenden Oliven möchten die Ansiedler pflanzen und die Früchte der wenigen alten Bäume, welche schon von früher her auf ihren Besitzungen stehen, verkauften sie zum Einmachen.

An unserem Abendessen nahmen auch zwei Araber Theil; der eine, welcher das Französische ganz wie ein geborener Franzose sprach, benahm sich völlig als Weltmann, präsentirte meiner Frau die Schüssel immer zuerst und liess schliesslich eine Flasche feinen Bordeaux nach der anderen kommen, aus welchen er der ganzen Gesellschaft einschenkte Er war Interprête, und diese officiellen Vermittler zwischen den Arabern und den europäischen Behörden haben eine ebenso einflussreiche als per fas et nefas einträgliche Stellung. Doch respektirte er den Koran so weit, dass er keinen Schweinebraten ass. Zu meinem Erstaunen wurden auch frische

*) Nach Beobachtungen in Sicilien verträgt die Orange kurze und nicht zu rasch eintretende Fröste bis zu — 5° C. Die Citrone, obschon sie noch weiter nördlich kultivirt wird, als die Orange, ist empfindlicher, besonders die Früchte leiden leicht vom Frost und sind dann innerlich verdorben, ohne dass man ihnen etwas ansieht.

Fische servirt; es waren Maifische, welche den Ouëd Agrioun bis zu den ersten Stromschnellen heraufgehen.*)

Am vierten Mai nach dem Frühstück ging es weiter nach Setif. Die Strasse folgt noch eine Strecke weit dem Thale des Ouëd Agrioun, dann steigt sie in endlosen Serpentinen zum Col de Takitunt empor. Man kommt an ein paar gut aussehenden Fermen vorbei, auch an einer, wo Strausse gezüchtet wurden, dann kommen wieder Berber-Dörfer, aber die Olive ist verschwunden und wird durch immergrüne Eichen, Eschen, Zitterpappeln und sehr häufig durch Weiden ersetzt. Die Strasse braucht 17 Kilometer, während man auf dem arabischen Reitweg in einer knappen Stunde den 1300 m hohen Kamm erreicht. Hier und noch mehr an dem etwas höher liegenden Fort Takitunt hat man eine wunderbare Aussicht auf den Babor und seine Nachbarketten. Im Schutze des Forts hat man ein Dörfchen angelegt, aber in trostlos steriler Umgebung. Der Boden ist ein griffeliger Thonschiefer mit dazwischenliegenden stärkeren Bänken von Kalk- oder Sandstein, die oft in den abenteuerlichsten Formen gebogen sind; wo sie Mulden bilden, hat sich ein zäher quellender Thon eingelagert und findet sich etwas Wasser. Auf ebenem oder schwachgeneigtem Terrain ist der Boden wenigstens in feuchten Jahren nicht ganz unfruchtbar, aber an steilen Hängen oder wo die Schichten senkrecht aufgerichtet sind und somit das Wasser sofort versinken lassen, ist er so öde, wie die Wüste selbst.

Vom Col geht es wieder ca. 300 m hinunter in ein fruchtbares, auch noch dem Ouëd Agrioun tributäres Thal. Hier liegen die berühmten Sauerquellen von Takitunt, das algerische Selters, dessen Wasser durch das ganze Land versandt wird; ich hätte aber nach dem Lärm, der davon gemacht wird, hier ein grösseres Etablissement erwartet. Weiter unten liegt Merdj bou Aich, ein anscheinend sehr gut gedeihendes Kolonistendorf mit ausgedehnten Feldern und Weinbergen. Dann geht es wieder in endlosen Serpentinen hinauf zur Höhe des Maghriz. Mit den Gurbis mischen sich Araberzelte, aber die Berber haben offenbar die Oberhand, und auch um die Zeltdörfer sehen wir Bäume und Gerstenfelder. Endlich ist die Höhe erreicht, und nun dehnt sich

*) Der Maifisch des Mittelmeers, *Alosa Finta* Noël, ist nach Bourjot verschieden von unsrer Alse, *Alosa vulgaris* Cuv., jedenfalls weit weniger wohlschmeckend.

in geringer Tiefe unter uns eine schwachwellige Fläche, das Plateau von Setif, dessen mittlere Höhe 1000 m beträgt. Die Strasse folgt einem mit Weiden eingefassten Bach, der sich noch kaum ein Thal gebildet hat; es ist einer der Quellflüsse des Oued bou Sellam, der bei Tizimalt in den Sahel mündet und in seinem Unterlauf Gorges bilden soll, welche der Schlucht des Ouëd Agrioun nicht nachstehen. Die flache Einsenkung, in welcher er fliesst, bildet trotz ihrer geringen Tiefe eine merkwürdige Grenzlinie; zur Rechten erstrecken sich hübsche grüne Felder, auf denen das Getreide nicht weiter vor ist, wie bei uns auch im Mai, und liegen ein paar Kolonistendörfer, zur Linken sind kahle Schieferhänge mit einzelnen Kalkbänken dazwischen, die man auf geraume Strecken hin in allen Biegungen verfolgen kann, fast ohne jede Spur von Vegetation selbst in diesem regenreichen Frühjahr. Die Regierung hat zwar hier auch ein paar Dörfer gegründet und, wenn ich nicht irre, Elsässer angesiedelt, aber von Gedeihen konnte keine Rede sein; heute sind nur noch Ruinen übrig, zwischen denen Araberhorden ihre Zelte aufgeschlagen haben.

Gegen halb fünf Uhr näherten wir uns endlich unserem Ziel, das sich von dieser Seite, wo Kehrichtmassen und ein paar über alle Maassen ärmliche Araberhütten vorliegen, gar nicht sehr stattlich präsentirt. Wir fuhren über den Exercierplatz und durch die ausgedehnte Militärstadt und gelangten durch ein anderes Thor in die eigentliche Stadt, welche mit ihren breiten, geraden, platanenbepflanzten Strassen genau aussieht, wie andere französische Städte in Algerien auch. Im Hôtel de France fanden wir ein recht gutes Unterkommen, aber eine leicht erklärliche Unruhe trieb uns zunächst zum Bahnhof, um nach unserem Koffer zu fragen. Er war richtig da, und leichteren Herzens kehrten wir zur Stadt zurück.

Im Setif merkt man auf den ersten Blick, dass man wieder im Arabergebiet ist. In Bougie sah man nur solche Eingeborene, die wirklich in der Stadt zu thun hatten, von einem Village nègre war keine Rede, die Kabylen wohnen draussen auf ihrem Eigenthum. Hier standen vor jedem Thore Gruppen von schwarzen Zelten mit festem Steinunterbau, am Thore selbst sassen arabische Kleinhändler mit Datteln, Feigen, Brod und gebratenem Fleisch und in allen Strassen lungerten schmutzige Araber herum, oft in zerlumpten, europäischen Kleidern, aber noch mit dem Kopftuch

und der Kameelhaarschnur. Ihre Frauen gehen sämmtlich unverschleiert und sind nicht gerade scheu zu nennen; sie tragen ein grosses turbanartiges Kopftuch mit schwarzen Bändern umbunden und sind über alle Maassen schmutzig. In der Stadt dagegen sind nur wenige Frauen sichtbar, am meisten noch Jüdinnen, welche sich hier durch eigenthümliche spitze Häubchen auszeichnen.

Da wir am 7. Mai erst mit dem Mittagszug nach Konstantine fahren wollten, hatte ich noch Zeit zu einer Exkursion nach Fermatou, wo wir im Vorbeifahren eine Menge Schnecken gesehen hatten. Im Fort fiel mir die Unmasse von Schwalben auf, die an den Kasernendächern zu vielen Hunderten ihre Nester angeklebt hatten; die Dachvorsprünge schienen freilich auch eigens dafür eingerichtet. An dem Kehrichthaufen jenseits des Exercierplatzes hatte ich ein sonderbares Schauspiel. Verkommene Araber haben dort ihre erbärmlichen Hütten aufgeschlagen und ernähren sich mit dem Durchwühlen des Kehrichts und dem Sammeln von Allem was noch irgendwie verwerthbar erscheint; sie haben eine ganz besondere Vorliebe für die Blechkannen, in welchen das Petroleum aus Amerika herüberkommt; in hohen Haufen hatten sie sie um ihre Hütten aufgeschichtet. Als ich in die Nähe kam, waren gerade ein paar Kehrichtwagen gekommen; die erwachsenen Araber und die Schweine in dichtem Gedränge durchstöberten deren Inhalt. Die halbverhungerten räudigen Hunde hätten auch gerne mit geholfen, aber sie wurden von den Zwei- und Vierfüsslern um die Wette zurückgetrieben und mussten wie die Kinder heulend ihre Zeit abwarten. Die frechen Raben dagegen sassen ganz ungenirt den Schweinen auf dem Rücken, lasen ihnen das Ungeziefer ab und schnappten ihnen wohl auch einmal einen guten Bissen weg, die schüchterneren Geier schwebten theils über dem Knäuel, theils sassen sie in einem nahen Gerstenfeld. Ich hielt sie mit ihren nackten Hälsen anfangs für Truthühner, bis ein paar aufflogen. Die Geier finden sich überall in Nordafrika, auch schon in Südspanien, aber sie scheinen nach Osten hin immer häufiger zu werden; in Algier fielen mir keine auf; die ersten sah ich bei Beni Mansour und Bougie; hier waren sie schon häufig, und bei Konstantine flogen sie zu Hunderten. Es schienen zwei Arten zu sein, eine grössere graue, wohl *Gyps fulvus*, der *Igui'der* der Kabylen, *Nasser* oder *Nasr* der Araber, und eine kleinere häufigere bunte, *Neophron percnopterus* Sav.,

von den Kabylen *Jsri*, von den Arabern *Rakhina* genannt; beide nisten in den unzugänglichen Felsen des Hochgebirges, aber sie suchen ihre Nahrung in der Umgebung der Städte und da man sie, wie überall, als harmlose Strassenreiniger hegt, sind sie nicht im Mindesten scheu.

Setif, obschon die Nachfolgerin der alten Sitifis, nach welcher eine Hälfte von Nordafrika benannt wurde, bietet dem Touristen absolut nichts, nur eine Anzahl in der Promenade aufgestellter Grabsteine und Inschriftstafeln erinnern an die Römerstadt. So hielt uns denn nichts mehr zurück und mit dem Mittagszug fuhren wir nach Konstantine. Ich hatte viel von der Fruchtbarkeit dieser Hochebene gehört, aber längs der Bahn ist es nicht weit her damit; das Land erinnert stellenweise mehr an die Crau, als an eine Kornkammer, und die spärlichen Unkräuter, selbst der unvertilgbare Asfodill, sahen zwerghaft und verkümmert aus. In den flachen Durchstichen erschien in geringer Tiefe unter der Oberfläche eine starke Schicht Geröll, welche die Unfruchtbarkeit erklärt. Nur um St. Arnaud waren bessere Felder und einiger Baumwuchs, sonst ist die Hochfläche noch eben so kahl, wie zur Zeit der Eroberung, wo ein alter knorriger heiliggehaltener Dornbaum *) — ein *Chiffonier*, wie die Franzosen sagen, weil die Eingeborenen solche Stämme mit bunten Lappen als Opfergaben zu behängen pflegen — die ganze Baumvegetation zwischen Setif und Konstantine repräsentirte. Die Haltestellen liegen durchschnittlich drei Viertel bis eine Stunde Fahrzeit auseinander, und weit von den zugehörigen Orten ab; von Menschenwohnungen sieht man nur die der Bahnbeamten und die daneben aufgeschlagenen Zelte der arabischen Bahnarbeiter.

So geht es über drei Stunden lang durch trostlose Einsamkeit; das Terrain ist so eben, dass keine Brücke, kein Durchstich, kein Damm nöthig geworden ist; nur am Horizont in blauer Ferne erscheinen ein paar Bergzüge. Dann beginnen flache Einsenkungen, hier und da mit etwas fliessendem Wasser, die obersten Anfänge

*) Heilige Dornbüsche finden sich überall im Araberland, auch in Syrien, wo sie *Zar'ûr* oder *Azerole* heissen, ebenso im Kurdenlande. Dass es uralter heidnischer Araberbrauch, beweist der in den vormuhamedanischen Zeiten in ganz Hedschas verehrte Dornbusch in Nachla. Dass Jehovah dem Moses in einem feurigen Dornbusch erschien, hängt wohl auch mit diesem Kultus zusammen.

des Rummel, und es treten wieder Gerstenfelder auf. Sie gehören den Abd en Nour, die bis zum letzten Aufstand nomadisirend umherzogen. Nun hat man ihnen aber die besten Weidegründe konfiscirt und so haben sie sich entschlossen, das Nomadenleben aufzugeben und Ackerbau zu treiben. Ihrem Vieh haben sie Gurbis nach Berberweise erbaut, sie selbst wohnen aber nach ihrer Vätersitte in den daneben aufgeschlagenen Zelten. Unverkennbar hat der Stamm, obschon er sich für rein arabisch hält, viel Berberblut in seinen Adern, das nun die Oberhand bekommt. Nur das erklärt den freiwilligen Uebergang zur sesshaften Lebensweise, der sonst in Algerien ohne Beispiel ist.

Auf der Hochebene treten nun einzelne isolirte Kalkberge auf; an einem derselben, dem Sidi Brahim, soll der arabischen Tradition nach eine Enscheidungsschlacht zwischen Arabern und Christen geschlagen worden sein. Gleich darauf bemerkt man die kühngeformte Masse des Nif-en-Sser, des Adlerschnabels. Das Thal wird deutlicher und tiefer, und mit el Guerrah, wo die Bahn nach Batna abzweigt, beginnt wieder die europäische Kultur. Durch das sumpfige Wiesenthal des Bou Merzoug geht es nun abwärts, zwischen kahlen Felshängen hin, welche denen von Setif völlig gleichen. Einen merkwürdigen Eindruck machen die Getreidefelder, die mit gelbem Ackersenf oder einem ähnlichen Kreuzblüthler so dicht überzogen sind, dass man von den Aehren keine Spur sieht. Man ist eben daran, ihn auszuraufen und als Viehfutter zu trocknen, aber wo das schon geschehen ist, erscheinen die Felder durch den in Unmasse blühenden Ackermohn wie prachtvolle Blumenbeete. Ein schlimmeres und leider sehr häufiges Unkraut ist eine Distel, deren grosse Blätter die Fruchthalme nicht aufkommen lassen, so dass jeder Stock eine Lücke im Felde bildet.

Je mehr man sich Konstantine nähert, um so besser wird das Feld, um so europäischer die Gegend, auf den Wiesen wird Heu gemacht, wie in Deutschland, auch die Brachäcker hat man stellenweise abgemäht und die getrockneten Unkräuter in hohen Haufen aufgeschichtet; man sieht, dass man in einem Gebiete ist, in dem die Kolonisation schon länger arbeitet; Landhäuser mit Obst- und Zierbäumen treten auf, ein paar blühende stadtartige Dörfer, dann biegen wir in das Thal des Rummel ein und vor uns wird auf einem niedren Plateau zwischen zwei Höhen unser

Reiseziel sichtbar, von hier aus durchaus nicht so hochliegend, wie wir erwarteten. Das Thal wird enger und senkt sich unter das Niveau der Bahn; wir überschreiten auf hoher Brücke ein Nebenflüsschen, aber nun verhüllt die rasch hereinbrechende Dämmerung Alles und als wir wenige Minuten später in den Bahnhof von Konstantine einlaufen, sehen wir schon die dicht neben uns zur Linken liegende Rummelschlucht kaum mehr, und können nur noch die Gasbeleuchtung der gegenüberliegenden Stadt bewundern.

Dreizehntes Kapitel.

Konstantine.

Man hatte uns in Algier das Hôtel de l' Ancre d' Espérance als gut und billig empfohlen. Als wir nach demselben fragten, zuckten die Herren Kutscher der vornehmen Hôtelomnibus die Achseln und wollten nichts davon wissen, aber der Kondukteur des Stadtomnibus lud uns ein nur ruhig einzusteigen, er fahre vorbei, und setzte uns auch nach kurzer Fahrt am richtigen Ort ab. Wir sahen zwar auf den ersten Blick, dass das Hôtel dritten oder vierten Ranges sei, aber das uns angebotene Zimmer war hübsch, Betten und Essen gut und die Bedienung sehr freundlich, und die Preise erinnerten an die glücklichen Zeiten, da wir in Italien »al pittore« gereist waren. Das fiel ins Gewicht, denn in Konstantine mussten wir für einige Wochen unser Quartier behalten, und Bougie wie Kerata hatten die Reisekasse ungebührlich strapazirt. Als wir am anderen Morgen ans Fenster traten, waren wir sogar mit unserem Quartier sehr zufrieden, denn es bot uns ganz freie Aussicht, nur die Strasse trennte uns von der Rummelschlucht, gerade gegenüber lag der Bahnhof und dahinter erhoben sich, mit Militärgebäuden gekrönt, die bewaldeten Höhen von Mansourah und des Dschebel Sidi Mecid. Dutzende von bunten Aasgeiern schwebten in der Schlucht auf und ab und kamen unseren Fenstern ganz nahe; sie haben hier ganz sichere Nistplätze und finden durch die Abfälle der Gerbereien reichliche Nahrung.

Für den Morgen war an keine Exkursion zu denken, denn es regnete gründlich, war auch recht unfreundlich kalt. Nachmittags besserte sich das Wetter aber etwas und wir konnten

einen Ausflug wagen. Er galt natürlich der Brücke über die Rummelschlucht, über die wir am Abend gekommen, und den Bergen gegenüber. Die neuangelegte Hauptstrasse von Konstantine, die Rue nationale, welche vom Brückenthor bis an unser Hôtel dem Felsenrand fast parallel läuft und dann nach der Place Nemours hinüber das maurische Viertel quer durchschneidet, entlang gehend, standen wir in wenigen Minuten auf dem mächtigen Eisenbogen, welcher heute die Verbindung mit der anderen Seite darstellt, und konnten hineinblicken in den tiefen engen Spalt, auf dessen Grund der Rummel fliesst.

Die Lage von Konstantine ist eine ganz eigenthümliche und von den mir bekannten Schilderungen sind nur wenige geeignet, eine richtige Vorstellung von ihr zu wecken.*) Die falscheste ist vielleicht die neueste, die von Schwarz**). Man höre! »Man denke sich eine riesenhafte Säule von 3—400 Meter Höhe, um deren Fuss nahezu in einem vollständigen Kreis ein schäumender Fluss herumläuft und deren senkrecht abgeschnittene schwarze***) Seiten nur an einem Punkte, wie um das Umfallen des Kolosses zu vermeiden, mit den ringsum aufsteigenden Höhen durch ein verhältnissmäsig schmales Landband verbunden sind. Auf der Plattform dieser gigantischen Säule, in solch schwindelnder Höhe, auf einer so zu sagen in den Aether hinaus geschobenen Halbinsel, einer nahezu isolirten Klippe liegt eine grosse weisse Masse. Dies ist Konstantine . . . . Um die groteske Wildheit, die der Stadt schon durch ihre Lage auf dem hohen, abgeschnittenen, wasserumflossenen Felswürfel eignet, noch zu erhöhen, treten nun aber auch die Berge, welche nahezu rings um Konstantine aufsteigen, mehrfach mit nicht minder senkrechten Wänden auf dem anderen Ufer des Flusses bis dicht an die Gewässer heran, so dass auf diese Weise eine enge finstere Schlucht von grausiger Tiefe gebildet wird, die in einem Bogen den Ort umzieht und ihn vom warmen Leben der übrigen Welt wie durch ein grosses Grab voll Tod und Verderben abschneidet.«

---

*) Eine sehr richtige Vorstellung gibt ein arabisches Sprüchwort, das aber etwas zu derb ist, um es hier mitzutheilen; man findet es bei Piësse. —

**) Algerien (Küste, Atlas und Wüste) nach 50 Jahren französischer Herrschaft. Leipzig, Frohberg 1881. p. 105.

***) Der Kalk von Konstantine ist aber weissgrau!

Herr Schwarz besitzt eine lebhafte Phantasie, das beweisen seine Schilderungen des Dunkels im Schlunde, in welchem Eulen und Falken herumflattern, und des »wahren Stroms von Passanten« auf der nur bei Ankunft der wenigen Züge etwas belebten Brücke, aber ein Professor der Geographie sollte doch die geographische Lage einer Stadt wahrheitsgetreuer schildern. Versuchen wir unseren Lesern ein etwas genaueres Bild davon zu geben.

Kurz unterhalb der Stelle, wo der Ouëd Rummel und der Ouëd bou Merzoug sich vereinigen, streicht ein Höhenzug quer durchs Thal, also fast von West nach Ost, den Dschebel Chettaba und den Dsch. Ouach verbindend. Gerade die Mitte wird von einer gewaltigen Kalkmasse gebildet, welche nach Norden wie nach Süden senkrecht abfällt, während sie nach Osten und Westen in schieferige Hügel übergeht; sie ist, wie so viele ähnliche Kalkmassive im westlichen Algerien, von Norden nach Süden geneigt, der Nordabsturz darum erheblich höher, als der südliche; die Oberfläche bildet also ein nach Süden offenes Plateau. Diese Kalkmasse hat den von Süden kommenden Gewässern den Weg versperrt und einen See gebildet, dessen Wässer immer höher stiegen, bis sie sich, vielleicht einen schon vorhandenen Spalt, oder eine weichere Ader des Gesteins benützend, einen Abfluss nach Norden bahnten. Vielleicht war auch eine Höhle vorgebildet, kurzum, das Wasser fand seinen Weg und sägte, vom höheren Nordrande anfangend, den harten Kalkblock endlich soweit durch, dass der Kessel dahinter zu einem trockenen Thalgrunde wurde. Von vulkanischen Zerreissungen, von den Wirkungen irgend einer Erdkatastrophe kann hier durchaus keine Rede sein; nur dem nagenden Wasser verdankt die tiefe gekrümmte Schlucht ihre Entstehung, welche die Kalkmasse durchschneidet und die grössere und höhere Hälfte, den Berg Sidi Mecid, von der kleineren und niedrigeren trennt, welche heute die Stadt trägt. Es muss das schon in sehr früher Zeit geschehen sein, denn die Ablagerungen des ehemaligen Sees enthalten Schnecken, die von den heute in Nordafrika lebenden ganz verschieden sind und — etwaige neue Entdeckungen in den Bergen der Central-Sahara vorbehalten — ihre nächsten Verwandten in Westindien haben. *) Der Rummel macht, nachdem er die

*) Thomas (Académie des Sciences, 4 Févr. 1884) setzt diese Ablagerungen zwischen Miocän und Pliocän; ähnliche Schneckenformen finden

Schlucht verlassen, eine plötzliche Biegung rückwärts, und fliesst auch noch dem Westrande des Felsens entlang und so bleibt allerdings nur eine schmale, nach beiden Seiten steil abfallende Landenge, welche die Stadt mit den sie vollständig beherrschenden Höhen von Koudiat Ati verbindet. Der Zusammenhang mit der Kalkmasse von Sidi Mecid wird durch die nur aus der Nähe und immer nur theilweise sichtbare Rummelschlucht so wenig unterbrochen, dass von allen Seiten her die Stadt auf einem zwei Höhen verbindenden Plateau zu liegen scheint und der Gedanke an eine Säule oder an eine in den Aether hinausgeschobene Halbinsel mir wenigstens nicht sehr naheliegend vorkommt.

Aus Vorstehendem geht auch hervor, dass Konstantine als uneinnehmbare Festung nur gelten konnte, so lange keine Artillerie ins Spiel kam; seit der Erfindung des Schiesspulvers ist die von zwei Seiten aus nächster Nähe von Höhen beherrschte Stadt absolut unhaltbar und nur dem muhamedanischen Fanatismus konnte es eigentlich einfallen, die Stadt gegen einen mit überlegener Artillerie versehenen Feind, der Koudiat Ati, Mansourah und Sidi Mecid besetzt hatte, zu vertheidigen. Die Lage wird noch ungünstiger dadurch, dass das Stadtplateau, wie schon erwähnt, nach Norden ansteigt und somit von den etwas südlicher liegenden Höhen völlig bestrichen wird. Mit den drei Höhen zusammen aber, auf denen die Franzosen natürlich gleich Befestigungen errichtet haben, bildet Konstantine jetzt allerdings wieder eine ganz respektable feste Position, die nur von den Höhen hinter Sidi Mecid aus angreifbar ist, und deren Wegnahme eine langwierige und mühsame Belagerung erfordern würde. Dass der erste französische Handstreich auf Konstantine so schmählich verunglückte, lag nur an dem unverantwortlichen Leichtsinn, mit dem er unternommen wurde. Im Vertrauen auf die Versicherungen des Generals Yussuf, den man zum Bey von Konstantine ernannt hatte, und der dort eine bedeutende Partei zu haben glaubte, erschien der Marschall Clauzel vor der Stadt

---

sich aber über diesen Schichten mit heute noch dort lebenden Schneckenarten, *Hel. Constantinae, Hel. pyramidata, Planorbis rotundatus* zusammen, und auch, freilich offenbar auf sekundärer Lagerstätte, in den neueren Ablagerungen der Sahara. In den Hoggarbergen könnten möglicher Weise heute noch Abkömmlinge dieser Fauna leben und Uebergänge zu den gezahnten Arten der südoranesischen Sahara (Helix tigri und Verwandten) bilden.

mit nur geringer Mannschaft, in deren Reihen die Cholera wüthete, ohne Vorräthe, nur mit Feldartillerie und selbst für diese mit ungenügender Munition; als er entschlossenen Widerstand fand, blieb nur der schleunige Rückzug übrig, und es ist ein Wunder, dass überhaupt noch ein Theil der Mannschaft entkam.

Die Lage von Konstantine wird gewöhnlich als eine ganz einzige, nur einmal auf der Welt vorkommende bezeichnet, aber sie hat bei aller Verschiedenheit doch eine ganz frappante Aehnlichkeit mit der von Ronda in Andalusien. Auch dort hat ein von einer Hochebene kommender Fluss ein Felsplateau, das von der einen Seite her langsam ansteigt und nach der anderen hin plötzlich tausend Fuss tief abstürzt, in einer schmalen, tiefen Schlucht durchnagt; das Schauspiel, das der Tajo de Ronda bietet, ist aber eigentlich noch viel grossartiger, als die Gorges du Rummel, weil der Guadalvin viel wasserreicher ist und man seine weissschäumenden Kaskaden von ihrem Anfang bis zum letzten gewaltigen Sprung in den grünen Thalkessel, mit den schwarzen Konglomeratwänden und den an sie angeklebten weissen Mühlen von oben wie von unten mit einem Blick überschaut, während in Konstantine das Rummelwasser fast nur der Nase bemerkbar wird. Der Hauptunterschied der beiden merkwürdigen Bildungen liegt darin, dass bei Ronda der Guadalvin über die Hochebene fast in gleicher Höhe mit der Kante des Felsens herankommt und nicht wie der Rummel vor der Barrière einen See gebildet hat. Die Entstehung des Tajo gehört offenbar einer neueren Epoche an, als die der Rummelschlucht; mit der Zeit wird das Wasser den Anfangspunkt der Schlucht weiter zurückverlegen, auch oberhalb Ronda ein Thal bilden und damit die Aehnlichkeit zwischen Ronda und Konstantine noch augenfälliger machen. Der Blick von der Rummelbrücke in die Schlucht hinab macht einen eigenthümlichen unvergesslichen Eindruck. Von einem »nächtlichen Dunkel, an welches das Auge sich erst gewöhnen muss« kann freilich bei einer in der Hauptrichtung von Nord nach Süd laufenden Spalte in diesen Breiten keine Rede sein, und die Sonne scheint schon früh am Vormittag bis fast auf den Grund herab. Südlich von der Brücke mag die Tiefe etwa 400′ betragen; die Wände steigen aber nicht senkrecht hinab, sondern haben etwa in der Mitte einen Absatz, das Zeichen eines ehemaligen länger dauernden Fluthniveaus, von welchem aus sich nur

eine viel schmälere Spalte bis zum Wasser hinab senkt; auf dem Absatz sieht man die Spuren eines Pfades. Geht man nach der Nordseite der Brücke hinüber, so bemerkt man mit Erstaunen schon in viel geringerer Tiefe einen grasbewachsenen Boden und sieht keine Spur von Wasser. Hier spannt sich eine der vier natürlichen Brücken über die Schlucht; sie sind die Reste einer festeren Kalkbank, welche dem nagenden Wasser Widerstand geleistet haben, während die darunterliegenden weicheren Massen ausgewaschen wurden. Ich hatte leider keine Gelegenheit, zu prüfen, ob diese Schicht, welche circa 70 m über dem Wasserspiegel liegt und 10 m dick ist, mit dem vorher erwähnten Absatz der oberen Rummelschlucht im selben Niveau liegt, es wollte mir aber fast so scheinen. Ueber die natürlichen Brücken hinweg geniesst man eine wunderschöne Aussicht; zwischen den beiden gewaltigen Felsenpfeilern schweift der Blick hinaus durch den Ausgang der Schlucht über das grüne Rummelthal bis an die Berge nach Philippeville hin, ein reizender Gegensatz gegen die umgebende Felswüste.

Die jetzige Eisenbrücke ist sehr modernen Ursprungs. Bis 1857 stand hier noch eine der fünf Römerbrücken, die einst Cirta mit den gegenüberliegenden Vorstädten verbanden, sie war von den Maurenfürsten immer unterhalten worden, und hatte bis 1793 ihren vollen Bilderschmuck. Die vier anderen eben so solid erbauten soll 1034 ein rebellischer Emir haben zerstören lassen. 1793 liess Salah Bey eine gründliche Restauration durch einen mahonesischen Baukünstler vornehmen und führte eine Wasserleitung darüber. Aber am 18. März 1857 stürzte einer der neuerbauten Pfeiler ein und beschädigte den Rest des Werkes dermassen, dass man ihn durch Kanonenschüsse völlig demoliren musste. Für den gegenwärtigen Verkehr ist die Brücke vollkommen genügend, denn alle Strassen, die Constantine mit dem Lande verbinden, gehen von der Porte de la Brêche aus. Mit der Zeit muss sich aber, da Konstantine selbst keinen Raum mehr bietet, auf der schmalen Ebene zwischen der Schlucht und den Höhen von Mansourah ein neuer Stadttheil entwickeln, der zahlreichere Kommunikationen verlangt. Man scheint bei der Anlage der Hauptstrasse schon darauf Rücksicht genommen zu haben, und es wird keine Schwierigkeit bieten, von der Ecke, die sie macht, aus eine zweite Brücke hinüberzuführen. Jenseits der Brücke, die den ara-

bischen Namen el Kantara (die Brücke) bewahrt hat, liegt auf einem schmalen ziemlich ebenen Bande, das der Schlucht südlich von der Brücke entlang läuft, und immer in ungefähr gleichem Niveau mit dem Rande des Stadtfelsens bleibt, der Bahnhof und beginnt sich ein neuer Stadttheil zu erheben; über ihm hat man auf dem anscheinend absolut unfruchtbaren Thonschiefer von Mansourah einen Versuch mit der Anpflanzung von Strandkiefern gemacht; sie sind ausgezeichnet gediehen und schon rieseln wieder ein paar Quellen den Berghang herab. Nördlich der. Brücke steigen alsbald treppenförmige Kalkfelsen empor und die Bahn nach Philippeville verschwindet sofort in einem Tunnel. Ueber ihm erhebt sich ein gewaltiges zweikuppeliges Gebäude, ursprünglich zu einer arabischen Universität bestimmt, aber soviel ich erfuhr, gegenwärtig als Hospital dienend. Das Terrain ist grossen Theils dürrer, unfruchtbarer, klippiger Kalkfels, nur mit Kaktus bepflanzt, zwischen denen ein paar Araberzelte liegen; die Abhänge nach Westen hin sind aber wieder mit hübschen Strandkiefern bewachsen und in einer etwas feuchteren grasigen Mulde hatte man mit Erfolg auch alle möglichen Laubhölzer angepflanzt. Wenige Schritte weiter fällt das Plateau senkrecht nach dem reizenden Thal von Sidi Mecid ab; nur der obere Theil des Felsens erhebt sich stufenförmig wie eine Riesentreppe; die einzelnen Kalkbänke, deren Dicke von 2—20' schwankt, brechen zwar am Ausgehenden alle senkrecht ab, aber da die unteren weiter vorspringen als die oberen, kann man auf den stärkeren ganz bequem am steilen Hang hingehen. Die überreiche Ausbeute — wir haben selten soviel Schnecken gefunden, wie um Konstantine — lockte uns immer weiter hinaus, obschon das Plateau, auf dem wir anfangs gingen, zu einer schmalen Konsole zwischen zwei senkrechten Abstürzen zusammenschrumpfte, und ehe wir uns versahen, standen wir auf der scharfen Ecke, welche den einen Ausgangspfeiler der Schlucht bildet, der Kasbah gerade gegenüber. Von beiden Seiten fallen die Felswände gegen tausend Fuss senkrecht ab in die Schlucht; gerade zu unseren Füssen liegt der grüne Thalkessel, zu welchem der Rummel in einer prächtigen Kaskade hinabstürzt; wie ein Spazierstock erscheint an seinem Rande der mächtige Dampfschlot der grossen Kunstmühle, und über die niederen Hügel an der anderen Seite des Thales blicken wir frei bis zum Col des Oliviers und

den Deux Jumelles und selbst bis zu den Bergen am Meeresstrand. Das Felsenband setzte sich auch in die Schlucht hinein fort, aber es war schmal und vom Regen schlüpfrig, und da wir nicht wussten, ob wir nach der anderen Seite hin einen Ausgang finden würden, und ein sturmartiger Wind den Spalt herunterpfiff, zogen wir es doch vor umzudrehen und auf dem Weg, auf dem wir gekommen, zurückzukehren. Später erfuhren wir, dass, wer schwindelfrei ist, unbedenklich der Wand entlang nach der Brücke gehen kann und dort einen Ausgang findet. Unsere Ausbeute war übrigens so reichlich, dass wir beide wirklich schwer daran zu tragen hatten.

Der achte Mai eröffnete wieder mit gediegenem Regen und + 9° R. Die Araber wickelten sich in ihre dicksten Burnusse, die Franzosen holten die Winterüberzieher wieder hervor und die Stiefelwichser, welche vor unserem Haus ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, erwärmten sich, indem sie sich um ein grosses Fass balgten und sich abwechselnd darin spazieren rollten. Indess, ganze Regentage sind in Algerien selten, gegen elf Uhr hellte es sich wieder auf und wir konnten eine neue Exkursion wagen. Diesmal gingen wir nach der anderen Seite. Die Rue nationale schneidet hier quer durch die alte Maurenstadt; sie ist an der grossen Moschee vorbeigeführt worden und da diese nicht ganz dicht an der Strasse stand, hat man eine Façade davor gestellt, die ein paar Läden enthält und zu dem ehrwürdigen Bau der Djemâa Kebir, die selbst wieder auf den Ruinen einer christlichen Kirche und eines heidnischen Konkordiatempels steht, schlecht passt. Freilich, die ganze Strasse stimmt zum umgebenden Häusergewirr durchaus nicht besser. Sie mündet oben auf die Place Nemours, welche direkt an dem Thore liegt; an ihr befinden sich die eleganten Haupthôtels, das Theater und die Markthalle. Durch die Porte de la brêche tritt man hinaus auf die Landenge, welche Konstantine mit den Höhen von Koudiat Ati verbindet. Hier sind hübsche Gartenanlagen, die sogenannte Place Vallée, und in der Hälfte rechts vom Thor befindet sich das Museum von Konstantine, in dem eine Anzahl unbedeutender Skulpturwerke und Inschriftensteine, die kümmerlichen Ueberreste der römischen Hauptstadt Cirta, unter freiem Himmel aufgestellt sind. Gerade der Umstand, der Konstantine in allen Völkerstürmen vor der Vernichtung geschützt hat, seine

für einen Herrensitz wie geschaffene feste Lage an dem Punkte, wo die Strassen vom Meer, von der Hochebene von Setif, von der Wüste durch die Pforte von el Kantara und aus dem fruchtbaren Numidenlande im Westen durch das Thal des Ouëd Zenati zusammenlaufen, wo immer ein wichtiges Handelsemporium bestehen musste, hat die Erhaltung von Alterthümern fast unmöglich gemacht; auf den Ruinen siedelte sich sofort wieder neues Leben an und bei dem beschränkten Raum blieb nie auch nur der kleinste Raum unbenützt. Allerdings haben auch noch nie systematische Nachgrabungen stattgefunden; die neuen Strassenanlagen haben ergeben, dass der untere Theil der Stadt auf hochangehäuften Trümmern steht, und in der Tiefe liegt vielleicht noch manches werthvolle Denkmal aus Römerzeit verborgen. Jenseits um den Hügel von Koudiat-Ati herum gruppirt sich, nur von Europäern bewohnt, die Vorstadt St. Antoine, die jeden Tag an Ausdehnung gewinnt. Von hier laufen verschiedene Verbindungsstrassen nach dem Inneren aus. Wir steigen rechts vom Thore auf einer steilen Traverse hinab durch das Village nègre, das interessante, wenn auch nicht appetitliche Einblicke in das Leben der verkommenen Araber und der untersten Klassen der Europäer bietet, die mit ihnen gemeinsam von den Abfällen der Stadt eine kümmerliche Existenz fristen, nach einer grossartigen Kunstmühle, moulin Lavie, und folgen dann einem schmalen Pfad, welcher dem Fuss des Stadtfelsens, zum Theil in ihn eingehauen, entlang läuft. Wir kommen an einem Tunnel vorbei, durch welchen das schmutzige übelriechende Rummelwasser zur Mühle geleitet ist; wenig weiter durchbricht auch der Pfad die Nordspitze des Felsens in einem kurzen Tunnel, und beim Heraustreten stehen wir zu unserer Ueberraschung in der Rummelschlucht, gerade an ihrem Ausgang. Unmittelbar von unserem Standpunkt aus steigt der Felsen viele Hundert Fuss hoch senkrecht zur Kasbah empor; nicht minder hoch ragt gegenüber die Felsenecke des Sidi Mecid, auf der wir gestern gestanden, und zwischen diesen beiden Riesen-Thorpfeilern öffnet sich die schaurige Kluft, in welcher sich in geringer Entfernung ein natürlicher Felsenbogen von einem Ufer zum anderen spannt. Vor uns liegt eine horizontale Felsenplatte; das wenige Wasser, das die Mühle dem Rummel übrig gelassen hat, füllt nur einige schmale Rinnen und stürzt dann in mächtigem Sprunge über eine senkrechte

Felswand in ein Becken hinunter, welchem von der anderen Seite her auch der Abfluss der Mühle in einer schäumenden Kaskade zuströmt. Viel wasserreicher scheint der Rummel nie zu sein, sonst wäre die niedere Brücke über das Hauptrinnsal in der Mitte, die doch einem lebhaften Verkehr dient, längst weggerissen. Seit Jahrtausenden schon stürzt das Wasser hier über den Felsenrand, aber es hat nur eine schmale, kaum 2—3 Fuss tiefe und ebenso breite Kerbe in die scharfe Kante geschnitten; man erschrickt, wenn man überlegt, wieviel Jahrtausende bei ähnlich langsamem Vorschreiten verflossen sein müssen, bis die ganze Rummelschlucht gebildet war. Gegenüber am Hang liegt eine Fischerhütte und sind ein paar Fischernetze ausgespannt; in dem übelriechenden Wasser lebt eine Barbe,*) deren Fleisch freilich hier nicht sonderlich wohlschmeckend sein mag. Ein paar Feigenbäume beschatten die Fischerhütte und ein danebenliegendes zerfallenes Gurbi, in dem ein Einsiedler haust, darüber ist der ganze Abhang mit Kaktus und Aloe bedeckt. Auf den Steinplatten des Rummelbettes kann man bequem bis unter der ersten natürlichen Brücke durch und zu dem Wehr vordringen, das die Wasser in den Mühlgraben ablenkt, bei kleinem Wasser kann man überhaupt die ganze Rummelschlucht bis zur Kaskade am Eingang passiren, an einigen Stellen freilich nur mit Hülfe von Leitern, aber da die Schlucht ausser den Abfällen der Gerbereien auch allen sonstigen Unrath der Stadt aufnimmt, ist die Promenade nicht gerade sehr appetittlich.

Der schauderhafte Geruch trieb uns bald weiter. Noch einige hundert Schritte läuft der Pfad in den Fels gehauen am Abhang gegenüber weiter, dann führt er in ein üppiges Gehölz, welches das Badeetablissement von Sidi Mecid beschattet. Das Thor des Hauptbaderaums stand offen und zeigte uns ein halbkreisförmiges Bassin von ca. 40 Meter Durchmesser, das man ab-

*) *Barbus Callensis* Cuv. — Algerien ist auffallend arm an ächten Flussfischen; ausser Barbe und Aal findet man nur im Ouëd Zhaur zwischen Stora und Collo eine Forellenart, *Salmo macrostigma*. In den Teichen und Kanälen der Metidja hat man neuerdings mit Erfolg unseren Karpfen angesiedelt. Ein Haupthinderniss für die künstliche Fischzucht sind die Wasserschildkröten, welche die junge Brut wegfangen. — Ausser dem oben genannten Maifisch geht auch noch der gemeine Mület, Mugil cephalus, in die Flüsse hinein.

gelassen hatte und eben sorgsam von Schlamm reinigte. Der Besitzer des Bades, Herr Ledoux-Drot, war gerade zugegen und empfing uns sehr freundlich; von den Arbeitern erhielten wir in Menge eine sonst erst in den lauen Gewässern der Oasen vorkommende Schnecke, *Melania tuberculata* L. — Herr Ledoux führte uns bereitwilligst in seinem Etablissement herum, Badegäste fanden wir bei dem kalten Wetter noch keine vor und so konnten wir ungenirt alle Bäder beaugenscheinigen. Ausser dem grossen Herrenschwimmbade, das wir zuerst gesehen und in welches sich ein förmlicher Bach warmen Wassers ergiesst, stark genug, um es trotz seiner Ausdehnung auf ca. 30° C. zu erhalten, sind noch eine Anzahl kleinerer vorhanden, alle von eigenen Quellen gespeist, deren Durchschnittstemperatur 33° C. beträgt. Sie liegen alle auf einem ganz kleinen Raum zusammen. Ein ganz wunderbares Plätzchen ist das Damenbad; niemals ist mir eine Stelle vorgekommen, die so ganz den Eindruck eines Nymphenheiligthums macht. Ein riesiger Feigenbusch, dicht an den Fuss des Felsens angedrückt, überschattet mit seinen grossen glänzenden Blättern ein Becken, das, zur Hälfte von dem Felsen überdeckt, ganz wie eine natürliche Grotte aussieht. Ein wunderbar klares, leicht bläulich schillerndes Wasser erfüllt es; man erkennt jedes Steinchen auf dem Grunde und muss sich erst durch Messen überzeugen, dass die Tiefe 1¼ m beträgt; die Felsen, aus früher durch die Quelle abgesetztem Tuff bestehend, lassen keine Spur von Bearbeitung erkennen, die Grotte verdankt offenbar ihre Bildung mehr der Quelle, als der Menschenhand, und emporrankende Schlingpflanzen und aus den Spalten nickende Farrnkräuter vollenden die Täuschung, als habe man es hier mit einer reinen Naturbildung zu thun.

Aber nur die Französinnen benutzen diese köstliche Naturbadewanne; die eingeborenen Damen ziehen ein paar kleine, ganz im Felsen liegende Wasserbecken, die von einer anderen Quelle gefüllt werden, vor. Auch diese sind durch Herrn Ledoux erweitert und bequemer gemacht worden, aber benutzt werden sie schon seit alten Zeiten und an sie besonders knüpft sich der Name des Heiligen Sidi Mecid. Hierhin kommen die Maurinnen und Jüdinnen immer in derselben Angelegenheit, in welcher allein im Orient die Frauen Wallfahrten unternehmen, um nämlich Kindersegen zu erflehen. Vor der Thüre der Grotte, die sie *Bour-*

mal er Rabah nennen, schlachten sie ein schwarzes Huhn, dann opfern sie einen Honigkuchen oder eine Wachskerze, nehmen unter Anrufung des Heiligen ein Bad und sind sicher, dass ihre Wünsche bald Erhörung finden. Dass die Quellen jetzt in den Händen eines ungläubigen Rumi sind, hat ihrer Wunderkraft noch keinen Eintrag gethan, und Herr Ledoux hütet sich natürlich sehr, die Wallfahrerinnen zu stören. Diese Quellen wurden sicher schon im Alterthum benutzt, aber bis jetzt hat man weder antike Trümmer noch Inschriften hier gefunden. Wenn letztere vielleicht an der Felswand angebracht waren, sind sie möglicher Weise unter dem Tuffüberzug, der ganz neuer Bildung zu sein scheint, verborgen.

Das Etablissement von Sidi Mecid liegt in einer wunderbar geschützten, von üppigem Grün erfüllten Thalecke, ausser auf dem beschriebenen Wege nur erreichbar auf einem schwindelnden Fusspfade, der von der Höhe des gleichnamigen Felsens herunterleitet. Im Frühling und Sommer ist es der Lieblingsspaziergang der Bewohner von Konstantine, um so mehr, als auch eine ganz gute Restauration für Stärkung nach dem Bade sorgt. In den lauen Wassern tummelt sich ein reges Thierleben, Barben, Karpfen und Goldfische finden es sehr behaglich; auch Krabben und Frösche sind häufig genug und erfordern in den Bädern eine strenge Polizei, wenn die Damen vor Schrecken bewahrt bleiben sollen. Schildkröten sind fast ausgerottet, von Schlangen kommen nur ganz einzelne unschädliche Nattern vor. Für uns fanden sich verschiedene kleine Wasserschnecken, welche den Quellen von Sidi Mecid eigenthümlich sind.

Hinter dem Bade dehnt sich ein kleiner Thalkessel zwischen dem steilen Felsen und einer davon ausgehenden Hügelkette; hoch oben am Hang zieht die Bahn nach Philippeville hin. Diese Ecke liegt heute noch wüst, soll aber bald auch mit Bäumen bepflanzt werden. Hier sah es früher einmal anders aus. In der Felswand liest man noch an verschiedenen Stellen eingehauen die Inschrift: *Limes fundi Sallustiani*. Hier hatte der mächtige Prätor Cäsars einen üppigen Lustgarten, als er Nordafrika plünderte und nebenbei die Materialien zu seiner Geschichte des jugurthinischen Krieges sammelte, der wir soviel von unserer Kenntniss Nord-Afrikas schulden Wenn man nur mit reinerem Dank an den alten Herrn zurückdenken könnte, der die schöne tugendhafte, moralische Ein-

leitung zum Catilina schrieb, als er, reich geworden durch den Raub Numidiens, in seinen prächtigen Gärten in Rom sass und über die Sündhaftigkeit der Welt philosophirte. Alles will ich ihm verzeihen, seine Erpressungen in Afrika, selbst die Schmerzen, die mir sein Jugurtha und sein Catilina auf der Schulbank gemacht, aber dass er, der doch genug davon wusste, es vorzog, »über Karthago nichts, als nur wenig zu schreiben«, dafür habe ich ihn auf den Trümmern der Nebenbuhlerin Roms noch einmal speciell verflucht, und dafür mag er in der Hölle brennen bis zum jüngsten Tage. —

Anstatt von dieser klassischen Stelle aus zwischen den Felsen hinauf zu steigen, zogen wir, da wir dann gleich auf bekanntes Terrain gekommen wären, vor, zunächst einmal dem Felsenhang weiter hinaus zu folgen, und gingen nachher dem Hügelkamm entlang, hoffend irgendwo einen Weg nach der Stadt zurückzufinden. Aber es ging uns wie schon manchem Touristen vor uns. Ein gut betretener Maulthierpfad brachte uns an den obersten Bewässerungsgraben, welcher die Gewässer des Rummel den Gärten im Thale zuführt, dann lief er dem Graben entlang und zersplitterte sich nach einer Anzahl Hütten hin, und uns blieb nur ein ganz schmales Pfädchen, dem wir wohl oder übel folgen mussten. Es war freilich ein wunderschöner Gang. Gegenüber erhob sich der Stadtberg von Konstantine in seiner vollen Majestät, bis zur Sohle herunter gespalten von der Rummelschlucht; eine üppige Baumvegetation erfüllte das weite Thal, das uns von ihm schied, aber wir schritten gerade auf der Grenze dahin, über uns war nur steiniges Feld mit kümmerlichem Getreide; nirgends ist uns die Bedeutung des Wassers für den Süden so eindringlich gepredigt worden, wie hier. Würde man, was später wohl sicher einmal geschehen wird, von dem Mühlwehr oder von dem oberen Rand der letzten Kaskade aus einen Wässergraben in noch höherem Niveau dem Hang entlang leiten, so würden diese dürren Aecker sich alsbald auch in üppige Gärten verwandeln; nicht die Bodenbeschaffenheit nur die Möglichkeit einer genügenden Wasserzufuhr bedingt in diesen Ländern die Ertragsfähigkeit eines Grundstücks.

Eine gute Stunde lang folgten wir unfreiwillig dem Wässergraben, dann senkte sich endlich ein Pfädchen nach dem Thal hinab. Ein Araber war eine Strecke weit mit uns gegangen und

hatte gesehen, mit welchem Interesse wir die Vegetation betrachteten. Hier rief er uns auf einmal an: *schuf*, *schuf*, *Sidi* (sieh, sieh Herr), und zeigte uns einen Weinstock, wie ich ihn allerdings noch nie gesehen. Zu Tausenden sassen die Gescheine an ihm, so dass die Blätter fast vor ihnen verschwanden, ich möchte wohl unseren Winzern einen ähnlichen Ertrag gönnen.

Bei Pont d'Aumale erreichten wir die Thalsohle und die Strasse und überschritten den Rummel auf einer schönen Brücke. Dann hat man ca. 3 Kilometer steil zur Stadt emporzusteigen und bekommt einen deutlichen Begriff davon, wie hoch sie eigentlich liegt. Das macht den Aufenthalt in Konstantine wenig angenehm, da man bei jedem Spaziergang auf dem Heimweg die steile Höhe erklimmen muss; für Leidende ist es, abgesehen von seiner hohen, rauhen Lage, schon darum nicht geeignet.

Die beiden vorstehend genauer beschriebenen Exkursionen genügen, um sich ein Bild von der Lage der alten numidischen Königsstadt zu machen, und die meisten Touristen begnügen sich mit ihnen. Wir fanden aber noch für ein paar weitere Tage ausreichende Beschäftigung und machten reiche Ausbeute, besonders an den Abhängen und auf dem Plateau von Sidi Mecid und in dessen Kaktuspflanzungen, die zum Glück nur aus der fast stachellosen Form *) bestanden. An dem mit Laubmoosen und Flechten überreich bewachsenen Nordabhang fanden sich eine Anzahl interessanter Arten, die nur auf den Felsen von Konstantine beschränkt sind. Die Schieferabhänge von Mansourah erwiesen sich dagegen trotz des sie deckenden Strandkieferwaldes sehr arm an Thierleben; nur in einer kleinen Quelle fand sich eine eigenthümliche Schneckenart.

Einer interessanten Beobachtung muss ich hier gedenken. Als wir an der Felsenwand mit dem grössten Eifer nach dem interessanten *Buliminus Milevianus* suchten, der, ganz mit weissem

*) Man hat am Mittelmeer zwei Kaktusformen, die schwach gestachelte, oft fast stachellose *Opuntia ficus indica* und die sehr stachelige *Op. amyclaca.* In Sicilien pflanzt man zu Hecken hier und da auch die fast gerade empor wachsende, gegen Frost empfindlichere *Op Dillenii* Haw. Der Kabyle pflanzt mit Vorliebe die stachellose Form, die er *Karmous el-kalou* nennt, weil die saftigen Stengelglieder, klein geschnitten und mit Heu und Häcksel gemischt, ein gutes Viehfutter abgeben, während die stacheligen nur von wenigen Thieren gefressen werden.

Kalkstaub bedeckt, nur schwer zu finden war, fand ich unter einer abgesprengten Steinplatte mindestens 200 Exemplare eines grossen Rüsselkäfers (*Larinus cardui* L.) den wir sonst nur ganz einzeln auf blühenden Disteln gefunden, dicht gedrängt beisammen sitzend. Aehnliche Ansammlungen sonst nicht gesellig lebender Arten hat man gerade bei Rüsselkäfern (z. B. dem gemeinen Erbsenrüssler) mehrfach beobachtet, ohne dass es bis jetzt gelungen wäre, sie zu erklären, und auch hier würde es schwer sein, einen plausiblen Grund aufzufinden, denn ähnliche Verstecke waren in der nächsten Nähe in Menge, ohne dass man in einem auch nur einen einzigen Käfer aufgefunden hätte.

Die Stadt Konstantine bietet gerade nicht viel Interesse. Das Leben ist hier allerdings viel mehr arabisch, als in Algier oder gar in Oran, aber die Eingeborenen, die man auf der Strasse sieht, sind meistens schmutzig und verkommen und die eingeborene Bevölkerung ist auch hier entschieden im Rückgang begriffen. Konstantine hatte einmal eine bedeutende Industrie, seine Gerbereien und seine Lederarbeiten waren berühmt, aber heute sieht man sich in den Bazaren umsonst um, wenn man irgend etwas Charakteristisches und Eigenthümliches als Andenken erwerben möchte. Nur europäische Fabrikwaare macht sich breit, selbst die einst so berühmten Schuhe kommen aus Lyon oder Pirmasens. Die Gerberei existirt allerdings noch; dem ganzen Rande der Rummelschlucht entlang wohnen nur Lohgerber und der von ihren Werkstätten ausgehende Geruch ist in der ganzen Stadt bemerkbar, aber auch ihnen wird die europäische Konkurrenz täglich fühlbarer. An den alten Sitten und Gebräuchen hält man hier noch mehr fest, wie in Algier, Begräbnisse wie Hochzeiten werden noch ganz mit dem altherkömmlichen Pomp vollzogen und die Frauen, die hier blaue Ueberwürfe und gelbe oder auch blaue Gesichtsschleier tragen, verhüllen sich viel sorgsamer, als die algerischen Mauresken. Auch die Juden halten hier noch zäher an der Nationaltracht fest, als in Algier, die Frauen haben spitze Sammetmützchen auf und tragen die Arme blos bis obenhin; sie leiden im Allgemeinen nicht an übergrosser Schönheit.

Am interessantesten ist noch der arabische Markt, wo die Landesprodukte der Umgebung zum Verkauf gestellt werden; in diesem Mai war er aber auch nicht sonderlich reich versehen. Für die Agrumen, die im unteren Rummelthale recht gut gedeihen,

war die Zeit vorbei, was noch an Orangen da war, begann schon einen strohigen Geschmack anzunehmen; die japanischen Mispeln waren hier oben noch herzlich sauer, ebenso die Kirschen, die noch, wie bei uns die ersten Maikirschen, an Stäbchen gebunden verkauft wurden. Nur die Erdbeeren waren gut und reichlich und sie, wie die unreifen Mandeln, von denen ungeheure Quantitäten verbraucht werden, bildeten unser gewöhnliches Dessert.

Die Stadtverwaltung hat den Plan, die ganze Stadt oder wenigstens den Theil nördlich von der Rue Nationale mit einem Aussenboulevard zu umgeben. Noch sind nur einzelne Theile vollendet, sie bieten eine prächtige Aussicht und die Wohnungen an ihnen sind sehr gesucht und noch theurer als die sonstigen, deren Preise für Algerien schon unerhört hoch sind. Es scheint aber, dass das Projekt ins Stocken gerathen ist, wie denn überhaupt auf der Kasbahseite die Anlegung einer Aussenstrasse kaum möglich wäre. Ausserdem hat man durch das maurische Häusergewirr eine Anzahl Strassen gebrochen, deren Mittelpunkt die mit Bäumen bepflanzte Place du Palais bildet. Das ächte altmaurische Konstantine findet man darum nur noch in der kleineren Stadthälfte südlich von der Rue Nationale.

Den Sonntag verwandten wir zu einem grösseren Ausflug, auf welchem wir eine besondere Schneckenart zu erbeuten hofften. Dieselbe sollte in der Umgebung der Quelle des Bou Merzoug vorkommen, aber wo diese Quelle eigentlich sei, das wusste uns Niemand im Hôtel anzugeben. Nach dem, was ich bei der Herfahrt gesehen, musste sie in der Nähe von el Guerrah liegen, der Station, wo die Bahn nach Batna abzweigt, und wir fuhren also in köstlicher Morgenfrische mit dem ersten Zug bis zu dieser Station. Bis Ouled Rhamoun, der nächsen Haltestelle hinter Khroubs, bleibt das Thal üppig grün und reich bewässert, mit flachen, bewachsenen Gehängen, dann treten Kalkklippen auf, und wir waren so eifrig mit deren Betrachtung und der Abtaxirung ihrer muthmasslichen Ergiebigkeit an Schnecken beschäftigt, dass wir ein nach Süden abbiegendes kleines Thälchen, mit dem das Wasser plötzlich verschwand, gar nicht beachteten, was sich später bitter rächen sollte. —

El Guerrah ist ein kleines Kolonistendörfchen, das aussieht, als sei es gestern erst erbaut; ein Dutzend Häuschen stehen völlig

unvermittelt zu beiden Seiten der Strasse, als habe sie irgend Jemand für einen Augenblick da abgestellt; kaum dass man um sie herum die ersten Anfänge von Gärten bemerkte, von Ackergeräthe, von Vieh, von Bäumen war keine Spur zu sehen, wovon diese Kolonisten leben, ist mir ein Räthsel geblieben. Allem Anschein nach hatten sie ihre Grundstücke an die früheren Eigenthümer, denen man sie expropriirt hat, wieder gegen einen Antheil am Ertrage verpachtet und warten nun faullenzend und Absynth trinkend ab, bis die nöthige Anzahl Jahre um ist und sie die ihnen als freies Eigenthum zugefallenen Kolonistenstellen verkaufen können. Das ist zwar keine sehr einträgliche Spekulation, aber sie erfordert auch nicht viel Mittel und vorab keine Arbeit, nur ein paar gute Freunde bei der Behörde. Das Dorf müsste eigentlich prosperiren, denn der Thalgrund scheint fruchtbar, Wasser ist da und die Lage am Eisenbahnknotenpunkt bringt doch etwas Verkehr.

Wir wandten uns den kahlen Bergen unmittelbar über dem Dorfe zu und stiegen ein paar Stunden in dem Steingewirr herum, ohne zu finden, was wir suchten. Es waren nur die auch um Konstantine gemeinen Arten da, und diese in sehr geringer Individuenzahl; Schlangen sahen wir gar keine, Eidechsen nur sehr wenige. Auch Insekten waren spärlich; nur ein schwarzer Weichkäfer fand sich wie überall um Konstantine in Unmasse und entblätterte die wild wachsenden Kreuzblüthler; er tritt in solchen Massen auf, dass seine Larve gewiss für den Ackerbau nicht unwichtig ist. Beim Herabsteigen kamen wir an einem Douar vorbei und wurden natürlich sofort von einem Rudel der grossen weissen Spitzhunde attakirt, die da nie fehlen; die Eigenthümer sahen dem ruhig zu, bis einer der frechsten Angreifer von einem faustgrossen Stein getroffen aufheulte, dann sprangen sie herbei und holten die Hunde zurück, begnügten sich aber uns gegenüber mit ein paar Flüchen. Im Bahnhofrestaurant — Knotenpunkte haben glücklicher Weise immer ein solches — konnten wir ein leidliches Frühstück bekommen und zogen nun Erkundigungen nach der Quelle des vorbeifliessenden Boú Merzoug ein. Die sei zwölf Kilometer weiter oben, sagte der Kellner, bei Ain Mlila, an der Bahn nach Batna. Ein Zug in dieser Richtung ging erst am Abend, wir mussten also darauf verzichten und uns mit einer Exkursion nach der anderen Thalseite begnügen, wobei ich mir

schon Sorge machte, wie wir wohl über den Fluss kommen würden, denn die Quelle ist ein ächtes *Ras el - ain*, ein Flusshaupt, wo gleich ein starker Bach aus der Erde herauskommt, und bei Ouled Rhamoun hatten wir Wasser genug gesehen. Ein Bahnarbeiter wies uns auf einen schmalen Pfad in dem brusthohen Unkraut, zwischen dem nur einzelne Weizenähren andeuteten, dass hier eigentlich ein bestellter Acker sei. Wir kamen an das schmale Flussbett und — fanden es vollkommen trocken; allem Anschein nach war hier auch seit geraumer Zeit kein Wasser geflossen, trotz der Regengüsse der letzten Wochen. Das ging über mein Begriffsvermögen, ich wusste damals noch nicht, dass der Bou Merzoug insofern ein äusserst komischer Fluss ist, als er nicht, wie andere ordentliche Flüsse, seine Quelle am Anfang hat, sondern in der Mitte seines Laufes. So entspringt er also ganz richtig, wie der Kellner gesagt hatte, zwölf Kilometer oberhalb el Guerrah in einer sumpfigen Wiese, aber das Wasser verschwindet bald wieder und der Fluss wird zum trocknen Ravin, bis eine gute Stunde unterhalb der Station die mächtige Quelle aus einem Seitenthal hinzukommt, die man allgemein die Quelle des Bou Merzoug nennt und die stark genug ist, um alsbald Mühlen zu treiben; (die Alten erwähnen sie unter dem Namen Ampsaga). Das hatte mir aber bis dahin Niemand sagen können; erst auf der Rückfahrt bemerkten wir die grüne Senkung, aus welcher die Quelle kommt, und überzeugten uns, dass sie in Folge der starken Biegungen, welche das Thal macht, in höchstens einer Stunde von el Guerrah aus zu erreichen sein würde. Von den unfreundlichen Wirthsleuten im Restaurant war das aber nicht zu erfahren gewesen, und so verbrachten wir noch ein paar ziemlich unerquickliche Stunden auf dem sonndurchglühten Kalkplateau der rechten Thalseite, das sich, einer provencalischen Garrigue an Dürre nicht nachstehend, stundenweit bis zum Fusse der nächsten Berge hinzog. So weit das Auge reichte, sah man nur weissgraue rundliche Kalkblöcke, mit nur ganz spärlicher Grasvegetation dazwischen, nur in den Senkungen hier und da ein kümmerlicher Dornbusch. Im Winter finden die Schafheerden hier spärliche Nahrung, im Sommer ist das ganze, sich viele Stunden weit erstreckende Kalkgebiet verlassen. Dass dasselbe trotzdem ein hohes Interesse bietet, weil es schon in uralter Zeit den Bewohnern der ganzen Umgegend als Friedhof diente, dass Dolmens zu Tausenden in kaum

einer halben Stunde Entfernung von el Guerrah stehen, wusste ich damals noch nicht, sonst hätten wir die paar Stunden, die uns bis zum Abgang des Abendzuges noch übrig blieben, fruchtbringender angewandt.

Auf der Heimfahrt konnten wir uns recht überzeugen, wie furchtbar schädlich dem Ackerbau hier die Disteln werden. Die anderen Unkräuter der Brachfelder mäht man ab und macht sie zu Heu, aber die Distel rührt das Vieh nicht an, und auf Araberfeldern, die ungejätet bleiben, nimmt eine Art mit artischokenartigem Blatt oft den halben Raum ein. Sie hatte jetzt gerade abgeblüht und ihr Saamen erfüllte die Luft, er fliegt stundenweit, keimt auf den steinigsten Hängen, und so ist die Plage selbst auf den sorgsamst bewirthschafteten Fermen nicht auszurotten. Dafür sieht man hier um Konstantine von den drei Hauptplagen Westalgeriens den Dent du Chien nur einzeln, die Zwergpalme und die Meerzwiebel aber gar nicht, und so ist das Anroden viel leichter als in den anderen Provinzen.

Die Stadt Konstantine liegt gewissermassen auf der Grenze zwischen dem fruchtbaren und unfruchtbaren Theil ihrer Provinz. Was nördlich nach dem Meere hin liegt, sind fruchtbare Thäler, zu allen Arten Kultur vorzüglich geeignet, was nach Süden, trägt den Charakter der Hochplateaus im schlimmen Sinne und wird, wenige fruchtbare Einsenkungen und die Thäler der Aurès ausgenommen, wohl noch lange Zeit der Viehzucht und den Nomaden überlassen bleiben müssen.

Vierzehntes Kapitel.

In des Teufels Küche.

Unsrem Reiseplane gemäss wollten wir von Konstantine zunächst nach Batna und Biskra gehen, und in gewöhnlichen Jahren wäre es jetzt schon ein wenig spät dafür gewesen. Aber wir hatten Freund Petersen versprochen, die Tour mit ihm zusammen zu machen, und als am 12. Mai ein Brief von ihm kam, der sein Kommen erst für den 24. Mai anmeldete, mussten wir unseren Plan ändern und beschlossen, erst die Tour über Hammam Meskhoutin nach Guelma und Bône zu machen und über Phillippeville zurückzukehren; die Bahnverbindung macht

ja diese früher sehr anstrengende Reise ganz leicht. So liessen wir also Gepäck und Ausbeute unseren freundlichen Wirthsleuten und fuhren am 13. Mai mit dem ersten Zug nach Kroubs*) Hier hatten wir drei Stunden Zeit, und wollten diese benutzen, um die ersten Dolmens an der Strasse nach Guelma, die nach in Konstantine eingezogenen Erkundigungen nur ein kleines Stündchen vom Bahnhof entfernt sein sollten, zu erreichen. Aber auch hier waren die Angaben wieder falsch, wir liefen über eine gute Stunde weit, ohne etwas zu finden, und auch als wir einen anscheinend viel näheren Maulthierpfad zum Rückweg einschlugen, fanden wir keinen Dolmen und hatten unsere liebe Noth, noch rechtzeitig den Bahnhof zu erreichen. Es war zum ersten Mal tüchtig heiss, aber auf einem der glühenden Kalksteine sass ganz behaglich eine Kröte, ein sicheres Zeichen, dass für den Nachmittag ein Wetter zu erwarten.

Die Bahn verlässt kurz hinter Kroubs das reich bewässerte Thal des Bou Merzoug und führt durch ein enges Seitenthal einem Kalkberge zu, dem seine düstere Färbung den Namen Montagne noire verschafft hat. Bald betritt sie die kahle Felsenwildniss, deren Westende wir bei el Guerrah betreten, und hier sieht man von der Bahn aus zahlreiche wohlerhaltene Dolmens zwischen den Trümmern unzähliger anderer stehen. Das Terrain bleibt sich völlig gleich bis zur Station Bou Nouara und von dort aus haben wir auf dem Rückzug den Dolmens einen längeren Besuch abgestattet. Hier ist man noch im Gebiet des Bou Merzoug, aber sehr bald überschreitet man die wenig auffallende Wasserscheide und gelangt an den Ouëd Zenati, welcher schon dem bei Bône mündenden Seybouse tributär ist. Die Gegend bleibt sich immer gleich, entsetzlich kahle Kalkberge mit einem nicht sehr breiten fruchtbaren Thalgrunde dazwischen. Hier beginnen die ausgedehnten Ländereien, welche die Société générale algérienne von der Regierung erhalten hat, um sie zu kolonisiren und zu besiedeln. Die Gesellschaft ist auch ihren Verpflichtungen in soweit nachgekommen, als sie eine Anzahl Dörfer erbaut hat; den etwa sich meldenden Kolonisten werden aber solche Bedingungen gestellt, dass sie nicht darauf eingehen können, und so bleibt die Gesellschaft vorläufig wenigstens — ich hörte in Algier ihre Lebensfähigkeit und Solidität sehr

---

*) So wird der Name auf den Eisenbahnbilleten geschrieben, auf den Karten liest man auch Khroubs oder el Kroub.

häufig in Zweifel ziehen — im Besitz des Terrains und bezieht aus der Verpachtung desselben an Eingeborene einen hübschen Ertrag. Derselbe wird noch dadurch gesteigert, dass sie die einzige Käuferin für die Ernten ist, respektive durch Vorchüsse zur rechten Zeit sich dieselben zu sichern weiss. An jeder Station hat sie darum unmittelbar neben dem Geleise und durch Weichen mit demselben verbunden Silo's eingerichtet, gemauerte oberirdische Keller, aber ganz analog den unterirdischen Kornspeichern der Araber. Die Frucht wird auf einer auch für Maulthiere passirbaren Stiege in den oberen Stock gebracht, und dort auf einer europäischen Fegemühle gereinigt, was bei der Dreschweise der Eingeborenen unbedingt vor dem Wiegen geschehen muss, wenn man nicht eine Unmasse Erde mit bezahlen will; dann schüttet man sie in die Gewölbe, aus denen sie direkt in die Waggons laufen kann. Die Gesellschaft realisirt dabei einen ganz hübschen Gewinn, aber die Eingeborenen kommen aus den Vorschüssen nie heraus und sind so gut wie Leibeigene der Société, und den Kolonisten wird ein für sie bestimmtes und zu ihrem Besten exproprirtes Stück gutes Land auf diese Weise vorenthalten.

Auch die beiden nächsten Dörfer Aïn*) Abid und Aïn Regada, sind solche »potemkin'sche Dörfer«, aber sie bieten, von ausgedehnten Baumpflanzungen umgeben, in der kahlen Gegend ein sehr erfreuliches Bild. Dann folgt Ouëd Zenati, dem die hier einmündende Strasse von Aïn Beida, Tebessa und den Aurès grössere Wichtigkeit verleiht. Von hier aus wird wahrscheinlich schon bald eine Bahn nach Tebessa und von da nach dem südlichen Tunis auslaufen, welche das einst mit Städten bedeckte hochkultivirte Land am Nord- und Ostfuss der Aurès wieder der Kultur erschliessen soll. Das Thal ist hier weiter und man sieht einige industielle Anlagen, aber die Berge bleiben immer gleich kahl und steinig, und das Gebiet der Dolmens reicht bis hierher. Erst mit Bordsch Sabath ändert sich das Bild, alle Abhänge bedecken sich mit wilden Oelbäumen, die förmliche Wälder bilden. Auch sie sind deutlich als eine zweite Generation, als Ausschläge aus uralten Wurzelstöcken zu erkennen, die einzigen erhaltenen Spuren aus der glücklichen Zeit, wo die räuberische Verwaltung der Türken noch nicht jede Bodenkultur unmöglich gemacht hatte und diese

*) Aïn bedeutet Quelle; die nach Quellen benannten Orte sind in Nordafrika kaum zu zählen.

Gebiete noch eine ackerbauende Bevölkerung von Mauren und Berbern ernährten. Die Bahn beginnt sich nun rasch zu senken, einem Zufluss des Ouëd Scherf entlang, der eben ein unbedeutender Bach ist, aber vor einigen Jahren einmal in Folge eines Wolkenbruches furchtbare Verheerungen anrichtete. Durch eine enge Schlucht im dichten Olivenwald gelangen wir in ein gewundenes Thal, und nun erhebt sich vor uns die gewaltige Kalkmasse des vielgipfeligen Dschebel Thaya, dem wir auch einen Besuch zugedacht haben; wir passiren die gleichnamige Station, dann noch eine kurze Strecke und wir sind am Ziele. Es hatte sich mittlerweile ein schweres Wetter zusammengezogen, es donnerte und blitzte und einzelne Regentropfen fielen, aber das miserabele Wägelchen, das als Badeomnibus fungirt, brachte uns noch trocken nach dem eine Viertelstunde entfernten Badeetablissement von Hammam Meskhoutin. —

Es gibt wenig so eigenthümliche und interessante Punkte auf der Welt wie dieses »Bad der Verfluchten«. Zwar in landschaftlicher Beziehung gibt es schönere Gegenden, als die flache, grüne, von wenig bedeutenden Höhenzügen eingefasste Mulde, welche sich nach Osten hin in die Ebene von Guelma verflacht und nur nach Westen hin durch die über niedere Vorberge herüberblickenden Kämme des Thaya einen etwas grossartigeren Zug erhält. Aber in unendlichen Massen sprudelt hier kochendheisses Wasser aus der Erde, so dass ein Theil einer einzigen Quelle für alle Badebedürfnisse hinreicht und der ganze Rest einen warmen Bach bildet, der noch bis weit hinab und selbst noch nach seiner Einmündung in den Ouëd bou Hamdan an den ihn begleitenden Dampfwolken zu erkennen ist. Die Hauptquelle hat 98° C., was bei der Höhenlage dem Siedepunkt ziemlich genau entsprechen wird. Sie entspringt auf einem kleinen Plateau, das aus ihrem eignen Absatz entstanden, zusammen mit einigen anderen, deren Wasser über den Hang hinunterfliesst und beim Erkalten einen Travertin ausscheidet, welcher den bekannten steinernen Wasserfall bildet. Ein Theil des Abhanges ist glänzend weiss, ein anderer erscheint gelblich, weil die Araber der Umgegend ihren Flachs daran rösten. Am Fusse schieben sich die Ablagerungen in den vorbeifliessenden Ouëd Chedakra hinein vor und bilden hier die sonderbarsten Gestalten. Die Ablagerungen erfolgen ziemlich schnell; Tchihatcheff gibt an, dass sie jährlich 60 ctm bis 1 m

weit vorrückten, doch ist das unmöglich richtig, da die ganze Ablagerung von der Ausmündung der Hauptquelle bis zum Bach keine 20 m. mächtig ist. Freilich mag die Hauptquelle früher an einer anderen Stelle entsprungen sein, aber seit die Franzosen diese Gegend occupiren, hat sie doch ihre Lage nicht geändert, und da müsste bei einer so reissend schnellen Zunahme längst der Bach aufgedämmt oder überbrückt sein. Dass die Quellen nicht selten ihren Ausbruchspunkt verlegen, kann man überall beobachten. Rings um die grosse Kaskade, in ganz besonderer Häufigkeit auf dem etwas tiefer gelegenen Plateau, wo sich die Militärbadeanstalt befindet, stehen kegelförmige Felsen, bald isolirt, bald ein paar zusammen, bald verschmolzen zu unregelmässigen Gestalten. Sie sind aus einem ganz ähnlichen Kalksteine gebildet, wie der, den die Hauptquelle absetzt, und an den besser erhaltenen kann man noch oben eine becherartige Vertiefung sehen, aus der früher das kochende Wasser sprudelte. Manche von ihnen sind fünf Meter und darüber hoch, aber man kann alle Zwischenstufen nachweisen zwischen ihnen und den flachen Buckeln, aus deren Spitze heute noch das Wasser fliesst. Ihre Bildung ist die natürliche Folge des physikalischen Gesetzes, dass kochendes Wasser mehr feste Bestandtheile aufgelöst enthalten kann, als schon abgekühltes. Sobald das hervorsprudelnde Wasser den Boden berührt, wird es abgekühlt und lässt einen Theil der in ihm aufgelösten Bestandtheile fallen, und so bildet sich um die Quellöffnung erst ein Ring, dann ein Kegel, der immer höher wird, bis endlich das Wasser nicht mehr Kraft genug hat, seinen Rand zu übersteigen und sich an einer anderen Stelle einen Ausweg suchen muss. Ueber hundert solcher Kegel stehen umher und sie bieten namentlich Abends im Dämmerlicht und umzogen von den Rauchwolken der Kaskade einen so gespenstigen Anblick, dass man es nur ganz natürlich findet, wenn die Araber eine grausige Legende an sie geknüpft haben.

Einst war, so meldet die Sage, das Becken von Hammam Meskhoutin eine Ebene von wunderbarer Fruchtbarkeit, bewohnt von einem Araberstamme, dessen Kaid der reichste und mächtigste Mann im ganzen Lande war. Er hatte eine Schwester von grosser Schönheit, und da er sie keinem anderen Manne gönnte, beschloss er, göttlichen und menschlischen Gesetzen entgegen, sie zu seiner eigenen Frau zu machen. Umsonst widersprachen die Frommen

und Angesehenen seines Stammes, Eblis hatte ihn verblendet, er trat jeden Widerstand mit blutiger Gewalt nieder und der Tag der Hochzeit kam. Er hatte alle Nachbarstämme geladen, aber nur wenige Gäste, durch seinen Reichthum verführt, erschienen, die Gläubigen blieben dem frevelhaften Feste fern. Der Abend brach herein und in prunkendem Zuge wollte der Kaid seine Neuvermählte ins Zelt geleiten, da erbebte die Erde, Flammen und siedendes Wasser brachen hervor, Blitze zuckten vom Himmel, der Donner grollte, und als der Morgen graute, standen Braut und Bräutigam mit ihren Begleitern da, in Stein verwandelt, wie man sie noch heute sieht. Noch sprudelt das kochende Wasser hervor, noch hört man unter der Erde die Töne der Hochzeitsmusik, und bisweilen werfen die Quellen Körner des Kuskussû*) aus, mit dem die Gäste bewirthet wurden. Kein Araber würde wagen, um Mitternacht die Stelle zu betreten, denn in der Geisterstunde bekommen die Steinkegel wieder Leben, die Festlichkeiten beginnen auf's Neue, der Neugierige muss theilnehmen und am anderen Morgen ist die Zahl der Kegel um einen vermehrt. Die Stätte heisst deshalb Hammam Meskh'outin, das Bad der Verfluchten.

Diesem Aberglauben ist es zuzuschreiben, dass trotz der Vorliebe der Araber für heisse Bäder die Stätte verödet blieb und der Malaria verfiel. Es ist das eine merkwürdige Ausnahme in Nordafrika; an alle anderen Warmbäder knüpfen sich Legenden von wohlthätigen Heiligen, welche sie zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit hervorbrechen liessen, nur Hammam Meskhoutin hat diese düstere diabolische Sage. Sollte darin die Erinnerung an eine in der Araberzeit eingetretene Katastrophe erkennbar sein? Vielleicht an den Durchbruch der Hauptquellen an ihrer heutigen Stelle? Zur Römerzeit war an den *Aquae tibilitanae* sicher ein nicht minder reges Badeleben, als an den *Aquae calidae* am Zaccar, aber es ist wenig genug davon übrig geblieben. Ein grosses Badebassin dient jetzt noch der Militärbadeanstalt, ein anderes liegt höher als das Niveau der heutigen Quellen auf trockenem Feld; ein drittes konnte bis zur Erbauung der Eisenbahn noch seine Bestimmung

*) Weizenmehl mit etwas Oel zu Kügelchen gerieben und dann über kochendem Wasser gedämpft. Die angeblichen Körner sind Erbsensteine, wie sie sich auch in anderen Quellen derart bilden, indem sich um ein hineingefallenes Sandkörnchen Travertin absetzt, der in dem ewig brodelnden Wasser natürlich erbsenrund werden muss. —

erfüllen, wurde aber dann angehauen, und seine Wässer fliessen heute an der Böschung des Bahndurchstichs hinab. Sie haben hier auch sehr hübsche Inkrustationen gebildet, und gerade diese beweisen, wie unsicher und trügerisch alle auf die Mächtigkeit solcher Schichten gegründeten Berechnungen sind. Tchihatcheff war hier am 22. Mai 1878; die Entleerung des Reservoirs hatte zwei Monate früher stattgefunden, und in dieser Zeit hatte sich bereits eine Kalkschicht von 10 cm Dicke gebildet. Das gibt ganz richtig für das Jahr 60 cm und bis zum Mai 1884 hätte die Schicht, vorausgesetzt, dass sie nicht von der Bahnverwaltung entfernt wurde, eine Dicke von 3 m erreichen müssen. Ich habe sie nicht genau gemessen, aber offenbar war sie keine 25 cm. dick. Allem Anschein nach erfolgt der Niederschlag nicht zu allen Zeiten gleichmässig, vielleicht im Anfang auf rauher fremdartiger Unterlage rascher, als später auf den gleichartigen, glatten Schichten, die schon bis zu einem gewissen Grade durchwärmt sind. Dem muss es auch zuzuschreiben sein, dass die römischen Piscinen, die doch immer mit Wasser erfüllt waren, nicht von dem Quellenabsatz ausgefüllt worden sind.

Sonst ist von römischen Alterthümern wenig genug vorhanden. Freilich hat man auch nicht danach gesucht, denn bis zur Eröffnung der Eisenbahn war Hammam Meskhoutin so gut wie vergessen. Nur der Kaskade gegenüber auf dem anderen Ufer des Ouëd Chedakra, der das Quellengebiet völlig abschliesst, hatte die französische Regierung eine Militärbadeanstalt mit 200 Betten errichtet, die auch Civilkranke aufnahm, aber nur vom 15. April bis 1. Juni eröffnet war, den Rest des Jahres über war das Bad verlassen. Erst seit drei Jahren hat man auch hier die Quellen einem Unternehmer überlassen, der aber leider nicht den Unternehmungsgeist und die Energie zu besitzen scheint, wie Herr Arlès-Dufour in Hammam-Rirha. Immerhin hat er schon Vieles gethan. Um einen grossen viereckigen Platz etwas oberhalb der grossen Quelle erheben sich die einstöckigen, aber freundlichen und sauberen Gebäude; die Zimmer in dem neuen Querbau nächst den Quellen, in dem sich während der Saison auch eine Postanstalt befindet, entsprechen allen Anforderungen eines unverwöhnten Touristen. In den älteren Räumen befinden sich ausser den früheren Logirzimmern, die allerdings etwas eng sind und nur noch in Nothfällen als Aushülfe dienen, der Speisesaal und

die Gesellschaftszimmer; die linke Seite nimmt ein Pavillon für den Direktor und den Arzt ein. Den Raum füllen Anlagen, die freilich noch im Entstehen waren, aber bei dem herrlichen Klima und genügender Bewässerung rasch genug heranwachsen werden. In der Mitte ist ein Bassin mit Springbrunnen und oben vor dem alten Kurhause steht den ganzen Raum überdeckend und für mindestens hundert Personen Schatten bietend ein Baum, wie ich ihn noch nie schöner gesehen habe. Ich hielt ihn anfangs für eine Esche, bis mich einer der Badegäste darauf aufmerksam machte, dass es eine Pistacie, allerdings in einer selten vorkommenden Varietät sei; durch Vergleichung mit einer jungen Esche, die man absichtlich danebengepflanzt, konnte ich mich überzeugen, dass er recht habe. Auch eine Anzahl schöner alter Oelbäume stehen umher und geben erwünschten Schatten; um das alte Bad an der anderen Thalseite herum bilden sie einen förmlichen Wald.

Die Bäder für die christlichen Badegäste — denn aus den bekannten Gründen verweist man auch hier die Araber und die eingeborenen Juden, welche letztere die Hauptmasse der Besucher ausmachen, in ein besonderes Lokal — liegen am Abhange nahe der grossen Kaskade und sind noch einiger Verbesserung fähig. Das kleine Gebäude enthält vier Badewannen, jede mit einem Ankleideraum; Schwitzzimmer und Ruhebetten sind noch ein frommer Wunsch, man muss nach jedem Bade sofort durch die Luft was im Winter bei Regenwetter machmal sehr unangenehm sein mag. Das Wasser wird zu jedem Bad vollständig gewechselt; das heisse tritt durch eine offene Rinne ein, welche dem Oberrand der Badewanne entlang läuft; man kann es durch eine eiserne Kelle absperren; kaltes Wasser kann man durch eine Röhrenleitung mit Hahn nach Belieben einlassen, gewöhnlich badet man bei 35—40° C. Ausserdem sind noch ein Douchebad und ein Dampfbad da, aber in gesonderten Gebäuden. Hammam Meskhoutin hat eine wunderbare Wirkung auf alte Rheumatismen, Lähmungen, Verhärtungen und manche Hautkrankheiten, aber Hammam Rirha gegenüber fehlen ihm die grossen Vorzüge der Höhenlage, und von einer Sommersaison kann, da die Malaria von Juni ab den ohnehin heissen Thalkessel unbewohnbar macht, keine Rede sein. Am ersten Juni wird das Bad geschlossen; es bleibt dann nur ein Aufseher da, von dessen Familie schon ein

paar Glieder auf dem kleinen Friedhof dicht über dem Badegebäude ruhen. Es ist merkwürdig, dass hier, wo doch stehende Gewässer absolut nicht vorhanden sind, die Malaria so verderblich auftritt, wie nur irgendwo in einer sumpfigen Küstenebene; ich kann die Ursache nur in der Durchtränkung des Untergrundes mit warmem Wasser suchen.

Im Winter und Frühjahr ist Hammam Meskhoutin vollkommen gesund und ein sehr angenehmer Aufenthalt; als zeitweise Winterstation kann es um so mehr empfohlen werden, als die Verpflegung ausgezeichnet und der Pensionspreis (10 fcs. den Tag) nicht zu hoch ist. Für den Naturforscher insbesondere ist die Gegend, auch abgesehen von den heissen Quellen, sehr interessant, und der Jäger findet reichliches Wild. Auf Raubthiere ist freilich auch hier nicht mehr zu rechnen; Hyänen und Panther kommen wohl noch vor, aber der bekannte Jäger von Berlepsch hatte gerade in diesem Winter zwei Monate hier gejagt, ohne auch nur eine Hyäne zum Schuss zu bekommen. Für den Alterthumsforscher liessen sich vielleicht in dem umgebenden Buschwald lohnende Forschungen anstellen, ausserdem findet er aber im Bereich einer Tagesexkursion auf dem Plateau von Roknia eine der interessantesten Anhäufungen von Dolmens, die Algerien besitzt.

Für uns war die nähere Umgebung von Hammam Meskhoutin nicht sonderlich ergiebig, aber wir hatten die ganz besondere Bequemlichkeit, die erbeuteten grösseren Schnecken sofort in der heissen Quelle kochen zu können, freilich eigentlich eine Entwürdigung für »des Teufels Kochkessel«. Die Felsen der Umgebung erwiesen sich vollkommen schneckenlos. Freilich verdanken sie anscheinend auch sämmtlich der Quelle ihre Entstehung und sind somit reich an schwefelsauren Salzen; hier und da haben sich in ihnen sogar Schwefelkiesknollen gebildet. Von besonderem Interesse für das Verständniss ihrer Entstehung war eine kleine Exkursion nach dem sogenannten »unterirdischen See«, die wir in Begleitung eines jungen Kaufmanns aus Konstantine machten. Es ist nur ein halbstündiger Spaziergang, dennoch muss man einen Führer mitnehmen, da der Eingang zur Höhle schwer zu finden ist. Wir gingen über Wiesen , auf denen gerade gemäht wurde, und an schönen Weizen- und Gerstenfeldern hin , die zum Bade gehören. Ueberall sind Oelbäume, zum Theil schon veredelt, viele ganz frisch gepfropft. Ein langer seltsam aussehender Felsenkamm

führte fast bis zur Höhe hinauf, einige andere ähnliche hatten wir quer zu überschreiten, bis wir endlich eine grüne Senkung erreichten, in der sich in einem kleinen Erdfall ein niederes Gewölbe öffnete. Ueber einen Schuttkegel kletterten wir etwa 30′ hinab, dann standen wir am Rande eines Wasserbeckens von beträchtlicher Tiefe und Ausdehnung. Unser Führer hatte eine Kerze mitgenommen, aber leider die Streichhölzchen vergessen, und da wir auch nicht damit versehen waren, konnten wir uns nur durch Steinwürfe von der Ausdehnung der Höhle überzeugen. Die Decke bestand auch aus Quellenabsatz und so war die ganze Bildung leicht zu erklären. Wir standen auf dem höchsten Punkte eines flachen Hügels, der nach beiden Seiten hin durch Einsenkungen von den höheren Nachbarbergen getrennt ist; auf ihn sind die warmen Quellen beschränkt. Hier oben entsprang früher die Hauptquelle, und sie hat nicht nur die Decke der Höhle gebildet, sondern auch alle die Felsenzüge, die von hier hinabziehen; sie bestehen genau aus demselben Gestein, wie die Kegel der »arabischen Hochzeit« und sind leider ebenso schneckenarm, wie diese. An der Höhle hat die neugebildete Decke eine Schicht leichter löslichen Gesteins überwölbt, das Wasser hat diese nach und nach weggeführt und so die Wölbung gebildet. Noch träufelt immer Wasser aus der Decke, doch ohne Tropfsteine zu bilden, aber es entführt immer feste Bestandtheile und eines schönen Tages wird aus dem unterirdischen ein offener See werden.

Den fünfzehnten Mai verwandten wir zu einer Exkursion nach dem Dschebel Thaya, dessen stolzer Kalkgipfel uns schon auf der Herfahrt so imponirt hatte. Noch vor wenigen Jahren hatte eine Besteigung dieses Berges und besonders ein Besuch der nahe dem Gipfel befindlichen Tropfsteinhöhle grosse Schwierigkeiten und erforderte umständliche Vorbereitungen; heute ist sie wesentlich erleichtert durch die Anlage eines Antimonbergwerkes nahe dem Gipfel, dessen Eigenthümer die spärlichen Touristen, die sich in seine Einsamkeit verirren, mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufnimmt. Der Morgenzug der Bahn brachte uns schon früh nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt nach der Station Thaya, an der aber noch kein Dörfchen, sondern nur ein einsames Wirthshaus liegt. Als wir uns hier mit Proviant versorgten und nach dem Wege erkundigten, wies uns die Wirthin an einen Herrn, der mit uns in demselben Coupé gekommen

war, als den Eigenthümer der Grube, der gerade im Begriff sei, dorthin zu gehen. Dieser, Herr Médevielle, versprach uns auch in der freundlichsten Weise einen Führer zum Besuch der Höhle, wunderte sich aber nicht wenig, dass wir die Tour zu Fusse machen wollten und rieth uns dringend, im Wirthshaus Maulthiere zu nehmen. Wir, in der Hoffnung, auf dem zwei Stunden langen Weg einige Ausbeute zu machen, beharrten aber auf unserem Entschluss und liessen Herrn Médevielle mit seiner Haushälterin, die in Guelma die nöthigen Provianteinkäufe gemacht, und zwei mit Dynamit beladenen Lastthieren vorausziehen. Nicht ohne Schwierigkeit passirten wir den hier schon ziemlich wasserreichen, in mehrere Arme getheilten Fluss und folgten dann einem guten Reitweg, welchen die Bergwerksdirektion für den Transport der Erze hat anlegen lassen. In Hammam Meskhoutin hatten wir einen der in dem feuchten Thalbecken häufigen Nebel gehabt, aber bis zum Thaya steigen diese selten herauf, und die Sonne brannte an dem kahlen steilen Abhange, der nur unten einige wilde Oelbäume und Korkeichen zeigte. Der Weg war gut gehalten, der Abhang ziemlich bebaut, hier und da waren Eingeborene mit Ackern beschäftigt. Sie tragen arabische Tracht und wohnen auch in Zeltdörfern, aber diese sind stationär, mit gemauerten Grundlagen; offenbar wohnen hier wie fast überall im Gebirge gemischte Stämme. Ihr Pflug war, wie immer im Kabylenland, das uralte Instrument, das die Phönizier den Bewohnern der westlichen Mittelmeerländer gebracht. Die Kabylen sind im Ackern unermüdlich; sie stürzen sogar das für die Sommerfrucht (Bechna Sorghum, Ilni, Hirse, Akbal, Mais und Bohnen, — die Gerste wird im Herbst gesät) bestimmte Land schon im Herbst und ackern es im Frühjahr noch ein- und selbst zweimal. Sie sammeln auch sorgsam den Dünger, aber da es ihnen an Stroh fehlt und sie im Winter meistens aus Mangel an Futter kein oder nur wenig Vieh halten, werden nur die Gärten und besonders ertragreiche Stücke regelmässig gedüngt, sonst muss die Brache das Beste thun. In den Bergen schleppen die Frauen den Mist in Tragkörben die steilen Hänge hinauf, unbekümmert um den Spott der Ebenenaraber, welche es vorziehen, den Mist zu verbrennen. Dass man unter solchen Umständen, wenigstens in den Bergen, sich auch nicht begnügt, die Aehren abzuschneiden, während das Stroh umkommt, ist begreiflich; vielfach rupft man die Halme sogar mit

der Wurzel aus, um ja nichts zu verlieren. Im Kabylen stecken alle Anlagen zu einem so tüchtigen Ackerbauer, wie man ihn nur am ganzen Mittelmeer finden kann.

Der Weg zog sich in die Länge, obwohl er nur sieben Kilometer betragen soll; wir fanden auf dem Sandsteinboden so gut wie gar keine Ausbeute, weder Schnecken, noch Insekten, noch Reptilien, und waren froh, als bei einer scharfen Wendung endlich die Gebäude, wenn auch noch in ziemlicher Höhe über uns, erschienen. Sie liegen 1080 m über dem Meere, gerade am Fuss des aus dem Sandstein aufragenden Kalkkammes, und die meisten Gruben befinden sich auf den Berührungspunkten der beiden Gesteine. Uebrigens ist die ganze Kalkmasse von Antimon durchzogen, überall finden sich Nester und Gänge und selbst die Tropfsteine haben einen ziemlichen Antimongehalt. Daneben kommt auch Quecksilber vor, theils gediegen in Tropfen, theils als Zinnober von sehr hohem Erzgehalt. Die Mine ist natürlich vielfach noch im Werden, aber schon sind einige Stollen tüchtig im Betrieb und gehen erhebliche Quantitäten Antimon nach England. Zur Zeit unseres Besuches waren 21 Bergleute beschäftigt, fast ausschliesslich Italiener, nur wenige Franzosen darunter, ausserdem aber zahlreiche Kabylen als Tagearbeiter und beim Transport. Die allgemeine ungünstige Konjunktur für Bergwerke lastet leider aber auch auf diesem jungen Unternehmen.

Herr Médevielle und sein Ingenieur, Herr Krüger, der in Jersey geborene Enkel einer Elsässer Familie, der aber leider nicht deutsch sprach, empfingen uns sehr freundlich und trafen sofort Anstalten zu einem Frühstück, gegen dessen Annahme wir uns bei der knapp bemessenen Zeit vergeblich sträubten. Doch benutzten wir die kurze Frist noch, um den nahen Felsen einen Besuch abzustatten und ihre zwar nicht sehr reichhaltige, aber hochinteressante Molluskenfauna zu studiren. Nach dem Frühstück begleitete uns Herr Krüger zum nahen Eingang der Höhle, wo wir einen Bergmann mit einer Leiter und den nöthigen Grubenlichtern vorfanden. Die Schilderungen von der inneren Beschaffenheit der Höhle waren aber derart, dass meine Frau trotz des eifrigen Zuredens des Herrn Krüger es vorzog, oben zu bleiben, mutterseelenallein in der Felsenwildniss; hier sind aber weder Menschen noch Thiere zu fürchten, und so nahmen wir drei die Grubenlichter und fuhren ein. Der Eingang ist ein geräumiges Felsen-

portal. Für eine kleine Strecke geht es geradeaus in den Berg hinein, dann wird der stollenartige Gang zu einer mächtigen Halle, welche aber zum weitaus grösseren Theil unter dem Niveau des Eingangs liegt. Auf rauhen Steinstufen steigt man nun in Serpentinen hinunter, umflattert von aufgestörten Fledermäusen*.) Um sich ein Bild von diesem Theile der Höhle zu verschaffen, bedarf es starker Beleuchtung; leider war auf dem Bergwerk der Magnesiumdraht, den man sonst immer vorräthig hält, ausgegangen und wir ausschliesslich auf unsere drei Grubenlämpchen angewiesen. Nach einiger Zeit verengt sich die Höhle wieder und wird zu einem engen Gang, der wie eine Wendeltreppe in einer steilen Spirale hinuntersteigt; man muss sich bücken, um nicht an die Decke zu stossen, und vorsichtig bei jedem Schritt leuchten, ehe man den Fuss aufsetzt, denn zwischen den Felsenblöcken ist nasser Lehm, in welchem der Fuss leicht gleitet. Stellenweise hat man den Gang sogar künstlich erweitern müssen. Auf einmal hört der Weg auf und man steht an einem senkrechten Absturz, über den man nur mit Hülfe einer Leiter hinabsteigen kann.

Unten ist man in der eigentlichen Grotte, 80—100 m tiefer, als der Eingang. Prachtvolle Stalaktiten hängen wie Vorhänge von der Decke herab, von unten streben ihnen mannshohe Stalagmiten entgegen, die bei der Berührung wie eine Glocke klingen; der Eindruck muss bei genügender Beleuchtung ein gewaltiger sein. Den Boden bildet eine Lehmschicht, in welcher eine reiche Wirbelthierfauna begraben ist.**) Nach kleinen Höhlenkäfern und Schnecken suchte ich bei dem ungenügenden Schein der Gruben-

---

*) Wie mir Herr Médevielle mittheilte, hat Herr von Berlepsch in dieser Fledermaus eine eigene, dem Thaya eigenthümliche Art erkannt; derselbe hat sie aber meines Wissens bis jetzt noch nicht beschrieben. Ich konnte mir leider kein Exemplar verschaffen.

**) Der eigentliche Entdecker und erste Erforscher der Höhle ist der General Faidherbe. Seitdem sind noch eine ganze Anzahl Nebengänge gefunden worden, deren Durchwanderung Tage in Anspruch nimmt. Die bekannteste Beschreibung ist die von Bourguignat (*Histoire du Dschebel Thaya et des ossements fossiles recueillis dans la grande caverne de la Mosquée, Paris 1862)*, die mir aber sowohl auf dem Bergwerk als im Bade als flüchtig und wenig zuverlässig bezeichnet wurde. Die gesammelten Knochen gehören nach ihm zu 24 verschiedenen Arten, darunter vier eigenthümliche Bären- und fünf Muflonarten, davon drei ausgestorben und eigenthümlich. Menschenreste hat man nicht gefunden; die Höhle scheint also von Bären bewohnt gewesen zu sein, welche das Muflon in den Bergen jagten.

lichter umsonst, wohl aber fand ich in ziemlicher Menge eine grössere Hyaline, die nur hier vorkommt, aber ich konnte trotz allen Nachsuchens kein lebendes Exemplar entdecken. Das Suchen hatte freilich für mich noch besondere Schwierigkeiten, da meine Brille bei der ziemlich hohen Temperatur der Höhle alsbald anlief, und es ist recht gut möglich, dass sich trotzdem blinde Höhlenthiere hier finden.

Wir hielten uns nicht allzulange in der Grotte auf. Der Aufstieg war bei der Wärme nicht sonderlich angenehm, doch kamen wir ohne jedes unangenehme Abenteuer wieder in der oberen Halle an, deren gewaltige Dimensionen unsere nun an die Dunkelheit gewöhnten Augen bei dem matten durch eine Spalte einfallenden Lichte jetzt auch ohne Magnesiumdraht erkennen konnten. Ziemlich erhitzt und über und über mit gelbem Lehm bedeckt langten wir endlich wieder im Tageslicht an, wo meine Frau, die mittlerweile eine reiche Ausbeute an Schnecken gemacht hatte, uns doch einigermassen ängstlich erwartete. Die Höhlenfahrt hatte immerhin zwei gute Stunden in Anspruch genommen.

Zu einer Besteigung des Thayagipfels, der 1390 m über dem Meere liegt, war es leider zu spät, wenn wir nicht oben über Nacht bleiben wollten. Die Aussicht war auch ohnehin schon vom Eingang der Höhle aus schön genug, freilich nur nach Norden hin, wo wir weit in das Berggebiet zwischen Bône und Philippeville hineinblicken konnten. Hier sind noch ausgedehnte Wälder und in ihnen halten sich die letzten Löwen von Konstantine; noch vor zwei Jahren hatte sich eine Familie in der Nähe gezeigt, aber die Löwin war erlegt worden und der Wittwer hatte der ungastlichen Gegend Valet gesagt. Wildschweine sind häufig, den Panther bemerkt man nur selten. Der Thaya mit seinem unzugänglichen Kalkfelsen ist ein Lieblingsaufenthalt der grossen Raubvögel. Ein junger Lämmergeier sass trübselig auf dem Hofe; er war vor wenigen Tagen flügellahm geschossen worden, versprach aber sich wieder zu erholen. Auch der grosse Königsgeier ist nicht selten; Herr Médevielle hatte Jahre lang einen gehabt, der vollkommen zahm war, oft weite Ausflüge machte, aber immer wieder zurückkam. Die Leute sind hier oben in der trostlosen Einsamkeit — von dem nur im Winter bewohnten Bad abgesehen, ist Guelma der nächste civilisirte Platz — förmlich gezwungen, sich mit der Natur zu beschäftigen. So besass einer der Arbeiter

einen gezähmten Wildeber, der in Gesellschaft eines Hundes überall frei herumlief, aber zum Fressen regelmässig in seinen Stall kam.

Der Erzreichthum des Thaya war schon den Römern bekannt, wie verschiedene Inschriften am Eingang der Höhle beweisen. Man findet auch noch die Stellen, wo sie die reichsten Stöcke herausgeräumt haben, und Herr Médevielle bewahrt verschiedene Lampen, die an solchen Stellen gefunden wurden. Es ist aber immer noch Erz genug vorhanden; der ganze Berg scheint von Antimon durchdrungen, das sich besonders an den Berührungsstellen zwischen dem Kalkstein und dem Schiefer ausgeschieden hat. Auch die Tropfsteine enthalten Antimon und dem Erzgehalt ist es wohl zuzuschreiben, dass die Schneckenfauna am Berge nicht so reich war, wie wir gehofft hatten. Herr Médevielle hatte die Güte, mir eine reiche Serie von Erzvorkommen für unser Museum zu überlassen; von den spärlichen Versteinerungen, die mir dem Jura anzugehören schienen, konnte er leider keine Doubletten abgeben.

Erst als wir unbedingt nicht mehr länger bleiben konnten, sagten wir unseren Gastfreunden ein herzliches Adieu und eilten zum Thal hinab. Wir kamen vom Weg ab, aber bergab hatte das nicht viel zu sagen, sahen wir doch unser Ziel unter uns. Als wir an einem Araberdouar vorbeigingen, stürzten wie immer die Hunde auf uns los, aber diesmal mit ihnen eine grössere braune Kreatur, die ganz gefährlich aussah, bis sie sich als ein Kalb entpuppte, das mit seinen Spielkameraden gegen uns ansprang. Wat deiht man nich per Kompagnie! Die Hunde waren übrigens hier stärker und grösser als am Dschurdschura, ebenfalls spitzartig, aber mit längerem Schwanz und hübscher Fahne; sie scheinen sehr geschätzt zu werden; unten am Fluss begegneten uns ein paar Frauen, die irgendwo junge Hunde geholt hatten, und sie zärtlichst auf dem Arme trugen. Auch in dem Wirthshaus am Bahnhof, wo wir ein ganz leidliches Abendessen erhielten, hatten sie ein prachtvolles Exemplar, leider blind. Aus der Rasse wäre etwas zu machen, ich bedauerte nur, dass ich nicht ein junges Pärchen mitnehmen konnte.

Auf dem Bahnhof unterhielt uns der Vorsteher mit den merkwürdigsten Löwengeschichten, die wir mit gebührender Andacht aufnahmen; er mag sie auf der einsamen Station selten genug an den Mann bringen können, war aber ehrlich genug, sie

alle an die Linie Souk Ahras-Duvivier, wo er früher gestanden, zu verlegen. Dort aber gehen die Löwen vergnügt an der Bahn spazieren und wenn sie nicht bald ausgerottet werden, fahren sie am Ende auch noch als blinde Passagiere mit. In Hammam Meskhoutin kamen wir bei stockfinstrer Nacht an; der Kabyle, welcher als wandernde Gasbeleuchtung die Badegäste aus dem Konversationszimmer ins Logirhaus zu geleiten hat, war allerdings beordert worden, uns mit seiner Laterne abzuholen, hatte aber vorgezogen, wo anders hin zu gehen. Wir tasteten uns also zwischen den gespenstigen Kegeln, den kochenden Gewässern und den Oelbäumen durch und kamen ohne einen Geist oder ein wildes Thier angetroffen zu haben glücklich in unsere Betten.

Fünfzehntes Kapitel.

Bône.

Am sechzehnten Mai ging es nach Bône weiter. Im Coupé trafen wir sehr gesprächige Gesellschaft, eine Lehrerin aus Paris, die seither in Konstantine gewohnt hatte und sich nun für das in ihrer neuen Station, dem einsamen Bleibergwerke Kef-oum-Teboul an der tunesischen Grenze, zu erwartende gezwungene Schweigen im Voraus zu entschädigen suchte, und ein nach Bône versetzter Sous-Intendant, der auch in Biskra mehr hatte schweigen müssen, als ein echter Gascogner vertragen kann, und nun seine Geschichten rücksichtslos an den Mann brachte. Anfangs handelte es sich nur um Löwen, dann ging es auch an die Politik und er drohte mit dem Krieg bis auf's Messer, wenn ich nicht schleunigst Elsass und Lothringen herausgäbe. Zu letzterem hätte ich mich bereit finden lassen, aber da ich als Enkel flüchtiger Elsässer mein Stammland festhalten wollte, konnten wir uns nicht einigen. Der Herr Intendant war übrigens ein guter Kerl, der mich stets »*mon cher ennemi*« titulirte und Algerien, das er seit 1846 bewohnte, genau kannte, und von dem man viel hätte lernen können, wenn er eben nicht zu arg schwadronirt hätte; so liess er uns aber kaum zum Betrachten der recht interessanten Gegend kommen.

Man hat während der Fahrt zunächst die schönste Gelegenheit, die Wunder von Hammam Meskhoutin zu sehen, erst die grosse Kaskade, dann die Steinkegel der arabischen Hochzeit, dann

die kleinen Kaskaden, welche gerade in den Bahneinschnitt hineinfallen, mit ihren reizenden Sinterbildungen. Nachher überschreitet die Bahn das Flussbett, in welchem es auch noch überall dampft; eine üppige Vegetation erfüllt die enge Schlucht und einige Dattelpalmen ragen über den Rand empor. Nach kurzer Fahrt erweitert sich das Thal und die ersten Spuren von Kolonistenthätigkeit treten auf; immer zahlreicher werden die veredelten Oelbäume, die man an ihrer viel lockereren Krone schon aus der Entfernung von den buschigeren Wildlingen unterscheiden kann; gut gehaltene Gärten und Landhäuser treten auf und wir sind in Guelma. Die Stadt liegt ungemein lieblich und der sie überragende Dschebel Mahouna mit seinem Felsgipfel sieht so verlockend aus, dass wir in unsrem Entschlusse, von Bône nach Philippeville zu gehen, wankend werden, besonders da ein Bahningenieur aus Metz, den wir unterwegs kennen gelernt, uns sehr zuredete, der Stadt einen Tag zu gönnen. Für diesmal mussten wir aber weiter. Noch eine Zeit lang bleibt das Thalbecken sorgsam kultivirt und ein paar Dörfchen erscheinen ganz heimathlich; freilich wohnen auch gerade hier besonders viele Deutsche und Elsässer. Dann geht es durch eine enge Schlucht, die uns verkündet, dass das ganze Becken von Guelma den Absätzen eines ehemaligen Sees seine besondere Fruchtbarkeit verdankt, und weiter dem Seybouse entlang, den ein wahrer Urwald einfasst. Auch hier sieht man überall neuangerodete Weinberge. Auf geraume Zeit geht die Bahn gerade auf der Grenze zwischen Kolonistenland und Araberland hin und man kann so recht erkennen, was das Land früher war und was die Kolonisten daraus gemacht haben. Leider liessen unsre gesprächigen Reisegefährten uns kaum Zeit die Gegend zu betrachten.

Kurz unterhalb Duvivier, wo die Bahn nach Souk Ahras und Tunis sich abzweigt, wird das Thal zur Ebene und in der Ferne erscheint die isolirte Masse des prächtigen Dschebel Edough. Wer den Franzosen die Fähigkeit zum Kolonisiren abspricht, der soll hierher kommen in die Ebene des Seybouse. Man könnte sich in den besten Gegenden Südwestfrankreichs glauben, so dicht liegen hier die Dörfer beisammen und dazwischen grosse Villen auf hohen Terrassen, welche die Keller bergen. Aus einem Garten leuchteten die prachtvollen Blüthen eines Baumes, den ich sonst in Algerien nie gesehen; es konnte nur der *Grand*

Flamboyer des Indes, die *Poinciana*, sein. Ueberall kamen die Bewohner aus den Feldern, die Hacke auf der Schulter oder mit ihren Gespannen, eine ächte Bauernbevölkerung, wie man sie sonst in Algerien nicht findet. Die Eingeborenen treten hier ganz zurück, nur zur Ernte kommen Kabylen, sonst sind die Tagelöhner ausschliesslich Sicilianer oder Kalabresen, die sich meistens soviel zusammenscharren, dass sie sich ein kleines Gütchen kaufen können, und dann dauernd im Land bleiben. Wie in Oran der Spanier, so dominirt hier auf dem Lande der Italiener, und die Rücksicht darauf war nicht der schwächste unter den Beweggründen, welche zur Besetzung von Tunisien führten. Gerade wie eine Kolonisirung Marokkos durch Spanien den französischen Besitz in Oran ernstlich bedrohen würde,*) so hätte auch eine Besitznahme Tunisiens durch Italien in Bône secessionistische Gelüste erweckt, die in dem Jahrhundert der Nationalitätentrennung vielleicht nicht unbedenklich gewesen wären. Es ist ein schwerer Irrthum anzunehmen, dass Franzosen, Spanier und Italiener sich, weil alle drei zu den romanischen Nationen gerechnet, auch rasch miteinander verschmelzen würden. Ist denn der Franzose überhaupt ein Romane? Das kann doch am Ende nur für den Südfranzosen, den Provençalen und Gascogner behauptet werden, vielleicht auch noch für den Savoyarden und den Auvergnaten, die Abkömmlinge der vorkeltischen Bewohnerschaft, aber der Mittel- und Nordfranzose, der Sprössling einer Mischung von Deutschen und Kelten, steht doch wahrhaftig in jeder Beziehung dem Germanen näher wie dem Romanen. Darum verliert der Deutsche auch so rasch unter Franzosen seine Nationalität und schon die zweite Generation ist kaum mehr zu erkennen. Die ganze Sonderung beruht ja doch nur darauf, dass die Söhne Ludwigs des Frommen in Verdun die Grenzen ihrer Länder von Nord nach Süd und nicht von Ost nach West legten. Spanier und Italiener dagegen verschmelzen mit den Franzosen viel schwerer und trotz aller Freundschaftsbetheuerungen der Politiker existirt zwischen den Völkern ein tiefer,

---

*) Ich bin in Algerien mehrfach von Franzosen im vollsten Ernste gefragt worden, ob der Besuch des Kronprinzen am Hofe von Madrid nicht den Zweck habe, Spanien die Provinz Oran als Preis für ein Bündniss gegen Frankreich anzubieten. Dass Tunis und Bône einmal als Kompensationsobjekt gegenüber Italien verwendet werden könnten, habe ich von Franzosen wie von Italienern nicht selten aussprechen hören.

ächter Hass, viel giftiger und viel fester eingewurzelt, wie der nur auf politischen Vorgängen beruhende zwischen dem Franzosen und dem Deutschen. Wer die drei Stämme in Algerien, wo sie unter- und durcheinander wohnen, genauer beobachtet hat, wird das bestätigen.

Die Sonne war schon unter, als wir, dem hier schon vom Meere gestauten und dadurch breit und wasserreich erscheinenden Seybouse entlang fahrend, Bône erreichten, wo uns das Hôtel de Commerce, eins der besten Häuser in Algerien, aufnahm. Am anderen Morgen machten wir alsbald eine Exkursion nach den Flanken des Edough, von dessen prächtigen Waldungen leider an dieser Seite wenig mehr übrig ist, kehrten aber mit fast leeren Händen zurück, denn der Berg besteht aus Gneiss und Sandstein, auf denen sich Schnecken nur ganz vereinzelt finden. Auch eine Mittagstour in der Richtung des Cap de Garde — das uns als nur 5 Kilometer entfernt angegeben wurde, aber mindestens 15 km weit ist — lieferte sehr geringe Ausbeute, gab uns aber Gelegenheit, den wunderbaren Aufschwung zu sehen, den gerade diese Gegend durch das Wüthen der Phylloxera in Südfrankreich nimmt. Noch vor drei Jahren reichte der Buschwald bis an die Landthore von Bône, nur in dem ersten Thalwinkel an der Küste lagen ein paar Wirthshäuser. Jetzt reiht sich 6—8 km weit Villa an Villa, alle von Weinbergen umgeben, und die Kultur steigt immer höher an den Flanken des Edough hinauf; die Terrainspekulanten haben Millionen verdient, aber auch die Käufer haben, wenn die Phylloxera nicht herüberkommt, alle Aussicht, reich zu werden. Ein ganz reizendes Besitzthum liegt vielleicht 6 km von der Stadt in der Mündung eines Thälchens; üppige Oelbäume und Weinberge bekleiden die Abhänge, die Thalsohle nimmt eine vorzüglich gedeihende Orangenpflanzung ein, durch querlaufende Cypressenhecken gegen die Stürme geschützt, die mitunter mit furchtbarer Wuth vom Edough herabbrausen. In einem solchen Eckchen liesse es sich als Einsiedler — oder richtiger Zweisiedler — schon aushalten, und ich wundere mich nur, dass nicht mehr reiche Leute sich solche wunderbare Fleckchen, deren es am Mittelmeer so viele gibt, in Paradiese umwandeln.

Bône rühmt sich, die freundlichste und am meisten europäische Stadt in Algerien zu sein, und das mit Recht, obschon dem Touristen

das letztere wenigstens kein sonderlicher Vorzug scheint. Eine wundervolle Promenade, der Cours national, scheidet, vom Hafen direkt gegen den Berg ziehend, die Stadt in zwei Hälften; noch sind nicht alle Häuser ausgebaut, aber das Ganze macht einen prächtigen Eindruck, der noch erhöht wird durch die reizenden, sorgsam gepflegten Gärtchen, die, mit Springbrunnen und zahlreichen Palmenarten geschmückt, auf dem Cours liegen. Unten, dicht am Hafen, steht die Statue des kleinen Thiers; sie dreht der Stadt den Rücken und thut nicht Unrecht daran, denn man hat sie nicht sonderlich schön behandelt. Ihre Errichtung wurde in den Zeiten beschlossen, wo Thiers noch der Befreier des Landes von der fremden Besatzung, der überall gefeierte Vater des Vaterlandes war, und die Anlage des neuen Hafens durchsetzen half. Als der Künstler aber seine Statue ablieferte, hatten die Zeiten und die Ansichten sich schon geändert, und nur mit Zögern entschloss man sich, das bestellte Kunstwerk anzunehmen. Man brachte es auch auf das schon vorher fertige Piedestal, aber in dem mittlerweile radikal gewordenen Gemeinderath fand sich Niemand, der die feierliche Enthüllung übernehmen wollte, und so stand sie »viele Tage, stand zwei Jahre lang«, bis endlich eines schönen Nachts ein tüchtiger Sturm die morsch gewordene Leinwandhülle wegfegte und so dem Gemeinderath aus der Verlegenheit half. Einige radikale Biedermänner haben zwar den Antrag gestellt, den Unterdrücker der Commune auf Gemeinderechnung ins Meer werfen zu lassen, aber man weiss nicht recht, wen man an seine Stelle setzen soll, und so wird er wohl vorläufig stehen bleiben.

Der Statue gegenüber legen die grossen Dampfer direkt am Quai an und die Waaren werden unmittelbar in die Eisenbahnwaggons geladen, für welche ein Schienenstrang dem Ufer entlang läuft. Der Hafen ist einer der besten am Mittelmeer; schon die Rhede war ziemlich gut, aber doch gegen Nordost und Ost nur ungenügend geschützt, so dass bei heftigen Stürmen aus dieser Gegend manchmal schwere Unglücksfälle eintraten. In trauriger Erinnerung steht heute noch der vierundzwanzigste Januar des Jahres 1835, überhaupt eines Unglücksjahres für die nordafrikanischen Häfen; es wurden damals sämmtliche vor Bône ankernde Schiffe ans Ufer geworfen und zertrümmert. Nun hat man durch mächtige Steindämme ein Doppelbecken geschaffen, das wohl noch für geraume Zeit ausreichen wird. Der Innenhafen hat 10 ha Ober-

fläche, der Aussenhafen aber 79 ha. Die Schiffsbewegung ist eine ziemlich beträchtliche, die Produkte der reichen Hochebene von Guelma und des Seybousethales, die Eisenerze von Ain Mokra und der Kork des Edough kommen hier zur Verladung. Die Eröffnung der Bahn nach Tunis wird wahrscheinlich noch eine ziemliche Steigerung bringen, da die ungünstigen Hafenverhältnisse in la Goletta und die Unmöglichkeit, den dortigen Hafen mit der französischen Bahn in direkte Verbindung zu bringen, selbst für einen grossen Theil des Medjerdathales den Weg über Bône vortheilhaft erscheinen lässt. Die patriotischen Bônenser zweifeln auch nicht im Entferntesten daran, dass ihre Stadt binnen wenigen Decennien alle anderen in Nordafrika überflügelt haben wird, und die Bestrebungen nach Errichtung von drei neuen Departements haben hier, wo man die Abhängigkeit von Konstantine nur sehr ungern erträgt, ihren Hauptsitz. Ob freilich Bône jemals den Glanz des alten Hippo Regium erreichen wird? Hier ist eine uralte Kulturstätte. Zwischen dem Seybouse und dem vom Edough herabkommenden Ouëd Boudjima, der mit dem grösseren Fluss zusammen mündet, erhebt sich ein Hügel, spitz und schroff nach allen Seiten abfallend, leichte Vertheidigung gewährend, aber auf den beiden Wasserläufen den kleinen Schiffen der Alten bequem zugänglich. Hier gründeten schon in uralter Zeit die Phönizier ihr Ubo, oder wie die Griechen es nannten, Hippo, das später zur Unterscheidung von dem anderen Ubo am See von Bizerta Hippo regium oder regini genannt wurde. Bis zum dritten punischen Krieg Königsstadt der Massaesylier, wurde es von da an römische Kolonie und erreichte als solche eine Bedeutung, welche es mit Karthago um den Rang der ersten Stadt in Nordafrika rivalisiren liess. Zur Zeit des heiligen Augustinus war Hippo unbestritten wenigstens die geistige Kapitale Nordafrikas, aber sein frommer Bischof konnte es nicht gegen den Ansturm der Vandalen schützen; nach einer Belagerung von vierzehn Monaten wurde es erstürmt und angeblich bis auf die Kathedrale des heiligen Augustinus zerstört. Es muss sich aber rasch wieder erholt haben, denn Prokopius nennt es zu Belisars Zeit schon wieder eine bedeutende Stadt; in dem fruchtbaren Thale hatten sich viele Vandalen angesiedelt und lagen die besten der berühmten Vandalenloose. Sie hielten mit den wilden Berbern vom Edough gute Freundschaft und in deren unzugänglichen Waldbergen fand

König Gelimer seine letzte Zuflucht. Noch einmal blühte Hippo auf und war eine ziemlich bedeutende Stadt, als 697 die Araber es vollständig zerstörten. Die Flüchtlinge siedelten sich auf der anderen Seite des Ouëd Boudjima auf einem Vorsprung des Edough an und trugen den Namen der alten Stadt auf die neue über, obwohl diese vielleicht an der Stelle einer anderen Hafenstadt, Aphrodisium, errichtet wurde. Sie blieb immer ein nicht unwichtiger Hafen und wurde im Mittelalter vor Beginn der Türkenherrschaft viel von den italienischen und proveucalischen Händlern besucht; alle wichtigeren Handelsstädte des Mittelmeeres hatten hier ihre Fonduks, in denen ihre Bürger nach heimischem Recht lebten. Nach der Eroberung von Tunis hielten die Genuesen die Stadt eine Zeit lang für den Kaiser besetzt, dann nahmen sie die Türken und sie wurde ein Haupt-Seeräubernest. Immer aber erhielt sich etwas Handel, wenn er auch schliesslich auf die Compagnie d'Afrique beschränkt war, welche hier, in la Calle und in Bastion de France Etablissements unterhielt.

Es ist ein nicht uninteressantes Blatt der Geschichte, das die Handelsgeschäfte der *Compagnie d'Afrique* von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zur französischen Revolution enthält. Die Handelsbeziehungen zwischen der Provence und Nordafrika reichen weit zurück und sind vielleicht seit den Römerzeiten niemals ganz unterbrochen worden, denn die dürre Provence war auf das nordafrikanische Getreide angewiesen und Nordafrika konnte seine Ernte niemals allein verbrauchen. So finden wir schon Ludwig XI. in freundschaftlichen Beziehungen mit den Hafsidischen Sultanen und schon damals werden die Privilegien, welche die französischen Händler genossen, als uralter Brauch bezeichnet. Den Hauptaufschwung nahm aber der Handel mit dem Beginn der Türkenzeit, als nur die weisse Flagge Schutz gegen die Korsaren gewährte. Seine allerchristlichste Majestät, der ritterliche König Franz I., scheute sich nicht, ein Bündniss mit dem Sultan einzugehen und das Mittelmeer den Türken zu überliefern, um seinem Todfeind Karl V. möglichst viel Schaden zuzufügen; er duldete sogar, dass Haireddin Barbarossa, als er in Toulon überwinterte, den Christen verbot, ihre Glocken zu läuten, und in der Provence schaltete, als sei er der Herr. Der letzte Sultan von Egypten, Kansou, hatte 1507 der französischen Regierung das Monopol der Korallenfischerei an der tunesischen

Küste überlassen und Selim I. bestätigte seinem getreuen Bundesgenossen 1528 dieses werthvolle Privilegium. Gestützt auf diese Freundschaft hatten schon um 1520 drei Kaufleute in Havre, deren Namen nicht überliefert worden sind, ein Pariser, ein Normanne und ein Bretone, am *Cap Negro* eine Faktorei errichtet, doch blieb diese unbedeutend. In 1524 dagegen associirten sich zwei Marseiller, Thomas Linches und Carlin Didier, und erwarben von den Küstenstämmen das Recht, zwischen dem Seybouse und dem Cap Roux Handelsniederlassungen zu gründen und Handel mit dem Inneren zu treiben. Sie gründeten ein paar Stunden östlich von Bona einen kleinen Handelsposten, den sie provencalisch lou Bastidoun nannten; er ist später bekannt geworden unter dem Namen Bastion de France. Ausserdem besetzten sie la Calle und trieben auch Handel in Bône. Die Zeiten waren ihnen aber nicht günstig, während der Kämpfe zwischen den Barbarossen und den Spaniern gingen die Geschäfte schlecht, es kam sogar zu Konflikten und. 1551 zerstörte Salah Reis die sämmtlichen Posten. Die ersten Unternehmer machten Bankerott, aber wir finden die Handelsposten immer wieder neu errichtet, anfangs unter dem Schutz des Sultans, dann, nachdem die Schlacht von Lepanto dessen Seemacht für immer gebrochen, geduldet vom Dey von Algier und vom Bey von Tunis. Beide machten Anspruch auf das Gebiet, und beiden mussten starke Abgaben gezahlt werden. Sobald aber eine Hungersnoth in Algerien ausbrach oder auch nur das Getreide ungewöhnlich theuer wurde, schob das Volk die Schuld auf den Kornexport der Franken, und der Dey benutzte die Gelegenheit nur zu gern, um die Etablissements zu plündern und die Beamten und die Besatzung in die Sklaverei zu führen. So sehen wir 1604 Bastion de France völlig zerstört. Umsonst rief Henri IV. die Vermittlung des Sultans an, die Janitscharen verlachten die Befehle aus Konstantinopel und es kam zum Krieg. In diesem wurde Bône in 1607 von sechs florentiner und fünf französischen Galeeren überfallen, völlig zerstört und gegen 1800 Einwohner weggeschleppt und verkauft. Die christlichen Schiffe trieben nämlich — was in den Büchern, die von den Schandthaten der Barbarossen und ihrer Nachfolger handeln, gewöhnlich nicht weiter erwähnt wird — den Menschenraub gerade so, wie die Türken auch und Sklavenmärkte bestanden in den christlichen Häfen ganz genau so, wie

in Algier und Tunis, auch wurden die Sklaven gerade nicht viel besser behandelt, wie drüben auch. Der Krieg schwankte ohne Entscheidung bis 1628, wo der französische Unterhändler Sanson Napollon endlich einen Frieden zu Stande brachte oder richtiger mit schweren Summen, welche die Marseiller Kaufleute geliefert, erkaufte. Allein an Geschenken zahlte er 45000 Livres. Die Etablissements in Bône, la Calle, Bastion de France und am Cap Rosas wurden errichtet, weiter noch ein Comptoir in Algier selbst, und sie erhielten das ausschliessliche Privilegium des Getreideexports, aber sie mussten ausser einem Eingangs- und Ausgangszoll von 12½ % noch so grosse Tribute zahlen, dass die jährlichen Kosten ohne die Zölle sich auf 155 000 Livres beliefen. Dafür hatten sie allerdings auch die Korallenfischerei und erhielten eine gewisse Anzahl Rindshäute zu billigen Preisen geliefert.

Den neuen Ansiedelungen war kein langes Leben beschieden. Schon 1637 kam es in Folge der ewigen Räubereien an der französischen Küste wieder zu Feindseligkeiten, das ganze Personal, 317 Menschen, wurde nach Algier geschleppt und verkauft und Bastion de France zerstört. Aber nun geschah etwas sehr Unerwartetes. Die Hanencha, der mächtigste Stamm an der Küste, der sich den Türken niemals ganz unterworfen und immer nur in einem Vasallenverhältniss zu ihnen gestanden hatte, sah seinen einträglichen Handel ruinirt. Ihr Häuptling Khaled ben Ali aus dem edlen Geschlecht der Harar, erhob sich darum, rückte vor Konstantine und schlug die algierische Armee in offener Feldschlacht. Die Janitscharen mussten nachgeben und die Hauptbedingung des Friedens war die sofortige Wiederherstellung der Bastion. 1640 finden wir einen neuen französischen Gouverneur dort, aber dieser, Mr. Picquet, war von einer Sorte, wie man sie leider auch jetzt noch hier und da unter den Händlern im Orient findet. Er machte kolossale Schwindeleien und Schulden und die Klagen wurden schliesslich so arg, dass der Dey einschreiten musste. Er sandte fünfzig Soldaten und vier Polizeibeamte (*Chaouchs*, Tschausch) nach Bastion de France, aber Herr Picquet lockte sie auf ein Schiff, liess sie dort überwältigen und in Ketten legen und fuhr dann mit seinen Leuten nach Livorno wo er seine Gefangenen auf dem Markte verkaufte. Der französische Konsul kaufte sie los und sandte sie zurück. Herr Picquet nannte sich aber von da an de la Calle; »il revenait

riche et on le laissa faire«, heisst es in den Memoiren des Chevalier d'Avrieux.

Nun wollten die Türken natürlich nichts mehr von den französischen Händlern wissen und erst im Frieden von 1666, den der Herzog von Beaufort durch die Zerstörung der Piratenflotten vor Tunis und bei Cherchel erzwang, wurde einem Marseiller Jacques Arnaud, der hauptsächlich die Verhandlungen geführt, die Wiederaufrichtung der Handelsposten gestattet. Er gründete zu diesem Zweck eine neue Gesellschaft, aber sie ging durch innere Zwistigkeiten und schlechte Leitung zu Grunde und sah sich gezwungen, ihre Privilegien an Denis Dussault abzutreten. Dieser verlegte den Hauptsitz, der bis dahin in Bastion de France gewesen, nach dem weniger ungesunden la Calle; in der Bastion herschten nämlich perniciöse Wechselfieber und Typhen mitunter so stark, dass einmal in einem Sommer 400 Personen starben. Das alte freundschaftlicne Verhältniss mit den Hanencha stellte sich bald wieder her und in ihrem Schutz konnten die Franzosen selbst dann bleiben, als Duquesne Algier zum ersten Mal bombardirte. Vor dem zweiten Bombardement (1683) liess aber der Admiral aus Sorge vor dem energischen Dey Mezzomorte die Niederlassungen räumen und erst 1694 wurden unter der Leitung von Hely die Geschäfte wieder aufgenommen.

Nun begann die Blüthezeit der Compagnie. Während des spanischen Erbfolgekrieges verproviantirte sie einen guten Theil Südfrankreichs und lieferte jährlich gegen 200 000 Hektoliter Getreide. 1707 vereinigte sie sich mit der Konkurrenzkompagnie vom Cap Negro und 1713 reorganisirten sich beide zur Compagnie d'Afrique. Fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch hatte diese den Handel mit den Barbareskenstaaten und die Korallenfischerei in den Händen und der Handel mit Getreide, Häuten und Wachs war einträglich genug, um die durch unvernünftige Ausbeutung verursachte Erschöpfung der Korallenbänke weniger empfinden zu lassen. Aber die Pest von 1785 brachte der Kompagnie einen schweren Schlag bei und dann kam die französische Revolution, welche alle Privilegien unerbittlich vernichtete. Sie liess zwar die Compagnie d'Afrique ihrer Wichtigkeit für den Getreideimport wegen noch ein paar Jahre fortbestehen, nachdem sie ihr 1791 das Monopol genommen, aber 1794 kam die Katastrophe. Die Kompagnie wurde »verstaatlicht«,

ihr Betriebsfonds von 2 248 000 Livres einfach konfiszirt. Ein Agent der Republik sollte die Geschäfte weiter führen, da er aber kein Geld zu Geschenken erhielt, gingen die Geschäfte zurück und nach Ausbruch des Kriegs mit der Pforte wurde 1801 la Calle zerstört. Bonaparte wollte die Kompagnie wieder ins Leben rufen, aber er verweigerte ihr aus Rücksicht auf seine korsischen Landsleute das Korallenmonopol, und so kam keine neue Gesellschaft zu Stande, und der Tag von Trafalgar machte dem französischen Einfluss in Nordafrika ein Ende.

Die Engländer beeilten sich die Konzessionen an sich zu reissen und behielten sie von 1806 bis 1815. Als aber dann Lord Exmouth Algier bombardirte, rächten die Türken sich an den englischen Angestellten und zerstörten la Calle wieder einmal. 1817 wurde es den Franzosen wieder übergeben, unter der Bedingung einer Zahlung von 50 000 Livres jährlich, aber da die Stadt bis auf den Grund zerstört war begnügte man sich mit der Wiedererrichtung des Comptoirs in Bône. Der Staatsbetrieb erwies sich, wie zu erwarten, als undurchführbar; man übergab die Geschäfte dem Hause Paret in Marseille, doch auch diesem war kein Glück beschieden und es hatte kaum wieder die nöthigen Einrichtungen getroffen, als 1827 die Feindseligkeiten begannen. In aller Eile musste das Personal flüchten, die Niederlassungen wurden zum letzten Mal zerstört und Paret erlitt einen Schaden von mehr als 300 000 Fcs. Nach der Eroberung ist natürlich von einer Handels-Kompagnie keine Rede mehr gewesen, aber Bône bedurfte auch keiner künstlichen Mittel zum Aufblühen. Es wurde schon im August 1830 von den Franzosen ohne Kampf besetzt und war die Hauptstadt Ostalgeriens bis zur Eroberung von Konstantine.

Den 18. Mai benutzten wir zu einem grösseren Ausflug nach dem Cap de Garde. Ein Wagen brachte uns hinaus bis zu der Einsenkung hinter dem Fort Genois, beinahe drei Stunden von Bône entfernt. Buschwald bedeckt die unteren Hänge des Dschebel Edough und zum ersten Mal, seit wir Algier verlassen, sahen wir die Zwergpalme wieder in grösserer Anzahl, aber sie hat schon an gar vielen Stellen der Rebe weichen müssen und in wenigen Jahren wird sich eine zusammenhängende Reihe von Weinbergen bis zum Kap erstrecken. Eine gute Strasse ist heute schon fertig bis dorthin. Man kommt an ein paar Redouten

vorbei, die aber in Friedenszeiten unbesetzt sind, und dann an dem alten Genuesenfort, das die Einfahrt zur Rhede deckt. Der Boden ist anfangs Gneiss, später schieben sich immer häufiger Marmorbänke dazwischen, bis endlich am Fuss des letzten Berges, welcher den Leuchtthurm trägt, der Marmor zu ausschliesslicher Herrschaft gelangt. Er ist freilich etwas grobkörnig, aber ein ausgezeichneter Baustein, und die wunderschönen gestreiften Farbenvarietäten, die man neben der weissen Sorte hier bricht, werden in der Zukunft vielleicht noch einmal wichtig werden. Man hat einen alten Römerbruch, in dem noch ein paar mächtige Quadern aus besseren Zeiten liegen, wieder in Betrieb gesetzt und durch eine Rutschbahn mit dem Meere verbunden, aber die Zeiten sind dem Marmor eben nicht sonderlich günstig, wir sahen die meisten Arbeiterhäuser wieder verfallen und nur in einem Bruch arbeiteten noch ein paar Leute. Uns brachte der Marmor reiche Ausbeute, namentlich zwei interessante Arten, die nur hier vorkommen (*Leucochroa argia Bourg.* und *Helix trochlea Pf.*). Letztere, eigenthümlich schraubenförmig gewunden wie ein Bohrer, hat ein besonderes Interesse durch ihre anscheinend nahe Verwandtschaft mit einer Gruppe sicilianischer Arten und spielt darum eine Rolle bei den Discussionen über den ehemaligen Landzusammenhang zwischen Nordafrika und Sicilien; hier, wo ich sie in Menge sammelte, konnte ich mich überzeugen, dass die Verwandtschaft mit *Helix elata Faure* und *Caroni Desh.* nur eine scheinbare ist und dass *Helix trochlea* durch alle möglichen Uebergänge mit einer am ganzen Mittelmeer häufigen Art, *Helix elegans Gmel.*, verbunden ist; interessant bleibt es immer, dass eine Abänderung, welche sonst nur als seltene Abnormität ganz einzeln auftritt, hier auf dem Cap de Garde ausschliesslich und in grosser Menge vorkommt. *) Es ist eine schwere Aufgabe eine genügende Erklärung dafür zu finden, denn einen Vortheil im Kampfe ums Dasein gewährt diese Missbildung ganz gewiss nicht.

---

*) Dieser Fall steht übrigens nicht ganz isolirt. Es sind aus Griechenland zwei Fundorte bekannt, an denen eine auch in Deutschland vorkommende und an Kalkfelsen im ganzen Mittelmeergebiet häufige kleine Art, *Helix umbilicata Mtg.* s. *rupestris Drp.*, ausschliesslich mit abgelöstem letztem Umgang vorkommt (als *Helix chorismenostoma* Bgt.) Von der Insel Syra kennt man dieses Vorkommen schon seit über 30 Jahren.

Von dem Kamme des Kaps hat man einen Ueberblick über den ganzen Nordabhang des Edough, eine wilde zerrissene Felsenmasse, gegen das Meer überall steil abfallend und von dort aus unnahbar. In der Bucht unmittelbar hinter dem Vorgebirge scheiterte kurz nach unserer Anwesenheit ein französischer Passagierdampfer in heller klarer Nacht und beim ruhigsten Wetter, weil Kapitän und Offiziere mit den Passagieren beim Absynth sassen und das Steuer einem unerfahrenen Matrosen überliessen, welcher das Schiff hinter dem Kap statt vor demselben hereinlaufen liess; zum Glück gingen keine Menschenleben dabei verloren. Dicht unter dem Kamm, am Westabhang, sind ein paar interessante Grotten, Grottes aux Saints genannt, und dem Anschein nach den Heiligen im Allgemeinen gewidmet; sie sind meines Wissens noch nicht auf prähistorische Spuren untersucht, wir konnten sie auch nicht betreten, da eine Anzahl eingeborener Frauen dort Schutz vor der Sonne gesucht hatten. Auch dem aus Marmor erbauten Leuchtthurm konnten wir keinen Besuch abstatten, denn hinter dem Edough begann es in verdächtiger Weise zu brauen, und die Gewitter dieser Nordostspitze Algeriens sind berüchtigt. Wir hatten den Wagen zurückgeschickt, es blieb uns also nichts übrig, als im Geschwindschritt der Stadt zuzueilen. Die Hitze war glühend und der Durst quälend; nach mehreren vergeblichen Versuchen erhielten wir endlich in der Hütte eines armen Kalabresen Wasser und Wein. Der Bursche, der mit seiner Frau und zwei Kindern ganz einsam in einem Weinberge hauste, arbeitete als Tagelöhner für einen Franzosen; obschon seit drei Jahren im Lande, hatte er als Fremder keine Kolonistenstelle erhalten können, und er klagte mir, dass viele seiner Landsleute in derselben Lage seien. Es ist das eben einer der schlimmsten Zöpfe in Algerien; in der Absicht, der Kolonie ihren französischen Charakter zu wahren, hält man die Kolonisation überhaupt zurück.

Das Gewitter hatte die Freundlichkeit, hinter dem Edough zu warten, bis wir glücklich wieder im Hôtel waren; dann brach es aber mit furchtbarer Gewalt los und dauerte bis zum Abend. Der hohe isolirt liegende Berg wirkt auf die Wolken wie ein Magnet und das untere Seybousethal bedarf kaum der künstlichen Bewässerung.

Den folgenden Tag widmeten wir den Ruinen des alten Hippo,

die freilich unbedeutend genug sind. An den ausgedehnten Niederlagen vorbei, wo die Eisenerze von Ain Mokra zum Verladen zurecht gemacht werden, gingen wir zunächst zur Mündung des Boudjima, um im Genist nach Schnecken zu suchen; die Ernte war nicht sonderlich reichlich, aber zahlreiche Blüthenkäfer hielten uns dafür schadlos. Dann gingen wir dem Fluss, welcher mit dem Seybouse zusammen mündet, aber durch eine Barre völlig vom Meer abgesperrt ist, entlang bis zur Strasse. Die Brücke, welche heute noch den ganzen Verkehr vermittelt, ist eine vielbogige Steinbrücke, der Oberbau vielleicht maurisch, die Grundlage aber wohl sicher noch römisch, und mag schon in den Glanzzeiten der Stadt gedient haben. Jenseits führt ein bequemer Fahrweg zwischen prächtigen Oelbäumen zum Stadthügel. In halber Höhe liegen die gewaltigen Cisternen des alten Hippo, noch gut erhalten, auch die Gewölbe noch zum grösseren Theile vorhanden, nur hier und da durch moderne Pfeiler gestützt. Eine Hinterthüre gestattet jetzt bequemen Eingang, und man kann ganz behaglich sich einen Begriff von der Art und Weise verschaffen, wie die Alten solche Bauwerke ausführten. Unmittelbar darüber hat man dem grossen Nationalheiligen von Bône, dem Kirchenvater Augustinus, eine Statue errichtet, aber sie ist so winzig klein, dass sie auf ihrem Piedestal von weissem Marmor wie eine Nippfigur aussieht. Dafür ist die Aussicht von dem kleinen Plateau aus um so schöner. Oben, wo einst die Akropolis der Karthager stand, errichten eben die petites soeurs des pauvres ein Waisenhaus in gewaltigen Dimensionen, jedenfalls eines der am schönsten gelegenen in Algerien. Wir stiegen bis zu seinem Eingang empor und überzeugten uns, wie ausgezeichnet die Karthager den Platz für ihre Ansiedelung gewählt hatten; unten am Seybouse erkennt man noch die Reste des Handelshafens. Aber wir konnten uns nicht lange der Aussicht freuen; wieder kam ein schweres Gewitter heran und zwang uns zu schleuniger Flucht.

Auch am 20. Mai war das Wetter nicht sonderlich versprechend, und so entschlossen wir uns, von einem grösseren Ausfluge auf den Edough abzusehen und auch die Fahrt nach Philippeville aufzugeben, und lieber Guelma einen Tag zu widmen. Die Wälder des Edough, von denen Charles Martins*) so herrliche

*) Von Spitzbergen bis zur Sahara. Deutsche Ausgabe II, p. 240.

Schilderungen entwirft, sind in der Neuzeit arg verwüstet worden und bieten für unsere specielle Liebhaberei gar wenig. In den entfernteren Gebieten war es obendrein nicht ganz geheuer. Die Kabylen des Edough stehen noch so ziemlich in demselben Rufe, wie die Maurusier des Mons Pappua, bei denen Gelimer Schutz fand und die Belisar nicht anzugreifen wagte. Gerade damals hatte ein Marabut aus der Familie Maïza, ein geschworener Feind der Franzosen, sie wieder zu allerlei Unbotmässigkeiten aufgereizt und die Regierung hatte sich veranlasst gesehen, ihm ein Paroli zu biegen und einen noch grösseren Heiligen, den allzeit getreuen Si Mahmar, das Haupt der Brüderschaft der Tedjini, kommen zu lassen, der die Rebellen wieder zur Ordnung bringen sollte. Ein paar Tage früher hätten wir das Schauspiel haben können, einen lebendigen Heiligen zu sehen, ja wir hätten vielleicht seinen Segen erhalten, denn Si Mahmar ist unbeschadet seiner Frömmigkeit und Heiligkeit einer der vorurtheilsfreiesten Araber und ein überzeugter Freund der Europäer. Die Zeitungen waren noch seines Lobes voll und kolportirten mit ganz besonderem Behagen den Ausspruch, den er bei seiner Rückkehr von Mekka und Stambul gethan, dass er nun alle Länder des Islam durchwandert, Recht und Gerechtigkeit aber nur in Algerien gefunden habe. Da sein Orden durch die ganze Sahara bis zu den Bergen der Tuareg verbreitet und sein Einfluss in diesem ganzen Gebiete unbeschränkt ist, begreift man, welche Wichtigkeit dieser Mann für die französische Regierung hat. Fraglich ist es nur, ob er seinen Einfluss gegen die Wühlereien der Snussi wird behaupten können; eben ist in Algerien sein Khouan der einzige, welcher ihnen noch Widerstand leistet; die Anhänger Si Abderrahmans sind ihnen längst verfallen und selbst in dem mächtigen Orden Abd el Kader el Ghilani's macht sich ihr Einfluss von Tag zu Tag mehr geltend.

Noch muss ich eines eigenthümlichen Fälschers gedenken den ich durch Zufall in Bône kennen lernte und dessen Specialität aus dem Meer gefischte antike Thongefässe waren. Ein Fischer, von dem ich ein paar prächtige *Cardium hians* gekauft, führte mich in seine Werkstätte. Der Mann war natürlich ein Italiener, der drüben schon in Antiken gemacht hatte. Hier überzog er mit grossem Geschick moderne Thongefässe, die ja in Nordafrika die antike Form fast rein erhalten haben, mit Korallen und Moos-

thierchen; dann kann ihre Echtheit keinem Zweifel mehr unterliegen und sie gehen reissend ab. Auch mir wollte er ein *Cardium hians*, das er aus zwei nicht zusammengehörigen Schalen vermittelst eines künstlichen Schlossbandes hergestellt hatte, für schweres Geld aufhängen, doch hatte ich in dieser Beziehung mein Lehrgeld schon früher bezahlt und eine ächt neapolitanische Geste belehrte den Biedermann, dass bei mir nichts zu machen sei.

Am 20. Mai wehte ein ganz hübscher Scirocco, als wir wieder das Seybousethal hinauffuhren und da wir die Sonnenseite im Wagen hatten, war die Fahrt einigermassen warm. Diesmal konnten wir uns in Ruhe der Betrachtung der Gegend widmen, die besonders in dem Defilé zwischen Duvivier und Guelma hochinteressant ist. Wo die Schlucht sich bei Nador zum Becken erweitert, liegt eine Fabrik hydraulischen Kalkes, und hier bei Nador beginnt eins der besten Ackerbaugebiete Algeriens. Ueberall wurde gemäht und Futter eingebracht, hier nicht für den Winter, sondern für den trockenen Hochsommer, ein erfreuliches Zeichen rationellen Ackerbaus. Zwischen dem Weizen wurde viel Mais gebaut und hier und da auch Hafer, eine Seltenheit in Algerien. Die Oelbäume sind hier fast sämmtlich veredelt und liefern bereits reiche Erträge. Mit sinkender Nacht erreichten wir den Bahnhof von Guelma und liessen uns zu dem etwa eine Viertelstunde entfernt auf einem Vorsprung des Mahouna liegenden Städtchen hinaufbefördern.

Guelma ist ein freundliches sauberes Städtchen, wie alle die französischen Neugründungen in Algerien, und ebenso langweilig. Trotzdem liegt es auf uralter Grundlage; die wenigen Ueberreste der Römerstadt Kalama sind in dem recht hübschen öffentlichen Garten aufgestellt: einige Inschriften, Grabsteine, Altäre, auch ein paar Marmorskulpturen, darunter ein hübscher Frauenkopf, der wohl eine bessere Stätte verdiente, als die Mauerecke, in der man ihn verborgen hat. Ausserdem sind in der Kasbah noch die Reste eines mächtigen Gebäudes, anscheinend einer dreischiffigen Basilika aus christlicher Zeit, erhalten.

Guelma brachte uns keine sonderlichen Resultate. Wir wollten dem Mahouna, der verlockend nach Süden vor uns seinen Marmorgipfel erhob, einen Besuch abstatten, aber von den kleinen Stiefelwichsern auf der Strasse wollte keiner den Weg wissen und auch im Hôtel konnte man uns keine Auskunft geben; von den

europäischen Bewohner Guelmas scheint keiner oben gewesen zu sein. So schlugen wir also einen anscheinend in der gewünschten Richtung laufenden Fahrweg ein, von dem wir hofften, dass er uns zu den früher oben betriebenen Marmorbrüchen führen würde, aber nach einiger Zeit lief er gerade in den Buschwald hinein und wurde zu einem schmalen Fusspfade, welcher durch dichten Wald in ein enges, schluchtartiges Thal leitete. Hier machten wir an einigen niederen Felsen allerdings eine ganz hübsche Ausbeute, aber weiter oben hörten die Felsen auf, und als wir endlich den Kamm erreichten, sahen wir den Mahouna noch in weiter Ferne und durch ein paar bewaldete Rücken von uns getrennt, über die den Weg zu finden wir uns doch nicht getrauten. Wir drehten also um und da ein aufsteigendes Gewitter eine Mittagsexkursion unräthlich erscheinen liess, gaben wir den Mahouna auf. Vor zwanzig Jahren hätten wir seine Waldschluchten schwerlich so sorglos betreten; gerade in ihnen hat Jules Gerard seine glänzende Laufbahn als Löwentödter begonnen.

Am anderen Morgen fuhren wir schon um 3/4 6 Uhr weiter, zunächst nur bis Bou Nouara, der Station vor Kroubs, die unmittelbar an den Kalkfelsen und der alten Todtenstätte liegt. Gegen zehn Uhr waren wir dort, übergaben unser Gepäck dem freundlichen Stationsvorsteher, der merkwürdiger Weise von den Dolmens wusste, und schritten dann dem nahen Berge zu. Ein prachtvoller wolfsstreifiger Windhund, ein ächter Slugi aus der Wüste, schloss sich uns an; er schien es als Hund eines Europäers für seine Pflicht zu halten, uns zu begleiten und zu beschützen. Es ist eine schöne Race, ganz unseren grossen Windhunden gleich, nur vielleicht etwas stärker gebaut, auch mit hängenden Ohren, ungemein graziös und vornehm in ihren Bewegungen, aber, wenn einmal aufgeregt, wild und blutdürstig. Die Färbung ist meist ein einfarbiges Gelbroth, doch sieht man auch nicht selten gestriemte, und in Tunis fand ich auch einen glänzend schwarzen. Von den gemeinen Dorfhunden halten sie sich getrennt, wie von einer anderen Art. Ihre Schnelligkeit ist eine wunderbare, aber trotzdem sind nur die allerbesten im Stande, die flüchtige Gazelle im Lauf zu fangen, wenn sie sie nicht beschleichen können, und solche Exemplare sind ausschliesslich in den Händen der vornehmsten Chefs. Das gewöhnliche Jagdobjekt der Slugis ist auch nicht die Gazelle, sondern die Bubalis-Antilope (*Alcelaphus*

bubalis Pallas), welche in zahlreichen Rudeln die Vorwüste belebt. Der Slugi ist der Liebling des Arabers und wird von ihm als ein vom gemeinen Hunde ganz verschiedenes Thier angesehen; er ist sein Zeltgenosse und der Spielkamerad der Kinder und wird bei Erbtheilungen so hoch geschätzt wie ein Pferd. Allem Anschein nach ist er auch mit den Arabern ins Land gekommen, denn die Windhundrace, welche die alten Egypter besassen, und welche auf den Denkmälern auch zur Löwenjagd benützt erscheint, ist nicht der Slugi, sondern hat aufgerichtete, höchstens an der Spitze leicht umgeklappte Ohren. Die arabische Tradition leitet ihren Namen von dem des sagenhaften Landes Sluguïa ab und lässt sie aus einer Kreuzung von Hunden und Wölfen entstanden sein.

Ein paar hundert Schritte brachten uns an den Fuss der Felsenberge. Hier in einer Steinwüste sonder Gleichen haben Generationen längst vergangener Zeiten, die in den fruchtbaren Thälern unten wohnten, ihre Todten zur letzten Ruhe gebettet. Zu Hunderten stehen noch die Dolmens umher, vier rohe Platten des Kalksteins und eine Deckplatte darüber, keines, soweit wir sie gesehen, vor den anderen ausgezeichnet, vielleicht auch keines ungeplündert, so gering auch die Leichenbeigaben gewesen sein mögen. Von Tausenden sieht man noch kenntliche Trümmer, und wenn man bedenkt, dass dieses Leichenfeld bei el Guerrah, vier gute Stunden weiter nordwestlich, beginnt, und bis zum Fusse des Dschebel Thaya südöstlich fortstreicht, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn man die Zahl der hier befindlichen Dolmens nach Zehntausenden berechnet.

Wir kamen aber nicht um der todten Urkabylen und ihrer Gräber willen, sondern wegen der schönen *Helix massylaea Morelet*, welche sich hier findet und die horizontalen Deckplatten mit Vorliebe benutzt, um sich darunter vor der Sonnengluth zu bergen. Es war keine Kleinigkeit, sie in ihren Verstecken aufzufinden; wir mussten in die vorn offenen Dolmens hineinkriechen und auch sonst, auf dem Boden liegend, die horizontalen Felsspalten untersuchen, um eine nennenswerthe Anzahl zusammenzubekommen. Die Sonne brannte furchtbar vom wolkenlosen Himmel, aber die Kröten hüpften munter zwischen den Steinen herum und verkündigten für den Nachmittag wieder das gewohnte Gewitter. Im Stationsgebäude empfing uns der Slugi, den die Langeweile und die Mittagszeit vor uns nach Hause getrieben

hatten, mit Freudengeheul, und der braune Stationsdiener erquickte uns mit köstlichem Wasser. Er hatte den Krieg als Turko mitgemacht und Deutschland und Berlin aus eigener Anschauung, wenn auch unfreiwillig, kennen gelernt; es hatte ihm recht gut da gefallen und er rühmte die gute Behandlung, aber von dem deutschen Winter sprach er denn doch mit einem gelinden Schauder.

Mit dem Zug von Bône rückte auch das gemeldete Gewitter vom Thaya her an, aber da wir vor ihm herfuhren, kamen wir noch trocken nach Konstantine und in unser altes Quartier. Aber dann brach auch ein tüchtiges Wetter los. Die Konstantiner waren ganz verblüfft über die ewigen Gewitter und Regen, und unser Kellner wusste gar nicht genug zu erzählen von der Sündfluth, die sich zwei Tage vorher über die Stadt ergossen habe. Um Kroubs lag das zehn Tage früher gemähte Heu, fast schwarz geworden, noch auf den Wiesen, unerhört für Nordafrika, aber eine günstige Vorbedeutung für uns, die wir unsere lang aufgeschobene Wüstentour nun endlich antreten wollten.

Sechzehntes Kapitel.

Batna.

Zwei volle Tage hatten wir zu arbeiten, um unsere Ausbeute in Ordnung zu bringen und zur Absendung nach Hause fertig zu machen. Den uns noch bleibenden Sonntag verwandten wir zu einer Fahrt in der Richtung von Philippeville, wo an hohen Felsenkämmen eine eigene kleine Deckelschnecke leben sollte. Die täglichen Gewitter hatten die Luft angenehm abgekühlt und es war sogar recht frisch — am 25. Mai —, als wir mit dem ersten Zug nach Norden fuhren. Die Bahn durchbricht in zwei Tunnels die Kalkfelsen des Mecid, dann wendet sie sich in weitem Bogen nach Norden, den Gehängen des Rummelthales entlang. Die Gegend ist grün und ziemlich gut kultivirt, aber überall ragen nackte Felskuppen hervor, in der Bildung offenbar dem Felsen von Konstantine völlig gleich und vielleicht, wie er, nur Reste eines grossen Plateaus, dessen weichere Theile die Flüsse nach und nach hinweg geführt haben. In reizender Umgebung liegt tief unter der Bahn das Dörfchen H a m m a. Etwas weiterhin verliessen wir das Thal

des Rummel, der hier nach Nordwesten umbiegt und den Namen Oued el Kebir, der grosse Fluss, annimmt, und folgten dem Thal seines Nebenflusses, des Oued Smendou, eines kleinen Gewässers, das aber manchmal arg toben mag, denn es hatte in der Thalsohle an mehreren Punkten die Strasse völlig zerstört und man war eben beschäftigt, eine neue höher oben am Hang anzulegen. Nun wird die Gegend interessant; zur Seite ragen die prächtigen Kegel der Deux Mamelles, von den Eingeborenen Toumiet genannt, empor, gerade vor uns erhebt sich der Kalkkamm, welcher von Konstantine aus gesehen den Horizont nach Norden begrenzt und die Wasserscheide zwischen dem Oued el Kebir und dem Saf Saf bildet. Die Bahn durchbricht ihn in einem längeren Tunnel, dann geht es steil abwärts, und mit Bedauern sehen wir die vielversprechenden Felsen am Tunneleingang in anscheinend unerreichbare Ferne entschwinden. Aber als nach einer halben Stunde unser Zug auf dem Bahnhof von Col des Oliviers hält, liegt der Tunnel in höchstens einer Viertelstunde Entfernung gerade über uns, freilich ein paar hundert Meter höher. Die Bahn hat eine stundenlange Schleife gemacht, um von der Wasserscheide herabzukommen. Wir hatten zwar Billete nach der nächsten Station el Arouch, aber günstiger konnten die Verhältnisse dort für uns nicht sein; also stiegen wir rasch aus und trabten die alte Heerstrasse nach Konstantine entlang gerade auf die Felsen zu. Unmittelbar an deren Fusse liegt eine kleine Ansiedelung, Armée française genannt, weil in den Felsen diese Worte eingehauen sind, um daran zu erinnern, dass es die französische Armee war, welche die Strasse durch diese Felsen eröffnete. Das Dörfchen ist anscheinend nur noch von den Arbeitern der an den Felsen lehnenden Kalkbrennerei bewohnt; Verkehr findet auf der guten Chaussee kaum mehr statt.

An den steilen Kalkklippen trafen wir eine reiche Ausbeute; aber das Sammeln fand hier unter erschwerenden Umständen statt, denn dichtes Brombeergebüsch umgab bis zu Brusthöhe überall den Fuss des Felsens und in ihm hiess es steil aufwärts klettern. Einige Fallimente blieben zum Glück ohne schlimme Folgen, da man in den Brombeeren eine elastische Unterlage fand, und so arbeiteten wir trotz der schwülen Hitze bis gegen 1 Uhr. Aber dann machten die schweren Wetterwolken, welche rings herum hingen, Ernst und von drei Seiten rückten Gewitter gegen die

Wasserscheide heran. Nun war an ein Ersteigen der höchsten Spitze, des Pic de Sainte Wilhelmine, der wir schon ganz nahe waren, nicht mehr zu denken, und wir eilten hinunter in das gleichnamige Dörfchen. Dasselbe ist aber nur eine Arbeiterkolonie für eine ausgedehnte Ferme; wir fanden dort wohl einen köstlichen Brunnen, aber kein Unterkommen, doch gelang es uns, noch den Bahnhof zu erreichen, in dessen Restauration wir den Nachmittag unthätig verdämmern mussten. Die Station ist nicht unwichtig, da sich hier die Strasse nach Collo durch das Thal des Oued Guebli abzweigt; aber es scheint wenig Verkehr da zu sein, und ein Dorf hat sich noch nicht gebildet. Die Lage auf einem von der Wasserscheide herabsteigenden Kamm ist wunderschön; man übersieht das ganze wildzerrissene Hügelland bis zum Dschebel Gonfi und zum Kap Bougiarone bei Collo und nach der anderen Seite die schön geformte Kette der Deux Mamelles.

Die Gewitter machten am Col des Oliviers keinen rechten Ernst, aber als wir am Abend nach Konstantine zurückkamen, fanden wir sowohl unseren am Tage zuvor angekommenen Freund Petersen, als auch den Wirth in Sorgen um uns, denn über der Stadt hatte sich ein furchtbares Unwetter mit Hagelschlag entladen und die Strassen zeitweise völlig überschwemmt.

Nun waren wir mit der Umgebung von Konstantine fertig, und es war die höchste Zeit, wenn wir Biskra noch besuchen wollten. Am anderen Morgen wurden die Kisten nach Deutschland, der Koffer nach Tunis expedirt, auch sonst noch ein paar Sachen erledigt, die lächerlich kleine Rechnung berichtigt, dann waren wir reisefertig. Unsere Abfahrt gestaltete sich einigermassen dramatisch. Wieder zogen schwere Wetterwolken auf und als vorsichtige Leute gingen wir eine Stunde früher als nöthig zum Bahnhof und sahen dort in aller Ruhe das Gewitter heranziehen. Der Zug war formirt, meine Frau schon eingestiegen, ich stand mit unserem Begleiter und einem jungen französischen Geologen, den wir am Morgen kennen gelernt, noch auf dem Perron, da brach mit einem Mal ein so furchtbares Hagelwetter los, dass wir nur rasch unter das Schutzdach zurückspringen konnten und für mich keine Möglichkeit war, ins Coupée zu gelangen. Eine halbe Stunde verging, bis die Elemente sich soweit beruhigt hatten, dass der Dienst wieder aufgenommen werden konnte. Zehn nasse Personen wurden dann in das einzige vor-

handene Coupée zweiter Klasse gestopft und bei immer noch strömendem Regen ging es hinaus. Die mitfahrenden Franzosen schimpften weidlich über Grevy und seine übelangebrachte Milde gegen Verbrecher, denn wir waren nur deshalb so zusammengedrängt worden, weil das zweite Coupée für einen zu Zuchthaus begnadigten Giftmischer und seine Begleitung bestimmt war. Aber bald wurden sie still und es kam ein unheimlicher Moment. Gleich hinter dem Hippodrom überschreitet die Bahn in schwindelnder Höhe ein Seitenthal, und die Brücke schien nicht sonderlich in Ordnung, denn man arbeitete daran und die Züge passirten sie immer im langsamsten Tempo. Diesmal hielten wir, die Wagen wurden einer nach dem andern abgehängt und von den Bahnarbeitern hinübergeschoben, während Schlag auf Schlag folgte und Regen und Hagel auf die Decke prasselten. Es gehörte wahrhaftig keine grosse Phantasie dazu, um ein Schwanken der ganzen Brücke zu empfinden.

Endlich waren wir drüben wieder alle beisammen und nun ging es rasch aus dem Bereich des Gewitters hinaus und das Thal des Bou Merzoug hinauf bis el Guerrah Die Gegend sah erheblich anders aus, als bei unserer Ankunft; in Folge der schweren Regen führte der Fluss auch über die Einmündungsstelle der Quelle hinaus noch Wasser und ganze Strecken des Thalbodens waren überschwemmt. Kurz nachdem die Bahn nach Batna sich abgezweigt, erweitert sich das Thal zu einer geräumigen Ebene, offenbar einem alten Seebecken, das von drei nackten, seltsam geformten Kalkbergen, dem Dschebel Fortas, dem Dschebel Guerioun und dem Nif-en-Sser (Adlerschnabel) malerisch eingefasst wird. Unmittelbar am Fuss des letztgenannten Berges liegt Aïn Mlila, wo die grossen Rennen stattfinden; in der sumpfigen Umgebung weiden arabische Heerden, die hier ausgezeichnete Sommerweide finden, unter ihnen auch einige Kameele. Eine niedere, kaum wahrnehmbare Schwelle trennt diese Fläche von dem etwas höher liegenden Bassin der Salzseen, das einen Theil der Gewässer aus den Aurès aufnimmt, aber keinen Abfluss nach dem Meere zu hat. Auf einer schmalen Landenge zwischen den Seen Tinsilt zur Rechten und Mzouri zur Linken liegt die Station les Lacs, nicht unwichtig für die Salzgewinnung, eine halbe Stunde weiter folgt Ain Yacout, wahrscheinlich das alte Numidiapolis, wo sich die vertriebenen Kanaaniter niederliesen

(vergl. p. 155). Hier an der einzigen Quelle zwischen Batna und Ain Mlila war immer eine bedeutende Ansiedelung; dass sie als ein uralter Kultursitz angesehen wurde, beweist der Umstand, dass ganz in der Nähe die Könige der Numider ihr Erbbegräbniss hatten und den Medrassen, das Seitenstück zum Grab der Christin bei Koleah, erbauten. Auch die französische Regierung hat hier ein Kolonistendorf angelegt, aber den Ansiedlern muss das Klima nicht sonderlich gefallen haben, denn sie sind schon im ersten Jahre alle davongelaufen und in den zerfallenen Wohnungen hausen nun Eingeborene.

Die Umgebung blieb eine kahle baumlose Fläche, nur hier und da erhoben sich graugrüne Büsche aus dem niederen feinen Gras, von lebenden Wesen war nichts zu sehen. Die hereinbrechende Nacht verhüllte weiterhin die Gegend und es wurde recht unangenehm kühl, so dass wir froh waren, als wir gegen halb neun Uhr unser Reiseziel Batna erreichten.

Am anderen Morgen zeigte der Thermometer 8° C. und die Wolken lagen so tief, dass wir die prachtvollen Berge der Umgebung nicht erkennen konnten. Trotzdem entschlossen wir uns zu einem Besuch des nahen Lambessa, wohin kleine Omnibusse zu billigem Preis den Verkehr vermitteln. Eine ausgezeichnete Strasse führt in fast schnurgerader Richtung dahin, aber sie war im Anfang kaum passirbar, so fürchterlich hatte es am Tage vorher geregnet. Doch die Sonne des Südens trocknet rasch und ehe wir das zehn Kilometer entfernte Dorf erreicht hatten, waren die Spuren des Regens fast verschwunden. Wir fuhren durch die Militärvorstadt und an dem hier ganz isolirt liegenden, durch eine eigenthümliche Moschee ausgezeichneten Village arabe vorbei, durch eine fruchtbare, langsam ansteigende Thalebene, deren Gerstenfelder leider nicht so sorgsam gepflegt waren, wie man hätte erwarten sollen: vielfach waren sie offenbar wieder in den Händen der Eingeborenen, die europäischen Fermen standen verfallen, auf ihren Höfen machten sich schwarze Araberzelte breit und die angepflanzten Oelbäume verkamen. Zur Rechten traten bald steil abfallende bewaldete Höhen, die letzten Ausläufer der Aurès, an den Weg heran, zur Linken dehnten sich kahle niedere Hügel mit eigenthümlichen senkrecht abfallenden Felsenbänken gekrönt. Die Strasse läuft gerade auf das Thor des riesigen Zuchthauses los, das Napoleon III. hier für die Opfer des Staatsstreiches bauen liess. Gegenüber

liegt ein ausgedehnter, ausgezeichnet gepflegter Garten mit prächtigen Obstbäumen und hinter demselben erhebt sich die mächtige Ruine des Prätoriums der Römerstadt Lambaesis.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass die Berber, die sonst überall die Römerbauten bis auf den Grund zerstörten, gerade hier eine ganze Anzahl Gebäude unbeschädigt haben stehen lassen. Dieselbe Thatsache tritt uns in Tebessa entgegen, aber dort erhielt sich immer ein neutraler Marktplatz für den Handel zwischen den Bergbewohnern und den Stämmen der Hochebene und die Stadt wurde niemals zerstört, während Lambaesis nach dem Abzug der dritten römischen Legion völlig verlassen worden zu sein scheint und schon bei Procopius nicht mehr genannt wird. Vielleicht hielten sich gerade hier die romanisirten Eingeborenen, deren Spuren in den Aurès sich heute noch nachweisen lassen. *) Auch auf dem ganzen Hochplateau am Nordfuss der Aurès, das durch die befestigte Linie Lambaesis-Theveste gegen die Bergstämme geschützt wurde, sind die römischen Ruinen besser erhalten und liegen sie zahlreicher beisammen, als irgendwo sonst in Algerien. Heute ist das ganze Gebiet Steppe, der Weidegrund für die Heerden einiger Araberstämme. Im Alterthum war es reich bevölkertes Kulturland, und diese Veränderung wird gewöhnlich als Beweis dafür angeführt, dass das Klima in Nordafrika sich in historischer Zeit verschlechtert habe. Mir scheint das kaum beweisend. Wir wissen durch Procop, dass alle die Aurèsthäler zur künstlichen Bewässerung eingerichtet waren. Als der Patricius Salomon mit seiner Armee die Maurusier in den Aurès bekämpfte, lagerte er in dem Thale des Abigas **), das ganz trocken erschien, weil die Maurusier das Wasser in die verschiedenen Bewässerungsgräben vertheilt hatten. In der Nacht schlossen diese aber die Schleussen und leiteten das ganze Wasser in das Lager der Römer,

---

*) Nach *Masqueray* (in Bullet. Soc. Géogr. (6) T. XII.) nennen sich von den Aurèsstämmen die *Menâa*, *Nâra* und *Abdi* heute noch *Roumânia*, Römer und bezeichnen die *Tagoust*, die *el Arbâa* und die *Bou Zina* als *Bêrbêr*; sie rühmen sich der Abstammung von einem Rumi *Burchi*, der sich den Arabern nicht unterworfen, und haben noch mancherlei christliche Gebräuche erhalten, während sie sich um den Koran wenig bekümmern.

**) *Masqueray* sucht diesen in dem *Ouëd Taga;* die Beschreibung des Prokop ist mit der Localität nur schwer in Einklang zu bringen, und es ist ganz unsicher, welchen Theil der Aurès er mit seinem Mons Aurasius meint; M. vermuthet sogar, dass er zwei verschiedene Lokalitäten so bezeichne.

die dadurch in grosse Verlegenheit kamen. Die Bäche fliessen heute noch geradeso von den Aurès herunter, und eine einheimische Bevölkerung — den Europäern sagt das überaus rasch wechselnde, im Winter rauhe, im Sommer glühend heisse Klima nicht zu — würde heute gerade noch wie früher ganz günstige Bedingungen für die Ansiedelung finden. Sie müsste nur sorgsamer, als heute von den Franzosen geschieht, mit dem vorhandenen Wasser umgehen.

Das französische Dorf Lambessa liegt etwa eine Viertelstunde hinter dem Zuchthausgebäude; es nimmt trotz seiner ziemlichen Ausdehnung nur einen kleinen Theil des Ruinenfeldes ein und machte uns nicht geradé den Eindruck fröhlichen Gedeihens, obschon der Boden fruchtbar und reichlich bewässert ist. Wir gingen durch es hindurch und erstiegen eine dahinterliegende Höhe, um einen Ueberblick über die ganze Ruinenstätte zu gewinnen. Dann trennten wir uns; Dr. Petersen wünschte einen der höheren Rücken zu ersteigen, um wo möglich einen Ueberblick über die Aurès nach dem Hochgipfel des Scheliah hinüber zu gewinnen, wir blieben in dem von mehreren frischen Bächen durchrauschten Thalgrunde, um zu sammeln und nebenbei die Ruinen zu betrachten. Die Ausbeute an Schnecken war nicht sonderlich reichlich. nur die weiter nach Westen hin nur lokal vorkommende *Helix melanostoma* Drp. fanden wir in ziemlicher Anzahl, dafür aber zahlreiche Käfer und ganz besonders viel Schmetterlinge. Gegen Mittag kehrten wir an einem Thorbogen vorbei, dessen einfach schöne Verhältnisse ihn selbst in Rom Beachtung finden lassen würden, nach dem Dorf zurück, fanden aber unsren Gefährten noch nicht vor und gingen darum nach dem Frühstück noch einmal hinüber nach der anderen Thalseite, um die Zinnenkrone eines der niederen Hügel zu inspiciren. Auch hier suchten wir anfangs vergeblich, aber im letzten Augenblicke — um vier Uhr ging der Omnibus nach Batna zurück — entdeckten wir noch ein paar Exemplare der seltenen *Helix punica Morelet* und als wir zum Café zurückkehrten, hatte Petersen von der anderen Seite ausser einigen interessanten Versteinerungen ein paar typische Exemplare von *Helix massylaca Morel.* mitgebracht, Grund genug, um uns zu bestimmen, bei der Rückkehr von Biskra noch ein paar Tage an Batna und Lambessa zu wenden.

Gegen Abend kam wieder das gewohnte Gewitter, aber es zog rasch und ohne viel Regen vorbei, und nachher klärte sich

der Himmel so auf, dass wir für den folgenden Tag schönes Wetter erwarten konnten, wie wir es für eine Besteigung des majestätischen Pic des Cèdres brauchten. Ich hatte zwar keine sonderliche Lust, auf die steile Spitze des dritthöchsten Berges in Algerien hinaufzuklettern, aber Freund Petersen, der Präsident des deutsch-östreichischen Alpenklubs, konnte unmöglich an ihm vorübergehen, und so machten wir uns am 27. Mai ziemlich zeitig auf den Weg, begleitet von einem Eingeborenen Namens Brahim, der den Weg zur Spitze wissen sollte und den nöthigen Proviant trug. Meine Frau zog es glücklicher Weise vor, im Hôtel zu bleiben, obschon Schwarz die Entfernung bis zu den Cedern nur auf fünf Kilometer angibt und behauptet, man höre die Löwen vom Berge deutlich in Batna brüllen; wir waren denn doch schon zu vertraut mit dem Süden, um die Entfernung bis zum Fusse des Berges auf weniger als das Doppelte zu taxiren, und das schien nach der Tour am Tage vorher ein wenig zu viel. Ich behielt auch Recht, wir brauchten trotz tüchtigen Ausschreitens fast zwei Stunden, bis wir den Eingang des Thales erreichten, das sich um den vorspringenden Cedernpik herum ins Massiv des Tuggur hineinzieht, und noch eine gute Stunde mehr bis zu den ersten Cedern. Der das Thal durchströmende Bach lag unten vollkommen trocken, aber er musste ein paar Tage früher arg getobt haben, denn fast einen Meter höher lagen Massen zusammengeschwemmten Genistes, über die ich natürlich gleich herfiel, in der Hoffnung eine recht reiche Ernte an kleinen Schnecken zu machen. Aber ich fand absolut nichts; und auch die langgezogenen Felsrücken, welche ganz den »Zeugen« bei Boghar (cfr. p. 119) glichen, erwiesen sich völlig schneckenleer. Damit war für mich die Hoffnung auf einen guten Erfolg dieser Exkursion verschwunden, und ohne uns länger mit Suchen an den Hängen des Piks aufzuhalten, schritten wir weiter thalauf.

Eine halbe Stunde höher liegt eine von vier Förstern bewohnte Ansiedelung. Einer derselben lud uns freundlichst ein, bei ihm einzutreten und uns etwas zu erquicken. Wir gaben uns natürlich sofort als Deutsche zu erkennen, aber das that seiner Freundlichkeit keinen Eintrag, und er bedauerte nur, dass gerade Posttag sei und er uns darum nicht durch die Cedernwälder begleiten könne. Mein Taschenaneroid erregte seine ganze Aufmerksamkeit und gerne hätte er es mir abgekauft, ich konnte

es aber nicht entbehren; in einem seiner forstbotanischen Werke sah ich mit Freuden die bekannten Holzschnitte aus Rossmässlers Wald, musste mich aber auch überzeugen, dass das Forstpersonal in Algerien, trotz der ganz anderen Vegetation und der vollkommen anderen Verhältnisse des Bodens und des Klimas, sich mit der Literatur behelfen muss, die für das Mutterland geschrieben ist.

Natürlich fragten wir nach den Löwen, denn dass die Wälder um Batna noch von diesen Bestien wimmeln, gilt in ganz Algerien für ausgemacht; aber auch hier wurde uns die Antwort, dafür seien wir um ein paar Jahre zu spät gekommen. Unser Gewährsmann wohnte nun acht Jahre in den Cedernwäldern, aber in der ganzen Zeit hatte er weder von einem Löwen noch von einem Panther gehört, geschweige denn einen gesehen. Hier hat besonders Chassaing unter den Raubthieren aufgeräumt, aber er hat bösen Dank dafür bekommen. Im Frühling 1870 war er in einem französischen Bade, um seinen Rheumatismus auszukuriren; Frau und Tochter bewirthschafteten seine Ferme in einem Vorthale der Aurès und blieben, vertrauend auf die Anhänglichkeit der umwohnenden Eingeborenen, als die Berber sich erhoben. Aber die wilden Schâwi, zur Verzweiflung gebracht durch die Erpressungen der arabischen Kaids, die ihnen die Franzosen aufgezwungen, schonten Niemand; die armen Frauen wurden nach schauderhaften Martern lebendig verbrannt und der Mann, der die Gegend von den Löwen befreite, befindet sich jetzt im Irrenhause.

Vierzehn Jahre sind seitdem vergangen, aber noch liegt der düstere Schatten des damaligen Aufstandes auf der Gegend. Er dauerte nur wenige Wochen, aber er brach mit einer solchen wahrhaft vulkanischen Gewalt aus, dass, obschon die Provinz damals noch ihre ganze Besatzung hatte, nur mit Mühe Batna und Lambessa gegen die wüthenden Bergstämme gehalten wurden. Noch ein paar Mal haben seitdem schwächere Zuckungen stattgefunden und noch immer sind die Aurès das am schwersten zu regierende Gebiet Algeriens, wie sie ja auch die letzte Burg der Maurusier gegen Römer, Vandalen und Byzantiner waren. Kurz oberhalb der Försterwohnung lagen die Trümmer einer europäischen Mühle; brulé en 1870, sagte unser Brahim, und erzählte mit sichtlichem Schauder, dass hier siebzehn Personen mit verbrannt worden

seien. Es war ihm selbst gar nicht geheuer; er war ein Araber von den Ouled Kantara und schien die Schâwi für eine Art Menschenfresser zu halten.

An der Mühle führte zu unserer grossen Ueberraschung der weiter unten ganz ausgetrocknete Bach klares Wasser genug, und hier begann ein reizendes Waldthal, wie wir es in Afrika nicht vermuthet hätten. Zwischen zwei hohen Felsenrücken zog es sich um den Cedernpik herum, von dem Bache durchrauscht, von üppigem Grün erfüllt; ein paar Stücke Vieh weideten auf den Bergwiesen, die Vögel jubelten, Schmetterlinge flogen, *) es war wie in einem unserer deutschen Gebirge. Aber am Hange standen überall Cedern, bald uralte verwetterte Riesen mit pinienartigen Kronen, aber immer ein paar solcher Schirme an einem Stamme über einander gesetzt, bald jüngere pfeilgerade Säulenstämme, wie die Edeltannen des Schwarzwaldes, und dazwischen überall junger Nachwuchs, die reizendsten Christbäumchen, die man sich denken kann. Je höher wir stiegen, um so ausschliesslicher herrschten sie, anfangs nur am Berghange, dann auch im Thale, ein ganz eigenartiger unvergleichlich schöner Wald. Der Weg, ein ziemlich praktikabler Fahrweg, zog sich in bequemer Steigung um den Pik herum bis zu dem Joch, das den isolirten Gipfel an die Hauptgebirgsmasse anschliesst. Hier, bei den Trümmern einer auch 1870 zerstörten Sägemühle, hatte sich eine Familie Eingeborener angesiedelt, und hier liessen wir unseren Brahim mit dem Proviant, denn einen Führer brauchten wir nicht mehr. Gerade über uns, etwa noch 500 Meter hoch, stand der Gipfel des Spitzberges, dachartig steil nach allen Seiten abfallend, aber sonst kein Hinderniss bietend.

Durch einen steilen Ravin stiegen wir hinauf. Mit jedem Meter, den wir höher kamen, wurden die Cedern schöner; Stämme von zwei Meter Durchmesser waren bald keine Seltenheit mehr. Zwischen den lebenden grünen Bäumen standen aber auch in Menge abgestorbene, entrindet bis zum Gipfel, weiss wie Gerippe, ein

*) Hier sah ich zum ersten Mal den prächtigen nur auf die Aurès beschränkten *Abdelkader*, der mit seinen schwarzschillernden Flügeln einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Leider gelang es mir nicht, ein unversehrtes Exemplar zu erhaschen und auch Herr Merkl, ein ungarischer Entomologe, den ich später in Lambessa traf, war nicht glücklicher gewesen; jedem gefangenen war ein keilförmiges Stück aus dem Flügel gebissen.

geradezu gespenstiger Anblick, umgestürzte und ihre zersplitterten Aeste lagen überall zwischen den Felsen umher, wie bleichendes Riesengebein. Das Holz alter Cedern scheint fast unvergänglich. Im Ravin lag ein mächtiger Stamm, sicher schon vor vielen Jahrzehnten gestürzt, denn bis zu einem Viertel seiner Dicke hatte sich neben ihm der Humus angehäuft; er reichte mir trotzdem noch bis an die Brust und vergeblich versuchte ich das Messer in sein Holz hineinzubohren.

Unter einer steilen Felswand rasteten wir für ein paar Minuten. Es war ein reizendes Plätzchen. Wir lagen in weichem Moose; Moos und Flechten bedeckten, eine Seltenheit in Algerien, auch den Felsen, Farren nickten aus den Spalten; um uns stand so manche Pflanze, »bekannt überm Meer«, die wir in Algerien sonst nicht gesehen; unser Weissdorn bildete tüchtige Bäume, eine Erle kroch am Boden hin, Muscari racemosum, ein gelber Ranunkel, ein wohlriechendes Veilchen und ein herrlich duftendes Ornithogalum schmückten den steilen Abhang; auf die Cedern sahen wir aber gerade von oben herab und bemerkten mit Erstaunen, dass die meisten alten Stämme oben eine horizontale, scheibenförmige Krone von etwa einem Meter Durchmesser bildeten, wie ein riesiges Vogelnest. Dann ging es die letzte steile Höhe hinan und bald standen wir auf der Spitze, die eben nur für ein trigonometrisches Signal und einen es umgebenden Wall aus zusammengetragenen Steinen Raum bietet. Eine wunderbare Aussicht eröffnete sich uns. Wie eine Reliefkarte in riesigem Massstabe lag die Provinz Konstantine zu unseren Füssen. Nach Norden erkannte ich deutlich den Col des Oliviers und die Deux Mamelles am Bahnübergange nach Philippeville, aber ein leichter Dunst verschleierte das Meer. Nach Süden schweifte das Auge über die Hochebene und ihre Randberge in die endlose Sahara hinein; deutlich unterscheidet man den Mund der Wüste bei el Kantara und mit dem Fernrohr erkennt man dunkle Flecken in der hellen Fläche, die Palmenwälder der Zibanoasen. Zu unseren Füssen lagen die Ebene von Batna und das grüne Thal von Lambessa, und dahinter thürmten sich die Aurès, immer ein langer Rücken hinter dem anderen, bis zu dem Scheliah, den Gewitterwolken verhüllten. Nach Westen hin aber fliegt der Blick über einige wenig niedrigere, mit prächtigen Cedernwäldern bestandene Berge auf die weite Hochebene bis zu den niederen Ketten, welche die

fruchtbare Medjana hinter Setif begrenzen; bei klarem Wetter erkennt man am Horizonte sogar die Schneegipfel des fernen Dschurdschura. Kein zweiter Punkt in Algerien bietet eine ähnliche, nach allen Seiten hin freie Aussicht, wie der ganz isolirt aufsteigende Hochgipfel des Cedernpiks. Von Batna aus kann man zu Pferde die Tour ganz bequem in drei Stunden machen, man kann sogar in einem leichten Wägelchen bis zur Jochhöhe fahren, trotzdem verirrt sich nur selten ein Reisender hinauf und fast alle Wüstenfahrer begnügen sich, die Cedern mit dem Fernrohr zu betrachten. Man kann sie nirgends so bequem besuchen wie hier, wo ja doch jeder Tourist in der Nähe vorbeikommt. Freilich, im April liegt oben meist noch Schnee, und wer wagt bis zum Mai in Algerien zu bleiben?

Aber die Zeit drängte. Noch einen Blick auf die Höhenzüge des Tuggur und auf den steilen Hang unter uns mit seinen grünen und abgestorbenen Cedern und dem bleichenden Geäst zwischen den Felsen, dann ging's rasch wieder hinab zu der zerstörten Sägemühle. Aber umsonst suchten wir nach unserem Brahim, umsonst riefen wir seinen Namen aus allen Kräften, er war verschwunden, und mit ihm unsere Viktualien, nach denen wir sehr lebhaftes Verlangen empfanden. Er hatte sich gefürchtet, bei den Bergbewohnern allein zu bleiben und war, als er uns nicht mehr sah, davon gelaufen, um uns am Ausgange des Thales zu erwarten. Die Leute waren sehr freundlich gegen uns und erquickten uns mit Milch; als sie aber hörten, dass wir Deutsche seien, glühten ihre Augen, und einer, der etwas besser französisch verstand, stiess mich an und flüsterte mir zu: Pruss bon, Pruss fort, Pruss faire guerre aux français. Man sieht, die Kolonisten haben nicht so Unrecht, wenn sie lieber in Batna wohnen, als draussen in der Campagne. Von den Ruinen zwischen Batna und Lambessa mag auch ein guter Theil aus jener Schreckenszeit herrühren. Die Leute im Tuggur tragen sich arabisch, und nach der gewöhnlichen Annahme soll die Einsenkung von Batna die Grenze zwischen den Schâwi und den Arabern bilden, aber unsere Wirthe waren unzweifelhaft Berber und Brahim behauptete auch ganz bestimmt, sie seien weder Araber noch Rechtgläubige. Wäre ich darüber im Geringsten im Zweifel gewesen, so hätte das Benehmen des stattlichen Alten, dessen Gäste wir waren, mich aufgeklärt; als ich dem Jungen, der uns die Milch gebracht, ein Zweifranken-

stück gab, rief er denselben sofort zu sich und liess sich das Geld geben. Ein Araber hätte gewartet, bis wir weg gewesen wären.

Im Sturmschritt ging es dann das Thal hinunter und über die Ebene, aber es dunkelte doch schon ganz erheblich, als wir die Gärten von Batna erreichten.

Die Cedernwälder am Tuggur und in den Aurès sind ein äusserst werthvoller Besitz; das Holz ist ein gutes Bauholz und würde, wenn einmal bessere Verbindungen hergestellt sind, bald das fremde Holz vom algerischen Markte verdrängen. Die Wälder verdanken ihre Erhaltung besonders dem Umstande, dass die Ceder für die arabischen Werkzeuge fast unangreifbar ist und dass sie ein ungemeines Ausschlagsvermögen besitzt. Frankreich hegt die Wälder sorgsam; allein am Tuggur sind 80 Förster angestellt und hier wie in den Aurès darf nur nach ganz bestimmten Vorschriften gehauen werden und wird sorgsam nachgepflanzt. Junge Bäumchen fanden wir noch auf der Spitze des Piks und hier wenigstens ist ein Aussterben des herrlichen Baumes, wie im Libanon, nicht zu befürchten.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass die Königin der Nadelhölzer heutzutage nur an so wenigen und weit voneinander entlegenen Punkten vorkommt: im Libanon, an den Gehängen des Taurus, am Nordabhang des Olymps in Cypern und in Nordafrika. Im Libanon ist ihre Zeit vorüber; sie ist auf eine einzige Stelle an der Quelle Kadischah beschränkt und dort stehen nur alte Bäume ohne jede Spur von Nachwuchs. Auch auf Cypern hat sie sich nur auf einem kleinen Raume erhalten und nur in Cilicien und in Nordafrika finden sich noch ausgedehntere Wälder. In Algerien allein sollen sie noch 31 000 Hektar einnehmen, vertheilt in drei Hauptgruppen, Teniet el Haad im Gebiet des Ouaransenis, die Spitze des Dschebel Mouzaïa bei Blidah, und Tuggur und Aurès; weniger bedeutende Wälder sind auch im Gebiet des Dschurdschura; nirgends aber steigen sie unter die Meereshöhe von 1200 m herab. Im Peloponnes und auf Kreta fehlt sie und dadurch wird die kühne Hypothese von Matthews*) hinfällig, der nur aus der Verbreitung der Ceder eine ehemalige

*) The Flora of Algeria, considered in relation to the physical history of the Mediterranean Region and supposed submergence of the Sahara. London 1880. p. 31.

Ausdehnung der Atlaskette quer über das Mittelmeer nach Kreta, Cypern und Kleinasien mit aller Bestimmtheit gefolgert hat. Ich wäre zwar in der Lage, die Lücke, welche das Fehlen der Ceder in Griechenland hier lässt, so ziemlich auszufüllen, denn die einzige grössere Schnecke, welche im Cederngebiet der Aurès lebt, *Helix massylaea Morelet*, kommt in einigen Varietäten manchen Formen der auf Griechenland beschränkten *Helix Codringtonii Gray* ganz verzweifelt nahe und ist mit ihr jedenfalls näher verwandt, als mit irgend einer der algerischen Arten. Aber die Verbreitung der Ceder lässt sich, wie so oft, viel ungezwungener daraus erklären, dass diese Art früher eine viel grösseres Gebiet hatte, und dass die heutigen Cedernwälder nur schwache Reste sind, welche sich an besonders geeigneten Punkten erhalten haben. Cedrus Libani erscheint somit als eine alte, auf den Aussterbeetat gesetzte Art und damit mag es zusammenhängen, dass die von Ohnefalsch-Richter in Cypern gemachten Pflanzversuche sehr ungünstige Resultate ergeben haben. In Algerien rühmte man mir das Cedernholz als gutes Werkholz; andere klagten darüber, dass einigermassen lange Balken leicht in der Mitte durchbrächen und Möbel aus Cedernholz stets Risse bekämen. Bekanntlich wird auch das Holz der Libanonceder nicht sehr gerühmt, und ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass Salomo seine Prachtbauten nicht mit *Cedrus libani*, sondern mit der gleichfalls im Libanon, aber in tieferen Lagen vorkommenden Cypresse (*Cypressus horizontalis*, dem *Scherbin* der Syrer) ausführte, deren Holz freilich zu den besten Bauhölzern der Welt gehört.

Mit der Exkursion auf den Cedernpik schloss unser erster Aufenthalt in Batna ab, aber wir schieden mit der festen Absicht, bei der Rückkehr aus der Wüste noch ein paar Tage hier und in Lambessa zuzubringen, und wir haben es nicht bereut, dass wir diesen Vorsatz ausführten.

Siebzehntes Kapitel.

In die Wüste.

Die Eisenbahn von Batna nach Biskra ist zwar projektirt, aber noch nicht angefangen: einstweilen besorgen eine Diligence und ein offenes Postkärrnchen, der Courrier, den Verkehr, und da die beiden Unternehmungen nicht in einer Hand sind, ist man

dem Reisenden gegenüber äusserst coulant und gestattet ihm sogar, seine Reise in el Kantara zu unterbrechen und am anderen Tage weiter zu fahren.

Schon um vier Uhr klopfte Louis, der immer gesuchte und nie zu findende Kellner, an unsere Thüre, um fünf Uhr sassen wir in der Diligence und fort ging es über die Hochebene, welche sich hier als eine wenig über eine Stunde breite Einsenkung zwischen dem Tuggur und den eigentlichen Aurès hindurch erstreckt und ohne jede trennende Wasserscheide aus dem Gebiet der Salzseen, denen die spärlichen Gewässer von Batna zufliessen, in das des Ouëd Kantara und der Sahara hinüberführt. Der Boden ist ein fruchtbarer Lehm, offenbar der Absatz eines ehemaligen Sees, welcher das ganze heute abflusslose Hochbecken einnahm und wahrscheinlich bei el Kantara nach der Sahara hin abfloss. Im Anfang sieht man noch gut bebaute Felder, dann beginnt eine Einöde, eben so schrecklich, wie die um Boghar und von eben so kahlen Berghängen eingefasst, über die sich aber beherrschend der Pic des Cèdres erhebt, einem Vulkankegel ähnlicher, als irgend ein anderer nicht vulkanischer Berg, den ich kenne. Eine Kantine, deren mit dem Blech amerikanischer Petroleumkannen beschlagenen Wände im Strahl der Morgensonne blitzten, ist auf Stunden weit die einzige menschliche Wohnung, und die Fahrt ist für gewöhnlich äusserst langweilig zu nennen. Uns wurde sie aber durch eine eigenthümliche Begegnung hochinteressant gemacht. Ein Araberstamm kam nämlich aus der Wüste herauf, um seine verbrannten Winterweiden mit den Sommerweiden in den Aurès zu vertauschen. Ich konnte seinen Namen nicht in Erfahrung bringen; wahrscheinlich war es eine Abtheilung der Ouled Zeyan, die in den Oasen Beranis, Djemôra und Beni Suik überwintern. In Trupps von 30 bis 40 Kameelen getheilt, jeder mit der entsprechenden Anzahl von Menschen und den zugehörigen Schafen und Ziegen, bedeckten sie die ganze Hochebene auf Stunden hin. Die einen kamen uns schon in voller Marschrüstung entgegen, die Kameele bepackt, die jüngeren hübscheren Frauen und ein Theil der Kinder auf ihnen sitzend, letztere meist in förmlichen Nestern, mit einem Lämmchen oder einem Hund als Spielkameraden, die älteren Frauen wie Lastthiere bepackt hinten nach keuchend, die Männer auch zu Fuss, die Kameele führend oder die Schafe und Ziegen,

die sich, obschon mit einander weidend, immer getrennt halten, nachtreibend, nur wenige zu Esel. Andere brachen gerade ihre Lagerstätten ab, wieder andere lagerten noch ganz ruhig, und ein Trupp war schon wieder mit dem Aufschlagen des Lagers beschäftigt. Pferde sahen wir nur ganz wenige, Rinder gar keine; sie sind zu anspruchsvoll im Futter und halten die Hitze nicht recht aus. Die Frauen mit ihren armdicken Zöpfen und ungeheuren Ohrringen waren natürlich unverschleiert, wie die Beduinenfrauen immer; im grellfarbigen Aufputz, in Gang und Haltung erinnerten auch sie wieder auffallend an unsere Zigeuner. Es war ein hochinteressantes Bild, eine Scene aus dem alten Testament; gerade so ist schon Abraham mit seinen Heerden im Sommer das Jordanthal zum Hermon hinaufgezogen und im Winter wieder hinunter zum todten Meer. Ganz besonders bewegt gestaltete sich das Treiben, wenn unsere Diligence, im Trab um eine scharfe Ecke biegend, auf einmal in einen ruhig dahinziehenden Trupp hineinsauste; wie dann die Frauen aufkreischten und Alles durcheinandersprang, um die störrischen Kameele und Esel von der Strasse wegzubringen.

Bei el Biar, einem unbedeutenden Oertchen, treten wieder die ersten Spuren fliessenden Wassers auf; eine Wasserscheide ist nicht bemerkbar; die Ravins verlegen ihren Anfangspunkt immer weiter nach Batna hin und werden mit der Zeit schon das Gebiet der Stadt und der Abflüsse des Cedernpiks dem System des Ouëd Kantara anschliessen. Die Gegend bleibt gleich kahl bis nach Ain Touta, der Relaisstation, wo man im Schutz einer Smalah der Spahis eine Anzahl Elsässer angesiedelt hat. Der Boden scheint fruchtbar und ist auch nicht schlecht bewässert, aber das Dorf macht trotzdem keinen prosperirenden Eindruck.

Nun erscheint am Horizont die scharfgezackte Bergkette, welche die Wüste vom Hochplateau scheidet, und bald beginnt die Strasse sich zu senken. Früher war hier eine sehr gefährliche Stelle und manches Unglück ist beim Hinabfahren passirt, jetzt führt eine gute Chaussée in langen Serpentinen am Steilhang hinunter durch eine abschreckende Steinwüste, in der man keinen grünen Halm sieht. Immer enger schliessen sich die Berge zusammen; noch einmal biegen wir um eine Ecke, und nun sehen wir uns in einem ringsum von Felsenbergen eingeschlossenen Kessel, aus dem sich kein Ausweg zu bieten scheint. Auf einer schönen

einbogigen Eisenbrücke überschreiten wir den wasserreichen, wildschäumenden Fluss, Gärten mit üppigem Grün umgeben uns plötzlich, auf einer kleinen Ebene lagert ein Trupp Chasseurs d'Afrique; gleich darauf halten wir vor dem von hohen Bäumen überschatteten Hôtel Bertrand, unsrem heutigen Reiseziele.

Die Mittagssonne glühte furchtbar in dem ringsumschlossenen Becken und so wunderbar pittoresk der Anblick war, suchten wir nach dem Frühstück doch erst ein Stündchen Ruhe im kühlen Zimmer. Aber das seltsame Leben draussen, das wir durch die Jalousien erkennen konnten, liess uns nicht lange rasten. Hier muss vorbei, wer von der Wüste auf die Hochebene hinauf will und umgekehrt. Am Calceus Herculis hatten darum schon die Römer einen befestigten Posten und die Türken ein Bordsch, an dessen Thoren sie das Vieh der durchpassirenden Nomaden zählten und den Zehnten erhoben. Hier errichteten auch die Franzosen nicht nur eine Steuerhebungsstelle, sondern auch einen Zollposten, der von den aus der Wüste einpassirenden Karawanen Eingangszölle erheben sollte. Das vernichtete natürlich den ganzen Handel Konstantines mit dem Süden; die Saharabewohner gingen lieber nach Tripolis, wo man überdies ihnen der Sklaven wegen nicht so genau auf die Finger sah und wo sie in den Bazars viel leichter gerade die Waaren fanden, welche im Süden gebraucht werden. Jetzt hat man das Zollamt aufgehoben und die Douaniers, welche die Wüstengrenze abpatroullieren mussten, in angenehmere Gegenden versetzt, aber den Handel hat man nicht wieder in Flor bringen können. Nur die Oasen des Ziban und Tuggurt verproviantiren sich noch auf dem alten Wege; schon Wargla, obwohl französisch, gravitirt nach Tripolis hin; von allen algerischen Städten hat nur Tlemcen es verstanden, sich den Karawanenhandel mit der Sahara zu erhalten.*) Ob die Erbauung der Eisenbahn von Batna nach Biskra darin eine Besserung schaffen wird? Ich glaube es kaum, denn keine Nation ist weniger geeignet, sich in ihrer Produktion den

*) Auch dort klagt man neuerdings sehr über die Abnahme des Besuches aus Tafilalet und Tuat, lediglich in Folge einer unvernünftigen Anwendung der französischen Vorschriften auf die an keine Autorität gewöhnten Saharabewohner. Ehe diese ihre Waffen abgeben und sich bestimmte Lagerplätze in umschlossenen Räumen anweisen lassen, machen sie lieber den beschwerlichen und unsicheren Weg über den Atlaskamm nach Marräkäsch.

Bedürfnissen der Eingeborenen anzupassen, als die französische. Selbst in ihrem eigenen Besitz gewinnen ihr trotz aller officiellen Begünstigung die englische und sogar ungeachtet der chauvinistischen Hetzereien die deutsche Industrie von Jahr zu Jahr mehr Terrain ab. In Tunis aber ist der französische Import so gering, dass die angesiedelten Franzosen laut nach völliger Annexion rufen, um dieser »illegitimen Ausbeutung« durch Fremde ein Ende zu machen; Hamburg macht trotz der so viel grösseren Entfernung dem näheren Marseille siegreiche Konkurrenz.

Trotzdem ist Leben genug auf der Strasse. Der Oberkommandant der algerischen Armee, Herzog Davoust von Auerstädt kam mit seinem Gefolge und einer bunten Eskorte von der Inspektion der Garnison in Biskra zurück; andere Truppen marschirten vorüber, um die Garnisonen im Süden abzulösen und zu verstärken; von Biskra kamen Wägen mit Leuten, welche für die Pfingstfeiertage eine kühlere Region aufsuchen wollten; Araber wanderten in kleinen Trupps vorbei, Berber aus der Oase boten alles Mögliche zum Verkauf an, und das Alles hielt in dem kühlen Schatten vor dem Hôtel an und erquickte sich an dem köstlichen frischen Wasser des Brunnens, dem diese Ansiedelung ihre Existenz verdankt.

Unmittelbar südlich vom Hôtel erhebt sich mauerartig und unersteiglich ein Felsenkamm. Der Oberrand, durch die Verwitterung eigenthümlich gezackt, schneidet scharf gegen den Himmel ab; keine Spur von Grün ist in den Spalten zu erkennen, das Ganze ein Bild der furchtbarsten, trostlosesten Unfruchtbarkeit. Wenige Schritte bringen uns vom Hôtel an seinen Fuss und nun erst sehen wir, dass eine enge Kluft hindurchschneidet und dem Flusse einen Ausweg gestattet.

Aber auch nur dem Fluss. Senkrecht stürzen von beiden Seiten die Felsen in sein schäumendes Wasser hinein ab, und schon die Römer, wenn nicht schon ihre Vorgänger, sahen sich gezwungen, Felsen zu sprengen, um Raum für einen Pfad zu gewinnen. Noch führt ihr Weg erkennbar zu einer Steinbrücke, die, ein Römerwerk, den Stürmen von achtzehn Jahrhunderten getrotzt hat und nach einer gründlichen Reparatur durch die Franzosen wieder manches Jahrzehnt wird mitmachen können; sie hat, als die einzige ihrer Art auf viele Meilen in die Runde,

dem Pass und dem Fluss den Namen gegeben.*) Heute steht sie unbenützt, denn die neue französische Staatsstrasse überschreitet den Fluss auf einer schönen Eisenbrücke schon oberhalb des Wirthshauses und ist in ihrer ganzen Ausdehnung in die Felsen des linken Ufers eingehauen. Ein vorspringender Felssporn sperrt auch dem auf ihr dahin Wandelnden die Aussicht, bis er an die alte Brücke kommt und auf diese hinaustritt. Dann aber steht er staunend still, denn vor ihm öffnet sich der Mund der Wüste und zwischen den hohen nackten Wänden blickt man hinaus auf eine fast schwarze geschlossene Masse von Bäumen, den Palmenwald von el Kantara, die erste Oase. Dahinter dehnt sich eine weite kahle Fläche, wüst genug, wenn auch noch nicht die eigentliche Wüste, denn nach Süden hin begränzen die kahlen Felsenberge des Dschebel Kteuf, trotz der Ferne vollkommen klar erkennbar, den Horizont. Der Araber aber rechnet von hier den Beginn der Sahara und gibt der Stelle den äusserst bezeichnenden Namen Foum-es-Sahara, der Mund der Wüste. Die Schlucht ist nur kurz. Jeder Schritt weiter lässt den Palmenwald prächtiger hervortreten und in demselben erscheinen nun auch die niederen Lehmhütten, in denen die Oasenberber wohnen, und die Lehmmauern, welche die einzelnen Gärten von einander trennen. Eine höhere Mauer, aus abwechselnden Schichten von Rollsteinen und Lehm erbaut, umgibt die ganze Oase; noch zeigt sie hier und da Zinnen und höhere Wachtthürme. Aber die Zeiten sind vorbei, in denen von diesen unablässig die Wächter hinausspähen mussten nach den Wüstenraubvögeln, die gar zu gerne im Vorbeigehen sich ein wenig verproviantirten; die Franzosen halten jetzt strenge Ordnung, und Mauer und Thürme zerfallen.

Ein schmaler, schluchtartiger Weg, die direkte Fortsetzung eines vom Berg herabkommenden Bachbettes, bot endlich einen Eingang in das Dorf, oder richtiger in eines der drei Dörfer, aus denen die Oase besteht. Auch dieser Pfad ist von hohen Lehmmauern eingefasst, in denen niedere Löcher, höchstens 2' im Quadrat, die Gartenthüren vorstellen. Das Wasser des Ouëd Kantara rieselt überall; eine Barrage rohester Konstruktion staut ihn kurz unterhalb der Römerbrücke; nur aus wenigen Felsblöcken bestehend, deren Zwischenräume man mit kleineren

*) Kant'ra heisst im Arabischen die Brücke; der Name hat sich auch in Sicilien erhalten.

Steinen ausfüllt, ist sie hier zweckmässiger, als irgend ein kunstreicher und kostspieliger Quaderbau, welcher den verheerenden Anschwellungen des Bergstroms doch einmal erliegen würde. Hier und da konnten wir über die Mauern weg sehen; die Palmen waren meistens nahe der Mauer im Viereck ringsherum gepflanzt, in der Mitte standen Aprikosen, Granaten und andere Obstbäume, denen die Palmenkronen Schutz gegen die Wüstensonne bieten müssen; den Boden decken Gemüsepflanzungen, die freilich sorgsamer gepflegt sein dürften; Baumwolle und die unentbehrliche Henna (*Lawsonia inermis*) werden für den Hausbedarf fast in jedem Gärtchen kultivirt. Etwas weiterhin kamen wir in das Dorf. Vier Mauern aus an der Sonne getrockneten Lehmsteinen mit zwischenliegenden Rollsteinen, die, für eine Schicht immer von ziemlich gleicher Grösse ausgesucht und nach einer Seite gerichtet, mitunter ganz hübsche Muster hervorbringen, bilden die Häuser; von Fenstern ist natürlich keine Rede, nur eine niedere Thür lässt etwas Licht ein; halbirte Palmenstämme, mit Palmwedeln überdeckt, tragen das flache Dach und springen unter der Brüstung vor. Nur zwei waren etwas grösser; bunte Kattune und die unvermeidlichen Schnupftücher waren an der Thüre aufgehängt und zeigten an, dass hier ein paar strebsame Mozabiten ihren Laden errichtet. Sonst war in dem Dörfchen wenig zu sehen und wir kehrten bald zur Strasse zurück, die unmittelbar dem Rande der Oase entlang läuft. Hier stehen noch ein paar Cafés und Läden für die Passanten und vor ihnen lagen eine Anzahl Berber im Schatten auf Matten ausgestreckt und — spielten mit dem grössten Eifer Karten. Wovon sie bei dem mangelhaften Anbau des Bodens eigentlich leben, weiss ich nicht; die Datteln, welche in den südlicheren Gebieten die Hauptnahrung liefern, sind hier in der geschützten Ecke zwar besser, als in den übrigen Oasen des Ziban, aber doch noch wenig werthvoll und werden fast nur als Viehfutter benutzt; der Handel ist in den Händen der Mozabiten und die Industrie beschränkt sich auf die Hausweberei der Frauen. Die Gegend scheint auch nicht recht voranzukommen, sonst würde man bei dem dauernden Frieden längst daran gedacht haben, eine Barrage höher oben anzulegen und dadurch das anbaufähige Terrain zu vermehren, was keine Schwierigkeit hätte.

Dass es einmal besser gewesen, zeigen noch erhaltene B-

wässerungsgräben in höheren Niveaus und noch mehr Grabsteine mit hübschen Reliefs, aus christlichen Zeiten stammend, die hier und da in die Lehmwände eingelassen sind.

Ein reizendes Bild erblickt man, wenn man jenseits des Palmenwaldes ein paar hundert Schritt links von der Strasse hinaufsteigt. Dann bilden die dichten Palmen einen prachtvollen Vordergrund, hinter welchem sich die kahlen Felsen des Dschebel Gaus und des Dschebel Tilatu erheben, mauergleich stundenweit hinstreichend, nur geschieden durch den dunklen Spalt des Mundes der Wüste. Der Felskamm aber erscheint in wunderbarer Regelmässigkeit gezackt durch Klüfte, von denen sich Regenbetten bis zum Fuss der Felsenwand herabziehen.

Das Hôtel am Mund der Wüste ist für einen Naturforscher kein schlechtes Standquartier, nur muss er früher im Jahre kommen, als wir. Ende Mai haben die meisten Thiere schon ihre Sommerquartiere bezogen und es ist nicht leicht und bei der glühenden Sonne auch kein Vergnügen, sie in ihren Verstecken aufzusuchen. Nur die grossen Stachelschwanzeidechsen (*Uromastix acanthinurus* Bell.) fühlen sich dann erst wohl und hocken vergnügt auf den heissen Steinen; sie werden von den Eingeborenen gegessen und sollen dem Kalbfleisch ähnlich schmecken; auch den Fremden werden sie gewöhnlich als Rarität angeboten; sie sind träg und vollkommen harmlos und lassen sich in der Gefangenschaft lange am Leben erhalten.

Auch das Manchettenmouflon (*Musimon tragelaphus*) hat hier seinen Lieblingsstandort, aber seine Jagd ist für den Europäer doch etwas gar anstrengend. Während das Thier in der Ebene so langsam vorankommt, dass es jeder Hund einholt, ist es in den Felsen flüchtig wie die Gemse, und wenn ein unermüdlicher Verfolger es endlich eingeholt und am Rande eines Abgrundes gestellt hat, muss er sehen, wie es sich plötzlich mit dem Kopf voran bis hundert Fuss tief hinunterwirft und, auf die mächtigen Hörner fallend, unbeschädigt davoneilt. Für uns ergab die Umgebung von el Kantara nur sehr dürftige Resultate; die überall vorkommende *Leucochroa candidissima*, *Stenogyra decollata* und eine in den Gärten der Oase einzeln vorkommende kleine *Xerophila* bildeten die ganze lebende Schneckenfauna. Dagegen wurden wir an der Böschung der neuen Chaussée sehr angenehm überrascht durch eine merkwürdige und reiche subfossile Fauna, deren zum Theil neue Arten früher hier gelebt haben

müssen, während wir keine Spur mehr von ihnen finden konnten. Genauere Forschungen in günstigerer Jahreszeit würden vielleicht bessere Resultate ergeben.

Am anderen Mittag ging es weiter der Wüste zu. Mit dem Ende der Oase hört auch die neue Strasse auf und beginnt ein Weg, den man gerade nicht gut nennen kann. Ueber die steinige Fläche kommen von den Aurès eine ganze Menge Bachbetten herab, die, obschon im Sommer kein Wasser führend, doch mitunter recht tief eingerissen und steilrandig sind. In schärfstem Galopp geht es durch sie hindurch, damit die Pferde beim Hinauffahren soviel wie möglich durch die Wucht des im Schuss befindlichen Wagens unterstützt werden, und dabei sind Purzelbäume keine Seltenheit. Wir hatten Glück; einige Monate früher war ein hoher französischer Funktionär des selbigen Weges gefahren und hatte sich beim Umwerfen der Diligence die Nase zerstossen; das hatte geholfen und die schlimmsten Stellen waren ausgebessert. Durch ödes, steiniges Feld folgen wir immer dem Flusse, der noch Wasser genug führt, um das ganze Land zu befruchten, und auch im Sommer nie ganz versiegt. Allenthalben sind römische Ruinen, ein Beweis, dass man das Land früher besser zu benützen verstand. Auch ein Telegraphenposten befindet sich in einem römischen Thurm; der Name dieser Ansiedelung, Burgum Commodianum, ist auf uns gekommen.

Etwas weiterhin folgt eine kleine Ebene, in welcher ein paar Palmbäume eine Ansiedelung verrathen. Aber ehe wir sie erreichen, passirt uns etwas, was vielleicht noch keinem Saharareisenden widerfahren: unser Wagen bleibt im Schlamm stecken und wir müssen aussteigen und durchwaten, so gut es geht. Ein Wolkenbruch war in den Aurès nieder gegangen und hatte die ganze Ebene unter Wasser gesetzt, ein unerhörter Fall Ende Mai. Hier an der Source aux Gazelles hatte sich eine französische Familie in einer geräumigen Bretterbude angesiedelt, bebaute einen kleinen Garten und verkaufte Erfrischungen an die passirenden Fremden. Unter der Veranda hing ein segeltuchener Wasserschlauch mit einem eingesetzten Krahnen; das Wasser war in Folge der Verdunstung köstlich kühl. Wer die Südseite der Aurès, den in naturwissenschaftlicher Beziehung noch am wenigsten erforschten Theil Algeriens, genauer untersuchen will, würde hier einen Stützpunkt für seine Exkursionen finden.

Weiterhin nimmt die Fläche den Charakter der Salzwüste an, Salzkrystalle bedecken den Boden, aber die Vegetation ist reichlicher, als bisher; Binsen, Halfagras und eine blaugrüne Salzpflanze treten in grossen Mengen auf; wir sind dem Salzberge von el Outaja nahe, obschon wir ihn selbst nicht zu Gesicht bekommen. Noch ein paarmal geht es durch trockne Flussbetten hindurch, dann überschreiten wir den Hauptfluss auf einer neuen Gitterbrücke und steigen auf dem jenseitigen Ufer zum Löwenjoch (Col des Lions) hinauf. Oben öffnete sich ein weiter Blick über ein von kühngeformten Felsbergen eingefasstes Becken; der Boden ist völlig eben und kahl, wie wir uns die Wüste denken, und auch Palmenwälder fehlen nicht darin, aber es ist kein Sand, sondern ein fruchtbarer Lehm, wir sind noch nicht in der Wüste, sondern in dem Becken von el Outaja, und die gleichnamige Oase liegt dicht vor uns. An ihrem Eingang wird vor einem kleinen Wirthshaus umgespannt. Wir treten in den niederen Raum; am Schenktisch hängt der »hinkende Bote«, die Wirthin ist eine Elsässerin, die in 1871 mit ihrer Familie die Heimath verlassen und nun, an einen Italiener verheirathet, hier am Rande der Wüste haust. Sie freute sich kindlich, wieder einmal »dütsch« sprechen zu können, schien aber mit ihrem Schicksal durchaus nicht unzufrieden. Neben dem Wirthshaus war eine Smalah der Spahis, etwas weiterhin lagerte ein Trupp Chasseurs d'Afrique, und die Leute patschten in den Bewässerungsgräben herum und waren eifrig beschäftigt Frösche zu fangen zum Abendessen.

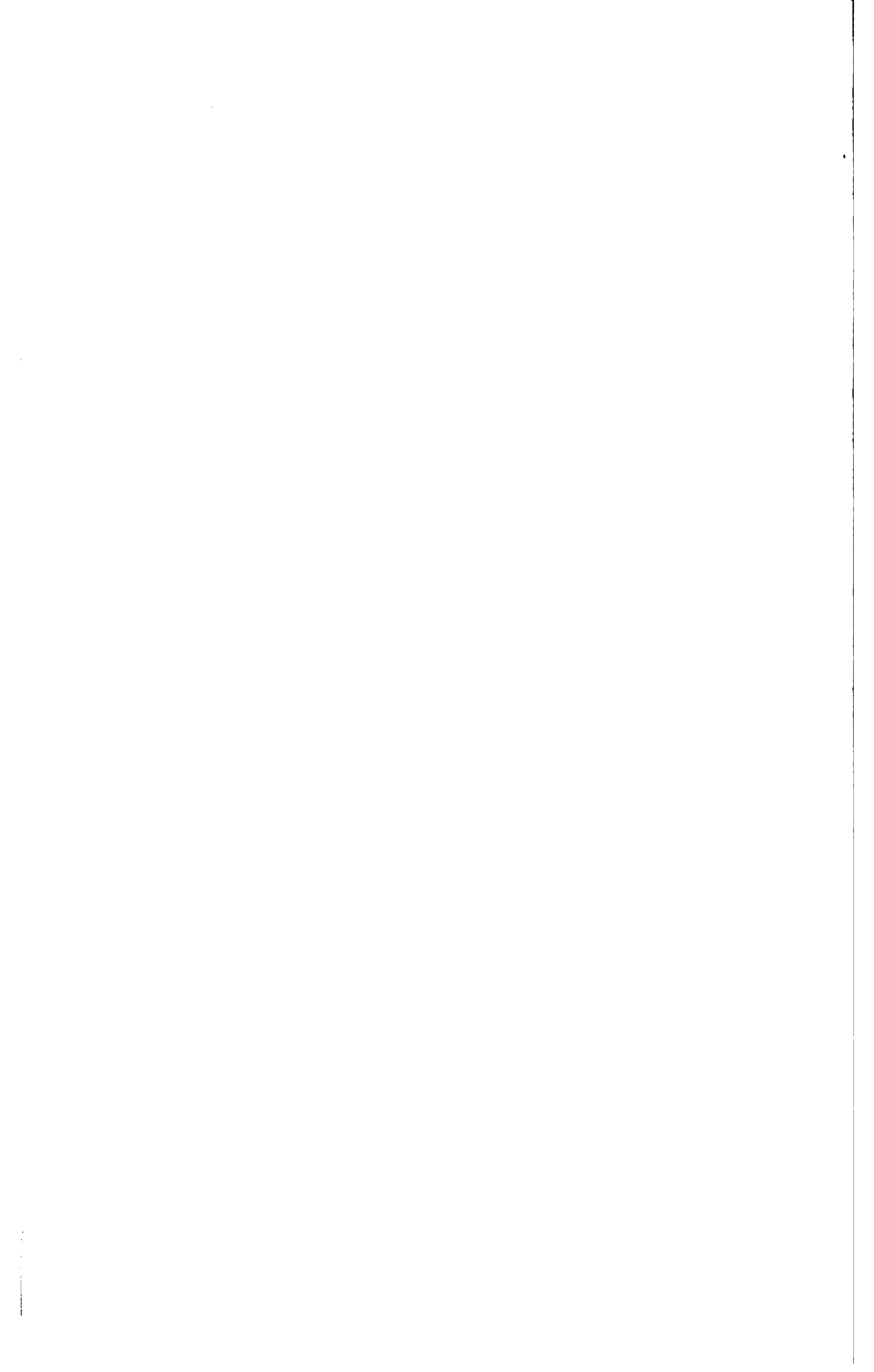
Wieder ging es eine Stunde weiter über die tischgleiche aber völlig kahle Ebene, auf der kaum einzelne dornige Büsche den Kameelen eine kümmerliche Weide boten. Dann lagen plötzlich europäische Gebäude vor uns, die bekannte Ferme des Herrn Dufour. Wir hielten am Thor und ich folgte den anderen Passagieren, welche in die Ferme hineingingen. Neben Gerste und Weizen, die ausgezeichnet gedeihen, baut der Besitzer auch in grossem Maassstab Zuckerrohr, und, der Letzte in Algerien, Baumwolle. Er hat aber auch Weinberge angelegt, die ausgezeichnet standen und schon Trauben von zwei Fuss Länge zeigten; freilich waren sie auch nicht geschnitten, wie in Frankreich, sondern Herr Dufour liess ihnen alles Laub und band die Triebe zusammen, um so die Trauben vor der Sonnengluth zu schützen. Auch Birnen,



Zu p. 324.

Lith. Anst. v. Werner & Winter Frankfurt a/M.

DER MUND DER WÜSTE



Aepfel und Orangen gedeihen noch ganz gut. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine wunderbare und die Ebene, der es ja auch an Wasser nicht fehlt, könnte eine nach vielen Tausenden zählende Bevölkerung ernähren und in ihrer ganzen Ausdehnung in einen üppigen Garten umgewandelt werden, so gut wie eine der spanischen Vegas. Es fehlt nur an Menschenhänden und an einer besseren Verbindung mit dem Meere, welche allerdings binnen Kurzem durch die Bahn Batna-Biskra beschafft werden wird. Herr Dufour bewirthschaftet seine Ferme in der rationellsten Weise; er benutzt die modernsten Maschinen, selbst die amerikanischen Mistgabeln mit Hickorystiel sah ich hier und vor dem Thore stand eine Mähmaschine mit Garbenbinder neuester Konstruktion. Aber gerade gegenüber, nur durch die Strassenbreite geschieden, vor ein paar Berberhütten hockte eine Negerin und stampfte mit einer hölzernen Keule eine Weizenähre nach der andern aus; dann strich sie die Körner mit einem trocknen Palmenwedel zusammen und reinigte sie nothdürftig in einem Sieb, dessen Boden kreuzweis gespannte Halfahalme bildeten, ganz wie es schon vor vielen Jahrtausenden ihre Vorfahren gethan, und sie summte eine Weise dazu, die vielleicht nicht minder alt ist, als ihre Dreschweise. Es wäre schwer, sich einen schärferen Kontrast zu denken.

Weiter ging es über die Ebene; der Boden blieb immer gleich fruchtbarer Lehm, ein unzweifelhaftes Zeichen, dass sich hier einmal ein See dehnte. Jetzt war er völlig kahl; nur die Dolden von *Daucus Visnaga*, der Wüstenrübe, hier einem gefürchteten Unkraut, zeigten hier und da die Stellen gelegentlich bearbeiteter Felder an, sonst war jede Vegetation erstorben, obschon man auf dem Boden deutlich die Spuren kürzlich niedergegangenen Regens erkannte. Thier und Pflanze sind in diesen Regionen so an die regelmässige Abwechslung der Jahreszeiten gewöhnt, dass sie sich durch abnorme Witterung nicht irre machen lassen. Jetzt war es wieder trocken, aber die Räder der Diligence schnitten noch tief in den Boden, auf dem kein Weg existirt, und wir brauchten drei gute Stunden, bis wir uns endlich dem Südrande des Beckens näherten. Auch hier hat man glücklicher Weise den Weg gebessert und ungefährdet kamen wir hinauf auf den Col de Sfâ.

Oben auf dem Joche hält selbst die gefühllose Diligence und jeder Reisende springt heraus, denn nun endlich breitet sich vor ihm, grenzenlos nach Süden verschwimmend, die unendliche Wüste. »La mer,

la mer,« riefen die französischen Soldaten, als sie zum ersten Mal diese Höhe erreichten und die Aehnlichkeit mit dem Meer drängt sich unwillkürlich Jedem auf. Aber es ist nicht das stille, glatte Meer, nicht eine endlose ebene Sandfläche, wie man sich so gerne die Wüste träumt; wie im Sturm erstarrte Wogen sieht die nächste Parthie mit ihren tief eingerissenen Bachbetten und tafelförmigen Erhöhungen aus; wenn, wie vor unsren Augen, ein schweres Wetter über die Ebene herankommt, ist die Täuschung vollständig, und unwillkürlich horcht man nach dem Donner der Brandung. Aber es blieb uns keine Zeit zu langem Bewundern; unheimlich drohend kam das Gewitter über die Ebene her, die Wolken lagen fast auf der Erde und verhüllten die noch eine gute Stunde entfernten Palmenwälder von Biskra, und die noch vor uns liegende Wegstrecke ist keine der besten; in schärfstem Trab ging es den steilen Berg hinab und dann weiter, durch ein paar Ravins hindurch, nachher über ebeneres Land. Es begann zu regnen; jeder Tropfen zischte förmlich auf, wenn er die erhitzten Rollsteine berührte und bald bedeckte eine Schicht weissgrauen Wasserdampfes gespenstisch weithin die Ebene. Aber die Pferde hielten sich wacker und ehe das Gewitter in voller Wuth losbrach, tauchten Cypressen und Palmen vor uns auf und wir rollten in die von Arkaden eingefassten Strassen von Biskra, in denen man eben die Laternen anzuzünden begann.

Es war nur ein kurzer Augenblick gewesen, den wir oben hielten, aber er hatte genügt, um in mir einen Gedanken wachzurufen, der vielleicht nicht ohne Bedeutung ist für die Lehre von der Bildung der Sahara. Bekanntlich streitet man seit mehreren Jahrzehnten sehr eifrig über die frühere Beschaffenheit der grossen nordafrikanischen Wüste und die Bedeutung derselben für das Klima Deutschlands. Der schweizer Geologe Desor hat zuerst die Ansicht ausgesprochen, dass wir nur der Sahara als der Heimath des Föhn respektive des Scirocco es verdanken, dass unsre Heimath nicht wie die unter gleicher Breite in Nordamerika liegenden Gefilde von Labrador von Schnee und Eis starrt und sich eines so unverhältnissmässig milden Klimas erfreut. Der Gedanke lag nahe, die Zeit, in welcher das nicht der Fall war, die Eiszeit, dadurch zu erklären, dass damals die Sahara, der Ofen der grossen Luftheizung für Mitteleuropa, noch nicht in der heutigen Weise existirt habe. Auf einer Reise, welche Desor mit

seinem Freunde Escher von der Linth und dem Botaniker Charles Martin von Montpellier eigens deshalb unternahm, fanden sie südlich und südwestlich von Biskra einzelne Schalen der gemeinen Herzmuschel (*Cardium edule* L.) und schlossen daraus, dass die Sahara in einer verhältnissmässig nicht weit entlegenen Zeit vom Meere überdeckt, dass in Folge davon der Südwind kälter gewesen und die Vereisung der Alpen und des ganzen Nordens eingetreten sei; die Hebung der Ebene über den Meeresspiegel bedingte dann naturgemäss die Entstehung des Sirocco-Föhn und das Aufhören der Eiszeit.

Diese Theorie erscheint in ihrer Einfachheit so unbedingt einleuchtend, dass sie allgemeine Annahme fand und namentlich in populären Schriften heute noch Geltung hat. Nur Dove, der berühmte Meteorologe, bekämpfte sie entschieden, weil er annahm, dass der Föhn nicht mit der Sahara zusammenhänge und die von Nordafrika nach Norden strömende Luft durch die Umdrehung der Erde soweit abgelenkt werden müsse, dass sie erst in Asien den Boden berühren könne. Ich will hier nicht weiter auf das Verhältniss zwischen Föhn und Scirocco eingehen, kann mir aber doch die Bemerkung nicht versagen, dass unter dem Namen Scirocco in Nordafrika und am westlichen Mittelmeer ziemlich überall zwei Winde zusammengefasst werden, die gleichen Ursprung, aber eine sehr verschiedene Intensität haben. Der eine ist der gewöhnliche warme Südwind, ohne begleitende Staubmassen, wie man ihn sowohl in Nordafrika wie in Süditalien und Spanien so oft beobachtet; er erhöht die Temperatur, macht sich für den Menschen unangenehm empfindlich, schadet aber der Vegetation nicht. Diese Form wird bedingt durch das ruhige Abströmen der Wüstenluft; ihr entspricht wohl auch der Harmattan, dessen persönliche Bekanntschaft ich aber noch nicht gemacht habe.

Ein ganz anderes Bild bietet sich, wenn die zweite Sciroccoform auftritt. Am Südhimmel zieht eine fahle Röthe auf, eine entsetzliche Schwüle entsteht, blutigroth und strahlenlos steht die Sonne an dem wolkenlosen Himmel. Auf der Erde herrscht eine unheimliche Stille und Ruhe; nicht nur die grösseren Thiere und Vögel, auch die kleinen Insekten bis zu den Ameisen hinab bergen sich in den Verstecken; die Heerdenthiere ducken sich an einigermassen geschützten Stellen, die Kameele der Karavane werfen sich nieder, Hals und Kopf nach Norden hin lang ausstreckend, und

der Araber, der kein schützendes Obdach mehr erreichen konnte, hüllt sich in den Burnus und legt sich, das Gesicht dem Boden zugewandt, neben seine Thiere. Noch ein banger Augenblick, dann wandeln dichte Staubmassen den Tag in Nacht, und ein heulender Sturm fegt über den Erdboden, glühend, als ob er aus einem Backofen käme. Vor ihm welken die Blätter an den Bäumen, die Saaten verdorren, die Weintrauben am Stock schrumpfen zu Rosinen zusammen; den Karawanen lässt er das Wasser aus den Schläuchen verdunsten, dass sie nachher dem Durste erliegen. Das ist der *Samum*, den die Egypter als *Typhon*, den Todfeind ihres blühenden Lebens, bildeten, und die Griechen als einen gelbgemähnten Löwen mit offenem Rachen, der alles Lebende verschlingen will; sie errichteten ihm Tempel und brachten ihm Opfer, damit er ihre Gestade verschone. *Faivugna* nennt ihn der Süditaliener, *Solano* oder *Leveche* der Andalusier, selbst auf dem fernen, meerumschlossenen Madera fürchtet man ihn als *Leste*. Heftige Stürme der Art kann man regelmässig durch ganz Italien bis nach der Schweiz und Deutschland verfolgen, und in der Schweiz treten sie naturgemäss unter dem Bilde des Föhn auf, heisser und unangenehmer, als am Südfuss der Alpen, gerade wie der Scirocco in Palermo empfindlicher wird, wie in Südsicilien, und in Apulien mehr als in Taranto. Manche Föhnwinde, und gerade die heftigsten, haben also trotz Dove's Behauptung ihre Quelle in der Sahara, wenn auch die meisten wohl nur Lokalerscheinungen sind, bedingt durch verschiedenen Barometerstand und dadurch hervorgerufenes Ueberströmen der Luft über die trennende Alpenkette. Ich habe den Scirocco zu oft sowohl am Rande der Wüste wie diesseits des Mittelmeeres beobachtet, um über seine Wüstenheimath noch irgendwie im Zweifel zu sein. Der schwere Scirocco, der am 2. und 3. Dez. 1872 im vorderen Mittelmeer so furchtbaren Schaden anrichtete und unter anderen den Hafendamm in Neapel wegriss, führte in Taranto, wo ich ihn frisch vom Meere herkommend beobachtete, ganz dieselben Staubmassen mit sich, wie ein ächter afrikanischer Gebli. Ueberdies haben auch Hellmann*) den sogenannten Passatstaub und Tissandier und Tacchini den Sciroccostaub in Europa völlig identisch mit den feinen Bestandtheilen des Saharabodens ge-

*) Cf. Monatsber. Akad. Berlin 1878 p. 368.

funden. — Zum Glück für die Mittelmeerländer sind solche heftige Stürme im Frühjahr selten, erst wenn im Mai der Boden der Wüste von den steiler auffallenden Sonnenstrahlen stärker erhitzt ist, beginnt die Gefahr, aber dann ist der Hauptheil der Ernte auch schon in Sicherheit.*)

Aber das nur nebenbei. Man mag über die Heimath des Föhn denken, wie man will, die Desor'sche Eiszeit-Theorie ist unmöglich geworden, seit die neueren Reisen ergeben haben, dass weitaus der grössere Theil der Sahara schon zur Kreidezeit und noch früher Festland gewesen ist und dass die Theile, welche zur Tertiärzeit oder gar noch später vom Meere bedeckt waren, nur einen verschwindend kleinen Theil der Oberfläche einnehmen. Schalen von Cardium edule hat zwar Marès noch in der Seehöhe von 130 m bei Ouargla und selbst in 400 m Höhe an der Daja von Habessa südlich vom 32. Breitegrade gefunden, es hat somit ein Theil der Sahara an der Hebung der Atlasregion Theil genommen, doch sind es nur kleinere Parthien, welche Spuren von Meeresbedeckung zeigen; weitaus der grössere Theil ist älteren, zum Theil uralten Ursprungs.

Aber war er immer Wüste, wie heute? Das ist eine Frage von weittragender Bedeutung und ihre Beantwortung von grosser Wichtigkeit für die allgemeine Klimatologie und unsere Vermuthungen über die Zukunft der Erde. Dass nicht immer der ungeheuere, 160 000 Quadratmeilen einnehmende Raum zwischen Atlas und Mittelmeer einerseits und dem Sudan andererseits mit Ausnahme der heutigen Oasen unbewachsene Einöde gewesen, kann keinem Zweifel unterliegen. Die trockenen, aber tief eingerissenen steilrandigen Flussbetten, die man allenthalben in der Sahara antrifft, beweisen, dass früher sich hier wenigstens zeitweise grosse Wassermassen bewegten, wie sie heute nicht mehr vorkommen können. Noch in dem Beginn der geschichtlichen Zeit muss die Sahara wegsamer gewesen sein, als heute; schon der Umstand, dass vor der Einführung des Kameels überhaupt ein Verkehr zwischen den Mittelmeerländern und dem Sudan

*) Woher kommt der Name Sciroceo? Ich habe bis jetzt noch keine befriedigende Ableitung gefunden. G. vom Rath (Reisebriefe II. p. 19) möchte ihn von *esch-Scheria* ableiten, dem arabischen Namen der Jordanspalte, durch welche der arabische Wüstenwind nach Nordpalästina und Syrien hereinbricht, doch will mir das nicht recht einleuchten.

möglich war, genügt, um das zu beweisen. Wir wissen aus Herodot, dass mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung eine Anzahl Jünglinge aus dem Volke der Nasomonen den kühnen Plan fasste, durch die Wüste nach den Ländern jenseits derselben vorzudringen und ihr Unternehmen glücklich durchführten. C. Sabatier*) hat neuerdings die Erzählung Herodots mit dem verglichen, was wir heute über die Verhältnisse in der Sahara wissen, und ist zu dem Schluss gekommen, dass die Reise der Nasomonen als eine historische Thatsache anzuerkennen sei: die Jünglinge durchwanderten zuerst das bewohnte Land von Fezzan, dann die Region el Ghaba, und gelangten schliesslich nach Tidikelt. Von dort wurden sie durch das damals noch sumpfige Gebiet des Teghazert nach Süden geführt und der Fluss, an den sie schliesslich gelangten, war der Niger. Wir sehen also damals das Land zwar schon als Wüste, aber für entschlossene und an Strapatzen gewöhnte Leute noch zur Noth durchwanderbar; heute würde auf dieser Strecke selbst für Beduinen und Tuareg eine solche Wanderung ohne Kameele absolut unmöglich sein.

Aber auch abgesehen von diesem Bericht und selbst abgesehen von der Frage nach der Einführungszeit des Kameeles,**)

*) Revue géographique internationale 1883, p. 197.

**) Die Belegstellen dafür, dass das Kameel erst zur Ptolemäerzeit aus Asien über Egypten nach der Cyrenaika gekommen, stellt schon Barth (Wanderungen, p. 3 ff.) zusammen; Caesar erachtet es noch als der besonderen Erwähnung werth, dass er dem König Juba 22 Kameele abgenommen. Auf keinem egyptischen Denkmal finden wir sie abgebildet; Rhamses scheint sie also auch in seinen vorderasiatischen Kriegen nicht erbeutet zu haben, und somit gewinnt die Annahme einer relativ neuen Einführung des Kameels auch in Vorderasien sehr an Wahrscheinlichkeit. Tchihatcheff (Asie mineure, Climatologie et Zoologie, p. 757) hat das auch aus dem bekannten Vorgange im Kampfe zwischen Cyrus und Krösus gefolgert, der allerdings beweist, dass damals den Lydiern wie ihren Pferden die Kameele noch fremd waren. Die Kameele der Araber erwähnt der Bericht Salmanassar V. über seinen Sieg bei Karkar 883 v. Chr. Dem gegenüber steht nur der von Dr. Mook bei Heluan in Egypten in einer Kulturschicht der Steinzeit ausgegrabene Kameelknochen, ein bis jetzt isolirt stehendes Faktum, das, wenn unbedingt sicher, freilich die Existenz des Kameels in Egypten schon zur Steinzeit beweisen würde. Angesichts des unbedingten Stillschweigens der alten Autoren, ja selbst des Strabo und Plinius über die Existenz des Kameels in Nordafrika genügt mir dieser Knochen nicht. Was die neueste Arbeit über diesen Gegenstand, die von Tietze (über Steppen und Wüsten, Wien 1885) dagegen vorbringt, scheint mir nicht

über die man ja noch immer streitet, abgesehen von den in die Felsen geritzten Zeichnungen tropischer Thiere, wie sie neuerdings Lenz wieder gefunden, beweist schon allein die Existenz des afrikanischen Elephanten in Nordafrika noch in historischer Zeit, oder wenn man sein Vorkommen in wildem Zustand als nicht genügend verbürgt bestreiten will, die Möglichkeit, grössere Mengen davon durch die Sahara zum Mittelmeere zu führen, unwiderleglich, dass noch vor zweitausend Jahren die Sahara weniger unwegsam war, als heute. Die »Verwüstung« hat also Fortschritte gemacht; aber wovon hängen diese ab?

Dass die Wüstenbildung an und für sich keine lokale Erscheinung ist, zeigt ein Blick auf die Karte; wir finden Wüsten in allen Erdtheilen, zwar in verschiedener Ausdehnung, aber immer in annähernd derselben geographischen Breite, nahe der Grenze zwischen den regelmässigen Passatwinden und der Zone der Winterregen. Ebenen unter diesen Breitegraden, über welche der Wind unbehindert streicht und deren strahlende Wärme die Regenwolken auflöst, sind im günstigsten Falle Steppen, im ungünstigen Wüsten. Die Sahara ist darum wahrscheinlich nie etwas Besseres gewesen, als eine im Sommer wüstenartig verbrannte Steppe, die Gebiete ausgenommen, in denen Bewässerung von den Randgebieten aus möglich ist. Je nachdem die Gewässer oberirdisch oder unterirdisch zufliessen und von selbst als Quellen oder durch Menschenhülfe als Brunnen zu Tage treten, entstehen die verschiedenen Formen der Oase. Oasen mit fliessendem Wasser sind gegenwärtig nur auf wenige kleine Distrikte am Südhang des Atlas beschränkt, alle von der Hochebene oder aus dem Hochgebirg kommenden Wasserläufe versiechen nach kürzerem oder längerem Lauf im Sande oder enden in einem Salzsee, dessen Becken sie heute nicht mehr bis zum Ueberlaufen füllen können. Aus den noch vorhandenen Flussbetten und aus den zum Theil von Salzseen erfüllten Niederungen können wir aber noch ersehen, dass es einmal anders war und dass längs des Südrandes des nord-

beweisend; dass ein Kameel einmal auf einer Inschrift in Theben als Attribut eines besiegten Araberstammes erscheint, kann nicht Wunder nehmen. Die beiden Kameelarten entstammen wohl sicher den Wüstensteppen Centralasiens, dass eine derselben in Afrika wild oder auch nur verwildert angetroffen worden sei, ist mir nicht bekannt geworden; es tritt überall nur als reines Hausthier auf, das ohne die pflegende Hand des Menschen verkommt.

afrikanischen Hochplateaus zwei mächtige Flusssysteme in entgegengesetzter Richtung liefen, welche in den Golf von Gabès und in den atlantischen Ocean mündeten. Von dem letzteren, dem heutigen Ouëd Drâa, wissen wir, dass er noch in historischer Zeit, als die Karthager die Westküste Afrikas kolonisirten, ein stattlicher Fluss war, in welchem Krokodile und Flusspferde lebten; heute erreicht nur in ganz besonders regenreichen Jahren ein schwacher Wasserfaden in seinem Bette das Meer. Woher kommt diese Wasserabnahme? Lenz sucht ihren Grund in der Entwaldung der Atlashöhen und der saharischen Gebirge. Das mag allerdings dazu beigetragen haben, doch glaube ich, man darf dieses Moment nicht überschätzen. Einmal ist die Waldverwüstung in Algerien denn doch nicht so fürchterlich, wie man gewöhnlich annimmt, und in Marokko wahrscheinlich noch viel weniger, und dann ist sie eine Verwüstung eigentlich nur in forstlichem Sinne. Man hat den Hochwald niedergeschlagen, aber an seine Stelle ist an weitaus den meisten Stellen der Buschwald getreten, und es fragt sich, ob dieser für die Aufspeicherung des Wassers nicht zum mindesten ebenso wirksam ist, wie der Hochwald.*) Als wir oben auf dem Col de Sfâ hielten, kam mir ein andrer Gedanke, der vielleicht eine Lösung der Frage bietet. Das Becken von el Outaja war zweifellos noch in einer, geologisch zu reden, ganz kurzen Vergangenheit ein See; nur aus einem solchen kann der fruchtbare Lehm, dem kein Steinchen beigemengt ist und der vielleicht auf hundert Meter Tiefe ganz gleich bleibt, ausgefallen sein. Ringsum erheben sich geschlossen die Berge, nur eine leichte Senkung führt hinüber in das Becken der Hodna, das jetzt ebenfalls abflusslos ist, und um den Vorsprung auf dem wir standen, hat sich in einer schmalen Rinne der Fluss, der hier den Namen Ouëd Biskra annimmt, den Weg gebahnt In früheren Zeiten bestand also hier ein Reservoir von mindestens 5—6 Quadratmeilen Oberfläche und grosser Tiefe, in welchem sich die Winterwasser der Aurès sammelten. Der von ihm ausgehende Fluss hatte darum auch im Sommer genug Wasser, um nicht nur, wie heute noch im Winter, den Schott el Melrhir zu erreichen, sondern auch diesen und die ganze anstossende Depression füllend als Tritonsfluss ins Mittelmeer abzuströmen. Genau dieselben Verhältnisse haben wir ja noch in Egypten; nur den Aequatorial-

---

*) Cfr. oben pag. 146.

seen verdankt es der Nil, dass er ohne den geringsten Zufluss auf der ganzen kolossalen Strecke von der Mündung des Atbara bis zum Mittelmeere seine Wasserfülle bewahren und die Sahara in einer Länge von 700 Kilometern durchbrechen kann. Früher war er noch günstiger gestellt. Das unterste Sammelbecken an dem Zusammenflusse des Gazellenflusses mit dem Bahr el Gebel ist bereits zum Sumpfe geworden und wird in einer verhältnissmässig kurzen Zeit ausgefüllt sein; im Laufe der Zeiten, allerdings in einem Zeitraume, dessen Grösse wir auch nicht annähernd schätzen können, wird der Victoria-Nil von den Murchison-Fällen an bis zum Ukerewe den diesen schützenden Felsriegel beseitigt haben, die Katarakten werden längst verschwunden sein, und dann ist Egypten auch das geworden, was heute die Länder am Unterlaufe des Ouëd Biskra sind und was es ohne den Nil immer gewesen sein würde, ein Theil der Sahara, in dem nur manchmal, wenn die tropischen Regen besonders stark fallen oder ein besonders hoher Schnee auf den abessynischen Bergen schmilzt, ein schwacher Wasserfaden an vergangene Zeiten erinnert.

Aber die Ebene von el Outaja ist schwerlich das einzige ehemalige Sammelbecken am Nordrand der Wüste. Wenn ich die so überaus gleichmässige Entwicklung der Gorges am Nordabhang des Hochplateaus überlege, so scheint mir die Annahme durchaus nicht allzugewagt, dass auch am Südhange die Beckenbildung sich wiederholen möge. Von Ouëd Drâa wissen wir, dass sich an der Stelle, wo er nach Westen umbiegt, das ausgedehnte Seebecken ed Debaja befindet, das er in manchen Wintern noch wenigstens theilweise füllt und früher offenbar das ganze Jahr hindurch gefüllt erhielt. Ob sich früher ein zweites Reservoir weiter oben befand, das die Speisung des unteren Beckens erleichterte, lässt sich bei dem traurigen Stand unserer Kenntnisse über diesen Theil Marokkos nicht sicher bestimmen; jedenfalls geben alle mir bekannt gewordenen Karten am Oberlauf des Ouëd Drâa eine Bergkette an, welche er quer durchbricht; eine frühere Seebildung ist darum nicht einmal unwahrscheinlich.

Zwischen den Ouëd Drâa und die Zuflüsse des Schott el-Melrhir schiebt sich ein drittes Flusssystem ein, das des Ouëd Guir oder Messaoura, das in direkt südlicher Richtung verläuft. Noch hat kein europäischer Reisender das Thal dieses Flusses, an dessen Oberlauf die Oasen von Tuat und Tafilalet

liegen, erforscht, aber nach Erkundigungen, welche Sabatier*) von Händlern aus Tuat einzog, die den Weg nach Timbuktu öfter gemacht, erstreckt es sich mit Ausnahme einer kurzen, durch Sanddünen verwehten Stelle ohne Unterbrechung bis zum Fusse der Hoggar-Berge; dort vereinigt es sich mit dem von diesen herabkommenden, heute ebenfalls wasserleeren Bette des Ouëd Ahenet, und beide zusammen gehen dann in den Ouëd Teghazert oder Tirezert über, der nichts anderes ist, als der auch von Barth erkundete Tirecht, welcher sich bis zum Niger oder doch wenigstens bis in die Salzmoräste am nördlichsten Punkt dieses Flusses verfolgen lässt. Es ist das heute noch der gewöhnliche Weg von Tuat nach dem Niger, der allerdings nur mit Erlaubniss der Bergtuareg betreten werden kann. In den Hoggar-Bergen finden sich aber heute noch, wie wir durch de Bary wissen, Sümpfe, in denen Krokodile leben, und es liegt gewiss nahe, in diesen die Reste ehemaliger Reservoire zu sehen, welche den Ouëd Ahenet speisten; Regen kommen ja in diesen Bergen heute noch vor, im Winter fällt Schnee, und Duveyrier berichtet von einer durch einen Wolkenbruch veranlassten Fluth, welche 34 Tuareg und zahlreiche Kameele mit fortriss. Befand sich nun in den Atlasbergen oberhalb Tuat ehemals auch noch ein See, so konnte dessen Abfluss recht gut die Hoggar-Berge und, durch den Ahenet verstärkt, den Niger erreichen, und wir haben dann einen Weg, auf dem Elephanten, Flusspferde und Krokodile nach Mauritanien vordringen konnten, ohne dass wir darum eine Klimaveränderung anzunehmen brauchen.

Die Karten zeigen uns aber noch eine andere Möglichkeit. Ein breites Flussbett mündet heute trocken in den Niger etwas südlich von Sinder, kurz unterhalb der Stelle, wo Barth den Fluss zum ersten Mal überschritt; es kann seinen Ursprung nur in den Centralbergen der Sahara haben. Nach der anderen Seite hin lässt sich aber von eben diesen Bergen aus das Bett des Ouëd Ighergar bis nach Ouargla und zum Schott Melrhir verfolgen, und so haben wir auch hier wieder einen Weg, welcher den Sudan mit Nordafrika verbindet. Für die westliche Sahara haben wir also mindestens vier heute noch nachweisbare Fluss-

*) Cfr. den Bericht über den geographischen Kongress bei der Versammlung der Société pour l'avancement des sciences in Algier 1881 in der Revue géographique internationale.

systeme, von denen zwei dem Niger tributär sind, zwei dem Meere zuströmten. Denken wir sie uns wasserführend, so ist die Sahara keine Wüste mehr und die Flussthäler selbst lassen die phantastischen Schilderungen gerechtfertigt erscheinen, welche die Phantasie der Araber entworfen hat von dem Zustand der grossen Ebene ehe Allahs Fluch sie traf.

Achtzehntes Kapitel.

Biskra.

Biskra ist die Touristenoase par excellence, hat also auch ein leidliches Hôtel und in den Wintermonaten mag der Aufenthalt hier ganz angenehm sein. Für den Sommer aber ist das Hôtel du Sahara durchaus nicht eingerichtet. Es ist das überhaupt die schlimme Seite der Franzosen, dass sie sich den veränderten Verhältnissen nicht anzupassen verstehen. Wie köstlich kühl trafen wir es drei Jahre früher in dem in maurischem Styl erbauten Hause der Fonda Nahon in Tetuan, obschon die Hitze fast ärger war, als in Biskra; der Hof mit der Lichtöffnung, von der man durch einen feuchten Teppich die Sonnengluth abschliessen konnte, ohne gleichzeitig die Luft abzusperren, bot den ganzen Tag über einen angenehmen Aufenthalt, die Zimmer konnten trotz der kleinen Fenster prächtig gelüftet werden, ohne allzuviel Zug zu veranlassen, die Nächte waren herrlich. Hier in Biskra wird man in genau eben solche Zimmer eingesperrt, wie sie die Hôtels auf der Hochebene und in Frankreich auch haben, in den meisten ist, da Thür und Fenster sich auf einer Seite befinden, ein Lüften überhaupt ausgeschlossen und man liegt Nachts in der feuchten Gluthhitze, welche sich den Tag über angesammelt hat. Es regnete tüchtig und die Luft war draussen recht angenehm, aber im Zimmer war es unerträglich schwül und auch ohne die zudringlichen Wanzen wäre Schlaf eine Unmöglichkeit gewesen. Dazu kommt das erbärmliche Trinkwasser. Eis ist in dem »Paris der Sahara« natürlich noch unbekannt, man versucht den Inhalt der Flaschen nothdürftig durch Mäntelchen aus feuchtem Filz abzukühlen, doch mit sehr geringem Erfolg. Dabei ist das Wasser von einer sehr verdächtigen Beschaffenheit. In der Beziehung haben sich zwar die Verhältnisse einigermassen gebessert, man ist nicht mehr auf das Wasser des Ouëd Biskra angewiesen, der

schon ein paar Oasen bewässert hat und eine hübsche Menge organischer Stoffe aufgelöst enthält. Seit einigen Jahren hat man einen anderen frisch von den Aurès herabkommenden Bach gefasst und zur Oase geleitet: dort wird das Wasser in einem hochgelegenen Reservoir etwas geklärt, für das Hôtel noch einmal filtrirt, und doch bleibt es immer noch eine Flüssigkeit von zweifelhafter Färbung und verdächtigem Geschmack, die ohne Zusatz von Wein oder Spirituosen nur durch längere Gewohnheit geniessbar wird. Die Brunnen in der Oase sind alle mehr oder minder salzig, auch einige Bäche in der Umgegend führen salziges Wasser.

Mit dem schlechten Trinkwasser stehen natürlich die ungünstigsten Sanitätsverhältnisse im engsten Zusammenhange. Biskra ist für die französische Armee ein gefürchteter Platz; die Garnison wird jährlich gewechselt und die Dienstzeit doppelt gezählt. Typhus, Dysenterie und bösartige Fieber sind sehr häufig; neben ihnen wird am meisten die ungefährliche, aber entstellende Krankheit gefürchtet, welche unter dem Namen *Clou de Biskra* bekannt ist. Sie besteht aus einer langsam verlaufenden Geschwürsbildung, welche boshafter Weise ihren Sitz mit Vorliebe auf dem Gesichtserker oder auf der Mitte der Wangen nimmt und nach Jahre langer Dauer zu einer hässlichen Narbe führt. Diese Krankheit befällt indess nur die sich längere Zeit in Biskra aufhaltenden Europäer, Touristen haben von ihr nichts zu befürchten. In sofern ist der »Nagel von Biskra« anständiger als die ganz ähnliche »Blume von Aleppo«, welche im ganzen inneren Kleinasien, in Aleppo nicht nur, sondern auch in Antiochia, Diarbekir, Mosul, Bagdad und bis nach Jspahan hin vorkommt und auch Fremde bei ganz kurzem Aufenthalt befällt, ja sogar die Hunde nicht verschont. Die Ursache ist noch vollkommen räthselhaft, aber allem Anschein nach hängt die Krankheit mit dem schlechten Trinkwasser zusammen. *) Sie soll in Biskra neuerdings weniger häufig geworden sein, doch begegneten uns Soldaten, deren Gesicht furchtbar entstellt war.

Zeitig am Morgen rückten wir aus, begleitet von dem Hôtelführer, einem Jungen aus el Kantara, der ganz geläufig französisch

*) Petermann (Reise in den Orient, vol. II. p. 8), der den bouton d'Alep aus persönlichster Erfahrung kennen lernte, möchte die Ursache nicht im Wasser, sondern in dem schlechten unreinen Erdsalz suchen, das in allen befallenen Gebieten angewendet wird.

sprach. Der Himmel war bedeckt, die Temperatur erhob sich den ganzen Tag nicht über 30° C., während sie am Tage vorher 10° mehr betragen hatte. Zunächst besahen wir den dem Hôtel gegenüberliegenden öffentlichen Garten, in dessen Bewässerungsgräben sich *Melanopsis maroccana* in Masse findet. Dann gingen wir nach dem berühmten Garten des Herrn Landon. Derselbe befindet sich jenseits einer schmalen Wüstenzone, welche für die Bewässerung zu hoch liegt. Auf unser Klopfen öffnete ein etwas schläfrig aussehender Eingeborener und schickte sich an, uns mit der ganzen Gleichgültigkeit eines officiellen Cicerone, der noch obendrein kein Trinkgeld zu erwarten hat — denn etwas anzunehmen ist allen Dienern aufs Strengste verboten — durch den Park zu führen. Aber kaum hatte er bemerkt, dass wir denn doch ein ganz anderes Interesse an den Pflanzen nahmen, als die gewöhnlichen Touristen, da war mit einem Schlag alle Schläfrigkeit verschwunden und er entpuppte sich zu meiner Ueberraschung als ein durch und durch tüchtiger Kunstgärtner, der seine sämmtlichen Pfleglinge mit den botanischen Namen kannte und mir ganz genau sagen konnte, welche Seltenheiten der Garten in Hamma nicht habe. So wurde die Stunde im Landon'schen Garten äusserst lehrreich für mich. Zwar findet man hier bei weitem nicht den Artenreichthum des Acclimatisationsgartens, aber an Schönheit der Anlage und namentlich an sorgsamer Pflege steht dieser Garten viel höher; es war Alles so sauber und gut gehalten wie in dem besten französischen Park. Es gilt Herrn Landon offenbar nicht darum, hier möglichst viel Arten zu vereinigen, sondern zu erproben, welche tropische und subtropische Gewächse sich zur Anpflanzung in den Saharaoasen eignen; gar manche Pflanze, die in dem milden Küstenklima Algiers ausgezeichnet gedeiht, ist hier gar nicht angepflanzt worden oder bald wieder eingegangen. Die Hauptmasse und den wichtigsten Charakter des Gartens bilden darum die Dattelpalmen, von deren 60 Spielarten eine gute Anzahl hier gepflanzt wird; Exemplare in allen Grössen sind so angeordnet, dass sie die reizendsten Gruppirungen und Durchblicke bieten. Ausserdem sah ich an Palmen nur noch ein paar schöne fruchttragende *Cocos flexuosa*, *Latania borbonica*, einen jungen, aber schon blühenden *Sabal Adansonii* und *Chamaerops excelsa*; daneben sehr schöne *Cycas revoluta*. Ferner ist ein reiches Sortiment von Akazien vorhanden;

Acacia nilotica kann als vollkommen naturalisirt gelten und findet sich wie die anderen Gummiakazien (*Ac. verek* und *Ac. arabica*) auch sonst vielfach in der Oase angepflanzt. Nicht minder eingebürgert sind *Acacia lebbek* und die ihrer wohlriechenden Blüthen halber in der Parfümerie hochgeschätzte *Acacia Farnesiana*. Von tropischen Fruchtbäumen sah ich den Melonenbaum (*Carica papaya*), Mungo und Guyave; die *Cherimoya*, die man um Malaga in allen Gärten hat, fehlte. Reich vertreten sind auch die Ficoideen; Araukarien sah ich dagegen gar keine und Eukalypten nur ganz einzelne. Von Zierpflanzen ist mir besonders eine reizende *Duranda* in Erinnerung geblieben, die mir mit ihren vergissmeinnichtartigen Blüthen auch schon früher aufgefallen war, ohne dass ich ihren Namen hätte erfahren können, und ein prachtvoller *Hibiscus*. Von Interesse sind auch die Bambusen, welche, wenn ich mich recht erinnere, durch 6—8 Arten vertreten sind. Das Merkwürdigste für Jeden, der den Süden und seine Gärten kennt, ist aber die Existenz von Rasen, wirklichem ächtem Rasen, der noch im Juni grün war; selbst in Sicilien hatte man mir gesagt, dass das in den Mittelmeerländern ganz unmöglich sei.

Herr Landon war leider nicht selber anwesend; die regnerische Witterung hatte ihn in Philippeville zurückgehalten, wo er noch zwei ähnliche Gärten besitzt; so gaben wir, wie das von jedem Besucher gewünscht wird, unsere Visitenkarten ab und verabschiedeten uns mit herzlichem Dank. Unser Araber wusste uns zu erzählen, dass Herr Landon nur deshalb Junggeselle bleibe, weil er fürchte, eine Frau werde gegen die übergrossen Ausgaben für seine Gärten Einspruch erheben.

Weiter gingen wir dann den Trümmern von Alt-Biskra zu. Die mit Reihen von Dattelpalmen umpflanzten Getreidefelder standen schon kahl, nur an ihrem Rande bildete die Wüstenrübe (*Daucus Visnaga*) mit ihren übelriechenden Blüthendolden ganze Hecken. Vielfach bewässerte man das Land, aber nicht um eine zweite Ernte zu erzielen, — das thut man nur in den eigentlichen Gärten, — sondern nur um das in diesem Jahre ungewöhnlich reichlich vorhandene Wasser, das mit seinem Gehalt an mineralischen und organischen Stoffen einen förmlichen flüssigen Dünger bildet, nicht unbenutzt in die Wüste verlaufen zu lassen. In gewöhnlichen Jahren muss man zufrieden sein, wenn im Sommer das Wasser für die Gärten ausreicht. Unser Weg führte über das Todtenfeld.

Sehen schon für gewöhnlich die arabischen Friedhöfe traurig aus, so machte dieser einen doppelt abstossenden Eindruck, denn auf den Gräbern liegen anstatt der Steine nur Lehmklumpen, die rasch zu einer formlosen Masse zerfliessen. Nur ganz einzelne Grabstätten waren mit gebrannten Ziegeln, eins sogar mit glasirten Azulejos verziert; auch eine kleine Kubbah, über deren Bedeutung ich nichts Näheres erfahren konnte, ist aus Luftziegeln gebaut und nicht einmal geweisst. Dicht daneben am Bache stand eine arabische Mühle ursprünglichster Konstruktion; aus dem Fruchtkasten fällt das Getreide, durch einen höchst einfachen Schüttelapparat in Bewegung gesetzt, in ein Loch des oberen beweglichen Mühlsteines; der untere Stein ist unbeweglich; das grobe Mehl fliegt am Rande aus und fällt in einen Kasten, aus dem man es ausschöpft; von Beuteln und Absonderung der Kleie ist keine Rede.



Fig. 7. Berberfrau aus der Wüste Sahara.

Als wir uns den Ruinen näherten, kam ein Trupp festlich gekleideter Frauen über die Felder herüber; sie feierten eine Hochzeit oder vielmehr sie brachten der Neuvermählten das Mittagessen. Kaum bemerkten sie meine Frau, so kamen sie auf uns zu und so hatten auch wir die beste Gelegenheit, sie genauer zu betrachten. Sie waren natürlich unverschleiert und über und über mit Schmuck behangen, die Kleider grellfarbig, aber theilweise aus feinem Stoff, die Gesichter dick bemalt, die Hände mit Henna gefärbt, die Zöpfe mit allen möglichen Faserstoffen bis zu

Handbreite ausgestopft. Im ganzen Auftreten war die Aehnlichkeit mit unseren Zigeunerinnen unverkennbar. Eine Alte bot meiner Frau gleich ein kleines Kind zum Mitnehmen an; das und ihr kurz abgeschnittenes Haar gab viel Stoff zum Lachen und Schwatzen, bis auf einmal der ganze Trupp sich umdrehte und davonrannte, dass die Knöchelringe klapperten. Ein paar der Jüngeren waren unter der Bemalung gar nicht hässlich; unser Führer war ganz entzückt; »*jolies femmes, jolies femmes*«, sagte er einmal über das anderemal, »*mais à el Kantara elles sont encore plus belles.*« Er war freilich aus el Kantara.

Die Ruinen von Alt-Biskra stammen aus der neueren Zeit; Salah Raïs, der dritte Pascha von Algier, zerstörte die Hauptstadt des Ziban,*) als er 1553 gegen Touggourt zog. Aus älterer Zeit, von dem uralten Ouesker, wo die Römer ihre Station ad Piscinam errichteten, sind kaum einige behauene Steine übrig geblieben; man hat jedenfalls damals schon gerade so mit Luftziegeln gebaut, wie jetzt auch. Selbstständig hat sich ja ohnehin das Gebiet der Vorwüste nie halten können, dafür hängt es zu sehr vom Tell ab; wer dort gebietet, ist auch Herr über die Oasen des Ziban. »Das Tell ist unsre Mutter« sagen die Araber der Oasen, »wer sie heirathet, wird unser Vater.« Von Datteln allein kann auf die Dauer auch der Araber nicht leben, selbst wenn sie besser sind, als die in Biskra, deren Qualität die Araber noch nicht rühmen wollen; durch einfaches Sperren des Getreidehandels kann man die Wüstenbewohner zu Allem zwingen.

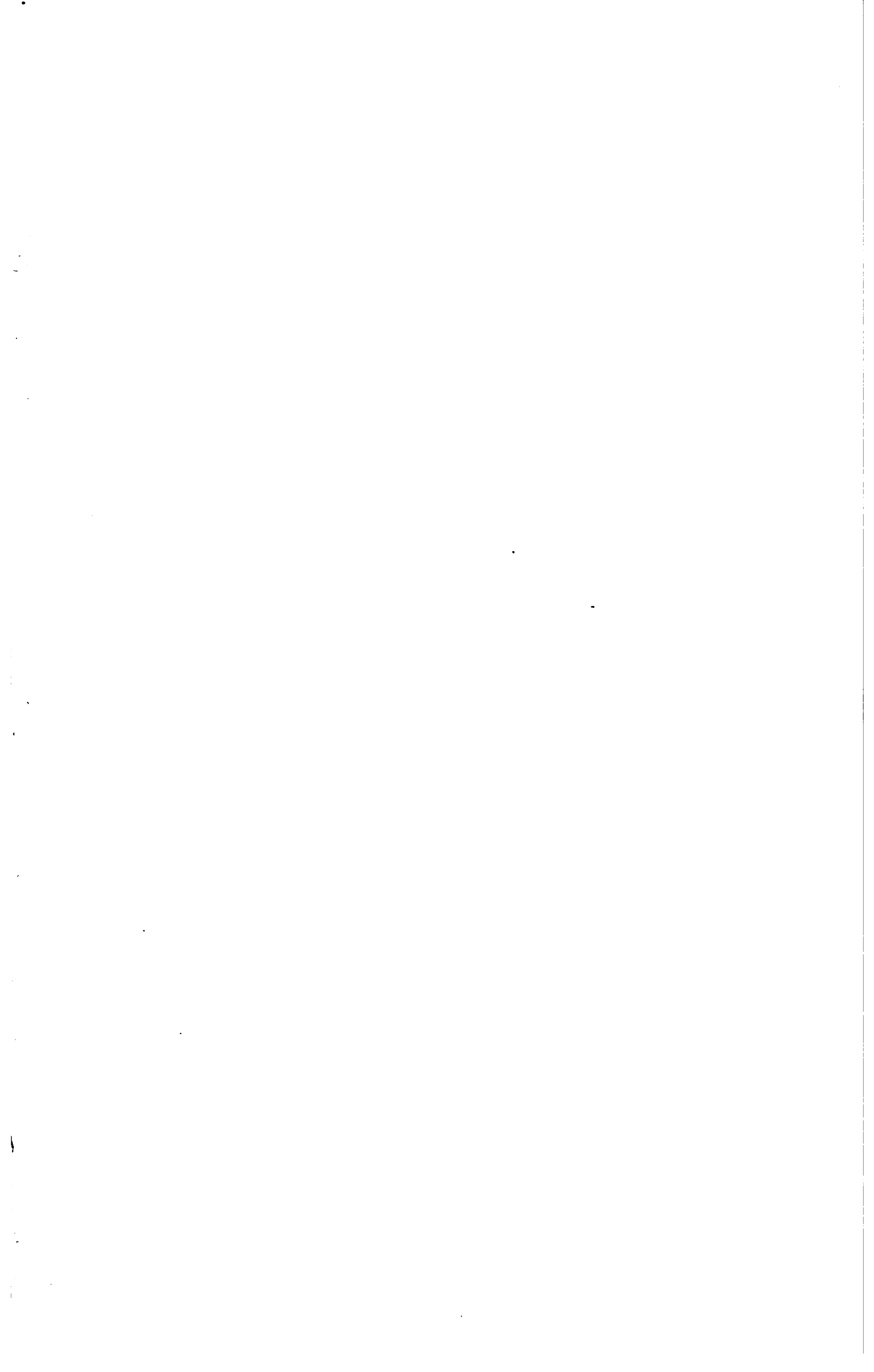
Salah Raïs baute nach der Zerstörung der Stadt ein Fort, dessen kleine Besatzung genügte, um den ganzen Oasenkomplex in Unterwürfigkeit zu halten, denn sie hatte das Wasser in der Gewalt und konnte es jederzeit abschneiden. Die Biskris aber durften ihre Stadt nicht wieder aufbauen, sondern mussten sich zerstreut, jedes Quartier für sich, in der Oase ansiedeln und Biskra besteht darum heute noch neben der französischen Stadt, welche officiell den Namen Fort St. Germain trägt, aus sieben oder

*) Ziban ist die Mehrzahl von Zab und bedeutet »die Dörfer«. Diese Bezeichnung für die Oasen am Südfuss der Aurès ist vorarabisch; eine provincia Zaba nennt schon Prokop, und Salomon errichtete dort einen Limes, eine Art Militärgrenze, der dem Comes limitis Zabensis unterstellt war. Die Hauptstation Gemellae lag zwischen Biskra und Tehouda dem antiken Thabudeos.

Zu p 344.

Lith Anst v Werner & Winter, Frankfurt a/M

IN DER OASE BISKRA



acht Dörfern, welche in der Länge einer guten Stunde zu beiden Seiten des Flusses zerstreut liegen. Die Angaben über die Zahl der Palmbäume schwanken zwischen 140—170000; die bepflanzte Oberfläche beträgt etwa 1300 ha, für eine grössere Fläche reicht das Wasser ohne grössere Sammelbassins nicht aus, denn der Palmbaum muss mindestens alle vierzehn Tage einmal tüchtig bewässert werden.*)

Die zoologischen Ergebnisse unseres Ganges durch die Oase waren sehr unbefriedigend gewesen, und da unser Begleiter sehr pressirt war und unter keinen Umständen den nächsten Dampfer in Tunis versäumen wollte, entschlossen auch wir uns, schon in der nächsten Nacht in kühlere Regionen zurückzukehren. Den Nachmittag bestimmten wir noch zum Umherschlendern in der Oase. Als wir aber Nachmittags im Hofe sassen, kam der als Kellner fungirende Soldat und fragte, ob ich nicht auch Käfer sammle; er sei mit einem Ungarn, der ein paar Wochen hier gewohnt, herumgelaufen und kenne alle Fundorte von Seltenheiten, darunter einige in nächster Nähe. Ich liess mich nicht lange nöthigen und wir brachen alsbald auf und marschirten den Bergen links vom Col de Sfâ zu; dort fänden sich grössere Sandflächen, und nur in diesen könne man auf Käferausbeute rechnen, sagte mein Begleiter. Der Boden war anfangs thonig und anscheinend zeitweise bebaut gewesen, dann wurde er wenigstens an der Oberfläche furchtbar steinig, aber an dem ziemlich

*) Wo ist die Heimath der Dattelpalme? Die Frage ist noch nicht befriedigend gelöst. Sie kann nur da sein, wo die Palme ohne menschliche Beihülfe keimfähige, keimhaltige Früchte bringt, wo die Bestäubung der weiblichen Blüthen also durch ein Insekt vermittelt wird. In der Sahara ist das anscheinend nirgends der Fall; in verlassenen Oasen vegetirt die Dattel zwar weiter, aber sie bringt nur ungeniessbare, kernlose Früchte und erhält sich nur durch Wurzelausschläge; das betreffende Insekt ist somit nicht mit nach Afrika herübergekommen. Ascherson glaubt, die Dattel sei in den östlichen Saharaoasen einheimisch; Rohlfs macht darauf aufmerksam, dass die Güte der Sorten nach Westen hin zunimmt, und erklärt das wohl mit Recht daraus, dass sie dorthin erst später gelangte, als man schon bessere Varietäten gezüchtet hatte. Im Haupt-Dattellande, dem Beled-ul-Dscherid in Südtunis, hat sich die Tradition erhalten, dass man früher hier nur Oliven gepflanzt habe und die Palmenzucht erst durch einen Pharao zwangsweise eingeführt worden sei. Die Einführung muss aber schon sehr früh erfolgt sein, denn schon König Juba nennt die kanarischen Inseln reich an Palmen.

tief eingerissenen Bette des Ouëd Assaya sah man die Lehmschichten sich fortsetzen. In ihnen fand ich nicht selten subfossile Exemplare von *Stenogyra decollata* und *Helix vermiculata*, welche beide ich nicht lebend diesseits der Aurès getroffen. was freilich nicht ausschliesst, dass sie an günstigeren Stellen doch vorkommen; ausserdem *Leucochroa candidissima*, die hier und da auch lebend vorkam. Der Bach enthielt nur noch einzelne Lachen stark salzigen Wassers, in denen trotzdem Mengen von kleinen Fischen spielten. Der Boden war durchaus nicht pflanzenleer; ausser den am Ufer stehenden Tamarisken (*Tamarix gallica*) wuchsen zwischen den Steinen eine ganze Anzahl Pflanzen, meist Salsolaceen; absolut pflanzenleere Räume sind in der Wüste doch selten. Als wir uns dem Bergabhang näherten, dessen verwitterndes Gestein die Bildung ausgedehnter Sandflächen an seinem Fuss veranlasst hat, begann alsbald ein reicheres Insektenleben. In den Büschen des Taym verbargen sich prachtvoll gefärbte *Julodes*, im Sande stelzten langbeinige *Pimelia* und andere schwarze Sandkäfer herum, auch eine reizende Cicindelide, aber nicht ihnen galt unser Gang. Mein Führer spähte vorsichtig in die Tamariskenbüsche hinein, von denen jeder die Bildung eines Sandhügels veranlasst hatte; auf einmal winkte er mir und zeigte mir einen prachtvollen Laufkäfer, der mit Gedankenschnelle über den Sand hinhuschte und sich mit wunderbarer Geschicklichkeit den Augen zu entziehen verstand. Es war die seltene *Anthia sexmaculata*, ein ächtes Wüstenthier und nur von wenigen Punkten der Sahara bekannt. Nun ging eine aufregende Jagd los, aber mein Führer war gut dressirt und liess sich selten ein Exemplar, das er einmal aufgespürt, entgehen. Wir hatten auch besonderes Glück, der ungewohnte Regen schien die Thiere herausgelockt zu haben; in weniger als einer Stunde hatten wir 18 Stück beisammen. Aber die sinkende Sonne mahnte zur Heimkehr. Am Fusse des Sandhügels entsprang mitten im Salzgebiet eine Quelle klaren, süssen, nur zu warmen Wassers. Ihr Einfluss erstreckte sich aber nur auf die allernächste Umgebung, weiterhin standen dieselben Salzpflanzen, wie sonst überall. Wo Salzboden mit süssem Wasser bewässert wird, dauert es trotzdem geraume Zeit, bis er so weit ausgesüsst ist, dass andere als Salzpflanzen (*Arthrocnemum fruticosum*. *Caroxylon articulatum*, *Suaeda fruticosa*, *Atriplex halymus* darauf fortkommen. Zur Anlage einer neuen Oase genügt darum

das Bohren eines artesischen Brunnens allein nicht, es vergehen auch Jahre darüber, und so mag es kommen, dass die artesischen Brunnen, von denen man sich soviel für die Entwickelung der algerischen Sahara versprach, bis jetzt die Erwartungen nur sehr theilweise erfüllt haben.*)

Von der Quelle aus ging es in scharfem Schritt zurück nach dem anderthalb Stunden entfernten Biskra. Wir schlugen einen anderen Weg ein, erst über ausgedehnte Sandflächen, dann über ehemaliges Ackerland; weiterhin geriethen wir aber in die Bewässerung hinein und es brauchte manchen kühnen Sprung, bis wir glücklich wieder auf der Strasse waren. Ich war entschlossen, noch ein paar Tage zu bleiben, aber als wir ins Hôtel zurückkamen, hatte Dr. Petersen schon Billete auch für mich genommen und so blieb keine Wahl, wir mussten in der Nacht reisen.

Berberjungen brachten uns noch ein paar der gefürchteten

---

*) Die Brunnenbohrungen haben in der französischen Sahara nur auf einem relativ kleinen Raum günstige Resultate ergeben, nämlich nur in der ca. 200 km langen, aber ganz schmalen Zone längs des Ouëd R'hir. Hier scheinen die jungen Schichten, welche Schalen von *Cardium edule* enthalten, einen Hügelrücken zu überlagern und zu beiden Seiten desselben findet sich reichlich Wasser, meist in weniger als 100 m Tiefe. Es ist das ungefähr die Linie von den Oasen des Ziban nach Tuggurt. In 1879 ergaben 434 arabische Brunnen 64000 Liter Wasser in der Minute, 68 neugebohrte französische dagegen 113000 Liter; die Zahl der Palmbäume in den betreffenden Oasen stieg von 359000 auf 517000, die der Obstbäume von 40000 auf 90000, die der ansässigen Bewohner von 6672 auf 12827. Im Winter 1879/80 wurden 12 neue Brunnen mit einem Ertrag von 22000 Liter in der Minute erbohrt; Ende Dezember 1881 belief sich das verfügbare Wasserquantum auf 209000 Liter. Damit scheint aber auch der Höhepunkt erreicht zu sein, neue Brunnen können nur noch auf Kosten der Ergiebigkeit der alten erbohrt werden. Tissot (Revue géographique internationale 1885 p. 18) stellt auch den vorhandenen kein günstiges Prognostikon; sie werfen viel Sand aus und bilden somit am unteren Ende der Röhre einen Kessel, der einstürzt und dadurch den Brunnen unbrauchbar macht. Eine Reinigung, wie sie bei den artesischen Brunnen der Araber durch Taucher (Rtass) bewirkt wird, ist bei den mit dem europäischen Apparat erbohrten unmöglich, es bleibt nur ein Neubohren übrig. — Ausser im Ouëd R'hir hält Tissot die Verhältnisse nur noch um Ouargla für erfolgverheissend; sonst überall in der Sahara ist von einem »unterirdischen Meer« keine Rede. In der Ebene von el Outaja hat man vergeblich bis zu 150 m gebohrt; im anstossenden Becken der Hodna findet man in dieser Tiefe zwar Wasser, aber nicht in lohnender Menge.

grossen Skorpione*), von denen es nach der gewöhnlichen Annahme auch in den Häusern von Biskra wimmeln soll. Das ist nun freilich nicht so schlimm, höchstens in den Ruinen von Alt-Biskra mag er sich eingenistet haben, aber in der umgebenden Wüste ist er unter Steinen und Büschen durchaus nicht selten. Es sind starke, flinke, wehrhafte Burschen, 5—6″ lang; den einen, der in einer alten Konservenbüchse lebend gebracht wurde, wollte ich, wie die kleineren, mit der Pincette in das Spiritusglas bringen, aber er riss sich los und wir mussten schliesslich die Feuerzange holen, um ihn in Sicherheit zu bringen; er rumorte noch stundenlang im Spiritus herum. Auch ein paar Vipern konnte ich erwerben, die der Kellner in Gläsern lebendig hatte, und am Abend führte mir mein gutes Glück noch eine sehr hübsche und ziemlich vollständige Sammlung aller um Biskra vorkommenden Reptilien in die Hände. Wir gingen nämlich am Abend aus, um die Hauptmerkwürdigkeit von Biskra zu sehen, den Tanz der Naïlyas. Die Araber vom Stamme der Ouled Nayl schicken schon seit Jahrhunderten im schroffsten Gegensatz zu allen arabischen Sitten ihre Töchter, sobald sie erwachsen sind, nach Biskra, damit sie sich dort als Almehs, als Tänzerinnen in den Cafés, Geld verdienen. Es ist das eine der auffallendsten Erscheinungen in der arabischen Welt; sollte der Brauch nicht seine Wurzel in vorislamitischen Ueberlieferungen haben**)? In Biskra bewohnen die Nailyas eine eigene Strasse; hat eine Geld genug verdient, so geht sie nach Hause und wird durch eine andere ersetzt. In ihrem bunten Aufputz und reichen Silberschmuck, der von einer Generation auf die andere forterbt, sind sie eine malerische Staffage für das Strassenleben des »Paris der Sahara«. Wir kamen aber zu spät, um ihr Tanzen, mit dem es ohnehin nicht mehr weit her sein soll, zu sehen; die französische Sittenpolizei hat auch

*) Der Wüstenskorpion ist nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, schwarz, sondern lichtbraun; man hört zwar immer auch von schwarzen Skorpionen sprechen, die viel gefährlicher seien, doch gesehen hat sie Niemand, auch unser Kellner trotz eifrigen Sammelns nie. Der Stich ist schmerzhaft und von unangenehmen Entzündungen begleitet, aber in Biskra wenigstens nur unter besonderen Bedingungen tödtlich.

**) Gewöhnlich wird die Armuth der Ouled Nayl als Ursache angegeben; das ist schwerlich richtig, denn dieser Stamm gehört zu den bedeutenderen der algerischen Sahara und sein Gebiet erstreckt sich von Bou Saada und dem Südwestrand der Hodna bis zum Dschebel Amour.

in der Wüste schärfere Saiten aufgezogen und das Tanzen nach neun Uhr Abends verboten. Auf dem Rückweg geriethen wir in den Bazar des Herrn F i s c h e r, eines Deutschen aus Sarlouis, der aber schon als kleiner Junge herübergekommen ist und sein Deutsch so ziemlich vergessen hat. Hier fand ich die erwähnte Reptiliensammlung und ausserdem eine Menge anderer naturhistorischer und ethnographischer Gegenstände, die letzteren nicht so elegant, wie in den Bazars von Algier, dafür aber unzweifelhaft ächt, dabei die Preise durchaus nicht übertrieben. Von besonderem Interesse waren mir Waffen der Tuareg, Lanzen und die eigenthümlichen Dolche mit gestickter Scheide, die sie auf dem linken Vorderarm tragen, und der Flittertand, mit welchem sich die Oasenbewohnerinnen behängen.

So war meine naturwissenschaftliche Ausbeute von dem einen Tage in einer Saharaoase doch nicht allzugering. Von noch grösserem Interesse war aber, was ich nicht gefunden. Biskra liegt bekanntlich am Westende der grossen Einsenkung, welche sich vom Golf von Gabes durch das Gebiet der Schotts längs des Südrandes der Aurès erstreckt und neuerdings in Folge des R o u d a i r e - L e s s e p s 'schen Projektes, aus ihr ein M e r i n t é r i e u r zu schaffen, so viel von sich reden machte. Die Oasen des Ziban liegen allerdings nicht mehr unter dem Spiegel des Mittelmeers, Biskra sogar noch 112 m darüber, aber sie gehören in das Senkungsgebiet und müssten die Küstenländer des Tritonsgolfes gebildet haben, wenn ein solcher im offenen Zusammenhang mit dem Mittelmeer in früheren Zeiten existirte. Darum ist die Schneckenfauna im Stande, einen wichtigen Beitrag zur Lösung dieser vielbestrittenen Frage zu liefern. Bestand hier früher einmal wirklich ein bedeutenderer Golf, und nicht nur ein ausgedehnter Binnensee, in dessen Brakwasser sich nur die gemeine Herzmuschel erhalten konnte, so mussten in seinem Küstenumfang sich bestimmt auch die Schneckenarten, besonders die Helix aus der Gruppe *Xerophila* finden, welche man allenthalben im ganzen Umfang des Mittelmeeres beobachtet. Das war aber keineswegs der Fall; die drei Arten, die ich antraf, gehörten nicht zur mittelmeerischen Strandfauna und damit sinkt der Tritonsgolf für mich wenigstens zu einem ausgedehnten Schott herab, welchen der Ouëd Biskra, der Ouëd Djedi und die nach Norden fliessenden Gewässer aus den Hoggar-Bergen speisten und welcher vermuthlich einen Aus-

gang ins Mittelmeer hatte*). Ein wirklicher Busen des Mittelmeers hätte auch unbedingt eine reichere Molluskenfauna haben müssen; in den Schichten des Schottbeckens hat man bis jetzt ausser der gemeinen Herzmuschel**) nur einzelne Reste von *Nassa gibbosula* und einem *Balanus* gefunden.

Dem Mer intérieur ist die Stimmung in Algerien im Allgemeinen nichts weniger als günstig. Die einen sind, wie der Botaniker Cosson, die Herren Rebatel und Tirant dagegen, weil sie von der Veränderung des Klimas eine Vernichtung des Dattelbaues im Beled ul-Dscherid, dem Dattellande, befürchten, ohne dass Algerien davon einen Nutzen haben würde, die grosse Menge hält das ganze Projekt für unausführbar, einige aber, und zwar Leute, die sehr genau unterrichtet sein können, wie z. B. der Kommandant Parisot, der Begleiter Roudaires auf seiner Expedition, erklären öffentlich das ganze Unternehmen für die grösste und faulste Spekulation, die in diesem Jahrhundert unternommen worden sei. Neben dem Unternehmergewinn und den Emissionsspesen habe es sich besonders darum gehandelt, die 2 200 000 ha künftigen Küstenlandes und ca. 100 000 ha Wald in den Aurès, die Lesseps sich als Gegenleistung ausgehalten, in die Hände zu bekommen; dann würde sich schon ein Haken gefunden haben, an dem die weitere Ausführung gescheitert wäre.***)

Biskra macht durchaus eigentlich noch keinen wüstenartigen Eindruck und der patriotische Biskri empfindet es sogar als eine Beleidigung, wenn man seine Heimath schon zur Sahara rechnet, die doch erst hinter Tuggurt beginnen soll. Aber auch die Vorwüste tritt in Biskra zurück oder wird durch die Palmenwälder der verschiedenen Oasen ganz verhüllt. Nach drei Seiten hin erheben sich die zackigen Vorberge der Aurès und die wunderbaren Färbungen, welche sie beim wechselnden Stande der Sonne

*) Auch Matthews (Flora of Algeria) ist dieser Ansicht; er möchte sogar annehmen, dass die Seichtigkeit des Syrtenmeeres und die Bank zwischen Tunis und Sicilien den Anschwemmungen dieses Flusses zuzuschreiben sei. Dann hätte derselbe aber auch das Schott-Becken ausfüllen müssen!

**) Ist die Saharamuschel überhaupt identisch mit dem mittelmeerischen *Cardium edule* L? Ich habe keine Exemplare vergleichen können, aber Bourguignat, der allerdings über die Artumgrenzung sehr eigenthümliche Ansichten hat, glaubt sie als eigene Art abtrennen zu können und nennt sie *Cardium saharicum*.

***) Cfr. Revue géographique internationale 1883 p. 80.

annehmen, sind das Entzücken des Malers. Der höchste sichtbare Gipfel heisst nicht umsonst Dschebel Hammar-Kreddou, der Berg der Rosenwangen.

Im Hôtel sahen wir eine reizende Gazellenfamilie, das Junge in der Gefangenschaft geboren. Merkwürdig war mir, dass hier der Weinstock noch ganz gut gedeiht; er ist allerdings seiner Südgrenze ganz nahe, denn mehr als eine Mitteltemperatur von 22° C. hält er nicht aus. Da die Dattelpalme zum wirklichen Reifen ihrer Früchte mindestens 21° C. bedarf, können beide Pflanzen nur in einer ganz schmalen Zone mit Erfolg zusammen gebaut werden. Den Trauben im Hôtelhof sah man aber nicht an, dass sie hier von Rechtswegen gar nicht mehr fortkommen dürften, sie waren fusslang und hatten schon dicke Beeren

Der Abend brachte uns noch, auf besondere Bestellung, zwei arabische Specialitäten, Kuskussu und Lakhmi, ersteres das aus gedämpften Mehlkügelchen bestehende Nationalgericht der Araber, aber des furchtbaren Pfefferzusatzes wegen für uns kaum geniessbar, obschon Hamed, der Kellner, versicherte, seine Frau habe bei der Bereitung den europäischen Geschmack berücksichtigt und nur ganz wenig Pfeffer genommen. Lakhmi oder Lakhbi — wer ein gelehrter Arabist ist, schreibt Lâqbi — ist der Palmenwein, der frisch abgezapfte, noch ungegohrene Saft der Dattelpalme, den die Araber leidenschaftlich lieben; im gegohrenen Zustand schmeckt er ihnen freilich noch besser und sie trinken ihn trotz des Koranverbotes. Unsrer war frisch und mundete auch mir trotz des etwas faden, süsslichen Geschmacks; mit etwas Rothwein versetzt gab er sogar ein ganz köstliches Getränk ab.

Die Diligence geht um zwei Uhr ab; wir legten uns zu Bette, aber von Schlafen wäre auch abgesehen von der feuchten Treibhaushitze keine Rede gewesen, denn gegen zehn Uhr begann ein wahres Höllenkonzert. Allem Anschein nach waren ein paar Schakale, vielleicht auch Hyänen der Oase zu nahe gekommen; ein paar arabische Kläffer gaben das Signal, die Hunde von den Nachbaroasen antworteten, sie arbeiteten sich gegenseitig in immer ärgere Wuth hinein, kurz es war ein Lärm, dass an Schlaf nicht zu denken war. Ich glaube gerne, dass es für einen Europäer kein Vergnügen ist, den Sommer in Biskra verbringen zu müssen, und dass die Officiere in einer Versetzung dorthin eine scharfe Lektion sehen.

Schliesslich war es noch ganz gut, dass wir nicht schliefen, denn Hamed, der uns wecken sollte, verschlief, und mit knapper Noth kamen wir noch zurecht zur Abfahrt. Punkt zwei Uhr ging es in scharfem Trab zur Oase hinaus in die schweigende Wüste, wieder der Heimath zu, dem Polarstern entgegen, der gerade vor uns erglänzte. Es war eine etwas unheimliche Fahrt durch das Dunkel. Der Kondukteur hatte die Laternen nicht angezündet, sie blendeten doch nur, wie er sagte, und der Sternenschein reichte kaum hin, um die Strasse nothdürftig zu erhellen. Trotzdem ging es im scharfen Trab dicht am Rande der Ravins hin, den Col de Sfâ hinauf und wieder hinunter über die Dämme an seinem Fuss, die oft kaum breiter sind als die Wagenspur. Aber Kutscher und Pferde machten die Fahrt nicht zum erstenmal; wir kamen sicher und unbeschädigt ins Becken von el Outaja hinab und gegen zehn Uhr konnten wir uns wieder einmal nach Herzenslust satt trinken an dem köstlichen Quellwasser am Munde der Wüste.

Neunzehntes Kapitel.

Abschied von Algerien.

Bis nach el Kantara war die Temperatur noch erträglich gewesen, dann wurde es aber warm und staubig, und wir waren froh, als endlich der Cedernpik auftauchte und wir nach fünfzehnstündiger Fahrt das enge Coupée der Diligence mit dem bequemen kühlen Zimmer des Hôtels vertauschen konnten. Einen ganz besonderen Genuss bot das frische Waschwasser. In Batna merkten wir erst, dass eigentlich Pfingsten war; in Biskra hatte man davon nicht viel gespürt.

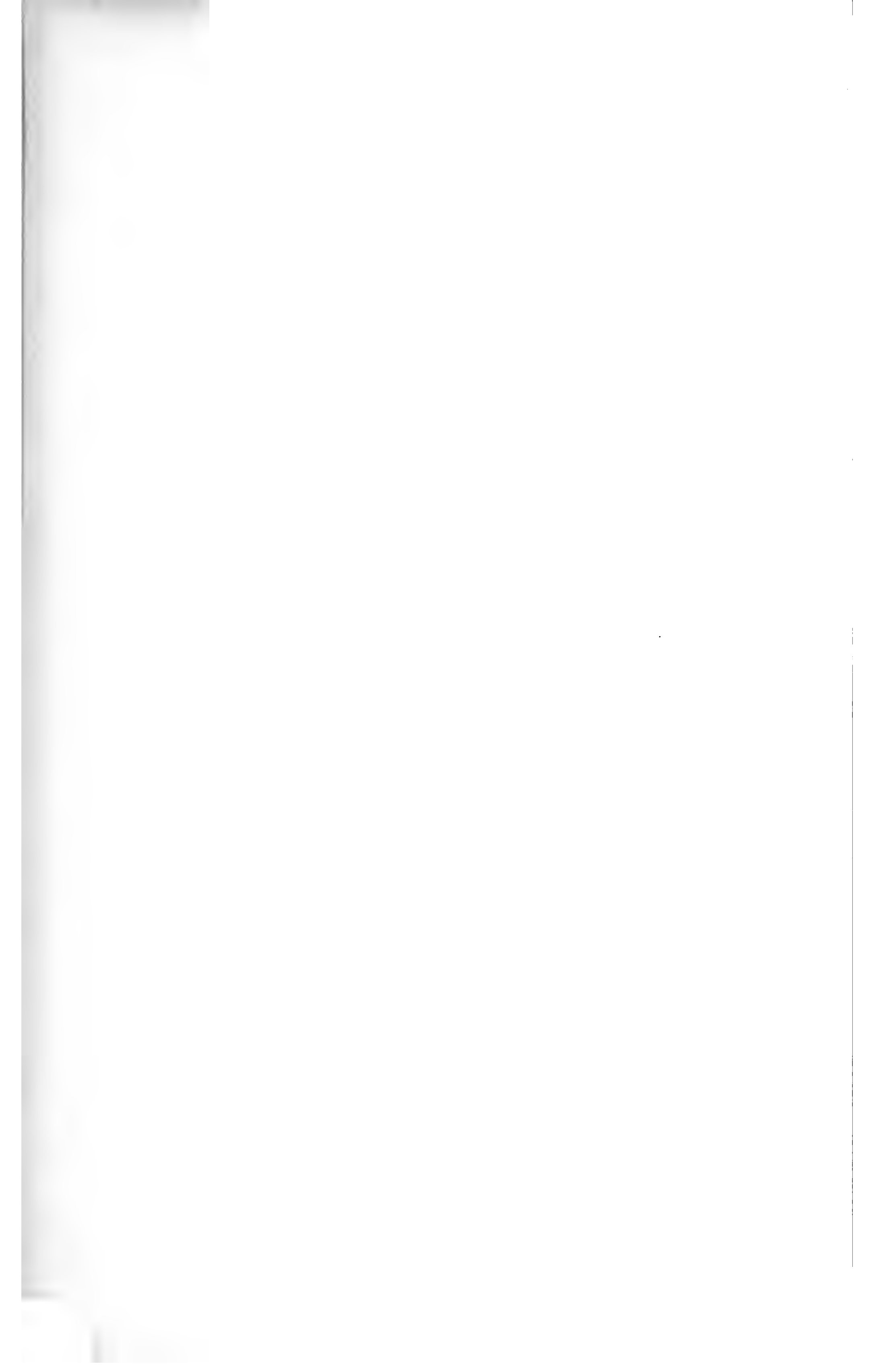
Die Nacht war köstlich. Am anderen Morgen verabschiedeten wir uns von unserem Reisegefährten, der über Souk Ahras und Guardimaou nach Tunis und mit dem nächsten Schiff nach Sicilien hinüber wollte, um noch in aller Eile den Aetna zu besteigen; es war sein Glück, dass er nicht auf uns wartete, sonst hätte ihm die Cholerafurcht auch einen dicken Strich durch seine Rechnung gemacht. Wir wollten erst noch ein paar Tage auf der Hochebene bleiben, dann die Quelle des Bou Merzoug besuchen und nachher den bequemeren Seeweg von Bône aus einschlagen. Den ersten Tag widmeten wir der nächsten Umgebung von Batna, aber unsere



Zu p. 348.

ARABISCHE TÄNZERIN
(Naïli'ya)

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.



Hoffnung *Helix punica* Morel auch hier aufzufinden, wurde getäuscht. Dagegen trafen wir in ganz auffallender Anzahl einen wunderschönen Prachtkäfer (*Aurigena unicolor* Oliv. s. *tarsata* Fabr.), dessen goldgrüne Färbung sich prächtig abhob vom düsteren Grün der Kermeseichen, auf denen er mit Vorliebe sass. Als wir auf dem Rückweg zum Citadellenthore herein gingen, wollte ein eingeborener Schäfer gerade seine Pfleglinge hinaustreiben; an einer bestimmten Stelle vor dem Thore stutzte die Heerde und war nicht voranzubringen; endlich entschloss sich der Leitbock und setzte mit einem kolossalen Sprung über den verdächtigen Platz weg. Nun folgte die Heerde, aber jedes Stück machte genau an derselben Stelle denselben Sprung, gerade als ob irgend ein unsichtbares Wesen hier einen unsichtbaren Stock vorhielte. Dem Hirten musste die Sache unheimlich erscheinen, denn er stand ganz verblüfft und rief uns, die wir lachend zusahen, einmal über das anderemal schuf, schuf, schau, schau, zu.

Die beiden folgenden Tage waren für Lambessa bestimmt, und da wir wussten, dass wir den ungarischen Insektensammler, Herrn Merkl, dort finden würden, hatten wir uns gleich darauf eingerichtet, die Nacht dort zuzubringen. Die Temperatur war hier oben ganz erheblich kühl, man empfand doch, dass wir gegen 1200 m über dem Meere waren; die Gerste war immer noch nicht reif; man schneidet hier kaum früher, als bei uns in Deutschland. In dem Café, in welchem wir bei unsrem ersten Aufenthalt gegessen, fanden wir ein erträgliches Unterkommen. Die Leute schienen Stockfranzosen, aber der uralte Grossvater, der in der Küche noch Handlangerdienste verrichtete, kam zu uns und sprach uns im Elsässer Dialekt an; es war ihm eine Wohlthat, wieder einmal »dütsch« reden zu können, denn französisch hatte er noch nicht gelernt, er sei erst zu kurz hüben, erst siebzehn Jahre; mit seiner Schwiegertochter und den Enkeln, die kein Wort deutsch verstanden, verkehrte er in einer originellen Zeichensprache: uns erzählte er einmal über das anderemal die Geschichte von der »Korlin von Strassburg«, offenbar seine Lieblingshistorie. Sein Sohn war schon früh nach Algerien ausgewandert und hatte den Vater, als es mit dem Zimmerhandwerk im alten Strassburg nicht mehr recht gehen wollte, nachkommen lassen. Der Sohn, ein kräftiger Mann in den besten Jahren, war Aufseher und Vertrauensmann einer Aktiengesellschaft, welche die benachbarten

Aurès-Wälder ausbeutete und gleichzeitig Garde-champêtre (Feldhüter) in Lambessa. Seit Jahren hatte er, mit einer Französin verheirathet, seine Muttersprache nicht mehr gesprochen und im Anfang ging es ihm recht ungelenk damit, aber rasch kam er wieder in Zug, und als am Abend ausser Herrn Merkl noch ein zweiter Elsässer, der sein Glück als Fuhrwerksunternehmer in Batna gemacht hatte, bei uns sass, gab es eine ganz flotte gemüthliche Unterhaltung.

Den ersten Tag widmeten wir der isolirten Felshöhe mitten im Thal, an welcher wir früher *Helix punica* gefunden. Im Anfang waren unsre Bemühungen fruchtlos, nur hier und da lag im Schatten der spärlichen Wachholderbüsche ein todtes, verbleichtes Exemplar. Aber wir liessen uns nicht abschrecken und umgingen den ganzen Hügel, Fels für Fels absuchend und jeden Stein aufhebend; schliesslich wurde unser Eifer doch belohnt. Aber wir fanden die Schnecke nicht, wie alle ihre Verwandten, an Felsen und unter Steinen, sondern im Schatten der spärlichen Büsche, aber da oft ganze Trupps zusammen.

Den vierten Juni verwandten wir zu einer Exkursion in die Aurès, bei welcher uns Herr Merkl die Jagdgründe zeigen wollte, auf denen er seine reichste Ausbeute an Schmetterlingen gemacht. Wir stiegen hinter dem Dorfe empor, an einer schlossartigen Ferme vorbei, durch ausgedehnte Weinberge, dann durch einen wirklich schönen Eichwald und weiterhin über eine ziemlich ausgedehnte Fläche, auf welcher die Schâwi mit Benützung einer Quelle Gerste bauen. Nun waren wir am Fuss eines der Hauptrücken. Ein stellenweise sogar fahrbarer Weg, aus dem offenbar eine Strasse werden sollte, führte hinauf, und ein Trupp Reiter, darunter eine europäisch gekleidete Frau, kam uns entgegen; ich habe leider vergessen zu erfragen, wohin dieser Weg führt und ob man hier in den Aurèsthälern schon Kolonisationsversuche gemacht hat; unter den wilden Schâwi wäre das doch noch ein gewagtes Stück. Oben auf der Höhe dehnte sich wieder eine Hochebene, mit prachtvollen Eichen bestanden, von denen viele von Sturm und Blitz beschädigt waren; die dürftigen Gerstenfelder hatten hier, in mindestens 1800 m Höhe, noch nicht einmal Aehren. Nach Südwest hin öffnete sich ein wunderbares Panorama bis tief in die Wüste hinein, nach Südost hin aber sperrte ein etwas höherer Bergrücken die Aussicht auf den nicht allzufernen Scheliah.

An einem steilen Felsenkamm, der auch hier die Höhe krönte, fanden wir *Helix massylaea*, wie am Cedernpik leider auch nur in wenigen Exemplaren.

Weiter zu gehen wäre unnütz gewesen, wir stiegen also in das zu unseren Füssen liegende Kesselthal hinab, das sich nach Lambessa hin öffnet. Es könnte ein Paradies sein, denn von allen Hängen rieseln frische Quellen nieder; aber noch sind die Zustände hier nicht der Art, dass ein Europäer wagen dürfte, sich allein anzusiedeln und nur ein paar Pferde weideten in der Tiefe. Die Quellen rannen zu einem stattlichen Bach zusammen, der stellenweise über förmliche Felsentreppen hinabschäumte. Unten hat man ihn eingefangen und am Hange hin in eine Senkung zwischen ein paar Hügeln geleitet, aus der man mit Hülfe eines Dammes ein seeartiges Reservoir geschaffen hat, das in Zukunft Lambessa und seine Gärten mit Wasser versorgen soll. Eine grosse Anzahl Sträflinge waren eben mit der Vollendung beschäftigt. Hier hatten wir unsren ungarischen Freund, der am Waldsaum zurückgeblieben war, wieder zu finden gehofft, aber die Aufseher hatten nichts von ihm gesehen und umsonst riefen wir nach ihm. Jedenfalls hatte irgend ein seltener Schmetterling ihn abseits gelockt, er war eben nicht zu finden, kam auch nicht mehr rechtzeitig ins Hôtel, und schliesslich mussten wir ohne Abschied von ihm genommen zu haben nach Batna zurück.

Zu finden konnten wir nun in der Umgegend nichts mehr hoffen, aber ich wollte Batna nicht verlassen, ohne die Bekanntschaft des Herrn Jus zu machen, des Oberingenieurs der artesischen Bohrungen in der Sahara, den ich in Biskra zu finden geglaubt hatte, der aber schon seit längeren Jahren seinen Wohnsitz nach der Hochebene hinauf verlegt hat. Er empfing mich sehr freundlich; mein Name war ihm nicht fremd und gerne zeigte er mir nicht nur seine Sammlungen, sondern gab mir auch eine vollständige Serie der eigenthümlichen Fauna, welche in den unterirdischen Gewässern der Sahara lebt. Ich wusste ja davon, hatte aber die Thiere nie in natura gesehen, und war nicht wenig überrascht, als ich statt verkümmerter, zwerghafter Formen Thiere von stattlicher Grösse und lebhaften Farben erhielt, denen man wahrhaftig nicht ansah, dass sie der Einwirkung des Sonnenlichtes entzogen gewesen. Am meisten fällt eine faustgrosse Krabbe ins Auge (*Telphusa fluviatilis* Rondel.), dann zwei Fische (*Cyprinodon*

calaritanus Bon. und *C. cyanogaster*); der Rest sind Mollusken aus den Familien der *Melaniidae* und *Paludinidae.* Es war keine kleine Ueberraschung für Herrn Jus, als mit dem Wasser des ersten artesischen Brunnens, den er bohren liess, lebende Fische in Masse hervorkamen, und es hat ziemlich lange gedauert, bis die gelehrte Welt sich entschloss, seine Beobachtungen als Thatsache anzuerkennen. Die Araber waren damit rascher bei der Hand; ihnen war die Erscheinung nur eine neue Bestätigung dafür, dass die Christen, als sie aus den Gebieten südlich der Aurès verdrängt wurden, die Gegend verwünscht und das einst reichlich vorhandene fliessende Wasser unter die Erdoberfläche gezaubert haben. Die Thiere sind übrigens nicht besonders für das Leben in der Finsterniss organisirt und bringen schwerlich ihre ganze Lebensdauer dort zu, sonst würden sie keine so gut entwickelten Augen haben; meistens finden sie sich auch in den Bächen und Quellen am Südabhang der Aurès, manche auch in den alten arabischen Brunnen der Oasen. Sie treten nicht in allen artesischen Brunnen auf und auch nicht zu allen Zeiten; Herr Jus wird darum wohl Recht haben, wenn er annimmt, dass sie in mit der Oberfläche in Verbindung stehenden Wasseransammlungen leben und nur zeitweise unterirdische Reisen antreten. Jedenfalls erhellt aber aus ihrem Auftreten die hochinteressante Thatsache, dass unter der Oberfläche der Sahara ein Netz von Kanälen und selbst Flüssen besteht, welches den Thieren weite Reisen ermöglicht. Die kleinen Schnecken treten oft in solchen Mengen auf, dass sie an der Mündung der Brunnenröhren sich in förmlichen Krusten ansetzen und so leicht in Menge zu sammeln sind.

Ausserdem sah ich bei Herrn Jus eine vollständige Sammlung der Saharaschnecken, lauter kleine und meist eigenthümliche Arten, die meine Ansicht über die frühere geringe Wichtigkeit des *Palus tritonis* nur bestätigen konnten. Grosses Interesse hatten auch eine Sammlung von geschiebeartigen Steinen, die ohne Mitwirkung des Wassers nur durch Wind und Sand gebildet waren, und prachtvoll gearbeitete Pfeilspitzen aus Feuerstein, die Beweise für die Existenz des Menschen in der Sahara schon in der Steinzeit.

Zuletzt kamen wir an den Gegenstand, welcher Herrn Jus jetzt fast ausschliesslich beschäftigt, an die bessere Verwerthung

der algerischen Faserpflanzen und speciell des **Halfagrases**. Diese binsenartige Pflanze bedeckt in ganz Nordafrika wie in Südspanien ausgedehnte Strecken, auf denen neben ihr nichts Anderes fortkommt. Unter dem Namen Halfa stecken zwei sehr ähnliche, aber durch die Blüthe in verschiedene Gattungen verwiesene Pflanzen, *Macrochloa tenacissima* L., welche am westlichen Mittelmeer vorherrscht und dort ausschliesslich Halfa heisst, der *Esparto* der Spanier, und *Lygeum spartum* L., das tripolitanische Halfa, in Algerien als *Ssenrha* oder *Senoc* unterschieden. Erstere hat längere Blätter, letztere soll fester sein. Macrochloa ist in Algerien für die Hochebene charakteristisch, Lygeum gehört der Vorwüste an und herrscht darum von Südtunisien an, wo diese an die Meeresküste herantritt, allein. Beide Pflanzen dienen schon seit dem grauen Alterthum*) zu allen möglichen Flechtarbeiten und ersetzen, wo sie vorkommen, Flachs und Hanf so gut, wie die Weide. Nachdem lange Zeit ihre Verwendung auf die Lokalindustrie beschränkt geblieben, hat man in neuerer Zeit angefangen, sie in der Papierfabrikation zu verwenden und verarbeitet namentlich in England grosse Quantitäten, die man theils von den Hochplateaus von Oran über Arzeuw-le-port, theils von Tunis und Tripolis bezieht. Immer aber bleiben noch ganz enorme Massen unbenutzt, denn die Pflanze bedeckt auf den Hochebenen viele Quadratmeilen, und nicht mit Unrecht reden die Franzosen von einem Océan de Halfa. Diesen natürlichen Reichthum verwendbar zu machen, ist das Ziel, das sich Herr Jus gesteckt, und er hat bereits sehr beachtenswerthe Resultate in dieser Richtung erzielt.

Die Halfafaser hat den grossen Fehler, dass sie sich nicht so leicht isoliren lässt, wie bei Flachs und Hanf; röstet man sie, so verliert sie, gleichviel ob man sie in kaltem oder in warmem Wasser weichen lässt, ihre Geschmeidigkeit und wird brüchig. Daran sind bis jetzt alle Experimente gescheitert. Herr Jus hat nun alle mögliche chemisch wirkende Stoffe versucht und es ist ihm schliesslich gelungen, die Fasern zu trennen, ohne dass diese ihre Geschmeidigkeit einbüssen. Der Klebestoff wird dabei in

---

*) Nach Hehn sind sowohl das λευκόλινον, das die Phönizier dem Xerxes zum Zusammenbinden der Schiffbrücke über den Hellespont liefern mussten, wie die λευκέα, die Hiero II. für sein berühmtes Prachtschiff aus Iberien kommen liess, auf die Halfa zu beziehen.

Form eines harzigen Extraktes gewonnen; taucht man die isolirte Faser in eine Lösung desselben, so erhält sie nicht nur ihre ursprüngliche Festigkeit wieder, sondern auch die Fähigkeit, sich rasch und leicht zu färben. Zwar zum Spinnen und Weben eignet sie sich auch in dieser Form noch nicht; sehr schöne Stoffe, die ich in Algier mit der Bezeichnung Halfa in den Läden ausgestellt gesehen hatte, waren aus Jutefasern gewoben; aber sonst ist die präparirte Faser zu allen möglichen Verwendungen fähig, zu Flechtereien und Korbmacherarbeiten, zu ausgezeichneten Pinseln und Bürsten, aber auch als Polstermaterial und ganz besonders zu falschem Haar; ich habe nie ein Surrogat gesehen, das dem Haare so täuschend geglichen hätte. Alle Präparate haben den Vorzug unbegrenzter Haltbarkeit und werden von keinerlei Insekten angegriffen, selbst Ratten und Mäuse scheuen die Fasern. Der harzige Extrakt wird vielleicht in der Färberei noch einmal eine grosse Rolle spielen; er verleiht allen Gramineen die Fähigkeit, sich färben zu lassen, was für die Fabrikation künstlicher Sträusse von grossem Werth sein dürfte.

Herr Jus hat seine Versuche nicht auf die Halfa allein beschränkt, sondern auch mit anderen Faserpflanzen, der Dattelpalme, dem Drinn (*Aristidea pungens*, einer Charakterpflanze der eigentlichen Sahara) und dem in den Buschwäldern des Tell sehr verbreiteten Diss (*Ampelodesmos tenax*) beachtenswerthe Resultate erzielt. Bei meinem Besuche war er gerade beschäftigt, seine Versuche aus dem Kleinen ins Grosse zu übersetzen; die Regierung hatte ihm dazu eine Konzession von 15 000 ha Halfaland in der Nähe von Ain Touta ertheilt. Ein Gelingen seiner Pläne würde von der grössten Wichtigkeit für Algerien sein und den grossen Verdiensten, welche Herr Jus sich, seit er 1856 als Civilingenieur in Diensten des Hauses Degousée den ersten Bohrapparat nach Algerien brachte, um die Kolonie erworben hat, die Krone aufsetzen.

Nun war es aber die höchste Zeit Algerien zu verlassen, wenn wir unseren Plan, Tunisien und Westsicilien zu durchstreifen, noch zur Ausführung bringen wollten. Die Witterung hatte uns ganz ausnahmsweise begünstigt, aber nun konnte die Sommerhitze täglich beginnen und dann wurden nicht nur die Exkursionen beschwerlicher, — das hätte uns nicht so sehr genirt, — sondern auch das Resultat unsicher, denn vor der

Sommersonnengluth verbirgt sich im Süden alles, was Leben hat, gerade so wie in Deutschland im Winter. Am 8. Juni Nachmittags ging der Dampfer von Bône, den wir benutzen mussten, weil die Landverbindung mit Tunis unterbrochen war. Die schweren Regen hatten nämlich die provisorische Strasse von Souk Ahras nach Guardimaou dermassen zugerichtet, dass selbst eine algerische Diligence nicht mehr darauf zu verkehren wagte; da aber die Bahn im Herbst eröffnet werden sollte, hielt man es nicht für nöthig, sie noch einmal zu repariren und überliess es den Reisenden zu sehen, wie sie die Strecke zwischen den beiden Endstationen zurücklegten. Von Batna nach Bône kann man in einem Tage gelangen, aber wenn wir die Quelle des Bou Merzoug besuchen wollten, mussten wir in Kroubs oder Konstantine übernachten.

Morgens um 6 Uhr verliessen wir Batna. Der Himmel war umzogen, die Temperatur ganz erträglich. Diesmal konnten wir die durchfahrene Gegend bei Tage betrachten. Anfangs führt die Bahn durch ein enges Thal, in welchem ein vom Tuggur herunterkommender Wasserfaden rinnt, der, obschon schwach, doch bei ziemlich starkem Gefälle verschiedene Mühlen treibt. Dann betritt man die Hochebene und fährt dem Rande der Senkung entlang, welche an ihrem tiefsten Punkte die Salzseen enthält. Mit überraschender Deutlichkeit erscheint sie von dieser Seite aus gesehen als ein ringsum von Bergketten eingefasstes ehemaliges Seebecken, das vielleicht einen doppelten Abfluss, nach dem Rummel und nach der Wüste, gehabt hat. Im Thal lagen noch einige von Weinbergen umgebene Fermen, die Hochebene ist kahl, nur an den Rändern und in einigen Senkungen sind Gerstenfelder, auf denen man eben mit der Ernte beschäftigt war. Man schneidet die Gerste vor der vollen Reife, um das Ausfallen der Körner zu verhüten und verfährt dabei noch ganz wie in der Bibel beschrieben ist; der Schnitter, durch ein ledernes Schurzfell gegen die stacheligen Disteln geschützt, fasst mit der Linken ein Büschel Aehren und schneidet es ganz kurz unter der Hand ab. Auch die Kolonisten verfahren in derselben Weise; so lange man noch das Getreide vom Vieh austreten lässt oder es mit den gebräuchlichen Dreschschlitten ausdrischt, ist keine andere anwendbar. Das Stroh bleibt zur Weide stehen oder wird nachträglich ausgerauft und verfüttert. Die Disteln rührt man nicht

an; ihr Saamen erfüllte die Luft dermassen, dass es manchmal aussah wie ein Schneegestöber.

An den Salzseen wurden wir durch einen eigenthümlichen Anblick überrascht. Im seichten Wasser standen Hunderte von Flamingos, hier regelmässige Sommergäste, wie in Südspanien und Sardinien. Bei guter Zeit waren wir in el Guerrah und hatten nun den Tag für unsere Exkursion frei. Die Gegend hatte ich in guter Erinnerung behalten und so stiegen wir gleich durch einen Ravin auf das gegenüberliegende Plateau hinauf. Schon hier fanden sich Schnecken genug und noch mehr Käfer; in den Blüthen wimmelte es von Cetonien, Clitus und anderen bunten Blumenkäfern, wir haben niemals in Algerien eine reichere Insektenausbeute gemacht. Kaum eine Viertelstunde weiter durchschritten wir eine kleine Einsenkung und auf ihrer anderen Seite, wo die Felsbänke senkrecht abbrechen, fanden wir endlich wirklich die gesuchte Schnecke (*Helix massylaea* Mor.), trotz ihrer Grösse so gut verborgen, dass es des genauesten Suchens bedurfte, um sie aufzufinden. Es ist wirklich überraschend, mit welcher Sicherheit diese anscheinend so stumpfsinnigen Thiere die Stellen aufzufinden wissen, an denen sie vor Nachstellungen am meisten gesichert sind. Es scheint sogar als ob sie darin Erfahrungen machten und beherzigten, denn die jungen und unausgewachsenen findet man viel häufiger ungenügend versteckt, als die ausgewachsenen, und sie setzen sich auch viel häufiger sowohl der Winterkälte als der Sonnenhitze aus und gehen dadurch zu Grunde.

Auf der anderen Seite des Felsrückens sahen wir uns in dem Thalkessel, welcher offenbar der Quelle die Entstehung verdankt, die in seinem Grunde entspringt. In der Entfernung von etwa einer halben Stunde lag die Mühle, welche der Fluss gleich nach seinem Ursprung treibt und wir hätten nun direkt auf sie zugehen sollen, aber zur Rechten zog ein Ravin in die Berge hinein, dessen Felsränder uns bequemere Ausbeute versprachen. Wir hatten uns nicht getäuscht und füllten schnell das Körbchen bis zum Rande. Hier waren wir wieder im Gebiete der Steingräber, zu Hunderten standen sie auf den wenig geneigten Felslagen. Hier und da hatte man sie auch am Rande des Felsgebietes auf Kulturboden errichtet, aber hier waren unter dem Druck der kolossalen Deckplatten die Tragsteine auseinandergewichen und die Gräber eingestürzt.

Mittlerweile hatte der Himmel sich immer dichter umzogen und es fing an ganz gründlich zu regnen; wir liessen also Quelle Quelle sein und eilten zum Bahnhof zurück. Nachher hellte es sich wieder etwas auf und wir konnten wenigstens noch ein paar Käfer sammeln. Gegen fünf kamen die verschiedenen Züge, und um sechs waren wir in Kroubs. Wir liessen das Gepäck im Bahnhof und wanderten ins Städtchen hinauf, um Quartier zu suchen. Aber wir sollten hier auch einmal die Kehrseite der algerischen Wirthshausverhältnisse kennen lernen. Im Hôtel du Kroubs gab mir die Wirthin auf meine höfliche Frage, ob ich ein Zimmer haben könne, ein einfaches barsches Non zur Antwort, ohne sich auch nur vom Stuhle zu erheben. Auch im Hôtel de France besann sich die Wirthin lange, ehe sie sich entschloss uns aufzunehmen, und als ich, da meine Frau, müde und nass, alsbald zu Bette gehen wollte, sie bat, uns Thee zu bringen zog sie ein schiefes Gesicht und ging. Wir warteten denn auch umsonst und schliesslich ging ich zum nächsten Epicier und holte Brod und Schweizerkäse, so dass wir die Dame nicht weiter zu belästigen brauchten. Die Betten waren übrigens gut und sauber und wir schliefen ausgezeichnet. Am anderen Morgen waren zum Kaffee weder Milch noch Brödchen zu haben, und als ich wegen des Thees fragte, antwortete mir die Frau Wirthin im schnippischesten Tone, sie sei keine Magd und brauche ihren Gästen nichts auf das Zimmer zu bringen. Als ich mich darüber einigermassen wunderte, erklärte sie mir, sie habe uns nicht gerufen, wir könnten machen, dass wir fortkämen. Das thaten wir natürlich, ich dankte der Frau Wirthin für die Berichtigung meiner irrthümlichen Ansichten über die französische Höflichkeit und wir gingen zum Bahnhof, in dessen guter Restauration wir nachholen konnten, was wir im Hôtel versäumt. Es war eine furchtbare Schwüle, selbst die Insekten schienen darunter zu leiden, denn im Gegensatz zu el Guerrah machten wir hier in den massenhaft vorhanden Disteln nur ganz geringe Ausbeute an Käfern.

Um elf Uhr ging es weiter durch die uns wohlbekannte Gegend nach Bône zu. Im Fluge sahen wir noch einmal die fruchtbeladenen Felder des Ouëd Zenati, Hammam Meskhoutin und die Ebene von Guelma. Von Duvivier ab erfreute uns wieder die bestkultivirte Gegend Algeriens; trotz der sengenden Hitze wurde überall in den Weinbergen gearbeitet, der Wein-

stock duldet eben keine Faulenzerei und verlangt im Süden doppelte Arbeit, wenn ihn nicht das Unkraut überwuchern soll. Um halb acht waren wir wieder in Bône, wo uns die dicke Wirthin freudig als alte Bekannte willkommen hiess. Wir kamen gerade recht, am anderen Mittag ging eins der besten Schiffe der Compagnie transatlantique, der Charles V., nach la Goletta ab. Am Sonntag Morgen blieb mir gerade noch Zeit genug zu einem Gang nach der Seybousemündnng, wo aber Käfer kaum mehr anzutreffen waren, und an den Hafen, wo ich noch eine Anzahl Handstücke der interessanten Gesteine einsammelte, mit denen man die Strassen von Bône pflastert. Um drei Uhr sagten wir der freundlichen Stadt Lebewohl, für immer, wie wir glaubten; wir konnten damals nicht ahnen, dass wir sie sechs Wochen später sehr gegen unseren Willen noch einmal wiedersehen würden.

Zwanzigstes Kapitel.

La Goletta.

Schwere Wolken bedeckten den Dschebel Edough bis fast zu seinem Fusse herab, als wir am 8. Juni an Bord des Charles V. gingen, und ein scharfer Nordost versprach uns keine allzu angenehme Fahrt. Kein grösserer Irrthum, als wenn man annimmt, das Mittelmeer sei den ganzen Sommer hindurch glatt wie ein Spiegel und kenne Stürme nur in den Wintermonaten; ich habe nun einige zwanzig längere und kürzere Fahrten auf ihm gemacht und nur ein einziges Mal glatte See angetroffen. Die Meerenge zwischen Sicilien und Nordafrika steht noch besonders in üblem Ruf; sobald der Barometerstand in den beiden Hauptbecken des Mittelmeeres erheblich verschieden ist, und das ist fast immer der Fall, strömt die Luft mit mehr oder minder grosser Gewalt nach Osten oder nach Westen durch diese Lücke in der trennenden Landmasse und Windstille ist hier so selten, wie an den Säulen des Herkules. Das war nicht ohne Bedeutung für die Entwicklung der Mittelmeerländer im Alterthum. Die kleinen Schiffe konnten den Kampf mit Wind und Strömung nicht wagen; entweder mussten sie sich mit den Rudern mühsam am Lande hinarbeiten, oder liegen bleiben bis günstiger Wind kam. Wer die Uferländer und die Inseln der Meerenge besetzt

hielt, war somit im Stande, jedem Konkurrenten den Weg zu sperren; das begriffen schon die Phönizier, und darum sehen wir sie, während sie sonst überall sich mit kleinen befestigten Handelsposten begnügten, hier gleich von Anfang an Kolonien gründen: Karthago, Utica, Ubo Zaritus auf dem Festland, Motye auf Sicilien, die Niederlassungen auf den Inseln Malta, Gozzo und Pantelleria verdanken dieser Erkenntniss ihre Entstehung und sie wurden gegründet, sobald die Karier und Griechen die ersten Versuche machten, nach Westen vorzudringen. So blieb den Griechen nur der Weg durch die Strasse von Messina und diesem galten in letzter Instanz alle Kämpfe zwischen den Karthagern und den Griechenstädten Trinakriens. Das silberreiche Südspanien und der Zwischenhandel mit den kunstfertigen Tyrrhenern, von denen aus der Landhandel nach Gallien und über die Alpen hinüberging, waren dem Alterthum das, was dem Mittelalter die Gewürzländer Indiens, und um den Handel dorthin drehte sich bis zum Emporkommen Roms hauptsächlich die Politik der Mittelmeerländer; auch die durch das Orakel in Delphi organisirte griechische Kolonisation Süditaliens muss in diesem Sinne betrachtet werden und die Städte Grossgriechenlands, Sybaris, Croton, Tarent verdankten ihr beispiellos rasches Aufblühen in erster Linie der Möglichkeit, über das schmale Kalabrien hinüber, oder zu Lande ungestört durch das übermächtige Karthago Handel mit dem Westen zu treiben.

Im Zeitalter des Dampfes hat die Meerenge — sie hat seltsamer Weise keinen allgemein gebräuchlichen Namen — viel von ihren Schrecken verloren, aber die Küstenstrecke vom Kap Rosa am Ostende des Busens von Bône bis zum Ras Addar oder Kap Bon ist noch immer eine der gefürchtetsten im Mittelmeer; starke Strömungen führen im Winter die Schiffe oft erheblich von ihrem Kurs ab und plötzliche Windstösse lassen sie an den steilen unwirthlichen Felsenküsten zerschellen.

Der Charles V. nahm seinen Kurs anfangs quer über den Golf hinüber auf das Kap Rosa zu, dann der steilen Felsenküste entlang. Den Golf umsäumt fast ringsum niederes Dünenland, dann wechseln steile Falaisen*) mit sandgefüllten Thälern; die

*) Dieser Ausdruck, der eine mauerartig abfallende, ungegliederte Felsenküste bedeutet, verdient wohl Aufnahme in die physikalisch-geogra-

Berge sind meist noch ziemlich hübsch bewachsen. Hier beginnt das grosse Korkeichengebiet, das sich bis tief nach Tunis hinein erstreckt, dem Zoologen interessant als die einzige Gegend in Nordafrika, in welcher Hirsch und Damhirsch vorkommen. Sie sind schwerlich dort einheimisch und noch weniger Zeugen eines alten Landzusammenhangs mit Italien, wie manche Zoogeographen annehmen, sondern wahrscheinlich durch irgend einen Jagdliebhaber unter den Mauren angesiedelt, und zwar, der Art des Edelhirsches nach zu schliessen, von der Insel Korsika. *)

Das Meer, das wir nun durchfahren, war lange das Hauptproduktionsfeld der Edelkoralle und Jahrhunderte lang das Gebiet einer lebhaften Fischerei, die Hunderte von Booten beschäftigte. Seit unter den ersten römischen Kaisern der Gebrauch der rothen Koralle als Schmuck und noch mehr als Amulet gegen den bösen Blick aufkam, wurden hier an der Steilküste die schönsten der rothen Polypenstöcke gefischt; die Alten wandten schon genau dieselbe Maschine an, die heute noch üblich ist, ein Holzkreuz mit daran befestigtem Netz, in welches die von den unterseeischen Klippen losgerissenen Korallen fallen. Die Umgebung von la Calle galt immer für den reichsten Fundort, obschon man Korallen längs der ganzen nordafrikanischen Küste an geeigneten Stellen findet. **) Die Ausbeutung des Meeres blieb nicht lange in den Händen der Mauren; schon im fünfzehnten Jahrhundert sind die Fischer ausschliesslich Katalanen und Provençalen, und wenn auch die Angabe, dass schon 1390 Louis de Clermont, Duc de

phische Terminologie, wie zahlreiche andere französische für Küstenformen, welche an der deutschen Küste fehlen und darum keine Benennung in unsrer Sprache haben.

*) Plinius stellt das Vorkommen des Hirsches in Nordafrika direkt in Abrede. Ueber die Identität des Hirsches von la Calle mit *Cervus elaphus* subsp. *corsicus* cfr. Forsyth Mayor, die Tyrrhenis, in Kosmos Bd. 13.

**) Die Tiefe, in welcher gefischt wird, ist eine sehr wechselnde; bei la Calle findet man die besten Korallen in einer Tiefe von 120—200 m und einer Entfernung von 5—20 Seemeilen von der Küste; am Kap Rosa in 160 m und 7—60 Meilen; diese gelten für die besten; bei Tabarka in 150 m und 10—12 Meilen Küstenabstand; um la Galita in 100—160 m und 7—8 Meilen Abstand; vor Bône in 120—150 m und 6—12 Meilen, am Cap de Fer und längs des Edough bis Bougie schon in 20—70 m und bis nahe ans Gestade heran. Es hängt das ganz davon ab, in welcher Tiefe die Edelkoralle ihre geeigneten Anheftungsplätze, senkrechte oder überhängende Felswände, antrifft.

Bourbon das Monopol von den egyptischen Sultanen erworben habe, sehr der Bestätigung bedarf, so ist doch sicher, dass Henri IV. es von Sultan Murad erwarb und dass von da bis 1794 das Monopol im Namen der französischen Regierung ausgeübt wurde, die Umgebung von Tabarka ausgenommen. Ihren Höhepunkt erreichte die Ausbeute in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter der Compagnie d'Afrique, aber schon 1784, wo Desfontaines*) uns eine genaue Schilderung gibt, klagte man über Erschöpfung der überfischten Bänke und wenige Jahre später konnte man kaum noch Korallen genug auftreiben, um die dem Dey von Algier in Natura zu liefernden zwei Kisten (à 120 Pf.) auszuwählen. Die Fischerei würde aufgegeben worden sein auch ohne die Vernichtung des Monopols durch die Revolution. Die napoleonischen Kriege und die Zerstörung der französischen Marine schafften den Korallen für einige Zeit Ruhe; nach dem Frieden erwiesen sich die Bänke wieder reich besetzt, aber die Korallenfischerei wollte trotz dem nicht recht wieder in Flor kommen. Vor Allem schienen die Provençalen, die früher die meisten Boote gestellt, sich der Hochseefischerei ganz entwöhnt zu haben und in Marseille war die Korallenverarbeitung, eine Hauptindustrie in früheren Jahren, durch den zwei Jahrzehnte dauernden Mangel an Rohstoff völlig ausgestorben. Aber auch die Korsen und die Neapolitaner und Sicilianer machten keine glänzenden Geschäfte; die ewigen Händel zwischen dem Dey und Frankreich unterbrachen die Fischerei mehrmals, die Mode war ungünstig und die Kriege im Orient störten den Absatz. In 1817, wo die regelrechte Ausbeutung zum ersten Mal wieder begann, kamen noch 306 Boote; aber eine unvernünftige Besteuerung (200 Piaster das Boot) und die Chicanen gegen die Italiener reduzirten die Zahl bald auf die Hälfte. Binnen Kurzem sah man sich genöthigt die Vorschrift, dass nur Franzosen auf den Booten verwendet werden dürften, fallen zu lassen; man versuchte es mit Steuerfreiheit, mit Vergünstigungen bezüglich des Militärdienstes, aber umsonst; die provençalischen Fischer fanden zu Hause besseren Verdienst, als bei der immer einem Hazardspiel gleichenden Korallensucherei**)

---

*) Peyssonel et Desfontaines, Voyages dans les Régences de Tunis et d'Alger. Paris 1838.

**) Die Fischerei findet immer auf Betheiligung am Ertrag statt. Der Ertrag wird nach uralter Sitte in $12^{1}/_{2}$ Antheile getheilt; davon erhält 4

und in 1825 waren nahezu sämmtliche Fischer Italiener, wie auch heute noch. Nach der Eroberung nahm unter der Leitung von Jules de Lesseps für eine Zeit lang die Zahl der Boote wieder zu und hielt sich auf ziemlicher Höhe bis 1878, wo die Entdeckung der grossen Korallenbank bei Sciacca an der sicilischen Küste, die binnen drei Jahren 88 000 Centner Korallen lieferte, die Italiener ablockte und den Preis der Ausbeute so drückte, dass die Fischerei an der algerischen Küste kaum mehr rentirt. In 1881 arbeiteten nach dem officiellen Bericht noch 147 Schiffe mit 1134 Mann; ihre Ausbeute betrug 29 850 kg im Werth von 1 370 000 Fcs., in 1882 — neuere Angaben liegen mir nicht vor — nur noch 119 Boote mit 806 Leuten und einer Ausbeute von 20 286 kg im Werth von 1 032 760 Fcs. Die Jahre waren relativ günstig und trotzdem brachte es einer der Matrosen bei dem anstrengenden und gefährlichen Dienst kaum auf 500 Fcs. Frankreich hat von der Korallenfischerei, welche ausschliesslich von Italienern betrieben und deren Produkt eben so ausschliesslich in Italien verarbeitet wird, eben fast gar keinen Nutzen; seine Bemühungen für ihre Hebung werden aber von dem Gedanken geleitet, dass die Fischer, die in ihren kleinen Segelschiffchen mit dem stürmischen Meere zu ringen haben, ein ausgezeichnetes Material für die Kriegsmarine abgegeben, dessen Fehlen man schwer empfindet.

La Calle hat unter diesen Umständen die Bedeutung nicht gewonnen, die man erhoffte; die reichen Bleiminen von Kef-um Teboul, die in geringer Entfernung hart an der tunisischen Grenze liegen und mit mehreren Hundert Arbeitern betrieben werden, sowie die ausgedehnten Korkeichenwälder, in denen sich die Konzessionen du Bouchage und de Montebello befinden, beleben zwar seinen Exporthandel einigermassen, aber die Umgegend ist wenig kolonisirt und recht ungesund. Eine Zeit lang hatte man grosse Pläne mit der Stadt, welche besser als eine andere in Algerien für die Anlage eines die Meerenge beherrschenden Kriegshafen geeignet ist. Man wollte entweder einen Hafen bei Boulif anlegen, oder die Landenge durchstechen, welche den See Guelta-el Malah vom Meere scheidet; darin hätte die ganze französische Kriegsflotte in voller Sicherheit ankern können. Mit der Be-

der Patron, der die Ausrüstung besorgt hat, 2 der Steuermann, 1½ das Schiff, je 1 jeder der fünf Matrosen.

setzung von Tunisien sind aber alle diese schönen Pläne hinfällig geworden; auch wenn man von der Bucht von Karthago, wohl neben Taranto dem strategisch wichtigsten Punkte am Mittelmeer, absieht, bietet **Bizerta** für einen Kriegshafen von Natur alle die Vortheile, die man bei la Calle erst künstlich schaffen müsste, und diese Stadt wird somit auf ihren schlechten Hafen angewiesen bleiben, der für grössere Schiffe absolut unzugänglich ist. Für kleinere hat man durch einen Steindamm einige Sicherheit geschaffen, aber, wenn man sie nicht, wie die Boote der Korallenfischer, auf den Strand ziehen kann, muss man sie, sobald ein Sturm am nördlichen Horizont aufzieht, vorn und hinten festbinden, wozu am Strand alte Kanonenrohre eingegraben und in der Bucht die Felsen entsprechend behauen sind. Die Schiffe halten sich darum, den Hochsommer ausgenommen, nicht länger in la Calle auf, als sie unbedingt müssen, und warten lieber im Hafen von Bône, bis die Ladung für sie bereit liegt.

Auch unser Dampfer musste ziemlich weit draussen ankern. Wir hatten nur wenig Passagiere und gar keine Güter auszuschiffen, einzuladen war gar nichts, trotzdem mussten wir uns drei volle Stunden schaukeln lassen, denn die Herren von der Post schickten das Felleisen nicht vor neun Uhr, der reglementsmässigen Abfahrzeit. Im Anfang konnten wir wenigstens das Städtchen betrachten, das freundlich am Abhang im Grünen liegt; es hat seinen Platz gewechselt, denn das arabische **Mers-el-Kharez**, wie dessen römische Vorgängerin, über deren Namen man noch nicht einig geworden ist, lagen auf der Spitze der felsigen Halbinsel, welche den kleinen Ankerplatz schützt. Dann aber verhüllte die Dämmerung Alles und nun wurde das Warten langweilig. Einmal über das andere Mal ertönte die Dampfpfeife, in allen Sprachen wurde die Post verwünscht, aber sie kümmerte sich nur um ihr Reglement und erst Punkt neun Uhr erschienen die Briefsäcke. Nun ging es weiter nordöstlich, dem *Cap Roux* zu, das uns seither ein wenig vor dem Sturm gedeckt hatte. Drüben wurde es etwas lebhafter, aber das Schiff hielt sich brav und wir kamen rasch voran. Bald sahen wir zur Rechten ein Licht, den Leuchtthurm von **Tabarka**, der einstigen Nebenbuhlerin von la Calle. Diese Insel war über 200 Jahre im Besitz der genuesischen Familie **Lomellino**, welcher sie der grosse Soliman 1541 als Lösegeld für den berüchtigten Korsaren **Dragut**, den ein Lomellino

an der Küste von Korsika gefangen genommen, abgetreten. Karl V. baute dort eine Citadelle aus den Steinen der Römerstadt Tabraka, welche gegenüber auf dem Festland gelegen, und unterhielt auch eine Besatzung, aber seinem Nachfolger wurde das zu kostspielig, und so erhielten die Lomellini die volle Souveränität. Bis 1741 hielten diese dort eine Besatzung und trieben Korallenfischerei und Handel mit den Stämmen auf dem Festland, den berüchtigten Khroumirs. Sie wurden wohl manchmal von den Korsarenschiffen wie vom Bey von Tunis zu allerhand Geschenken gezwungen, auch sonst hier und da belästigt, aber ihr vom Sultan verbrieftes Eigenthumsrecht wurde — ein ächt muhamedanischer Zug — niemals in Frage gestellt. Als Peyssonel hier war, fand er eine genuesische Besatzung von 100 Mann, ausserdem 40 Boote und 350 Korallenfischer, ferner noch 50 Lastträger, zusammen mit den Familien gegen 1500 Personen. Bald nachher zeigten sich aber auch hier die Folgen der Raubfischerei; die Korallenbänke verarmten, die Erpressungen der Herrscher von Tunis nahmen immer grössere Dimensionen an und im Handel mit den Khroumirs machte die Compagnie d'Afrique von la Calle aus immer schärfere Konkurrenz. Da übertrug zunächst die Familie Lomellini ihre Rechte an Giacomo de Lomellino (1728) und dieser schenkte, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, höhere Erträge zu erzielen, den Anerbietungen der Compagnie d'Afrique Gehör, die schon lange gerne die Insel erworben und damit der genuesischen Konkurrrenz ein Ende gemacht hätte. Aber die Unterhandlungen wurden dem Dey von Algier verrathen und dieser, der damals eine gewisse Oberherrschaft über Tunis ausübte, schrieb dem Bey (mit Anspielung auf das spanische Oran, das ihm sehr lästig war): »Ich habe schon einen bösen Zahn in meinen Kiefern, den ich nicht herausziehen kann; willst Du mir noch einen zweiten hineinsetzen, damit ich gar nicht mehr beissen kann?« Gleichzeitig drohte er, dass er nöthigenfalls den Bey von Konstantine mit einer Armee vor Tunis schicken und dem Bey eine seidene Halsbinde umlegen lassen werde. Das wirkte. Im Frühjahr 1741 erschien der Sohn des Beys mit einer Armee in der Nähe der Insel, angeblich um die Steuern von den Khroumirs einzutreiben; gleichzeitig liefen ein paar Korsarenschiffe ein, um sich, wie oft, in Tabarka zu verproviantiren. Der Gouverneur und seine Officiere folgten arglos einer Einladung an

Bord der Schiffe und würden alsbald gefesselt. Dann wurde die Insel geplündert, Besatzung und Korallenfischer, soweit sie nicht auf dem Meere waren, in die Sklaverei verkauft und eine Garnison in die Citadelle gelegt. Die Compagnie d'Afrique war nicht gesonnen, ihre Ansprüche so leicht aufzugeben, und da Frankreich damals gerade im Kriegszustande mit Tunis war, versuchte sie die Insel durch einen Handstreich zu nehmen. Aber der Anschlag wurde verrathen, der französiche Kommandant de Saurins fiel bei dem Angriff, und in dem schmählichen Frieden von 1742 blieb die Insel bei Tunis. Die entkommenen Einwohner wurden auf der sardinischen Insel San Pietro angesiedelt, wo ihre Nachkommen heute noch die Korallenfischerei betreiben und ihren genuesischen Dialekt bewahrt haben.

1785 fand Desfontaines Tabarka bis auf eine kleine Garnison verlassen und durch einen auf Befehl des Bey aufgeschütteten Damm mit dem Festland verbunden. Er richtete damals ein ausführliches Memoire an die Regierung, um sie zur Besitzergreifung zu veranlassen, aber die Revolution vereitelte den Plan und Tabarka blieb verlassen. Die Aufschliessung des Khroumirlandes und seiner Metallschätze bringt ihr vielleicht einen Aufschwung, denn der Ankerplatz ist leidlich; eine Eisenbahn von Tabarka nach den reichen Eisensteingruben im Lande der Ouled Nefza ist schon konzessionirt. Auch werden die Franzosen nicht umhin können, hier eine Garnison zu errichten, um die unbändigen Khroumirs im Respekt zu halten, denn so ganz schnell lässt sich denen der nöthige Unterthanenverstand nicht angewöhnen. Die Biedermänner haben, seitdem sie im sechzehnten Jahrhundert hier eindrangen, niemals Steuern bezahlt, wenn nicht der Bey mit einer Armee kam, und auch dann nicht immer. Wie man mir in Tunis erzählte, befragten sie jedesmal, wenn Geld von ihnen verlangt wurde, einen heiligen Baum; bewegte er seine Blätter auf und ab, so zahlten sie ohne Widerrede, verhielt er sich ruhig, so musste das Pulver sprechen. Die Ch'mirs, denn so wird der Name eigentlich geschrieben, sind trotz ihrer Wohnsitze in den Bergen und ihrer Lebensweise keine Berber, sondern der Hauptmasse nach ein Araberstamm, welcher früher in der Vorwüste in Südtunis wohnte. Sie dienten im fünfzehnten Jahrhundert der religiösen Konföderation der Schabbia als Makh'zen, d. h. als berittene Miliz, welche die Steuereintreibung besorgt, und

wurden, als im sechzehnten Jahrhundert die Berber das Joch dieser frommen Araber brachen, ihrer sämmtlichen Heerden beraubt und zur Flucht in die nördlichen Berge gezwungen, wo sie, wahrscheinlich mit berberischen Ureinwohnern gemengt, — denn die mit ihnen gewöhnlich zusammengerechneten Rekba scheinen kabylischen Ursprungs — seitdem in einem Zustand von Wildheit und Armuth leben, der selbst die anderen Bergstämme mit Verachtung auf sie blicken lässt. Ohne jeden staatlichen Zusammenhang, jeder Stamm, ja fast jede Familie auf eigene Faust raubend, wurden sie fast nur durch die gemeinsame Verehrung des Sidi Abdallah ben Djemel zusammengehalten, dessen Kubbah gewissermassen den Mittelpunkt ihres Gebietes bildet. Ihre Räubereien an der algerischen Grenze gaben den Vorwand zur Besetzung von Tunis; sie waren zwar damals nicht schlimmer, als sonst auch, aber man wollte Italien zuvorkommen und brauchte einen Grund. Es ist offenes Geheimniss in Tunis, dass Roustan, der französische Konsul in Tunis, die Khroumirs durch zwei Agenten, den tunisischen Konsul in Bône, Giuseppe Allegro, dessen Mutter eine Araberin und der unter den wilden Grenzstämmen aufgewachsen war — er ist seitdem ganz zum Islam übergetreten und nennt sich Yussuf ben Ali, man hat ihn zum Dank zum Kaid in Südtunis ernannt, — und den Agenten der Compagnie transatlantique in la Calle, Panariello, den Vertrauensmann, durch dessen Hände der ganze Export der Bergstämme ging, ganz in der Gewalt hatte und nach Belieben auf- und abwiegelte, bis die Zeit gekommen war. Der Krieg selbst war eine lächerliche Komödie; die Khroumirs hatten, rechtzeitig gewarnt, bis auf wenige ihre Sitze verlassen und waren über die Medjerda hinüber gewichen; die paar Zurückgebliebenen spielten in ihren Waldbergen mit den Franzosen Versteckens, und als nach monatelangem, anstrengendem Hin- und Hermarschiren endlich das grosse elftägige Kesseltreiben, das den ganzen Stamm bei der Kubbah des Sidi Abdallah zusammendrängen und ihm dort ein Sedan bereiten sollte, zu Ende kam, fand man dort nur einen einzigen Khroumir, den alten Wächter des Heiligthums, und dieser war so entsetzlich schmutzig, dass man ihn nicht zum Gefangenen machen mochte. Die Franzosen in Tunis sprechen darum nicht gern von dem glorreichen Feldzug, die Tunisier noch weniger, denn ihre Armee spielte dabei eine noch traurigere Rolle, und musste sich

von den französischen Officieren wegjagen lassen, so bald es diesen beliebte.

Uebrigens sind die Folgen des Khroumirkrieges für das Land recht segensreich geworden. Ueberall in dem einst unzugänglichen Bergland herrscht Ruhe; eine einzige Garnison in dem neugegründeten Aïn Draham — die zweite in Fernana wurde des tödtlichen Klimas wegen schon nach einem Jahre wieder aufgegeben — genügt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, man hat reiche Eisenminen entdeckt, und bald werden ein paar Lokalbahnen das Land eröffnen. Nur der Gesundheitszustand lässt noch viel zu wünschen übrig. Das ganze Gebiet zwischen dem Medjerda-Thal und dem Meere, und das Küstenland von Bône bis Bizerta sind seit Jahrhunderten der perniciösen Malaria verfallen. Warum, ist schwer zu sagen, denn das Gebiet ist gebirgig, gut bewachsen und durchaus nicht zu wasserreich. Es wird viel Mühe kosten, hier Wandlung zu schaffen.

Von Tabarka ab hielt das Schiff sich weiter von der Küste entfernt, da hier ein paar Klippen Vorsicht gebieten, doch liessen wir das Licht der einsamen Felseninsel la Galita zur Linken. Das stärker werdende Schwanken des Schiffes und die zunehmende Nachtkühle trieben mich schliesslich in die Koje. Als ich am Morgen zeitig wieder auf Deck kam, lag Land zur Rechten wie zur Linken, links in einiger Entfernung die kegelförmige Felsenmasse der Insel Zembra*) und dahinter, scheinbar mit ihr zusammenhängend, aber schon in blauer Ferne verschwimmend Kap Ras Addar mit den südwärts verlaufenden Bergzügen, zur Rechten in ganz geringer Entfernung Kap Kamart mit seiner Dünenwüste, daran sich unmittelbar anschliessend, im dichten Grün zerstreut, die weissen Häuser von la Marsa, und etwas weiter auf einem höheren, steil abfallenden Landvorsprung die glänzende Häusermasse des heiligen Städtchens Sidi bou Said. Ich war gerade im rechten Augenblick gekommen; wenige Minuten später umfuhren wir die Spitze von Sidi bou Said, und nun lag

*) Die Insel, das Corsura der Alten, führt auf den Karten die verschiedensten Namen: Zembra, Zembrone, Kamela, Karmela, el Djamour. Sie ist ein unbewohnter Kalkberg mit Bleigängen. Guerin beschränkt den alten Namen Corsura wie Kamela und Karmela auf die vor Cap Farina liegende Isola plana; Zembra hiess nach ihm im Alterthum Aegimurus.

der herrliche Busen vor uns, den man im Alterthum nach Karthago benannte und heute nach Tunis benennt. Dicht vor uns lag die Stätte, auf der einst die Königin des Mittelmeeres thronte, aber umsonst spähten wir nach ihren Trümmern; die geringen Reste der Rivalin Roms sind nur aus nächster Nähe sichtbar und anscheinend in völlig ödem Feld liegt der grosse Jesuitenkonvent, welchen der Kardinal Lavigerie neben der Kapelle des heiligen Ludwig erbaut hat. Die Gegend ist wunderbar schön. Zur Linken erhebt sich unmittelbar vom Meere aus der zweigipfelige Dschebel bou Korneïn, an seinem Fusse kaum Raum lassend für die weissen Häuschen des Bades Hamman-el-Enf: an ihn schliesst sich südwärts die phantastische Silhouette des Bleiberges Dschebel R'sass, und ganz weit im Süden ragt, im Nebel verschwimmend, der Zaghouan empor, der Wohlthäter von Nordtunis, von dem aus das belebende Nass bis zum Meeresstrande herabgeleitet wird. Zur Rechten wechseln von Sidi bou Said ab kahle, rothe Steilhänge mit in üppigem Grün versteckten Landhäusern, bis zu dem flachen Strande gerade vor uns, auf dem fast im Meeresniveau das Hafenstädtchen la Goletta liegt. Hinter diesem dehnt sich aber noch einmal meeresartig ein blauer See, die Bahira, und wo ihn ein paar niedrige Hügel gegen den Horizont abgrenzen, schimmert eine weisse Häusermasse von einigen Minarehs überragt, das weisse Tunis.

Die Rhede von Goletta — ein Hafen ist immer noch ein frommer Wunsch — ist ziemlich seicht und Dampfer müssen darum beinahe einen Kilometer vom Lande entfernt vor Anker gehen. Sie sind dort der ganzen Wuth des Nordwindes ausgesetzt und Strandungen kommen gar nicht selten vor; 1820 wurde die ganze damals nicht unbedeutende tunisische Kriegsflotte hier in einem Tag vernichtet und damit die Seemacht des Staates für immer gebrochen. Nur Fischerboote und kleine Küstenfahrer finden in dem Kanal, der zur Bahira führt, einen sicheren Ankerplatz, aber die Einfahrt in diesen ist bei Scirocco oder heftigem Nordwind oft kaum möglich. Ein guter Hafen ist für Tunisien eine unbedingte Nothwendigkeit, seine Anlage würde auch gar keine besonderen Schwierigkeiten bieten und wäre längst in Angriff genommen, wenn die französischen Bahnen eine Verbindung mit dem Meere bei Goletta herstellen könnten. Das dürfen sie aber nicht, denn der Gesellschaft, welche die Verbindungsbahn

Goletta-Tunis gebaut hat, ist durch ihre Konzession das Monopol auf 99 Jahre in einer so vorsichtigen Form gesichert, dass rechtlich gar nichts dagegen zu machen ist. Deshalb setzt die Bahngesellschaft Bône-Guelma, welche sich durch den Einfluss des früheren allmächtigen Generalkonsuls Roustan das Monopol des Eisenbahnbaues in Tunisien gesichert hat, alle Hebel in Bewegung, um die Anlage des Hafens bei Tunis selbst in direkter Verbindung mit ihrer Endstation zu erreichen. Dazu müsste aber durch die Bahira, deren Tiefe kaum über 1 1/2 m beträgt, ein Kanal ausgebaggert werden, und in Tunis fürchtet man nicht mit Unrecht die Miasmen des dann zu Tage geförderten Schlammes. An eine Erwerbung der Bahn ist aber nicht mehr zu denken; die günstige Gelegenheit wurde eben versäumt.

Es ist das eine schnurrige Geschichte, und die beste Illustration zu der in Tunis herrschenden Eifersucht zwischen Frankreich und Italien. Die Bahn zwischen Tunis und Goletta wurde seiner Zeit von einer englischen Gesellschaft, der Tunisian Railway Company, erbaut und kostete damals 40 000 L. St., schon eine ganz hübsche Summe, wenn man bedenkt, dass sie über vollständig ebenes Terrain läuft, dessen Erwerbung nichts kostete und dass sie nicht die geringste Kunstbaute nöthig machte. In Folge erbärmlicher Verwaltung gab aber die Bahn so schlechte Resultate, dass ihre Eigenthümer sie gerne mit Verlust losgeschlagen hätten. Da begannen von französischer Seite die ersten Vorbereitungen für die Annexion; die Bahnlinie Duvivier-Souk Ahras-Tunis wurde ernstlich in Angriff genommen, und nun wurde die Erwerbung der Bahn eine Lebensfrage für die Kompagnie Bône-Guelma. Aber sie fand einen scharfen Konkurrenten in den Italienern, die um jeden Preis festen Fuss in Tunis fassen wollten und dem alten Rubattino, der damals die Dampferverbindung mit Tunisien ausschliesslich in den Händen hatte. Anfänglich blieben die Franzosen Sieger und erstanden die Bahn für 105 000 L. St., aber Rubattino veranlasste durch ein Nachgebot einen Aktionär, die Angelegenheit vor die Chancery division of the High Court in London zu bringen, der Gerichtshof annullirte den Verkauf, und nun kam es zu einer öffentlichen Versteigerung. Mittlerweile hatte sich die öffentliche Meinung in Italien bis zu einem sehr bedenklichen Grad erhitzt, die Regierung hatte Rubattino eine Zinsgarantie zugesagt, und so blieb er bei der Auktion

den Strassenecken oder sitzen am Meeresstrand und lauschen den Klängen der Musik, die auf der neu angelegten Piazza oder auf der Rotonde spielt. Unwillkührlich denkt der Fremde bei ihrem Anblick an Balleteusen oder Seiltänzerinnen, die man in Europa allein in solchem Kostüm zu sehen gewohnt ist. Sie sind durchschnittlich hübscher als ihre Glaubensgenossinnen in Algier und erinnerten uns einigermassen an die schönen Bewohnerinnen der Mellah in Tetuan; jüngere sehen darum auch trotz der seltsamen Tracht gar nicht übel aus, Kindern von 12—14 Jahren steht die blaue Seidenblouse sogar ganz reizend; aber es ist immer einigermassen anstrengend, wenn man eine alte dicke Dame in diesem Kostüm dahinwatscheln sieht und nicht lachen darf.

Gleich am Nachmittag begleitete ich zwei deutsche Maler, die Herren F. und G. nach Marsa, wo sie eine Wohnung zu miethen wünschten. Die Bahn, eine Zweigbahn der Linie Goletta-Tunis, brachte uns in einer Viertelstunde dahin; sie führt durch abgeerndtete Felder, von denen der bewässerungsfähige Theil schon wieder mit Mais bestellt war, und recht hübsche Olivenpflanzungen, und hält sich immer in der Ebene zwischen der Bahira und den Hügeln, auf denen Karthago lag. Auf einem Hügel an der Bahn liegt Malga, hineingebaut in die Cisternen Karthagos, in welche einst die grosse Wasserleitung vom Zaghouan mündete. Die Gewölbe, mit Thüren versehen, dienen als Viehställe. Seit dem Tode des Bey Mohamed es Sadok, der seine Residenz in dem Lustschlosse el Bardo aufgeschlagen hatte, ist la Marsa der fashionable Sommeraufenthalt für die tunisischen Grosswürdenträger und die reichen Mauren geworden, denn sein Nachfolger, der als Bey du Camp*) gewissermassen in der Verbannung hier lebte, kann sich nicht entschliessen, den ihm lieb gewordenen Palast zu verlassen und kommt nur bei feierlichen Gelegenheiten in seinen Stadtpalast in Tunis, während er den Bardo nie betritt. So hat sich die Umgebung des Schlosses rasch mit Landhäusern bedeckt, und Marsa würde noch einen ganz anderen Aufschwung nehmen, wenn nicht der Grund und Boden ganz dem Bey gehörte, der vor einigen Jahren auch den ausgedehnten Grundbesitz des Grafen Raffo**)

*) Der officielle Titel des ältesten Familiengliedes nach dem regierenden Bey.

**) Raffo, der vor einigen Jahren starb, war der Sohn eines genuesischen Uhrmachers, aber in Tunis geboren. Er war anfangs Subalternbeamter, bis



Zu p. 376

Lith. Anst. v. Werner & Winter, Frankfurt a/M.

Die Cisternen von Malga

für 300 000 Fcs. dazu erworben hat. Privatbauten sind darum ganz unmöglich, die Miethen in den Regierungsgebäuden sehr hoch. Ausserdem verpachtet der Bey das Monopol der verschiedenen Gewerbe, wie Metzgerei, Bäckerei und dgl. für hohe Summen und wenn die dort wohnenden Europäer nicht für schlechte Waare unerschwingliche Preise zahlen wollen, müssen sie alles von Tunis kommen lassen.

Das heutige Marsa besteht nur aus einer langen Strasse, die sich vom Dar-el-Bey *) nach der Höhe hinaufzieht. Um zu ihr zu gelangen, muss man den Schlosshof überschreiten, auf dem Kanonen aufgefahren sind und zahlreiche Soldaten herumlungern. Die Leute sehen hier ganz ordentlich und stramm aus und die Schildwachen bestehen darauf, dass meine Begleiter ihre kurzen Pfeifen weglegen; sie werden aber in der Erfüllung ihrer Pflicht durch eine zahme Gazelle gestört, welche den einen Posten attakirt, sein Bein zwischen ihre zierlichen Hörner nimmt und ihn allen Ernstes umzuwerfen versucht, offenbar ein oftgeübtes Spiel. Ausser der Gazelle spielen auch noch ein paar Schaafe und Ziegen auf dem Schlosshof herum und auch zwei Kasuare und zwei neuholländische Strausse scheinen mit den Artilleristen auf sehr vertrautem Fusse zu stehen. Die Häuser von Marsa sind einstöckige Steinbauten mit nach Art der Karavanserais um kleine Höfchen herum gruppirten Zimmern; für ein solches Loch, ohne Fenster und mit gestampftem Boden wurden aber Preise gefordert, die man in den ersten Luxusbädern Europas haarsträubend genannt hätte. Obendrein wollte man nur auf ein Jahr vermiethen und so gaben meine Freunde ihre Villegiaturpläne schnell auf. Wir gingen in ein arabisches Café, das auf der Höhe über dem Meeresstrand reizend unter Maulbeerbäumen, Bellasombras und Ulmen liegt und den Malern ein willkommenes Studienobjekt bietet. Hier erhielten wir seit langer Zeit wieder zum ersten Male einen wirk-

---

seine schöne Schwester die Augen eines der tunisischen Prinzen auf sich zog und zu dessen Frau erhoben wurde. Unter Ahmed Bey war R. längere Zeit allmächtiger Premierminister und wurde mit reichem Grundbesitz, sowie mit der sehr einträglichen Tonnara am Kap Bon beschenkt; er wurde von Karl Albert in den Grafenstand erhoben und war der Mann in Tunis, welcher die meisten Orden besass. Später fiel er in Ungnade, aber da er vorsichtiger Weise sardinischer Unterthan geblieben war, behielt er sein Vermögen.

*) Haus des Bey, der gewöhnliche tunisische Ausdruck für Residenzschloss oder Regierungsgebäude.

lichen Kaffee, aus Kaffeebohnen bereitet; in Algerien war uns dieser Genuss selbst in arabischen Cafés nie zu Theil geworden. Eine Anzahl Araber lungerten auf den gemauerten Bänken umher; einer lag, den Burnus über den Kopf gezogen, schlafend da und glich so ganz einem Sack, dass wir gern eine Anekdote glaubten, die uns als vor einiger Zeit hier vorgefallen erzählt wurde. Ein paar junge Deutsche, die Tunis flüchtig besuchen, werden auch hier herausgeführt und einer schlägt, ohne Arges dabei zu denken, recht derb auf ein solches Packet, das zu seinem Schrecken plötzlich Leben gewinnt und ihn wüthend angreift. Voller Entsetzen springt er zurück und wirft dabei noch einen Tisch voll Tassen um. Zum Glück sind die Zustände in Tunis schon hübsch civilisirt; früher hätte ein Christ, der einen Muselmann geschlagen, sterben müssen, so aber gelang es seinen Begleitern, durch ein paar Douros die Sache beizulegen, aber der Tourist reiste doch schleunigst ab und soll sich vorgenommen haben in Zukunft in mohamedanischen Städten vorsichtiger mit seinem Stock umzugehen.

Marsa liegt in einer kleinen Einsenkung, welche das Gebiet von Karthago von den Höhen des Kap Kamart trennt. Die alte Stadt scheint nie bis hierher gereicht zu haben, wenigstens sind Spuren nicht mehr vorhanden; Landhäuser haben wohl aber auch hier gestanden und die ganze Mulde nebst der Höhe von Kamart hat zu der befestigten Position gehört, welche durch die Ebene zwischen der Bahira und dem Salzsee von den Hügeln des Binnenlandes völlig getrennt ist, denn anderenfalls hätte die Stadt von hier aus mit Erfolg angegriffen werden können. Die Ruinen, denen wir am anderen Tage unseren Besuch abstatteten, liegen nur eine halbe Stunde von la Goletta entfernt auf zwei Hügeln dicht am Meer. Einer von diesen erhöhten Punkten trägt die Kapelle des heiligen Ludwig, der andere das heilige Städtchen Sidi bou Said; nach der gewöhnlichen Annahme entspricht der erstere der Byrsa, der Akropolis Altkarthagos, aber ich muss gestehen, dass mir, wenn ich das ganze Gebiet von Karthago überschaue und mir die Anlage anderer Stadtburgen in Phönizierstädten vergegenwärtige, die Ansicht von Davis wahrscheinlicher erscheint, der die Byrsa in Sidi bou Said sucht. Aus den heute vorhandenen Trümmern lässt sich das kaum entscheiden; die so lange geknechteten und ausgebeuteten Ureinwohner haben als

Scipio Africanus nach der Eroberung ihnen freie Hand liess, reine Arbeit gemacht und wenn von dem punischen Karthago etwas übrig geblieben ist, so liegt es so tief unter den Trümmermassen der Römerstadt verborgen, dass die seitherigen Ausgrabungen noch nichts davon ans Licht gebracht haben. Der Hügel von St. Louis macht heute noch, wo er durch alle möglichen Schuttmassen, durch Gewölbe und Mauerreste erhöht ist, durchaus nicht den Eindruck eines zur Vertheidigung geeigneten Burgberges und ist eigentlich auch zu klein, um eine der Stadt würdige Burg zu tragen. Doch das ist eine Frage, die ich den Archäologen überlassen kann; eine Entscheidung wird sich schwerlich treffen lassen, denn dazu müsste man den ganzen Hügel bis aufs anstehende Gestein abräumen und das geht jetzt nicht mehr. Neben die bescheidene Kapelle des heiligen Ludwig, — die aber an der falschen Stelle steht, denn die Franzosen haben, als er starb, diesen Hügel sicher nicht in Händen gehabt — hat nämlich der Kardinal Lavigerie ein kolossales Seminar gebaut, welches das Zentrum des Katholizismus in Nordafrika, der Sitz des neuen Patriarchen von Karthago und Primas von Afrika werden soll. Gleichzeitig hat er in weitem Umfange das eben wenig werthvolle Land erworben und mit Oelbäumen und Reben bepflanzt und so in wunderbarer Lage eine Domaine geschaffen, die einmal von grosser Wichtigkeit werden wird. Auch die früher halbverfallene Kapelle ist restaurirt und für das von Abbé Bourgade begründete kleine Museum sind bessere Zeiten angebrochen.

Die wenigen Reste der einst so glänzenden Stadt sind oft genug beschrieben worden; es sind ein paar gut erhaltene, wahrscheinlich römische Cisternenanlagen, und Mauerreste aus Backsteinen, deren Abbruch nicht gelohnt haben würde, weil die Steine sich nicht wieder verwenden liessen. Sonst ist die Zerstörung eine so volltändige, wie ich sie nur noch einmal, auf der Stätte des alten Syracus, gesehen. Wie diese, so hat auch Karthago Jahrhunderte lang als Steinbruch dienen müssen. Die Vandalen hatten nur die Mauern gebrochen, aber die Stadt, die ja ihre Königsstadt wurde, nicht beschädigt; die Araber haben wohl ärger gehaust, aber die Hauptmonumente standen noch fast unversehrt, als Abu Obeïd Bekri im elften Jahrhundert die Stadt besuchte. Auch Edrisi sah hundertundfünfzig Jahre später die Tempel, das Theater und Amphitheater und die Häfen

noch in gutem Zustand. Erst mit dem Wiedererwachen der Kunstthätigkeit am Mittelmeer begann die Verwüstung; Mauren und Christen holten um die Wette die Prachtsäulen und Quader, um Moscheen und Kirchen damit zu schmücken. Von den 1100 Säulen des Mezquita in Cordoba sind mehrere Hundert den Bauwerken Karthagos entnommen; was noch übrig war, als Karl V. hier landete, schafften die Genuesen in ihre Heimathstadt oder verwandten tunisische Grosse für ihre Bauten. Kleinere Reste findet man natürlich noch überall zerstreut; auch wir nahmen ein Stückchen Mosaikfussboden und ein Lämpchen, das uns ein Araber anbot, zum Angedenken mit.

Wir stiegen sammelnd zur Höhe von St. Louis hinauf, die eine wirklich wundervolle Aussicht bietet. Unten am Meeresstrande sieht man die beiden künstlichen Häfen, denen Karthago seine Bedeutung als Handelsstadt verdankte; ein Theil ist verschüttet und überbaut, doch erkennt man immer noch deutlich den runden Kriegshafen und den davor gelegenen Handelshafen. Sie erscheinen klein für eine solche Handelsstadt, aber sie sind doch grösser, als man glaubt; die genauen Forschungen Beulé's*) ergeben eine Gesammtoberfläche von reichlich 23 ha, also nur 4 ha weniger, als der Hafen von Marseille bis zur Anlage der neuen Becken unter Napoleon III. besass. Bedenkt man, dass die Ruderschiffe der Alten nur 5,60 m Breite hatten, so begreift man, dass schon eine ziemliche Anzahl Raum in den beiden geschlossenen Becken fanden; im Sommer mögen auch die meisten am offenen Strande, wo Spuren eines Quais erkennbar sind, ein- und ausgeladen haben. Die Forschungen Beulé's haben übrigens nebenbei das Resultat ergeben, dass die Häfen, wenn von Schutt und Flugsand gereinigt, heute noch völlig ihre alte Tiefe haben würden; eine Niveauveränderung hat somit hier nicht stattgefunden und die Verlandung von Utica muss auf andere Weise erklärt werden**).

---

*) Fouilles à Carthage aux frais et sous la direction de M. Beulé. Paris 1861. 4°.

**) Zur Zeit, wo der Einfluss des Herrn Roustan im Zenith stand, machte Herr Oscar Gay den Vorschlag, die Häfen von Karthago wieder mit dem Meer in Verbindung zu setzen und Karthago wieder aufzubauen. Trotz der energischen Unterstützung seitens der Frau Elias Masulli lehnte der Bey das Projekt ab und entschädigte den »genialen« Urheber lieber durch

Eine im höchsten Grade interessante Beobachtung über Küstenveränderungen konnte ich übrigens in la Goletta selbst machen. Schon am ersten Tage theilten mir die deutschen Maler mit, dass am Seebad la Rotonde, das noch im Gebiet der Stadt selbst liegt, seit einigen Monaten die Tiefe des Wassers in auffallender Weise zunehme. Ein breiter Sandstrand, der noch im vorigen Jahre vorhanden war, ist nun verschwunden, und das Meer bespült unmittelbar die Terrassen, auf denen die Häuser der nächsten Strasse errichtet sind. Auch einzelne Häuser scheinen an der Senkung Theil zu nehmen und zeigen Sprünge. Die ganze Erscheinung ist aber auf einen Raum von ein paar hundert Schritten Breite beschränkt; weder an dem nur wenig entfernten Kheireddin'schen Palast noch an dem Eingang des Hafens, wo sie sehr willkommen wäre, beobachtet man eine Vertiefung des Wassers. Die Richtigkeit der Beobachtung steht ausser Zweifel; die Verlängerung meines Aufenthaltes in Tunis in Folge des Ausbruchs der Cholera gestattete mir, mich selbst zu überzeugen, dass im Laufe von reichlich vier Wochen die Wassertiefe unter der Plateform des Seebades um mindestens einen Fuss zugenommen hatte. Von einem Ausspülen des Grundes konnte keine Rede sein, denn um dieselbe Höhe nahm die Entfernung zwischen der Plateform und dem Meeresspiegel ab. Es handelt sich hier offenbar um die Senkung einer ganz bestimmt umgrenzten kleinen Küstenstrecke, die sehr rasch und dabei doch so gleichmässig erfolgte, dass keiner der Pfähle aus dem Loth kam. Von vulkanischen Einwirkungen kann hier kaum die Rede sein; drüben bei Hammam-el-Enf sprudeln zwar warme Quellen, aber die nächsten vulkanischen und plutonischen Gesteine finden sich bei Kef tief im Inland und von einer Erstreckung der Spalte von Ferdinandea bis hierher ist nichts bekannt.

Diese Erscheinung dürfte die Beachtung der Geologen und eine genaue Beobachtung ihres ferneren Verlaufes verdienen; sie würde uns in den Stand setzen, gar manche seither unerklärliche Erscheinung lokalisirter Hebungen in Senkungsfeldern und Senkungen in Hebungsgebieten richtig zu deuten, auch wenn es noch nicht gelingt ihre Ursachen aufzufinden.

---

einen Orden und 25000 Frs. Davon sollte die würdige Dame, die damals in Tunis allmächtig war, ihren vertragsmässigen Antheil erhalten, aber der Herr Gemahl unterschlug ihn; ein furiöser Brief, den sie deshalb an Herrn Gay schrieb, spielte eine Hauptrolle im Prozess Rochefort-Roustan.

Einen kleinen Rekognoscirungsausflug nach Tunis abgerechnet, blieben wir bis zum 16. Juni in Goletta, mit der Ausbeutung der Umgegend beschäftigt. Eine grössere Exkursion unternahmen wir nur am 14. Juni, eine Bootsfahrt nach Hammam-el-Enf, und diese verregnete so entschieden, wie eine Landparthie nur kann. Wir hatten zusammen mit Herrn von Knapp, einem jungen Kaufmann aus Köln, der mit grossem Eifer die Einführung deutscher Industrieprodukte nach Tunis betreibt, ein Boot mit zwei Ruderern gemiethet und fuhren wohlgemuth über die spiegelglatte Meeresfläche, dem Bou Korneïn zu. Noch waren wir ziemlich entfernt vom Lande, da zog ein Gewitter vom Zaghouan her auf und näherte sich mit solcher Schnelle, dass es uns fasste, ehe wir das Land erreichten. Zum Glück kam es fast ohne Wind und wir erkauften nur mit einer leichten Durchnässung den Genuss, das bei einem schweren Platzregen entstehende wunderbare Farbenspiel auf der glatten Meeresfläche aus nächster Nähe zu betrachten. Plötzliche Stürme sind hier nicht selten und mitunter sehr unangenehm; wenige Wochen später wurden ein paar Badegäste in Hammam bei einer Spazierfahrt längs des Strandes von einem solchen Windstoss erfasst und weit hinausgeführt; das Boot kenterte, der eine Insasse versuchte ans Land zu schwimmen, ertrank aber dabei; der andere klammerte sich an das Boot an und wurde nach vierundzwanzigstündigem Umhertreiben, freilich in einem traurigen Zustande, gerettet. Ein paar auf dem seichten Grunde liegende Wracks zeigen, dass selbst grössere Schiffe hier zuweilen gefährdet sind.

Wir erreichten glücklich den flachen Strand und landeten ohne Mühe, aber es war nicht leicht, sich durch das überschwemmte, aus zähem Thonboden bestehende Vorland durchzuarbeiten. In einem kleinen, aus Brettern erbauten Restaurant fanden wir Schutz, und es war hohe Zeit, denn nun zog ein zweites Wetter heran und die Schleussen des Himmels öffneten sich, um sich sobald nicht wieder zu schliessen. Es blieb uns keine Wahl, wir mussten stille sitzen, bis der Nachmittagszug nach Tunis abging, und auf dem Umweg über dort nach unserem Quartier zurückzukehren.

Eines Besuches muss ich noch gedenken, den wir dem Palast des ehemaligen allmächtigen Ministers Kheireddin machten. Es ist ein Prachtbau in italienischem Styl, nach dem Meere zu mit einer doppelten Loggia, von denen die obere mit Glasfenstern ge-

schützt ist, innen alles aus Marmor, das Ganze wie gemacht zu einem Winteraufenthalt für Brustkranke und vielleicht noch mehr für solche, deren Nerven durch Ueberarbeitung angegriffen sind. Von den Loggien aus, unter denen unmittelbar das Meer wogt, hat man einen wunderbaren Blick, eine Aussicht, wie man sie auch in Italien kaum schöner finden kann; zur Linken liegen die Hügel, auf denen einst Karthago thronte, mit der weissen Häusermasse des heiligen Sidi bou Said, auf der anderen Seite erstrecken sich die Berge der Halbinsel Dak'hela vom Bou Kornein bis hinaus zum fernen Kap Bon, das neben dem Kegel von Zembra wie eine zweite Felseninsel erscheint. Nach der Landseite hin ist der Palast völlig maskirt durch einen wundervollen Park, der seines Gleichen in Tunis nicht hat. Er ist das Werk eines elsässischen Kunstgärtners Namens Weber, der leider vor einigen Jahren gestorben ist. Dank eines Zweiges der grossen Wasserleitung, die vom Zaghouan herkommt, und eines im Garten selbst angelegten Röhrennetzes, das jeden einzelnen Baum zu bewässern gestattet, ist es möglich gewesen hier mitten im Dünensand, der sonst kaum hier und da einen Dornbusch oder eine verkümmerte Dattelpalme trägt, binnen zwanzig Jahren diese wunderbare Anlage zu schaffen, gewiss ein sprechender Beweis für die zauberhafte Macht des Wassers in diesen Ländern. — Der Palast diente zur Zeit unseres Besuches als französisches Militärspital und war darum für gewöhnlich unzugänglich; wir verdankten der gütigen Vermittlung der Frau Dr. Kunitz, der liebenswürdigen Frau des in Tunis seit Jahren ansässigen deutschen Augenarztes, die uns während des Aufenthaltes in Tunis mit Freundlichkeiten überhäufte, die Möglichkeit, ihn trotzdem zu besuchen. Seitdem ist das Lazareth in einen Neubau auf einer vorspringenden Landzunge mehr nach Karthago hin übergesiedelt und der Palast steht wieder leer; die französische Gesellschaft, welche ihn nach dem Sturz des Erbauers mit sämmtlichen anderen Gütern desselben erwarb, würde das Besitzthum, dessen Anlage mehrere Millionen gekostet hat, gerne für 300 000 Fcs. verkaufen.

In der den Palast umgebenden Ebene sah ich zum ersten Mal die primitiven Bewässerungsanlagen, welche in Tunisien die sonst am Mittelmeer gebräuchlichen Schöpfräder (Noriahs) überall da ersetzen, wo nicht vertriebene Andalusier angesiedelt sind. Die beigedruckte Figur mag einen Begriff davon geben. Am Rande eines bis zum

Spiegel des Gruudwassers hinab gegrabenen Brunnens erhebt sich ein Gestell aus drei Baumstämmen oder auch aus Mauerwerk und trägt oben zwei oder drei Rollen von ziemlich starkem Durch-

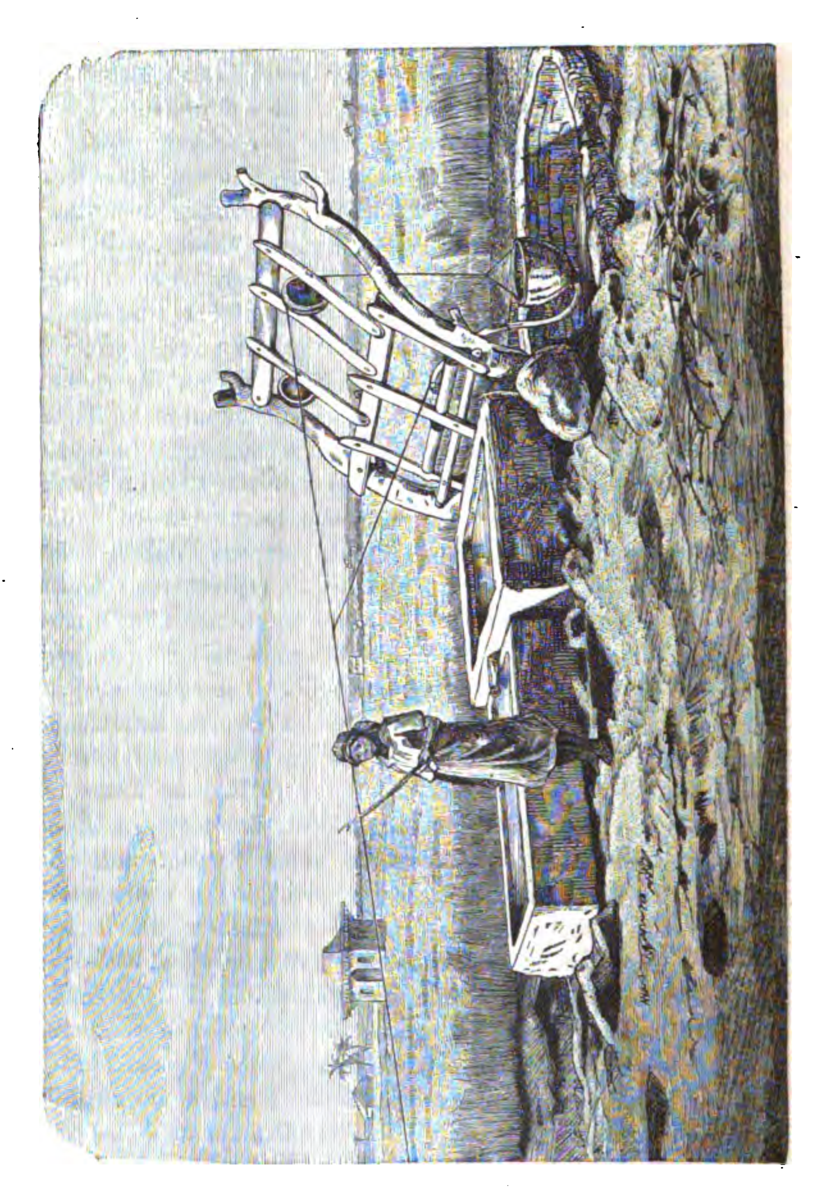


Fig. 8. Tunesischer Brunnen.

messer, unten entsprechende Rollen schwächeren Kalibers. Ueber die Rolle läuft ein Zugseil, an welchem der Wasserschlauch befestigt ist, ein halbkugeliger Ledereimer, der unten in ein Rohr aus Segeltuch oder Leder übergeht; an das Ende dieses Rohres ist ebenfalls ein Seil befestigt, welches über die untere Walze läuft und sich mit dem Zugseil verbindet. Zieht nun das Ochsenpaar, mit dem ein solcher Brunnen gewöhnlich betrieben wird und das sich vor demselben im Schatten eines Rohrdaches hin und her bewegt, an, so hebt sich der gefüllte Schlauch und zugleich auch das Ende des Abflussrohres, so dass nichts auslaufen kann. Wegen des stärkeren Durchmessers der Rolle hebt sich aber der Schlauch rascher, als das Rohr, und sobald er eine gewisse Höhe erreicht hat, fliesst das gehobene Wasser von selbst in das Reservoir ab. Sobald das Zugvieh das Rauschen hört, geht es zurück und so genügt ein Kind, das sie antreibt, zur Bedienung des Apparates. Aehnliche Einrichtungen sind auch in Griechenland im Gebrauch, noch primitivere auf demselben Princip beruhende, bei denen aber der Schlauch jedesmal ausgeschüttet werden muss, beschreibt Sachau aus Mesopotamien. Sie liefern weniger Wasser, als die kontinuirlich wirkenden Noriahs, aber sie sind einfacher in der Anlage und leichter zu unterhalten. Leider ist der unterirdische Wasservorrath in der Ebene um die Bahira nur gering und man kann nur hier und da kleine Gemüsegärten bewässern, das Getreide ist ausschliesslich auf die Winterregen angewiesen.

Die Bevölkerung von la Goletta ist durch Maltzan,*) dem es hier sehr schlecht gefallen haben muss, in ein sehr übles Renomée gekommen. Nach ihm gibt es hier nur Leute, die entweder von einer Galeere entsprungen sind oder doch von Rechtswegen auf eine solche gehören. Wir fanden sie nicht schlimmer, als anderswo in den Mittelmeerhäfen auch und hatten weniger über versuchte Prellereien, Ueberforderung und Bettelei zu klagen, als in manchen italienischen Städten. Die öffentliche Sicherheit lässt nichts zu wünschen übrig. Freilich soll der entschiedene Umschwung zum Besseren erst in neuester Zeit eingetreten sein. Früher trieb sich hier allerhand Raubzeug aus aller Herrn Länder herum, der einheimischen Justiz unerreichbar, auch der europäischen nur schwer zu fassen, denn nach den Kapitulationen standen sie

*) Reisen in Tunis und Tripolis vol 1.

als Europäer nur unter der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln, und Angehörige von Nationen, die in Tunis keinen Konsul hatten, waren überhaupt unfassbar. So benutzte in den siebziger Jahren eine Bande edler Hellenen die Vakanz, die im griechischen Konsulat eingetreten war, und terrorisirte die ganze Gegend, so dass Niemand mehr ohne Revolver ging. Die Herren zeigten sich ganz ungenirt in Goletta, denn die tunisische Polizei durfte nicht wagen sie anzurühren. Die Sache wurde endlich so arg, dass Griechenland auf diplomatischem Wege veranlasst wurde, wieder einen Konsul zu ernennen, und das blose Erscheinen dieses Beamten genügte, um die Bande, die sich inzwischen schon unter einander theilweise aufgerieben hatte, zum Verduften nach besseren Gegenden zu veranlassen. Aber auch die vorhandenen Konsuln drückten häufig lieber beide Augen zu, als dass sie eine langwierige und nichts einbringende Kriminaluntersuchung einleiteten, und so ist es kein Wunder, dass die Moral mancher schon länger hier wohnender Europäer eine etwas laxe ist und man, wenn man sich nach Jemand erkundigt, manchmal die Antwort erhielt, er ist »nach hiesigen Begriffen« ein ehrlicher Mann. Das Einrücken der Franzosen hat die Zustände im Anfang nicht gebessert, denn es kamen mit ihnen eine Masse Glücksritter, die in Algerien abgewirthschaftet hatten und es nun hier noch einmal versuchen wollten. Die meisten von diesen sind aber seitdem schon wieder enttäuscht weiter gezogen und seit die Konsulargerichtsbarkeit aufgehoben worden ist und am 1. Juni vorigen Jahres die französischen Gerichtshöfe an deren Stelle getreten sind, nähern sich die tunisischen Zustände mit raschem Schritte denen in Algerien und Europa.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach Porto Farina.

Es war uns rasch klar geworden, dass la Goletta doch nicht der geeignete Ausgangspunkt für die Exkursionen sei, die wir im nördlichen Tunis machen wollten; wir liessen uns darum von einem unsrer neuen Bekannten ein Zimmer in einer Pension in Tunis bestellen und siedelten am 16. Juni dorthin über. Die direkte Bahnlinie — man kann auch den Umweg über la Marsa einschlagen — führt immer dem Ufer des Binnensees, der B a h i r a, entlang über flaches Gelände, das zum Theil bei Hochwassern, wie

sie nach anhaltendem Nordwind eintreten, überschwemmt wird. Aus den sehr bequemen offenen Wagen, die an beiden Seiten breite Galerien haben, hat man eine reizende Aussicht über die blaue Fläche des Sees und die gegenüberliegenden Berge, deren Abhänge noch der Bebauer harren. Die Staffage bilden die Flamingos, deren Treiben man, da sie durchaus nicht scheu sind, vom Zug aus nach Herzenslust beobachten kann. Zu Hunderten, oft sogar zu Tausenden, stehen die stelzbeinigen Vögel im seichten Wasser bis weit hinaus und fischen mit den wunderbarsten Verdrehungen des Halses ihre Nahrung aus dem Schlamm. Sie halten sich hier das ganze Jahr hindurch, doch ist ihre Anzahl im Winter viel geringer und die arabischen Jäger behaupten ganz bestimmt, dass die meisten beim Beginn der rauhen Jahreszeit nach Egypten flögen und erst im Frühjahr zurückkehrten. Es hat das auch gar nichts Unwahrscheinliches, da der Flamingo im Sommer ja vielfach bis über das Mittelmeer hinübergeht. Die Wintergäste halten sich aber vorzugsweise in der Sebcha es-Seldjoum auf, einem Salzsee auf der anderen Seite der Hügelkette, welche Tunis trägt; dort haben sie Schutz vor den furchtbaren Nordstürmen und kommen nur bei gutem Wetter auf ein paar Stunden in die Bahira herüber, die ihnen reichlichere Nahrung bietet. Ans Land kommen sie nur äusserst selten, sie schlafen sogar im Wasser. Ob sie jemals hier nisten, ist zweifelhaft. Der deutsche Maler Fuchs, welcher seit Jahren Tunisien durchstreift und längere Zeit den Flamingo gewerbsmässig gejagt hat, sagte mir, dass er nur einmal zwei Eier gefunden habe, die am Berliner Museum als Flamingoeier bestimmt worden seien; sie hätten in einem grossen aus weichem Seetang bereiteten, flachen Nest im Sand gelegen*). Dunenjunge sind ihm nie vorgekommen, unausgefärbte, aber schon völlig flügge Exemplare sind dagegen recht häufig und

---

*) Das stimmt schlecht mit der Angabe vieler zoologischer Werke, dass der Flamingo sich ein hohes kegelförmiges Nest baue und rittlings auf demselben sitzend brüte. Aber ist ein solches Brüten jemals wirklich beobachtet worden? Der Raum, welcher an dem dürren Körper des Flamingo zwischen den Beinen bleibt, ist so klein, dass der Nestkegel oben ganz spitz zulaufen müsste, und keinen Platz für die ziemlich grossen Eier bieten könnte. Lord Lilford hat sich die grösste Mühe gegeben, aus dem Mündungsgebiet des Guadalquivir, wo der Flamingo in manchen Jahren in ziemlicher Anzahl brütet, ein solches Nest zu erhalten, doch wollte kein Jäger jemals ein solches gesehen haben.

werden, da sie weniger vorsichtig sind, verhältnissmässig häufiger geschossen, als die alten. Diese sind zwar mit einer guten Kugelbüchse vom Ufer aus nicht schwer zu erreichen, aber dann taugt der Balg kaum mehr zum Präpariren. Anschleichen in Schrotschussweite gelingt dagegen nur schwer, am ersten kann man sie noch erhalten, wenn man bei stürmischem Wetter, wenn sie vom Kampf mit den Wellen ermüdet sind, ihnen mit einem Segelboote nahe zu kommen versucht. Da aber der Flamingo eben nur zum Ausstopfen benutzt werden kann, jagt man ihn nicht allzueifrig; nur einige Araber lauern ihm in Schilfhütten auf und suchen ihre Beute in den Hôtels zu verwerthen. Einträglicher war früher die Jagd auf einen grossen Taucher, aus dessen Dunenkleid man Fausthandschuhe verfertigt; seit der Einführung besserer Gewehre auch bei den Eingeborenen ist er aber auf der Bahira fast ausgerottet worden.

Halbwegs zwischen Tunis und Goletta hält der Zug für einen Augenblick, um einen in der entgegengesetzten Richtung kommenden vorbeizulassen. Es ist eine historische Stelle, auf der die Kreuzung stattfindet, denn hier wurde die Schlacht geschlagen, von der ab der Verfall von Tunis datirt. Die Intriguen eines herrschsüchtigen Weibes hatten auch hier fremde Einmischung herbeigerufen. Wie der alte Muley Hassan von Granada, so hatte auch der Hafside Muley Muhamed in seinen alten Tagen noch eine junge Frau genommen und diese begehrte für ihren Sohn Muley Hassan die Nachfolge, obschon drei ältere Söhne vorhanden waren. Als der Sultan 1525 starb, liess sie zwei ihrer Stiefsöhne umbringen, der dritte, Reschid, entkam und floh nach Algier zu den Barbarossen. Denen kam er eben recht. Bald erschien er mit Haireddin Barbarossa vor der Stadt, während gleichzeitig eine türkische Flotte in Goletta landete. Hassan wurde von seinen eigenen Unterthanen vertrieben, aber anstatt Reschid auf den Thron zu setzen, verband sich Haireddin mit den aufständischen Nemencha und Drid und bemächtigte sich selbst der Herrschaft. Hassan war mittlerweile auf den Rath seines Ministers, des genuesischen Renegaten Ximea, nach Spanien geflohen und hatte Karl V. um Hülfe angegangen. Im Jahre 1535 erschien dieser mit einer grossen Armee, nahm Goletta und schlug die Türken vernichtend in der Ebene an der Bahira. Haireddin wollte sich in die Stadt werfen, aber als er sich zur Flucht wandte, sah er den Halbmond

von der Kasbah sinken und das Kreuz seine Stelle einnehmen; die christlichen Gefangenen hatten sich empört und die schwache zurückgelassene Besatzung überwältigt. Nur mit wenigen Begleitern entkam der Korsar nach Algier. Der siegreiche Kaiser liess sein Zelt auf der Stelle aufschlagen, wo heute die Züge kreuzen und empfing hier die Schlüssel der Stadt, die er aber trotz der Uebergabe plündern liess. Dann setzte er Muley Hassan als seinen Vasallen ein und zog wieder ab; nur in Goletta blieb eine Besatzung zurück. Gleichsam im Vorbeigehen nahm er auf dem Heimweg noch Bizerta und Bône, und die Sache des Islam schien in Tunis verloren. Aber kaum war der Kaiser anderweitig beschäftigt, so brach ein allgemeiner Aufstand aus und Muley Hassan erlitt vor dem heiligen Kairouan eine schwere Niederlage. Nun erhob sich auch sein eigener Sohn Muley Hamed gegen ihn, nahm ihn gefangen und liess ihn blenden; und obschon die Spanier nacheinander zwei andere Prinzen des hafsidischen Hauses gegen ihn aufstellten und ihn aus Tunis vertrieben, hielt er sich mit Hülfe des Korsaren Dragut bis 1551, wo der Vicekönig von Sicilien, Don Juan de Vega, ihn in seinem letzten Stützpunkte Mehadia belagerte und gefangen nahm. Noch 20 Jahre regierte der spanische Schützling Muley Mohammed, stets von Rebellen bedrängt; aber die schwere Niederlage, welche der Herzog von Medina Celi mit seiner Flotte an der Küste von Djerba erlitt, erschütterte die spanische Macht und 1570 nahm Ali Fortas, der Pascha von Algier, Tunis mit Sturm. Noch einmal erschienen die Spanier, geführt von Don Juan d'Austria, dem Sieger von Lepanto, der sich hier ein Königreich zu gründen hoffte. Er nahm Goletta und Tunis wieder und befestigte sie von Neuem; doch kaum hatte sein misstrauischer Halbbruder ihn nach Europa zurückgerufen, als Sinan Pascha, der Renegat aus dem edlen Hause der Visconti von Mailand, mit der türkischen Flotte dem Sultanat der Hafsiden für immer ein Ende machte. Philipp II. versuchte nicht einmal, die Niederlage zu rächen; von da ab beginnt das Regiment der Janitscharen auch in Tunis.

Ein penetranter Geruch — »ein Gestank wärs schier zu nennen« — verkündet die Annäherung an die Stadt. Wer von Goletta kommt, dem scheint von allen Namen, mit denen die Phantasie arabischer Dichter die Stadt belegt hat, — die reizende Braut des Occidents nennt sie el Kairouani, es Zahera, die

Blühende, esch Schadra, die Fleissige, el Marussa, die Wohlverwahrte, andere — keiner so passend wie der, welchen Dr. Franck zu Anfang dieses Jahrhunderts vorschlug: el Fassedeh, die Uebelrichende. Hier münden die Kloaken, und nicht nur ist die Strömung in der Bahira sehr gering, sondern man überrieselt auch die Felder mit dem Kloakeninhalt, was den Gemüsen angenehmer ist, als den Nasen der Anwohner. Einen Augenblick später rollen wir in den überwölbten Bahnhof. Draussen auf einem dreieckigen freien Platz herrscht ein buntes Treiben, aber es ist noch vorwiegend italienisch und die Trambahnwagen, die in geringer Entfernung halten, beweisen, dass die nivellirende Civilisation auch hierher schon vorgedrungen. Eine Droschke brachte uns zur Pension Carcassonne, doch mussten wir dort mit einem ganz kleinen Zimmer vorlieb nehmen, da es bei der Bestellung eine kleine Konfusion gegeben hatte. Das war gerade kein Wunder, denn Madame Carcassonne sprach eine ganz eigene Sprache aus schottischem Englisch, Französisch und Italienisch gemischt und die Verständigung mit ihr war nicht eben leicht. Ein paar grosse kühle Zimmer wurden aber in den nächsten Tagen frei und so nahmen wir für einen halben Monat Quartier, nicht ahnend, dass unser Aufenthalt sich auf das Dreifache ausdehnen sollte.

Den Nachmittag verwandte ich gleich noch zu einer kleinen Exkursion nach den Hügeln, welche sich unmittelbar hinter Tunis erheben. Ich hatte nicht weit zum Thor zu gehen; eine breite Strasse durchschneidet von der Rue Bab-el-Zira aus, an der unsere Wohnung liegt, das Araberviertel in ziemlich gerader Richtung; man war eben beschäftigt, sie zu pflastern. Vor dem Thore sieht man sich, wie immer, unmittelbar dem Todtenfelde gegenüber. Der Muhamedaner hält bekanntlich an der Auferstehung des Fleisches fest; bei den Christen steht sie wohl auch im Glaubensbekenntniss und jeder Konfirmand muss erklären, dass er sie glaube, aber selbst der frömmste Pastor lässt es ungehindert geschehen, dass die materiellen Bestandtheile des Leibes in Gestalt von Gras und Milch in andere Leiber übergehen und dass nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren die Todten aus ihren Gräbern gerissen und in irgend eine Ecke geworfen werden. Wer aber auf einem muhamedanischen Friedhof einmal sein Ruheplätzchen gefunden, der kann darauf rechnen, un-

gestört liegen zu bleiben, bis ihn der Erzengel zum Gericht ruft. Darum dehnen sich um jede muhamedanische Stadt in weitem Ringe die Todtenfelder, in arabischen Ländern wüst und trostlos, denn die schöne Sitte der Türken, auf jedes Grab eine Cypresse zu pflanzen, kennt man im Occident nicht, die Türken müssen sie in Innerasien unter dem Einfluss der Lehre Zoroasters angenommen haben. Oede und verwildert lag auch der Friedhof von Tunis; die Junisonne hatte die Vegetation nahezu vernichtet, nur hier und da blühte noch eine Distel, aber ihre blaue Blüthe war fast verdeckt von grüngoldenen Rosenkäfern, ziemlich den einzigen Insekten, welche ich noch fand. Man kann den Friedhof jetzt ungenirt betreten, die Mauer ist an vielen Punkten zerfallen, ein Weg führt quer hinüber zu dem Fort, das die Franzosen auf der Hügelspitze neben dem Heiligthum des Sidi bel Hassen esch-Schâdeli erbaut haben und das Vieh weidet auf den Gräbern. Eine Menge von Kubbahs sind in früheren besseren Zeiten dem Andenken von tuniser Heiligen errichtet worden, manche tragen Namen, die im Islam weit verehrt sind, aber auch nicht eine einzige wird mehr in gutem Stande erhalten; die oft prachtvoll skulptirten Grabsteine liegen zerbrochen, Verfall überall wohin man blickt. An den Turbanen auf den Grabsteinen, die weiter westlich nicht mehr vorkommen, erkennt man, dass das Türkenthum hier früher einen massgebenden Einfluss ausübte. Aehnliche Friedhöfe finden sich vor allen Thoren, ganz Tunis wird von ihnen in einem Ring eingeschnürt und die Europäerstadt dadurch gezwungen, sich auf dem fast im Niveau der Bahira befindlichen Schlammterrain anzusiedeln, anstatt auf der gesunden Höhe. Aber es wird noch Jahrzehnte dauern, bis die Franzosen es werden wagen dürfen, dem muselmannischen Vorurtheile zu trotzen und die Todtenfelder zu bebauen.

Gleich den ersten Tag verwandten wir zu einem Ausflug nach dem Dschebel Bou Korneïn, den die von Tunis nach Hammam-el-Enf führende Bahn so bequem wie möglich macht. Der erste Zug geht um sechs Uhr ab, ziemlich unnöthiger Weise, denn die Bahn ist vorläufig noch eine Sackbahn und der Verkehr verschwindend gering; eine Hafenanlage am Fuss des Bou Kornein hat mit Rücksicht auf die Konzession der italienischen Bahn unterbleiben müssen und die Fortsetzung über die Senkung am Beginn der Halbinsel Dakhela hinüber

nach den Städten am Syrtenmeer ist immer noch nicht angefangen. Die Bahn folgt dem Ufer der Bahira, überschreitet dann den Ouëd Miliana und läuft quer durch angeschwemmtes Land neuester Bildung dem Fuss des zweigipfeligen Berges zu, welcher von Tunis aus gesehen eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit dem Vesuv, wie er in Neapel erscheint, darbietet. Auch das Badeörtchen liegt am Fuss des Berges auf neu gebildetem, noch salzhaltigem Boden. Für das einzige Warmbad*) in der Nähe einer grossen Stadt und beliebtesten Sommeraufenthalt der Tunisier ist es mehr als primitiv zu nennen, aber im Süden macht man, besonders im Sommer, noch viel weniger Ansprüche, als in unseren Gebirgssommerfrischen. Der Bey hat hier einen Palast, aber er ist zerfallen und kaum noch bewohnbar, und in Tunis hat anscheinend noch Niemand Unternehmungsgeist genug, um hier Wohnungen oder gar ein Hôtel zu errichten. Nur im Sommer, wo der Strand wetteifernd mit Goletta und Marsa als Seebad benutzt wird, öffnen sich in Bretterbuden ein paar dürftige Restaurants. Trotzdem ist dem freundlichen Badeorte eine bedeutende Zukunft sicher, denn seine Quelle erweist sich heute noch so heilkräftig gegen alte Rheumatismen und Gelenkleiden, wie zur Zeit, wo der Rhetor Appulejus hier seinen verrenkten Fuss kurirte. Damals hiessen die Bäder Aquae Persianae; auf dem kleinen Plateau zwischen den beiden Quellen stand ein dem Aesculap geweihter Marmortempel, von dem Trümmer heute noch übrig sind. Der Fries trug die Inschrift:

Aesculapio
Julius Perseus condit. III P. C.

Vor einigen Jahren hat ein sammeleifriger französischer Officier ihn nach Tunis bringen lassen; die Kosten für den Trans-

*) Das zweite Warmbad in Nordtunis, Hammam Gourbes oder Kourbes, das Aquae Calidae der Römer, Carpi der Punier, auf der anderen Seite der Einsenkung gelegen, ist zu Lande nur auf lebensgefährlichen Saumpfaden zu erreichen. Die Wasser haben 65° C. Die Bemühungen des deutschen Vertreters Herrn Tulin de la Tunisie, welcher dieses Bad alljährlich besuchte und sogar eine eigene Broschüre darüber (bei Heller in Bern 1874) schrieb oder richtiger schreiben liess — denn er stand mit der deutschen Sprache auf etwas gespanntem Fusse — ist bei der absoluten Unzugänglichkeit und der Unmöglichkeit, sich dort die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, wirkungslos geblieben.

port nach Frankreich waren ihm aber zu hoch, er liess ihn liegen, zum Glück auf einem Grundstück, das einem deutschen Bankier, Herrn Krieger, gehörte, und durch diesen wurde der schön gearbeitete Marmor erhalten und schmückt nun dessen Gärtchen*).

Die Besteigung des Bou Korneïn ist, obschon er nur 650 m hoch ist, doch nicht gerade bequem, da die ganze Oberfläche mit Rollsteinen bedeckt ist, die unter dem Fusse weichen. Neuerdings ist sie allerdings sehr erheblich erleichtert worden durch die Anlage eines Reitweges bis zu einer Bleimine, welche sich dicht unter dem hinteren Gipfel befindet; sie wird mit einigen Arbeitern betrieben in der Hoffnung, dass sich bald Jemand finden werde, welcher den Besitzern der Konzession eine hübsche Summe dafür bezahlt. Bis zum Einmarsch der Franzosen waren alle solche Bergwerke hochrentabel, da man, einmal im Besitz einer Konzession, weniger die Mineralschätze als den Seckel des Bey ausbeutete; mit Unterstützung der betreffenden Konsuln fand sich immer eine Gelegenheit, dass man wegen Nichteinhaltung eines bei der Bewilligung gemachten Versprechens eine Entschädigung verlangen konnte. Das hat nun aufgehört und da die Bleipreise seit Jahren ganz unerhört niedrig stehen, liegen die meisten Bleiminen, an denen Tunisien so unendlich reich ist, heute verlassen.

Wir wollten natürlich den bequemen Weg benutzen, aber schon vorher verlockte uns ein am Fuss des Berges vorspringender Felsen in ein Seitenthal einzubiegen, das direkt zum Hange

---

*) Das Wasser hat eine Temperatur von 48–49° C. und ein specifisches Gewicht von 1,0107. Eine neuerdings in Deutschland vorgenommene Analyse ergab im Kilogramm:

Kohlensauren Kalk	0,28330.
Kohlensaure Magnesia	0,12020.
Kohlensaures Eisen	Spuren.
Schwefelsauren Kalk	1,53310.
Schwefelsaures Kali	0,10970.
Schwefelsaures Natron	0,10910.
Borsaure Magnesia	0,00200.
Chlornatrium	9,75000.
Chlormagnesium	0,55804.
Chlorcalcium	1,09054.
Chlorkalium	0,06960.
Kieselsäure	0,07000.
Kohlensäure	220 Cc.

führte. Ein prächtiges Pomatias, das wir hier in grosser Menge fanden, erfreute uns um so mehr, als die Existenz dieser Gattung in Tunisien noch nicht einmal bekannt war und unser Fund die Lücke zwischen den algerischen Fundorten in der Provinz Konstantine und Westsicilien ausfüllte. Ausserdem fanden wir noch eine andere, uns neue, sehr auffallende Schnecke und auch sonst noch manches Interessante, alles auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, und seelenvergnügt kletterten wir an dem steilen Hang empor, in der Hoffnung, an den Gipfelfelsen noch weitere Entdeckungen zu machen.

Leider wurde aber das Gestein bald schieferig und damit schwand die Hoffnung auf Ausbeute, und als wir endlich an den oberen Felsen anlangten, boten sie nichts anderes, als die unteren auch. Da der Horizont umzogen war, hatte es keinen Zweck, bis zum Gipfel hinaufzusteigen; wir gingen eine Zeit lang dem mit Wachholderbüschen bewachsenen Kamm entlang und stiegen dann wieder ins Thal hinunter.

Unten überraschte uns die Zwergpalme durch ihre Häufigkeit; um Goletta hatten wir sie nicht gesehen, auch sonst haben wir sie in Tunisien nicht gefunden und auch hier am Bou Kornein ist sie auf eine ziemlich kleine Stelle am Westfuss beschränkt und steigt nicht am Hange empor; hier beginnt also schon das eigenthümliche, auf vorspringende Kaps beschränkte Vorkommen, welches sich der Westküste Italiens entlang bis nach Toskana fortsetzt.

In der Bretterbude bei dem alten Metzer fanden wir ein ganz gutes Mittagessen. Dann ging ich allein noch einmal den Felsen zu, welche sich etwas mehr nach Tunis hin erheben. Ein niederes, aber steil abfallendes Vorgebirge tritt dort in die Ebene hinein; seine äusserste Spitze, die einen verfallenen Wachtthurm trägt, ist durch eine schmale Kluft vom Reste getrennt. Die scharfe Scharte ist auch von Tunis aus sichtbar und die nimmer rastende Phantasie des Arabers hat sie mit einer Legende umsponnen; Darbet m'ta Sidna Ali, den Hieb unseres Herrn Ali, nennt er sie, und erzählt, Ali, der Schwiegersohn des Propheten habe, in der Ebene unten von den Ungläubigen schwer bedrängt, mit seinem Schwerte den Felsen gespalten, und so seinem Heere einen Ausweg gebahnt. Dieselbe Sage knüpft sich freilich auch noch an einen ähnlichen Felsenspalt in Südtunis, und nach anderen

war es nicht Sidna*) Ali, der den Hieb führte, sondern Sidi Saïssa, der biblische Simson, welchen die maghrebinischen Märchenerzähler als ihren Landsmann in Anspruch nehmen.**) Nach der tunisischen Seite hin fällt der Vorsprung steil ab, von Hammam Linf aus aber führt ein bequemer, offenbar früher viel betretener Weg hinauf und gerade in die Scharte hinein. Diese selbst ist eine äusserst merkwürdige Bildung. Allem Anschein nach ist hier eine natürliche Kluft immer gewesen; am Steilhang führt sie hinunter bis zur Ebene, ist aber bis auf einen schlotartigen Rest ausgefüllt; die Wände sind mit einem Ueberzug von eigenthümlich angeordneten Kalkspathkrystallen überdeckt. Der obere Theil aber ist offenbar auf künstlichem Wege erweitert und für Saumthiere passirbar gemacht. Man erkennt ganz deutlich, dass der Vorsprung früher als ein Kap ins Meer hinein ragte und die Verbindung zwischen Tunis und der nach Hammamet führenden Strasse vollständig sperrte; die schmale Ebene ist eine neue Bildung der Miliana und bei schweren Stürmen wird das

*) Sidna bedeutet unser Herr, und wird nur den allerhöchsten Heiligen beigelegt; neben Ali hat eigentlich nur Aissa ben Mirjam, also Jesus, Anspruch auf diesen Ehrentitel; alle anderen müssen sich mit Sidi, mein Herr, begnügen. Gewöhnliche Leute titulirt man nur Si.

**) Folgende Legende erzählte im Ramadan ein Märchenerzähler in Goletta: Sidi Saïssa kam eines Tages nach Stambul; dort ging er vor den Palast des Grosssultans und sagte zum Wächter: Sage dem Sultan, dass ich ihn sehen will, er soll morgen zu mir kommen. Der Wächter lachte und sagte es dem Hofnarren und dieser meldete es dem Grossherrn, der sich über den komischen Kauz weidlich ablachte. Am anderen Tage kam der Riese wieder und sagte zum Wächter: Warum ist der Sultan nicht gekommen? ich habe bis drei Uhr auf ihn gewartet. Sage ihm, dass er morgen früh um sieben pünktlich kommen soll, sonst werde ich böse. Das meldete wieder der Wächter dem Hofnarren und dieser dem Sultan; und nun ging ein Bote zu Sidi Saïssa und befahl ihm schleunigst zum Sultan zu kommen Aber der kam schlecht an. Ist der Sultan verrückt? fuhr ihn der Riese an, ich bin solche Botschaft nicht gewohnt, sag' ihm, er solle sofort herkommen, sonst geht es ihm schlecht. Der Sultan sandte seine Wache, aber mit einer Handbewegung warf Saïssa sie über den Haufen. Dann kam ein Janitscharenregiment. Aber nun zog der Riese sein furchtbares Schwert; ein Hieb und die Köpfe des ganzen Regimentes lagen am Boden. Dann stürmte er zum Konak, zertrümmerte ihn, holte den Sultan heraus und erschlug ihn. Und dann ging er in den Maghreb zurück, und wenn er nicht gestorben wäre, lebte er heute noch. — (Ich verdanke die Uebersetzung dem Herrn Maler Fuchs).

Meerwasser noch manchmal bis an den Fuss des Felsens getrieben. Dann wird auch wohl der Pass wieder einmal von den nach Tunis bestimmten Lastthieren benutzt, wie auch der Verkehr aus dem oberen Milianathal und dem fruchtbaren Gebiete der Ebene Mornâk, wo ehemals Thuburbo majus lag, nach Sliman und der Westküste noch diesen Weg nimmt.

Mir brachte die Kluft Alis eine sehr freudige Ueberraschung. Am Fuss der Felsenwände, in Spalten tief verborgen, fand ich eine reizende Clausilie (*Cl. Tristrami* Pfr.), die früher nur einmal aus Tunisien nach Deutschland gekommen war und deren Fundort man im südlichen Tunis vermuthete, ausserdem noch einen kleinen, noch unbekannten *Buliminus* (— ich habe ihn seitdem als *Bul. Micelii* beschrieben —) und verschiedene andere interessante Sachen; beide Arten scheinen auf die Kluft und ihre nächste Umgebung beschränkt, ich habe sie trotz allen Nachsuchens sonst nirgends gefunden.

Der achtzehnte Juni verging über Laufereien, um meinen Koffer von dem Zollamt zu erhalten, und über den Vorbereitungen zu einem mehrtägigen Ausflug nach Porto Farina, an welchem sich noch mehrere Deutsche betheiligen wollten. Hier waren wir über das Gebiet der Wirthshäuser hinaus, denn ausser in Tunis und Goletta existirt ein Hôtel vorläufig nur noch in der heiligen Stadt Kairouan; Europäer, auf deren Gastfreundschaft man rechnen könnte, sind auch dünn gesät in Tunisien, also bleiben, wenn man reisen will, nur zwei Wege. Entweder, man lässt sich durch Vermittlung seines Konsulats einen Regierungsbefehl ausstellen, einen sogenannten Am'r Bey oder kurzweg Amra; dann ist man Gast der Regierung und wird auf deren Kosten oder richtiger auf Kosten der armen Unterthanen, deren Gebiet man berührt, verpflegt; — oder was nur bei kleineren Ausflügen thunlich, man verschafft sich von reichen tuniser Mauren, die oft durch das ganze Land hin begütert sind, Briefe an ihre Verwalter, die einem Aufnahme und Verpflegung sichern. In letzterem Falle thut man jedoch immer gut, sich allerhand europäische Bedürfnisse, an die man gewöhnt ist und ganz besonders das nöthige Getränke mitzunehmen, wenn man nicht auf Wasser allein angewiesen sein will. Beide Methoden haben ihre Schattenseiten, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist nichts zu machen. Frau Dr. Kunitz hatte sich an einen der grössten Grundbesitzer Tunisiens gewandt, Si Hamida ben

Ayet, einen Nachkommen der ehemaligen selbstständigen Fürsten von Djerba und Neffen des berüchtigten Si Mahmud ben Ayet, der von 1847—49 allmächtiger Premierminister war und durch Erpressungen wie durch Betrügereien beim Abschluss der ersten Anleihen sich eine hübsche Anzahl von Milliönchen zusammenbrachte, mit denen er nach Livorno durchbrannte. Si Mahmud, der, wie die ganze Familie, schon seit geraumer Zeit unter englischer Protektion steht, besitzt leerstehende Häuser in Bou Schater auf den Ruinen von Utica, in Biserta, in Alia und angeblich auch in Porto Farina und gab uns mit der grössten Bereitwilligkeit Briefe an seine Verwalter.

So trafen wir denn am 19. Juni im Hause des Herrn Dr. Kunitz zusammen, neun Deutsche, die sich in zwei bequeme Landauer vertheilten; die Gegend bis nach Porto Farina ist so eben, dass man bei gutem Wetter bequem dorthin fahren kann. Es hatte in der Nacht noch einmal tüchtig geregnet; in der Stadt war es schmutzig genug, aber draussen nur angenehm staubfrei und die Luft war köstlich. Lange hatten wir uns durch die Strassen der Stadt durchzuwinden, dann ging es zum Thore Bab-es-Sadoun hinaus, vorbei an einem mit Kanonen besetzten Fort und unter den Bögen einer moderneren Wasserleitung hindurch ins Land hinein. Die Gegend ist kahl und uninteressant bis zum Bardo, dem Residenzschloss des verstorbenen Bey, einem merkwürdigen Bau, der heute verlassen steht und wie seine Vorgänger bald in Trümmern liegen würde, wenn nicht die Franzosen für seine Erhaltung sorgten. Bald beginnt ein ausgedehnter Olivenwald. Alle Oelbäume in Nordtunis sind in derselben Weise behandelt; der Stamm theilt sich in geringer Höhe über dem Boden in drei, seltener in zwei Zweige und bildet so eine lockere lichte Krone, zu welcher die Luft freien Zutritt hat. Tunis war im Alterthum das Oelland par excellence, das den grösseren Theil der Mittelmeerländer mit Speiseöl versorgte. Unsinnige Zoll- und Steuérmassregeln haben die Olivenzucht sehr herabgebracht und würden sie vernichtet haben, wenn es nicht aus fiskalischen Gründen streng verboten wäre, einen Oelbaum abzuhauen, ohne einen neuen zu pflanzen. Die Oelbäume zahlen in Tunis nämlich nicht, wie andere Früchte, den Zehnten, sondern eine Art Kopfsteuer (Kanoun), welche je nach dem Alter des Baumes 4, 6, 8 Karruben*) jährlich

*) Tunisische Kupfermünze; man rechnet sie gewöhnlich zu 4 Cts.

beträgt; für den Hektar, der durchschnittlich 300 Bäume trägt, macht das 46 — 69 — 92 Franken und diese Steuer muss bezahlt werden, mag die Ernte sein wie sie will: nur an der Nordküste wird auch von den Oliven der Zehnte erhoben und sind die armen Bauern in Missjahren wenigstens steuerfrei. In dem eigentlichen Oellande, der Provinz Sahel, der Byzacena der Alten, wo man mindestens alle zwei Jahre auf eine volle Olivenernte rechnet, wird die Steuer nicht so schwer empfunden, in Nordtunis dagegen, wo die guten Ernten nur alle fünf Jahre vorkommen, ist der Kanoun eine drückende Last. Sie ist um so schwerer als die Abgabe nicht nach der Zahl der wirklich vorhandenen Oelbäume, sondern nach den alten Steuerlisten erhoben wird. Allgemein hört man die Klage, dass diese viel mehr Bäume enthalten, als die Felder, aber alle Versuche, eine neue Zählung herbeizuführen, scheiterten an dem Widerstand der Finanzkommission, welche davon eine Verminderung ihrer Einnahmen und eine Beeinträchtigung der Interessen ihrer Mandatare, der europäischen Gläubiger, befürchtete. Hoffentlich ist es nun, nachdem die Kommission zur allgemeinen Freude glücklich beseitigt, eine der ersten Aufgaben, die sich Campon stellt, diesem schreienden Uebelstande abzuhelfen. Freilich wichtiger noch wäre die Einführung einer rationellen Verarbeitung der Oliven. Heute producirt ganz Tunis nur Oel der schlechtesten Sorte, das nur zur Seifenfabrikation und zum Schmieren der Maschinen verwendbar ist; die Pressung ist eine so erbärmliche, dass es noch lohnt, die Rückstände nach Marseille zu schaffen und dort weiter zu verarbeiten. Trotzdem sind rationell geleitete Oelfabriken bis heute noch nicht angelegt, theils weil der Ertrag nicht alljährlich sicher, theils aber weil das Oel seither ausser den hohen Transportspesen aus dem Inneren noch unerschwingliche Abgaben zu zahlen hatte. Zunächst einen Eingangszoll in die Hafenstadt, dann Gebühren für das Messen und, die Krone des Ganzen, einen hohen Ausfuhrzoll und Douanengebühren. Der Oelexport war deshalb fast nur in Form von Schmuggel möglich und diesen erschwerte die Finanzkommission nach Kräften. Campon hat versprochen, die Ausfuhrzölle wenigstens baldigst abzuschaffen; er könnte nichts Besseres für das Land thun.

Unter die Oelbäume mischten sich einzelne alte Johannisbrodbäume, die, sonst fast schwarzgrün, jetzt in Folge des Sommertriebs

ganz hellgrün aussahen. Der Boden war ein rother Thon, der bei ordentlicher Bearbeitung ausgezeichneten Weizen bringen würde, aber er lag zwischen den Oelbäumen völlig wüst. Nur wo die Strasse sich nach dem Medjerdathal zu senken begann, liegt Sessala, ein Landhaus mit ausgedehnten Baumpflanzungen und freundlichen Arbeiterwohnungen. Es gehörte früher dem Minister Kheireddin und wurde von ihm seinem Schwiegersohn, dem General Si Mohamed el Takusch, geschenkt. Die Obstbäume waren ausgezeichnet gehalten und gediehen offenbar sehr gut; ich wunderte mich darüber nicht allzusehr, denn Kheireddin hatte ja auch in Goletta einen deutschen Obergärtner und dessen Walten schien man auch hier zu verspüren. In Porto Farina sollte ich aber merken, dass ich mich doch wohl geirrt habe.

Nun ging es hinunter in die tischgleiche Ebene, durch welche die Medjerda fliesst, ein reizloses Ackerland fast ohne Menschenwohnungen, dessen Weizenfelder meist schon abgeerntet waren; in den Stoppeln thaten sich grosse Rinderheerden gütlich. Es dauerte ziemlich lange, bis wir el Fondouk erreichten, ein einsames Karawanserai, neben welchem eine prächtige Steinbrücke die Medjerda überspannt. Der Fluss ist ziemlich wasserreich, das Wasser gelb und schlammig, wie das der Tiber; dem tiefeingerissenen Bette sieht man an, dass manchmal gewaltige Wassermassen darin strömen mögen. Hier begreift man, wie dieser Fluss seit zweitausend Jahren die ganze ausgedehnte Ebene bilden und die Kaps von Utica in Binnenlandhügel verwandeln konnte. Wir überschritten die Brücke und fuhren eine Strecke weit dem Ufer entlang, doch immer in respektvoller Entfernung, denn die Medjerda greift ihre Ufer stark an und tiefe Sprünge im lehmigen Erdreich mahnten zur Vorsicht. Ein kleines Dorf lag am Ufer, die Hütten hatten die seltsam gekrümmten lehmüberzogenen Dachsparren, ganz wie sie Sallust bei den Mopalia der Numiden beschreibt, wirklich wie umgekehrte Schiffsböden aussehend. Sie sind eins ans andere gebaut; die Bewohner, offenbar keine Araber, begegneten uns aus den Feldern zurückkommend, Männer und Weiber schwer beladen. Bäume waren keine angepflanzt. Gegenüber auf dem rechten Ufer erhoben sich ein paar niedere Hügel, anscheinend ohne festen Steinkern; der Strom arbeitete energisch an ihrer Abtragung. Auch an das linke Ufer treten wenig weiter Hügel heran, die wir in einer Einsenkung überschreiten und nun

erscheinen in einiger Entfernung am Abhang die Cisternen von Utica. Aber unsere Kutscher fahren immer weiter dem Fluss entlang und es bedarf einer sehr energischen Interpellation, um sie zum Abbiegen nach den Höhen zu bewegen.

Querfeldein fahrend gelangen wir an eine halbrunde Vertiefung mit flachem Boden, eingefasst mit noch erhaltenen Mauerresten; Daux sieht in ihr das alte Theater, mir schien es eher wie ein Hafenbecken. Auf etwas bedenklichem Weg ersteigen wir die Höhe und halten vor dem schmucklosen weissen Landhause, dessen Verwalter uns, nachdem er das Schreiben seines Herrn gelesen, mit einer tiefen Verbeugung willkommen heisst und in ein grosses Zimmer führt, das mit einigen Divans möblirt ist. Hier ist die gewöhnliche Station aller Reisenden, welche die Reste von Utica eines Besuches würdigen; auf einem grossen Plakate sind die Namen der Forscher aufgezeichnet, die hier Gastfreundschaft genossen, es ist eine ganz stattliche Reihe. Daneben hängt noch eine zweite Tafel mit schematischen Abbildungen aller Formen von Thongefässen, welche man in den Ruinen gefunden hat. Unmittelbar neben dem Landhaus liegt das elende Dörfchen Bou Schater oder wie die Franzosen schreiben, Bou Chateur, eingenistet zwischen die Cisternen, welche den Bauern als Viehställe dienen und dazu mit Thüren und Dächern über den Luftlöchern versehen worden sind. Noch sieht man die Trümmer der Wasserleitung, welche die Quellen des etwa 10 km entfernten Dschebel Keschbata der Römerstadt zuführte*). Die Einwohner bringen alte Münzen und dgl. zum Verkauf und geben sie gerne für ein paar Karruben; einer hat auch ein paar geschnittene Steine, aber er hält auf einen festen Preis dafür und verräth dadurch, dass die Steine, die verdächtig gut erhalten aussehen, ihm von einem unternehmenden Tunisier in Kommission gegeben sind; auch hier beginnt die Industrie der gefälschten Antiken schon sich einzunisten.

Wenige Schritte weiter bezeichnet eine trichterförmige Vertiefung die Stätte des römischen Amphitheaters; bis auf geringe Reste sind die Sitzstufen verschwunden. Gewöhnlich liest man, es liege in einem erweiterten Ravin, doch habe ich das nicht

*) Davis glaubt, die Stadt habe ihr Wasser aus dem oberen See von Biserta bezogen, doch ist das falsch; das Wasser dieses Sees soll auch schlecht sein und Fieber erzeugen.

bemerken können. Nur ein schmaler Rand trennt es von dem steilen Abhang, der nach der Ebene hinunterführt, welche einst die Unterstadt trug. Unten sieht man noch deutlich den altphönicischen Kriegshafen, ein mächtiges viereckiges Becken mit abgerundeten Ecken und einer Insel in der Mitte, welche das Arsenal trug. Die Zerstörung ist nicht ganz so fürchterlich, wie in Karthago, da keine grössere Stadt in der Nähe sich erhob; nur Porto Farina bezog seine Bausteine von hier. So haben sich auf der Insel noch gewaltige Reste erhalten, und auch sonst ist noch Mauerwerk genug zu erkennen. Gründliche Nachgrabungen würden wahrscheinlich reich belohnt werden. Ein ziemlich langer Kanal führte einst in das offene Meer hinaus, heute ist er ein sumpfiger Thalgrund, und kaum erkennt man an seinem Ausgang noch den seitlich sich anschliessenden langen, schmalen Handelshafen.

Die Gegend hat sich gründlich geändert, seit vor über dreitausend Jahren — nach der gewöhnlichen Annahme um 1230 v. Chr. — die Phönicier hier ihre erste bedeutende Niederlassung auf dem Wege nach dem Westen anlegten. Damals sprang der Hügel als Vorgebirge kühn ins Meer vor und ein Graben auf der Landseite genügte, die hier aufgespeicherten Schätze gegen die begehrlichen Barbaren zu schützen. Der Bagradas, die heutige Medjerda, mündete nur 12 Meilen von Karthago entfernt; der gegenüberliegende Höhenzug, auf dem Scipio Africanus sein Lager aufschlug und der deshalb Castra Cornelia genannt wurde, lag nördlich von der Einmündung, und so scheint es unter der Römerherrschaft geblieben zu sein. Seitdem hat der Fluss seinen Lauf vollständig verändert; er hat die Landbrücke zwischen Castra Cornelia und Utica durchbrochen und in dem ehemaligen Busen von Utica ein Delta aufgeschüttet, das nach und nach den ganzen Raum zwischen Kap Kamart und dem Promontorium Apollinis bis auf ein paar Lagunen in Festland verwandelt hat. Theobald Fischer hat diese Veränderung einer Hebung des Landes zugeschrieben, die er mit der Hebung Westsiciliens in Verbindung bringt und der er auch die Versandung des Eingangs zum Hafen von Biserta zuschreibt. Partsch*) hat das bereits richtig gestellt und ich kann mich

*) Cfr. Petermanns Mittheilungen 1883. VI. p. 201—211.

nach Einsicht der lokalen Verhältnisse nur seinen Ausführungen anschliessen. Von einer Hebung ist nichts zu erkennen; die Fläche bis an das Meer, obschon nun reichlich zehn Kilometer breit, ist kaum über das Meer erhoben und ohne Zweifel nur durch Anschwemmung gebildet; noch erkennt man mit voller Deutlichkeit die verschiedenen Flussbetten, welche sich die Medjerda in den letzten Jahrhunderten gegraben, und stellenweise hat sich sogar noch Wasser darin erhalten. An der heutigen Mündung ist der Process der Landbildung immer noch im Gang und die Schiffe müssen weit draussen bleiben, um den neugebildeten Schlammbänken aus dem Wege zu gehen.

Utica war die einzige der phönicischen Kolonien, die sich neben Karthago noch eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren wusste. Karthago und Utica werden bei Vertragsschlüssen immer zusammen genannt und bis zu den punischen Kriegen hatte es seine eigene Sufeten (Richter oder Könige). Von da an zeigt sich eine verderbliche Rivalität; im Söldnerkrieg wurde Utica zur Unterthanenschaft herabgedrückt und im dritten punischen Krieg trennte es sein Schicksal von der Hauptstadt und ergab sich den Römern. Zum Lohn wurde es nach der Zerstörung Karthagos die Hauptstadt der Provinz Africa proconsularis, aber seine Blüthe war auch dahin. Immerhin blieb es eine bedeutende Stadt, obschon es neben dem neuaufblühenden Karthago die erste Stelle nicht behaupten konnte; aber eine geschichtliche Rolle spielt es, seit der jüngere Cato sich hier verzweifelnd den Tod gab, nicht mehr. Wahrscheinlich begann schon damals die Verschlammung seiner Häfen, der Handel zog sich wieder ganz nach Karthago und ein paar Namen in den Bichofslisten sind Alles, was wir von Utica wissen. Im Vandalenkriege wird es nicht genannt; 683 floh sein letzter Bischof vor den einbrechenden Arabern übers Meer und damit verschwindet die Stadt aus der Geschichte.

Gegen vier Uhr rüsteten wir zur Weiterfahrt. Der Majordomus, der zusehends freundlicher gegen uns geworden war, wies ein angebotenes Trinkgeld mit Entrüstung zurück und ebenso jede Entschädigung für die uns überlassenen Lebensmittel; es sei eine Schande, ihm so etwas anzubieten, da wir die Gäste seines Herrn seien; wenn wir am Abend zurückkommen wollten, sollten wir einen guten Kuskussu haben. Wir verabschiedeten uns also

mit herzlichem Dank und fuhren wieder hinab zur Medjerda und dieser entlang, bis sie sich plötzlich in scharfer Biegung dem Meere zuwendet. Dann ging es landein direkt auf Porto Farina zu, das wir schon von Utica aus in seiner grünen Umrahmung deutlich am Hügelabhang gegenüber liegen sahen. An einem einsamen Brunnen mitten im Felde wurde gehalten, um die Pferde zu tränken, dann ging es noch eine Zeit lang durch immer gleich kahles, ebenes Land, aber näher und näher kam das Grün, einzelne Oelbäume traten auf, dann fassten Kaktushecken den Weg ein, hinter ihnen erhoben sich einzelne Palmen. Bald umgaben uns Gärten mit sorgsam gepflegten Fruchtbäumen, Mandeln, Pflaumen, türkische Kirschen, Aepfel, Birnen, Feigen, alle nach derselben Weise behandelt, wie wir bei Sessala gesehen, aus Brunnen vermittelst Noriahs bewässert, wie in Spanien; dazwischen Karruben, deren Aeste wie ungeheure Schlangen auf dem Boden hinliefen. Je näher wir dem Dorfe kamen, um so üppiger wurde die Vegetation, bis die hohen Einfassungsmauern uns ihren Anblick entzogen.

Durch einen kurzen überwölbten Bazar kamen wir auf den Hauptplatz des Dorfes, wo das Erscheinen zweier Wagen, sogar mit Damen, keine geringe Sensation hervorrief. Der Ortsvorstand wurde geholt und Frau Kunitz reichte ihm den Brief von Ben Ayet; aber der Biedermann erklärte, als er den Brief gelesen, ganz ruhig, Ben Ayet habe hier kein Haus und habe ihm überhaupt nichts zu befehlen; im Dar el Bey (Regierungsgebäude) sei aber ein französischer Officier einquartirt, er könne also absolut nichts für uns thun. Da war guter Rath theuer. Zum Glück hatte aber Frau Kunitz noch eine andere Empfehlung an einen Italiener Namens Mosca, den Verwalter der Quarantäne; er wurde herbeigeholt und schaffte bald Rath. Zunächst verständigten wir uns mit dem französischen Officier, einem freundlichen, gründlich gebildeten Artilleristen, der nicht im Traume daran dachte, die schöne Gelegenheit zu benutzen, um die Prussiens zu chicaniren, dann wurden Matratzen, Decken und Kochgeschirr herbeigeschafft, ein Koch war da, und um acht Uhr konnten wir mit dem Franzosen zusammen ein solennes Souper veranstalten, bei welchem die Gesundheit meiner Frau, deren Geburtstag gerade war, sogar in Champagner getrunken wurde. Nur die Einrichtung des Nachtquartiers bot, obschon uns drei

Zimmer zur Verfügung standen, einige Schwierigkeit, aber schliesslich kamen wir alle unter; ich musste mich allerdings mit zwei zusammengelegten Halfamatten (Stuoje) begnügen, aber es schlief sich ganz gut darauf.

Der Officier brach schon ganz früh am andern Morgen auf, um nach Biserta zu reiten; er war nach Porto Farina gekommen, um eine Quantität Pulver zu übernehmen, das — ächt tunisisch — seit Bey Hamudas Zeiten im Arsenal lag und längst verdorben war; er hatte es zum Theil ins Wasser werfen, zum Theil nach Biserta schaffen lassen, wo es bei dem bevorstehenden Ramadan verpufft werden sollte. Auch wir brachen ziemlich früh auf und stiegen, während die Maler Studienobjekte suchten und der Rest der Gesellschaft sich dem Naturgenusse ergab, die steilen Höhen hinauf, welche sich dicht hinter dem Dorfe erheben. Nur ein schmaler Raum bleibt für die Gärten der Einwohner, aber dieselben sind ganz aussergewöhnlich sorgsam gepflegt. Besonders sind die Bäume überall in derselben Art behandelt. Man sucht auf jede Weise ein buschartiges Wachsthum zu erzeugen, damit der Boden beschattet und der Stamm der direkten Einwirkung der Sonnenstrahlen entzogen wird. Gezogen wurden Süssäpfel, dann Moscatelli, eine köstliche kleine Birne, deren Früchte am Ende der Zweige in Büscheln sitzen; Pruni, eine mittelgrosse blaue Pflaume mit am Kern haftendem Fleisch, und Susini, eine delikate Kirschpflaume, etwas kleiner als die bei uns unter dem Namen türkische Kirsche gezogene Varietät. Die Hauptfrucht bilden aber die Mandeln — die Bäume lässt man nicht allzu alt werden, sondern verjüngt sie von Zeit zu Zeit durch Abschneiden völlig — und die Feigen, die kolossale Büsche bilden, aber leider noch keine reifen Früchte hatten. Am eigenthümlichsten sahen die Karruben (Johannisbrodbäume) aus. Während man sie sonst überall, wo ich sie noch gesehen, zu hochstämmigen eichenartigen Bäumen erwachsen lässt und nur innen ausschneidet, damit die Luft freien Zutritt in die Krone hat, zieht man hier die untersten Aeste zu wunderbarer Länge, biegt sie auf den Boden hinab und lässt sie von dort aus langsam in die Höhe steigen, so dass jeder einzelne Baum einen kolossalen Raum bedeckt. Die Bäume sahen sämmtlich ausgezeichnet aus, nirgends ein Aststummel, nirgends Harzfluss, die gewöhnliche Krankheit des Steinobstes im Süden; jeder verrieth die stetige Sorgfalt eines tüchtigen Gärtners und

eine sichere, zielbewusste Schnittmethode, welche sich für diese Gegenden offenbar viel besser eignet, als die französische, deren schädliche Wirkung ich so oft in Algerien gesehen. Ich fragte Mosca, der selbst einen schönen gutgehaltenen Obstgarten besass, wer diesen Schnitt eingeführt habe, aber er erwiderte mir, dass derselbe seit alter Zeit hier üblich sei. Offenbar handelt es sich entweder um eine Ueberlieferung aus alter Kulturzeit, aber dann wäre es unbegreiflich, warum dieselbe sich nur in Nordtunis erhalten; oder die spanischen Mauren haben sie drüben ausgebildet und bei ihrer Vertreibung mit herüber gebracht. Zieht man ja wenigstens in der Huerta von Valencia, wo das maurische Element sich am reinsten erhalten hat, die Orangen heute noch genau in derselben Weise*).

Unter den Fruchtbäumen hatte man überall Mohn gepflanzt, aus dem man ein Opium gewinnt, das im Bazar zu Tunis hoch geschätzt wird. Die Methode ist dieselbe, wie in Syrien. Man macht ein paar Tage nach dem Abfallen der Blüthenblätter Einschnitte in die junge Kapsel, schabt den austretenden und rasch eintrocknenden Milchsaft mit einem stumpfen Messer ab und knetet ihn auf einem Mohnblatt zu Kügelchen zusammen. Das Opiumrauchen ist in Tunisien wie im ganzen Westen wenig verbreitet; der Araber zieht den rascher berauschenden Hanf vor.

Die Gartenzone von Porto Farina ist nur ganz schmal; schon kurz hinter dem Dorfe beginnt der steile Abhang, doch hat man auch an diesem noch Bäume gepflanzt, wo es möglich war. Die Vegetation am Hang war fast verdorrt; nur in einer Schlucht hing an den Felsen eine wunderschön blühende, mir leider unbekannte Schlingpflanze, fast wie eine Passiflora aussehend, ich hatte sie auch schon in Südspanien beobachtet. Die Insektenfauna war sehr arm; von Schmetterlingen trieb sich nur der Distelfalter in unendlicher Anzahl herum, von Käfern fand ich ausser der unvermeidlichen *Cetonia* nur zwei bunte *Meloë*. von Schnecken *Leucochroa candidissima*, zwei oder drei kleine *Xerophila*, einige *Ferussacien* und die sonst in Nordafrika fehlende *Clausilia virgata*.

---

*) Ich habe früher manchmal darüber gelacht, wenn meine Mitbürger in Schwanheim mir versicherten, dass auf unsrem Sandboden die Aepfelbäume nur dann gediehen, wenn die Krone den Stamm gegen die Mittagssonne schütze; in Porto Farina habe ich die Richtigkeit dieser alten Regel verstehen lernen.

Ein ganz guter Maulthierpfad, im Zickzack emporleitend, die Strasse nach dem rebenreichen Raf-Raf und Bizerta, brachte uns bequem auf die Hochfläche, die mit Eichengebüsch bedeckt ist, aber kein reicheres Thierleben bot. Eine prächtige Aussicht rollte sich vor uns auf. Unter uns lag im dichten Grün das Dorf mit seinen flachen glänzend weissen Dächern, dazwischen die mächtigen Quaderbauten aus vergangenen Glanzzeiten. Die Forts und das Arsenal mit seinem Hafenbecken, dann der Rhar el-Melh, der Salzsee, mit seiner wunderbaren Färbung, blau am Rande, gelb in der Mitte, grün nach dem Ausgang hin, dahinter die Landzunge, die ihn vom Meere scheidet, mit ihren zahlreichen Dattelpalmen, ihren üppigen Gärten und ihren Salinen. Mehr nach rechts übersah man die ganze weite neugebildete Ebene bis zu den Hügeln von Utica und den Castra Cornelia, durchflossen von der gewundenen Medjerda, dahinter die Hügel von Karthago und ganz am Horizont die Höhenzüge von Dakhela mit dem wohlbekannten Doppelgipfel des Bou Korneïn. Nach der anderen Seite hin konnten wir keinen rechten Ueberblick gewinnen; nur an einer Stelle sahen wir zwischen zwei Hügeln hinab auf ein grünes ebenes Vorland, aus dem ein seltsamer Kegelberg aufragte. Hier zwischen den Hügeln und dem Meer zieht sich ein reichbewässertes Gartenland bis nach Bizerta, von Fremden kaum jemals besucht; ich wurde leider erst zu spät darauf aufmerksam gemacht*).

Porto Farina ist eins der traurigsten Bilder von Verfall, die man sich denken kann. Hier schuf Hamuda Bey, der letzte energische Herrscher von Tunis, zu Anfang dieses Jahrhunderts einen prachtvollen Kriegshafen, von drei Forts beschützt, mit ausgedehntem Arsenal und Schiffswerften. Seine Bauten sind auch heute noch trotz ihres verfallenen Zustandes schöne Denkmäler der maurischen Baukunst. Im Alterthum scheint der Hafen, obschon er damals schon sehr gut gewesen sein muss, nur wenig Bedeutung gehabt zu haben. Ruscinona wird nur einmal, bei Titus Livius, erwähnt. Der Name ist nach Shaw phönicisch und würde Vorgebirge der Lebensmittel bedeuten, so dass Porto Farina nur eine Uebersetzung des alten Namens wäre, eine Ableitung, welche aber Maltzan bestreitet.

*) Ganz besonders schön und fruchtbar soll das Dorf Râs el Dschebel sein, das unmittelbar jenseits des Höhenzugs in einer kleinen Ebene liegt.

Die erste Anlage eines Kriegshafens an dieser Stelle schuf 1640 Usta Muhamed Dey, der auch die andalusischen Mauren hier und in der Umgegend ansiedelte; er erbaute ein Fort, um christlichen Raubschiffen das Landen zu verwehren. 1665 erschien dessen ungeachtet der englische Admiral Robert Black vor dem Städtchen, bombardirte es und verbrannte neun tunisische Galeeren; er erzwang dadurch die Freilassung aller englischen und holländischen Gefangenen im Bagno. Schon im 18. Jahrhundert begann die Verschlammung; 1725 konstatirte Peyssonel eine Abnahme der Tiefe um 10′ und gegen Ende des Jahrhunderts war der Hafen kaum noch brauchbar. In 1740 glaubte Mustapha el Genuese, ein Schwager des damaligen Bey, dem Uebelstande abzuhelfen, indem er die Medjerda ableitete; aber gerade seitdem machte die Versandung des Eingangs rasende Fortschritte. Hamuda liess die Anlagen hier wie in Goletta durch den Ingenieur Frank ausführen, einen geborenen Sachsen, den ihm die holländische Regierung auf seinen Wunsch zur Verfügung gestellt hatte; Frank entschied sich für Porto Farina erst nachdem sein Projekt, die Bahira bis auf einen genügend breiten Kanal auszufüllen, aus Furcht vor den entstehenden Fiebermiasmen abgelehnt worden war. Nach seinem Abgang versandete die Einfahrt rasch wieder. Noch einen letzten ernstlichen Versuch, den Hafen wieder in brauchbaren Zustand zu setzen, machte Mahmud Bey 1829, als ihn die Engländer bedrohten; er liess den Eingang ausbaggern und brachte auch eine Anzahl Schiffe glücklich hinein; als sie aber wieder herausgeführt werden sollten, war die Versandung schon wieder soweit vorgeschritten, dass eine Fregatte nicht mehr genügende Tiefe fand und im Hafen liegen blieb und einsandete. Seitdem ist es immer stiller geworden am Rhâr el-Melh und die siebenhundert Einwohner von Porto Farina stehen mit der Aussenwelt kaum noch im Verkehr. Eine Zeit lang hofften sie auf Frankreich und in der That hat das Zünglein der Wage bei den Verhandlungen wegen Anlage eines Kriegshafens zwischen Porto Farina und Bizerta geschwankt, ehe man sich definitiv für das erstere entschied. Merkwürdig, dass die sonst fast absolut hafenleere Küste Nordafrikas gerade hier an der das ganze Mittelmeer beherrschenden Stelle vier zur Anlage eines gewaltigen und sicheren Kriegshafens fast gleich geeignete Seen bietet: la Calle, Biserta, Porto Farina und die Bahira von Tunis!

Durch eine Schlucht kletterten wir wieder in die Ebene hinunter, leider ohne an den Felsen auch nur die geringste Ausbeute zu machen; gerade hier, wo man sich Westsicilien am nächsten befindet, trat der schroffe Unterschied in der beiderseitigen Schneckenfauna am schärfsten hervor. Das macht die Hypothese von einem ehemaligen Landzusammenhang sehr unsicher; hat jemals eine Verbindung bestanden, so muss sie nicht Folge einer Hebung gewesen sein, sondern die Form eines Tiefthals, vielleicht von einem schmalen Meeresarm durchschnitten, gehabt haben, so dass eine Vermischung der beiderseitigen Schneckenfaunen ausgeschlossen blieb. Merkwürdig wäre aber auch dann noch die nahezu vollständige Verschiedenheit in der Säugethierfauna*). Der Abstieg war übrigens nicht gerade leicht, obschon er kaum 100 Meter betragen mochte; stellenweise konnte man ihn an dem steilen mit scharfkanntigem Geröll bedeckten Abhang über einer Felsenwand hin geradezu gefährlich nennen. Wir kamen aber glücklich hinunter und suchten uns quer durch die Gärten den Weg zum Dar el Bey.

Aber in der Küche sah es noch öde und traurig aus. Wir hatten keinen Am'r-Bey, also auch keinen Anspruch auf officielle Verpflegung. Am Abend vorher hatte ein Eingeborener, den der Chalifa (Ortsvorsteher) zur Bedienung des französischen Officiers gesandt, gekocht und wir hatten ihn behalten wollen, aber es stellte sich bald heraus, dass Aselle und Frau Dr. Kunitz sich, mit Heine zu reden, viel zu gut kannten. Der Biedermann hatte vor einigen Monaten in Tunis als Koch in ihren Diensten gestanden, sie tüchtig bestohlen und war dann in ein Asyl nach

*) Die Verschiedenheit der Säugethierfaunen wird zwar meist in Abrede gestellt; Forsyth Major behauptet (Tyrrhenis) ausdrücklich, dass fast sämmtliche Säugethiere Korsikas auch in Nordafrika vorkämen, doch ist das ein Irrthum. Selbst die anscheinend gemeinsamen Arten, Fuchs, Wildschwein, Hase, Kaninchen, Igel, Iltis etc. gehören bei genauerer Betrachtung verschiedenen Lokalrassen an, die man ganz gut als Arten betrachten kann; Schakal und Hyäne fehlen, wenn sie jemals in Sicilien vorkamen, doch seit Urzeiten, der Wolf ist nie nach Nordafrika hinübergekommen. Am schärfsten ist der Unterschied in den kleinen Nagethieren; die für Europa charakteristische Gattung *Arvicola*, die noch in Sicilien eine eigene Art hat fehlt in Nordafrika so vollständig, wie die *Meriones, Dipus* und andere typisch nordafrikanischen Springmäuse in Sicilien. Es würde mich übrigens zu weit führen, wollte ich hier auf diese hochinteressante Frage genauer eingehen.

Bizerta geflüchtet; die Rechnung war noch nicht ausgeglichen und das genirte den guten Aselle denn doch, obschon seine frühere Herrin unter diesen Umständen gerne bereit gewesen wäre, ein Auge zuzudrücken. Er hatte es übrigens auch nicht nöthig, denn die Regierung hatte ihm in Anbetracht seiner bewiesenen Qualifikation die Aufsicht über eines der leerstehenden Forts übertragen. So mussten schliesslich unsere Damen selbst zugreifen, eine ziemlich schwere Aufgabe beim vollständigen Mangel alles Küchenmaterials, trotz der Hülfe des getreuen Signore Mosca. Auch der Wein war schon alle und was dort aus der Crescenz eines Bruders des Herrn Mosca zu haben war, konnte nicht einmal Anspruch darauf machen, wie Wein auszusehen und schmeckte genau wie Essig. Da gab es etwas lange Gesichter und eine einigermassen gedrückte Stimmung; doch war die Umgebung so reizend und so reich an malerischen Motiven, dass das nicht lange vorhielt und als es gelang, eine gewandte Malteserin zu engagiren, die uns aller Sorge überhob, war die gute Laune bald wiedergewonnen.

Nachmittags besuchten wir das sogenannte Lazzaretto, das Quarantänegebäude für Tunis, das man kluger Weise an einer Stelle angelegt hat, wohin kein Schiff gelangen kann und wo die Verproviantirung einer einigermassen grösseren Menschenzahl absolut unmöglich ist. Wir waren nicht wenig erstaunt, in dem alten Tuniser Fort alles sauber und tadellos erhalten, selbst die Gärten gut gepflegt und mit Blumenbeeten geschmückt zu sehen, ein wahres Wunder in Tunis, zumal an einem von der Kontrole so weit entfernten Punkte. Die Komplimente, welche ich Herrn Mosca, dem Aufseher, darüber machte, waren wirklich aufrichtig gemeint. Das Lazzaretto liegt wunderbar idyllisch in ausgedehnten Baumpflanzungen am Meer und wir waren einstimmig der Ansicht, dass man hier schon einmal ganz gut ein paar Wochen träumen und arbeiten könne; Frau Dr. Kunitz fasste sogar den ganz bestimmten Plan, hier den Sommer zuzubringen, wozu von dem befreundeten Quarantänedirektor die Erlaubniss leicht zu erhalten gewesen wäre. Wir ahnten damals nicht, dass wenige Tage später durch alle derartigen Pläne ein Strich gemacht werden sollte.

Am anderen Tage gingen wir dem Strande entlang nach dem Kap Farina oder, wie es gewöhnlich genannt wird, dem Râs Sidi Ali el Mekki, dem Promontorium Apollinis der Alten.

Man kommt an den schönsten Maurenbauten vorbei, zuerst an einem in prächtigen Verhältnissen erbauten Officierscafé, das leider unaufhaltsam verfällt, dann an den beiden Hauptforts, Bordsch Diouan*) und Bordsch Ali el Mekki, über deren Thoren lange in Marmor gehauene arabische Inschriften den Ruhm ihres Erbauers verkünden. Noch im Dorfe liegt das Heiligthum des Sidi Haded, eines berühmten Wunderthäters, von dem man mir aber nichts berichten konnte, als dass er Schlangen und Skorpione verschluckt und sich ungestraft alle möglichen Wunden beigebracht habe; er war also ein Aissouah. Man wallfahrtet indess zeitweise zu seinem Grabe und Wunder ereignen sich noch immer. So wurden mir fünf Oelbäume gezeigt, die auf dem sonst kahlen Platz vor der Grabkapelle in einer geraden Linie und in ganz gleichen Abständen stehen; sie sind entsprossen aus den Stäben, an welche fünf fromme Beduinen ihre Rosse anbanden, während sie am Grabe beteten.

Jenseits des Thores treten die Berghänge immer dichter an den See heran und die Gartenzone wird immer schmäler. Aber niemals habe ich eine ähnliche Ueppigkeit der Kaktushecken gesehen; sonst sind im besten Fall die Stengelglieder am Umfang dicht mit Früchten besetzt, hier drängten sich diese auch noch auf den breiten Flächen. Die Gärten liefern übrigens neben den Salinen auf der Landenge auch fast allein den Lebensunterhalt für die Bewohner. Vieh wird kaum gehalten; es waren damals nur fünf Ziegen im Dorfe und die waren sämmtlich krank. Palmen sieht man überall, aber sie tragen keine Früchte, denn Niemand nimmt sich die Mühe, sie behufs künstlicher Befruchtung zu besteigen. Nach der Zwergpalme suchten wir umsonst, so günstig die Bodenverhältnisse für sie erschienen; ob sie vielleicht auf der andern der Meeresströmung zugewandten Seite wächst, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Wir gingen hinaus bis zu einer am Meeresstrande gelegenen Quelle, die, von einem alten Brunnengebäude überdeckt und von einem riesigen Maulbeerbaume überschattet, so recht zum Träumen einlud. Die köstlichen Beeren durften wir nach Belieben pflücken, denn der Baum gehörte Allah; auch

*) So nannte es mir Mosca; nach Guérin (Voyage en Tunisie, II, p. 14) heisst es dagegen Bordsch Oustani, nach dem Bey, welcher den ersten Kriegshafen hier anlegte, Ousta Muhamed, oder wie Guérin will, Fort der Mitte, weil es in der Mitte zwischen den beiden anderen Forts liege.

von den vorbeipassirenden Eingeborenen erhielten wir in der freundlichsten Weise Obst und namentlich die hier sehr geschätzte Schlangengurke, die man roh isst. Man nennt sie in Tunis *Fakus el gamra*, Mondgurke, weil sie nur im Mondschein sich entwickeln soll. Wir liessen uns auch richtig verlocken und sind nicht weiter nach dem Kap hinaus gekommen; von dem Apollotempel, der ihm im Alterthum den Namen gab, ist ja ohnehin längst jede Spur verschwunden.

Am anderen Morgen trennte sich die Gesellschaft. Die Maler wollten noch einen Tag bleiben und dann nach Tunis reiten, unterwegs auch noch ein paar Aufnahmen machen. Für uns war auf dem Wege nichts zu hoffen, was für den tagelangen Ritt in der glühenden Sonne entschädigt hätte, wir schlossen uns darum an Frau Dr. Kunitz an und mietheten ein Boot, das uns nach la Goletta bringen sollte. Um 10 Uhr waren wir am Arsenal, dessen Becken heute noch tief genug für grössere Schiffe ist, ein Beweis, dass hier keine Hebung stattgefunden. Der Wind war günstig; mit der Geschwindigkeit eines Dampfschiffes schossen wir über die Seefläche; in der Einfahrt streifte selbst unser kleines, kaum beladenes Fahrzeug für einen Moment den Boden, aber auch nur für einen Moment, dann ging es hinaus in das Anfangs grüne, dann prachtvoll blaue Mittelmeer. Es war eine köstliche Fahrt trotz der etwas bewegten See. Gegen zwei Uhr umfuhren wir Râs Sidi bou Said, der Wellengang liess nach, das Klüversegel wurde noch aufgezogen und hin ging es über die Wellen, so scharf, dass das Wasser durch die Abflussöffnungen aufs Verdeck drang, aber auch so stetig und ohne Schwanken, dass jede Spur von Seekrankheit bei den Damen verschwand. Um halb vier lagen wir an der Brücke von la Goletta und kamen gerade noch recht zum Zuge nach Tunis.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Beja und Zaghouan.

Unsere Hauswirthin hatte Wort gehalten, ein paar geräumige kühle Zimmer standen uns zur Verfügung, sehr zu unserer Freude, denn schon durchschwirrten unheimliche Gerüchte von Cholera und Quarantäne die Luft. Einen Moment schwankten wir, ob wir nicht den nächsten Dampfer nehmen sollten, um

unter allen Umständen drüben zu sein, aber schliesslich entschied die Erwägung, dass wir Sicilien schon wieder einmal später besuchen würden, Tunis aber schwerlich zum zweitenmal, und dass wir die beiden Hauptberge des nördlichen Theiles der Regentschaft, den Dschebel R'sas und den Zaghouan, unbedingt absuchen müssten. Vor der Hand war ja noch keine Quarantäne verhängt, wir konnten also noch einmal eine Woche abwarten.

Am 23. Juni machten wir noch eine Nachmittagsexkursion nach Hammam el Enf, die zwar nichts Neues, aber doch reiche Ausbeute ergab, besonders an der Scharte Alis. Als wir zur Stadt zurückkehrten, leuchteten von allen Minarehs die bunten Laternen, der Ramadan hatte seinen Anfang genommen. Im europäischen Stadtviertel merkte man aber kaum etwas davon; nur am Marinethor, wo die Trambahnwagen abgehen, drängte sich die Menge, sonst war alles still und nur aus der Ferne hörte man ein dumpfes Gebrause, den Lärm der aufgeregten Menge, welche dann die Nacht zum Tage macht. Den folgenden Tag widmeten wir der Stadt und ihren Bazars, aber für den 25. mietheten wir einen Wagen, der uns mit Herrn von Knapp nach dem Dschebel R'sas bringen sollte.

Die Tour ist leichter zu machen als wir dachten, denn bis zum Fusse des Berges erstreckt sich die vom Oued Miliana durchflossene Ebene; man kann mit dem Wagen bequem in zweieinhalb Stunden dort sein und die Kutscher fordern nur 15 fcs. für die Fahrt. Genügend mit Proviant versehen fuhren wir zu Bab el Djezira hinaus und eine Strecke weit der Bahn entlang bis jenseits des Heiligthumes des Sidi bel Hassen. Dann wandte sich der Weg mehr dem Innern zu. Mehrfach begegneten uns Trupps von Kameelen und Eseln, alle mit ordinärem Töpfergeschirr beladen, wovon der Bedarf bei der beginnenden Hitze enorm ist. Der Weg führte durch sorgsam gehaltene Olivenpflanzungen, zwischen die sich hier und da Orangen und Citronen mischten; noch war man mit der Ernte des Weizens beschäftigt, auf den Gerstenfeldern schoss schon wieder Mais empor. Nach und nach rückte der Berg näher; immer schärfer zeichneten sich seine schroffen Wände und sein zackiger Gipfel gegen den Himmel ab, und wir erkannten sowohl an seinem Fuss wie auch noch höher hinauf die ausgedehnten Hüttenanlagen der italienischen Bergwerksgesellschaft, welche jetzt die

Ausbeutung des altberühmten Bleiberges unternommen hat. Gestrüpp und Thymian deckten die Fläche, über welche wir hinfuhren; es wimmelte von Heuschrecken und Distelvögeln, aber von anderen Insekten sahen wir keine Spur. Nur eine Schafheerde weidete zwischen den Büschen, Fettschwänze, wie überall in Tunis, aber von der vorderasiatischen Race gut verschieden, einfarbig weiss mit kurzen Hörnern, und Wolle tragend. Der beistehende Holzschnitt stellt ein typisches Exemplar der tuniser Schafe dar. Auf einem gut tracirten Fahrweg gelangten wir zu den neuen, noch nicht in Betrieb befindlichen Hüttengebäuden



Figur 9. Fettschwänziges Schaf.

ganz am Fusse des Berges und dann zu den höherliegenden älteren. Dort empfing uns der Direktor zu unserer freudigen Ueberraschung mit herzlichem Glückauf. Sgr. Enrico Devoto ist zwar ein Sarde, aber er hat seine Studien in Freiberg gemacht, sein Examen als Bergingenieur mit Glanz bestanden, und freute sich nun, wie er sagte, kindlich, nachdem er in Deutschland so viel Gutes genossen, einmal Deutsche bei sich im fernen Tunis als Gäste zu sehen. Natürlich sollten wir gleich ins Haus eintreten, aber die Felsen oben lockten zu sehr und der wissenschaftliche Eifer siegte. Flüchtig besahen wir den noch jungen, aber hübsch in

Terrassen angelegten Garten, in welchem sich ein paar Römerreste, darunter eine Inschrifttafel mit Widmung an Apollo, und das mit bunten Azulejos bedeckte sarkophagartige Grab eines Lokalheiligen, des Sidi Gliaj, befinden, dann kletterten wir den mit hübschen Karruben bedeckten Abhang hinauf. Fels wie Fauna erinnerten ungemein an den Dschebel Thaya; neben den Formen vom Bou Korneïn fanden sich auch einige Arten, denen wir dort zum letzten Mal begegnet waren, und die ich auf die Provinz Konstantine beschränkt glaubte. Leider hat Herr Devoto trotz allen Nachforschens keine Versteinerungen gefunden, so dass auch hier das Alter der Schichten nicht sicher bestimmt werden kann. Die Vegetation war weniger verbrannt, wie in der Ebene; auf den Disteln fand ich zwei Exemplare eines prächtigen Bockkäfers, der mir noch nicht vorgekommen war, aber sonst keine Spur von Käfern. Nachher stieg ich allein nach dem Absturz der höchsten Spitze empor, welche den Namen des berüchtigten Bou Amema trägt, und kletterte über die Trümmer eines mächtigen Bergsturzes zu dem Sattel zwischen den beiden Hörnern. Hier, wo die Seewinde auftreffen, fand ich eine reiche Flora von Moosen und Flechten, auch einzelne Farn, und dazwischen, ganz wie bei Konstantine, den *Buliminus Milevianus*. Der Berg ist besser bewachsen, als andere seiner Genossen, denn Herr Devoto lässt beim Brennholzhauen sorgsam die stärkeren Stämmchen schonen und hofft so binnen einigen Jahren einen hübschen Wald zu erziehen; Eichen, Pistazien, Mehlbeere und Wachholder bildeten die Hauptmasse, die Zwergpalme fehlte auch hier. Von der Höhe übersieht man einen guten Theil der Halbinsel Dakhela, ein zerrissenes, ödes Hügelland ohne Kalkfelsen, wahrscheinlich neuerer Bildung, denn Devoto hat am Fuss des Berges Nummuliten gefunden. Das Meer, das man von hier unbedingt sehen muss, war von Nebel verhüllt.

Auf steilem Zickzackpfad stieg ich dann rasch wieder abwärts. Devoto hatte mir einen Eingeborenen mit einer förmlichen Einladung zum Mittagessen entgegen gesandt, aber dem war der Stieg zu hoch gewesen und so kamen wir etwas verspätet, erhielten aber trotzdem eine Mahlzeit, wie wir sie hier in der Einsamkeit nicht erwartet hatten. Dabei erfuhr ich manches Interessante über die Bleilager. Die Schichten des Dschebel R'sas streichen von Nordwest nach Südost, und quer durch sie hindurch schneidet

eine wasserführende Kluft; die Minerallager, Blei und Galmei, liegen in fünf getrennten Stöcken unabhängig von der Kluft zwischen den Schichten, die Kluftbildung ist also jünger. Bezüglich des Alters des Gesteines schwankte auch Devoto zwischen Jura und Devon; das erstere wird nach dem, was ich am Zaghouan beobachtet, wohl das Richtige sein. Devoto ist Vertreter einer kapitalkräftigen sardinischen Gesellschaft, die binnen Kurzem mit 300 Arbeitern den Betrieb zu eröffnen gedachte; eine Bahn von den Hauptgruben zum Hüttenwerk war schon fertig, eine Fortsetzung zum Meere bei Hammam el Enf in Vorbereitung. Neben den Erzen sollen aber besonders die alten Schlacken verarbeitet werden, die mit ca. 20% Bleigehalt in enormen Massen daliegen *). Sie sind nicht die einzigen Römerreste; am Abhang lagen noch ein paar Säulen, die man offenbar kurz oberhalb aus dem marmorartigen Kalk gehauen hat.

Erst im letzten möglichen Moment trennten wir uns von unsrem freundlichen Wirth, der mit seiner jungen Frau — sie wurde leider durch Migräne zurückgehalten — vergnügt in seiner Bergeinsamkeit haust, und fuhren ohne weiteres Abenteuer zur Stadt zurück.

Die paar nächsten Tage verbummelten wir in der Stadt, aber am 28. Juni machten wir uns auf zu einer Eisenbahnfahrt das Medjerdathal hinauf bis Beja, um eines der wichtigsten Gebiete von Tunisien wenigstens flüchtig kennen zu lernen. Die Auspicien waren zwar nicht sonderlich günstig, der Himmel bedeckt, Regen drohend, und wir beide fühlten uns nicht ganz wohl, aber wir konnten nicht länger warten, am anderen Tage sollte der Amr Bey für Zaghouan kommen, und nachher wollten wir baldigst nach Sicilien hinüber. Die Bahn trennt sich schon innerhalb der Stadt von dem Strang nach Hammam el Enf, läuft dann der Ringmauer entlang, quer über die Strasse Bab el Djezira und durchbricht in einem ziemlich langen Tunnel den Hügel, welcher Tunis trägt. Auf der anderen Seite führt sie dem steilen Absturz des Stadtplateaus entlang, und wendet sich dann landein nach der Manouba, einem Lieblingsaufenthalt der tunisischen Mauren. Schön kann man die Gegend gerade nicht nennen, die Casuarinen,

*) Silber, das an anderen Stellen die Verarbeitung der Römerschlacken so rentabel macht, enthalten sie in Nordtunis nicht.

Eukalypten und Strandkiefern, welche die Bahnverwaltung auf dem ihr gehörigen breiten Landstreifen längs der Bahn hat anpflanzen lassen, sind neben den Oelbäumen das einzige sichtbare Grün. Längere Zeit sieht man die Bogen der prachtvollen Wasserleitung, dann passirt man die Trümmer einer moderneren, die, nur aus Pisé erbaut, schon wieder ganz zerfallen ist. Auf einer Eisenbrücke geht es über die Medjerda hinüber nach Djedeida, dem Schlüsselpunkte des Medjerdathales; von hier gehen gegenwärtig die Strassen nach Bizerta und nach Kef ab, welche binnen Kurzem durch Eisenbahnen ersetzt werden sollen. Dem Fluss entlang geht es weiter nach Tebourba, einer bedeutenden Stadt, die mit ihren Kuppeln und Minarehs sehr romantisch aussieht; die Häuser haben im Gegensatz zu denen in Tunis sämmtlich Ziegeldächer. In der Nähe sieht man die Trümmer einer grossartigen Tuchfabrik, die, von der Regierung angelegt, die ganze tunisische Armee versorgen sollte, aber natürlich rasch zu Grunde ging. Im Felde stehen auffallend gewachsene Kaktus, deren Stengelglieder eine förmliche Krone auf einem senkrechten Stamm bilden, wie man es nur da sieht, wo die Pflanze ganz besonders gedeiht; ganze Felder sind mit Ricinus bedeckt, welche man hier des ölhaltigen Samen wegen zu bauen scheint. Das Thal wird etwas enger; nach Norden tritt eine mauerartig steil abfallende Hügelkette bis nahe an die Bahn heran, sie erreicht in ihren höchsten Gipfeln, dem Dschebel Eddous und dem Dschebel Meguella, gegen 700 m, in diesem flachen Lande immerhin schon eine beträchtliche Höhe. Die Wasserscheide liegt allem Anschein nach dicht am Steilhang, denn auch nicht der kleinste Wasserfaden rinnt der Medjerda von Norden her zu und keine einzige Brücke ist auf der ganzen Bahnstrecke nöthig geworden.

Hinter Tebourba entfernt sich die Bahn etwas vom Flusse und zieht über ein theils wüstes, theils mit Oelbäumen bepflanztes Plateau, dann tritt sie wieder ans Ufer und folgt ihm bis nach Bordsch Toum, in dessen Nähe bei Tukaber bedeutende Römerreste sind. Bis hierhin war das Thal sowohl wie das südwärts sich erstreckende offene Hügelland von ansässigen Bauern, Mischlingen und Nachkommen der alten Numiden, bewohnt gewesen, nun beginnen die arabischen Zeltdörfer wieder und an den spärlichen Gerstenfeldern merkt man sofort den Wechsel in der Bevölkerung. Bei Medjez el Bab wendet der Fluss sich fast

nach Süden, während die Bahn in langen Curven ein mit Buschwald bedecktes Hügelland durchzieht, um das gewaltige Knie der Medjerda abzuschneiden. Ueberall stehen weissgetünchte Kubbahs, fast so zahlreich wie um Oran. Beim 77. Kilometer erreichen wir ohne Tunnel die Wasserscheide und nun geht es wieder hinunter nach Ouëd Zerga, wo wir den uns entgegenkommenden Zug von Guardimaou erwarten müssen. Ein ausgedehnter Weinberg zieht sich der Bahn entlang und in Gestalt einer bedeutenden Ferme treten die ersten Spuren europäischer Kultur auf. Wenige Minuten bringen uns wieder an die Medjerda und nun beginnt ein ganz interessantes Defilé, in welchem die Bahn den Fluss fünfmal überschreitet. Wir passiren ein paar versprechend aussehende Felswände, dann einen Tunnel von ca. 300 m Länge, noch eine hohe Brücke und wir sind im Bahnhof von Beja.

Die Station liegt einsam in dem sich hier erweiternden Medjerdathale, gegenüber steht eine Kantine, sonst sind keine Menschenwohnungen zu sehen; die gleichnamige Stadt liegt zwei gute Stunden nordwärts im Gebirge, mit der Bahn durch eine zur Noth fahrbare Strasse verbunden, welche den Ouëd Beja nahe dem Bahnhof auf einer prächtigen Quaderbrücke, einem Römerwerk, wie eine noch erhaltene Inschrift beweist, überschreitet. — Freund Krieger in Tunis hatte mir ein paar Zeilen an einen Bahnbeamten mitgegeben, aber derselbe war mit dem Zug, der uns gebracht, weitergefahren und sein Kollege schien keine Lust zu haben, ihn in dieser Hinsicht zu vertreten. Die nächste Umgebung, flaches, durch die schweren Regen des letzten Tages aufgeweichtes Feld, versprach wenig, die flachen Hügel gegenüber noch weniger, nur in dem durchfahrenen Defilé war einige Ausbeute zu hoffen und ihm wandten wir uns auch ohne langes Bedenken zu. An Schnecken fehlte es übrigens nicht. Eine zum Formenkreise der *Helix cespitum* gehörige Xerophile bedeckte das Brachfeld so dicht, dass wir kaum einen Schritt thun konnten, ohne ein paar zu zertreten, und unter den Büschen und den Ranken der Springgurke wimmelte es von einer reizenden Form der *Hel. Constantinae*, welche Bourguignat als eigene Art (*Helix Fleurati*) beschrieben hat und welche ich nur hier fand. Im Kies des Bahndammes lagen zahlreiche Schalen von Flussmuscheln aus der Medjerda, darunter zwei der Wissenschaft neue Formen — ich

habe sie seitdem als *Unio Micelii* und *U. Medjerdae* beschrieben, — und so vergassen wir alles Missgeschick und liessen uns sogar durch einen tüchtigen Regen unsre gute Laune nicht verderben. Unter Steinen war der Skorpion mit Krebsscheeren (*Buthus palmatus*), den ich seither nur einmal bei Bougie gefunden, nicht selten; er gilt hier für sehr giftig und man wusste mir zu erzählen, dass erst vor Kurzem ein Wegaufseher an seinem Stich gestorben sei. Dergleichen Geschichten hört man freilich überall, ohne dass sie bei genauerer Prüfung Stich halten.

In Algerien ist man mit der Bahnpolizei nicht allzustreng; wir gingen also ruhig durch den Tunnel und über die verschiedenen Brücken und erreichten, immer der Bahn entlang in einer guten Stunde unser Ziel. Am Eingang eines von Süden her mündenden Seitenthales erhob sich eine senkrechte, vielleicht hundert Fuss hohe Felswand, mit Moos bewachsen, wie gemacht für eine reiche Schneckenfauna. Aber wir wurden arg enttäuscht; nur am Fuss lebte in einzelnen Exemplaren eine kleine, gerippte *Xerophila*, die vielleicht noch unbeschrieben ist Die Vegetation bestand fast nur aus *Dent du Chien*, den ich hier zum erstenmal baumartig sah und der gerade in Blüthe stand, und dem Wasser entlang aus Oleandern; von der Zwergpalme habe ich im ganzen Medjerdathal keine Spur gesehen.

Drohende Regenwolken trieben uns zurück. Kurz vor der Station trat ein die Kabylen bei der Gerstenernte beaufsichtigender Europäer zu uns und stellte sich uns als der Besitzer einer benachbarten Ferme vor; seiner freundlichen Einladung, ihn zu begleiten und Nachtquartier bei ihm zu nehmen, konnten wir leider nicht Folge geben. Hier in dem fruchtbaren Thalbecken haben sich vier Europäer angekauft, unter ihnen auch ein Deutscher, Hildebrandt; sie wohnen aber sämmtlich oben im Gebirge, denn die Fieber des Thales sind berüchtigt. Obendrein fehlt es unten gänzlich an Trinkwasser; ein paar Kilometer oberhalb der Station von Beja soll sich eine gute Quelle finden, aber sonst gelten alle Brunnen im Medjerdathal als fiebererzeugend, und sämmtliche Stationen werden von Tunis aus mit Wasser der Zaghouanquelle versorgt. Es wird noch manches Menschenleben kosten bis das fruchtbare Thal der Kultur erschlossen ist. Die Kolonisten bauen ausschliesslich Weizen und Gerste und lassen das Land ein Jahr ums andere brach liegen; eine Erschöpfung des Bodens ist trotz

mangelnder Düngung nicht zu verspüren, nur Regenmangel im Frühjahr gefährdet zuweilen die Ernte.

Die Kantine am Bahnhof, obschon sehr primitiver Natur, überhob uns glücklicher Weise der Nothwendigkeit, den Ramadan so streng zu halten, wie die Muhamedaner. Auf der Rückfahrt, sassen ein paar Mauren mit uns im Coupée, denen man den quälenden Hunger deutlich genug ansah; als die Sonne untergegangen war, fragten sie mich alle fünf Minuten nach der Zeit, und als ich ihnen endlich sagen konnte es sei 25 Minuten über sieben, fielen die armen Kerle mit furchtbarer Gier über ihre mitgebrachten Vorräthe her, vergassen dabei aber doch nicht, uns vorher zum Mitessen aufzufordern.

Zu Hause fanden wir den Amra für Zaghouan, den uns Frau Dr. Kunitz durch Herrn Konsulatssekretär Quedenau ausgewirkt hatte, zugleich aber auch die Schreckenskunde, dass nun auch in Marseille die Cholera ausgebrochen sei und dass Sicilien sich nicht nur gegen Algerien, sondern auch gegen Tunis völlig abgesperrt habe. Da hatten wir Zeit genug vor uns und brauchten uns mit der Fahrt nach Zaghouan nicht zu übereilen. Es war mir das nicht unlieb, denn ich hatte die Bekanntschaft eines in Tunis geborenen Italieners, Don Francesco Miceli, gemacht, welcher, ein Wunder für Tunis, eifriger Naturforscher und Sammler war und jede Minute, die ihm seine Stellung bei der Octroierhebung freiliess, zum Sammeln von Käfern und Amphibien verwandte. Natürlich wäre es mir von grossem Werth gewesen ihn mitnehmen zu können, aber dazu musste ihm ein Urlaub von ein paar Tagen ausgewirkt werden und das hatte Schwierigkeiten. Ich wäre schwerlich ans Ziel gekommen, wenn nicht Frau Dr. Kunitz sich der Sache angenommen hätte; was aber in Tunis eine hübsche Frau ernstlich will, das geschieht, noch sicherer, wie anderwärts, und so bekam Miceli seinen dreitägigen Urlaub und wir konnten am 2. Juli aufbrechen. Der Amra lautete auf vollständige Verpflegung, wir versorgten uns aber trotzdem genügend mit Proviant und besonders mit Wein; die Lektion von Porto Farina war uns noch zu sehr in Erinnerung und was der Ramadan bedeute, hatten wir auch schon begriffen.

Ausser Miceli schloss sich uns noch Prof. Meurer an, um Zaghouan auf die Möglichkeit eines Sommeraufenthaltes für den Fall, dass die Quarantäne lange dauern sollte, zu untersuchen, und

so fuhren wir am 2. Juli frühmorgens vergnügt zum Thore Bab el-Zira hinaus. Das Fuhrwerk, vor welches vier Pferde neben einander gespannt waren, gehörte natürlich einem Malteser, aber der Kutscher war ein Kabyle. Mit dem ersten Juli schien für Tunis der Sommer begonnen zu haben und wir haben von da ab fast kein Wölkchen mehr am Himmel gesehen und erfahren, was Sommerhitze im Süden bedeutet.

Die Strasse nach Zaghouan wendet sich gleich vom Thore aus rechts nach der Höhe und gelangt über den Sattel zwischen der Kasbah und dem Fort Sidi bel Hassen ins Gebiet der Sebcha es-Seldjoum. Man kann hier wirklich von einer Strasse sprechen, denn der Bey Achmed hat sich den Luxus erlaubt, sein Lustschloss Mohammedia, das in derselben Richtung liegt, durch eine veritable Landstrasse mit Tunis zu verbinden. Für eine Strecke weit folgt sie dem Nordufer der Sebcha, dann schnitten wir quer hindurch. Keine schauerlichere Einöde, als der Boden einer ausgetrockneten Sebcha; im Winter dehnt sich hier ein blauer See, im Sommer aber eine ebene Thonfläche, von der Hitze zerissen, ohne Pflanzen, ohne Spur von Thierleben, einfarbig staubgrau, nur hier und da von einem funkelnden Salzkrystall unterbrochen. Weiter westlich, wo die weissen Häuser von Manuba und der Bardo sich im letzten Reste des Wassers spiegeln, glänzte eine geschlossene Salzkruste, hier war nur Thon, welcher das Material zu ausgedehnten Ziegeleien liefert. Mittags im Hochsommer soll in der Sebcha nicht selten die Mirage (Luftspiegelung, Fata Morgana) zu beobachten sein, aber jetzt war es dafür noch viel zu früh.

Jenseits des Salzsees fuhren wir eine Strecke weit durch abgeerntete Weizenfelder, dann nahm uns der Buschwald auf. Schon von der Höhe bei Tunis aus hatten wir eine mächtige Häusermasse im Grünen liegen sehen, der wir uns rasch näherten. Es ist Mohammedia oder, wie die Tunisier das aussprechen M'hamdia, vor dreissig Jahren das glänzende Lustschloss des prunkliebenden Achmed Bey. Derselbe legte hier mitten im Buschwald, aber an der Wasserleitung, eine förmliche Stadt an, denn wo der Bey wohnt, müssen auch. die Minister und alle Regierungsbeamten sein und vor allen Dingen auch die stehende Armee. Die Anlage hat Millionen gekostet, aber als Achmed starb, verlegte Mohamed es Sadok die Residenz alsbald in den Bardo, Mo-

hammedia stand verlassen, es blieb nicht einmal ein Aufseher dort, und nun begann eine Plünderung, die man in Europa für unmöglich halten sollte. Nicht nur was niet- und nagellos war wurde weggeschleppt, auch die Thüreinfassungen, die Treppenstufen, die Azulejos-Fliesen der Fussböden, kurz Alles, was einigermassen zu verwerthen war, und heute sind von den Prachträumen nur noch ganz wenige mit Decken versehen und dienen armen Eingeborenen zur Wohnung, sonst stehen nur noch die Umfassungsmauern. Auch die Gärten liegen wüst, die Bäume sind aus Mangel an Pflege verdorrt und nur mit Mühe fanden wir einen schmalen Schattenstreifen, in dem wir uns zum Frühstücken niedersetzen konnten. Die Häuser waren noch alle geschlossen, die Einwohner ruhten aus von den Strapazen des Ramadan, ein einziger kam und offerirte uns eine Quantität getrockneter Feigen — *Schriha* —, die ganz köstlich waren.

Nach kurzer Rast ging es weiter, den beiden Wasserleitungen entlang, von denen die moderne bescheiden am Boden hinkriecht, während die antike sich auf stolzen Bogen etwa eine Stunde weit quer durch das Thal der Miliana hinüberzieht. Es ist ein Riesenbauwerk, Pfeiler und Bogen erscheinen fast gleichbreit, oben darüber läuft ein im Lichten fast mannshoher Kanal. Deutlich lassen sich zwei verschiedene Theile der Wasserleitung unterscheiden, der eine aus sorgsam behauenen Quadern, die mit nur ganz wenig Mörtel dazwischen aufgemauert sind, der andere offenbar neuere aus gestampfter Erde mit Bogen aus Ziegeln, jedenfalls arabischer Herkunft. Seltsam, dass wir gar nichts darüber wissen, wer dieses gewaltige Werk, an dem die Existenz von ganz Nordtunis hängt, errichtete. Die Phönizier waren es schwerlich; ihnen war das frische Wasser nicht so ein Bedürfniss und ihnen genügten wahrscheinlich die riesigen Cisternen. Die ganze Anlage deutet auf die Römer, denen keine Entfernung zu gross war, wenn sie eine gute Quelle in ihre Städte leiten konnten. Aber keine Inschrift meldet, wer die Erbauung angeordnet, nur eine Münze des Septimius Severus von 203 n. Chr. zeigt uns ihn in irgend einer Weise, aber vielleicht nur als Restaurator, in Verbindung mit der Wasserleitung. Die Zerstörung erfolgte nach gewöhnlicher Annahme durch die Vandalen, die ja für jede Verwüstung in Nordafrika verantwortlich gemacht werden. Nun ist es aber absolut unmöglich, dass die Eroberer ihre selbst bei den Byzantinern be-

rühmten üppigen Paradiese ohne die Wasserleitung unterhalten konnten, auch wird ausdrücklich berichtet, dass Gelimer, nachdem Belisar Karthago eingenommen, die Leitung abschneiden liess, um die Byzantiner in Verlegenheit zu bringen. Sie bestand also damals noch und muss auch in der nächsten Zeit keine beträchtliche Zerstörung erlitten haben, sonst würde Procop ihre Wiederherstellung melden. In den nachfolgenden Kämpfen mag sie gelitten haben, aber die Araber fanden sie noch in der Hauptsache vor. Ihre Chronisten nennen sie Cherâjet-targusch und zählen sie unter die Wunder der Welt. Unter ihrer Herrschaft wird sie theilweise zerstört und durch einen kräftigeren Regenten wieder hergestellt worden sein, mit dem Verfall von Tunis ist sie auch zu Grunde gegangen, ohne dass man weiss, wann. Ihre Trümmer haben hier und da als Steinbruch gedient, doch lagen dafür die vielen verlassenen Städte eigentlich bequemer und was heute zerfallen ist, sind besonders die neuen arabischen Theile. Nichts charakterisirt schärfer die unverbesserliche Nachlässigkeit der maurischen Regierungen, als dass sie dieses Werk verfallen und die Grossstadt Tunis vom Cisternenwasser abhängig werden liessen. Erst Achmed liess sich zu einer Restauration bewegen, starb aber darüber, und es dauerte noch ziemlich lang, bis die Arbeit unter seinem Nachfolger wieder aufgenommen wurde. Die französische Gesellschaft, welche die Wiederherstellung übernahm, hat leichtes Spiel gehabt, die drei Stunden lange Galerie, welche aus dem Thal von Zaghouan in das des Miliana herüberleitet, erwies sich als vollkommen unversehrt und brauchte nur gereinigt zu werden, um wieder brauchbar zu sein; von ihrem Ausgang ab aber genügte eine Röhre unmittelbar auf der Oberfläche, da hier ja kein Frost zu fürchten; eine Wiederherstellung der antiken Bogen, auf die man allerdings die Rechnung bei dem Vertrag mit der Regierung eingerichtet hatte, erwies sich als unnöthig.

Immer die Bogenreihe entlang fahrend erreichten wir den Ouëd Miliana und überschritten ihn auf einer hübschen modernen Steinbrücke. Dicht daneben sieht man noch die Fundamente einer grossartigen römischen Strassenbrücke und die Widerlager, auf denen die Bogen der Wasserleitung ruhten; die moderne Leitung zieht unter dem Flussbett vermittelst eines Siphon durch. Drüben hebt sich der Boden und die Bogen werden niedriger und breiter;

unter einigen haben Araber ihre Wohnung aufgeschlagen. Endlich tritt die Leitung in die Erde und wird nur noch in bestimmten Abständen durch brunnenartige Einsteigöffnungen bezeichnet. Offenbar hat man sie in genau derselben Weise angelegt, wie heute noch nach Lenz die Berber in Marokko bei ihren oft ausgedehnten Bewässerungskanälen verfahren; man grub in nicht allzugrossen Abständen Schachte und verband diese unten. So werden heute noch fast ohne alle Hülfsmittel stundenlange Galerien angelegt.

Der Weg betritt nun ein mit Buschwald bedecktes Hügelland; Eichen, Pistazien, Myrthen und der Dent du chien — arabisch *S'rib* oder *Serib*, wovon abgeleitet *Seriba*, Umzäunung — bedecken den Boden, von Ansiedelungen keine Spur. Und trotzdem ist das Land fruchtbar, wie die ausgedehnten Trümmer von Oudna, dem alten Uthina, beweisen. Nur ein paar Hirtenfamilien wohnen heute in den Ruinen der einstmals blühenden und volkreichen Stadt. Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, eine neuerdings wieder aufgefundene Quelle, welche einst Uthina versorgte, zu reinigen und mit der grossen Wasserleitung zu verbinden; man hatte eben wieder die antike Galerie aufgefunden, welche das Wasser einst in die Cisternen führte*). Von Thierleben war keine Rede, die unzähligen Heuschrecken abgerechnet, deren Zeit nun begann und deren Gezirpe stellenweise vollständig betäubend war. Der Buschwald blieb sich völlig gleich, bis wir den ca. 200 m hohen Kamm erreichten.

Nun sahen wir den Berg uns schon nahe gegenüber. Durch ein von den obersten Verzweigungen des Ouëd Ksar el Kollal wild zerrissenes Thälchen fuhren wir hinab in die Ebene von Zaghouan und sahen nun auch die weisse Stadt, anscheinend angelehnt an die mächtige Felskuppe des Berges. Ein ausgedehnter Olivenwald erfüllt die Fläche, an den Hängen folgen gutbewässerte Gärten mit einzelnen Palmen und Cypressen. der Weg steigt steiler empor und bald sind wir vor dem Wahrzeichen von

*) Wir sollten uns hier überzeugen, wie strenge es der Muhamedaner mit dem Fasten im Ramadan nimmt. Als wir von dem köstlichen Wasser tranken, boten wir natürlich auch dem Kutscher davon an, aber er wies es zurück und als Miceli ihn aufforderte, doch nur zu trinken, es sehe es ja doch Niemand, deutete er ernst gegen den Himmel und sagte: schuf Rebbi, der Herr sieht's.

Zaghouan, dem römischen Thorbogen mit dem Widderkopf des Baal Hammon und dem Olivenkranz mit der Inschrift: Auxilio. Aber wir fahren nicht durch den Bogen hindurch, sondern neben ihm vorbei, denn der alte Eingang ist zur Hälfte verschüttet und Niemand hält für nöthig, ihn aufräumen zu lassen. Es war gegen drei Uhr, wir hatten also acht Stunden gebraucht, aber das war unsere eigene Schuld, die Pferde hätten den Weg in fünf Stunden ganz gut machen können, man kann im Nothfall Zaghouan in einem Tage von Tunis aus besuchen.

Die Stadt ist im Inneren furchtbar zerfallen, viele Ruinen stammen aus der neuesten Zeit, denn hier fand bei der »Empörung« Ali ben Khalifa's nach der Annexion ein scharfes Gefecht statt. Die Strassen schienen noch öder als sonst, da im Ramadan Alles den Tag verschläft. Durch einen Bazar, der kaum Raum genug für unsere Pferde bot, gelangten wir auf den kleinen Hauptplatz, den einige Silberpappeln beschatten. Hier war einiges Leben und ein Maure eilte alsbald fort, um das Stadtoberhaupt, das auch seine Siesta hielt, zu wecken. Unser nächster Wunsch war nach der achtstündigen Fahrt in glühender Sonnenhitze natürlich Wasser, aber das ging nicht so schnell; es rieselt zwar Wasser durch alle Strassen und überall sind kleine Brünnchen angebracht, aber die Zaghouaner sind fromme Leute und stellen, um Niemand unnöthig in Versuchung zu führen, im Ramadan Tags über das Wasser ab. So dauerte es einige Zeit, bis wir unseren Durst löschen konnten. Mittlerweile war der Ch'lifa*) Si Chmais Larussi erschienen, ein schlanker, fein gekleideter Maure, der uns trotz der Störung seines Mittagsschlafes sehr freundlich empfing und, nachdem er den Amra und die Empfehlung seitens des deutschen Konsulats gelesen, verbindlichst erklärte, es hätte des Regierungsbefehles nicht bedurft, wen ihm das deutsche Konsulat zusende, der sei sein Freund. Dann übergab er uns einem Diener mit dem Befehl, uns alsbald den Dar el-Bey, das Regierungsgebäude, zu öffnen. Um dorthin zu gelangen, mussten wir noch ein paar enge Strassen durchschreiten, welche alle das Bild des Verfalles boten, aber nicht schmutziger waren, als in arabischen Städten im Allgemeinen. Endlich standen wir vor dem Thore,

*) So spricht der Tuniser das Wort Khalifa aus; der Titel bedeutet Stellvertreter, wie unser Lieutenant; der eigentliche Stadtchef, der Kaid, wohnt in Tunis und bezieht nur die Einkünfte.

über welchem sich ein offener Balkon befand; es wurde geöffnet und wir traten ein.

Innen sah es besser aus, als wir erwartet hatten; französische Officiere hatten, so lange die neuen Militärgebäude weiter oben noch nicht fertig waren, hier gewohnt und Alles einigermassen in Stand setzen lassen und die Reinlichkeit war für Innertunis ganz befriedigend. An Raum fehlte es uns nicht, die ganze erste Etage stand uns zur Verfügung, ein geräumiger Saal mit wohlerhaltenem Azulejosboden und einer Säule in der Mitte, und eine ganze Menge darum herumliegender Zimmer. Nur an Mobiliar fehlte es einigermassen; eigentlich waren nur drei Divangestelle vorhanden, von denen eins nur drei Füsse hatte und in Bezug auf Solidität gerechte Bedenken erregte. Ausserdem hatte aber einer unsrer Vorgänger, jedenfalls ein sehr praktischer Reisender, einem tiefgefühlten Bedürfniss abgeholfen und einen Tisch gebaut, der zu Nutz und Frommen seiner Nachfolger zurückgeblieben ist. Er ist ein Kunstwerk in seiner Art, die Platte der Boden eines Petroleumfasses, dem noch die ursprüngliche Aufschrift als Verzierung dient, die Säule ein Glied aus einer Treppenbalustrade, die vier Füsse Lattenstückchen; freilich war er etwas wackelig und bedurfte schonender Behandlung, aber er hat uns unschätzbare Dienste geleistet und wir haben seinen Erbauer mit mitgebrachtem sardinischem Wein ein feierliches Hoch ausgebracht. Die Kaffeemaschine wurde alsbald in Thätigkeit gesetzt und eine Viertelstunde später entschädigte ein verspätetes Frühstück uns für die ausgestandenen Strapazen.

Dann ging es aber schleunigst hinaus, dem Berge zu, auf den unser Balkon eine prächtige Aussicht bot Durch eine schmale steil abfallende Gasse, an einigen antiken Säulen vorbei, gelangen wir ins Thal hinunter, dessen schmale Sohle mit üppiger Vegetation erfüllt ist, und ersteigen dann den aus kahlem Thonschiefer und Macigno bestehenden Bergfuss, welcher, wie immer an solchen Bergen, den eigentlichen Felsen umlagert. Er ist furchtbar zerschnitten und zerrissen, von verschiedenen Seiten her nähern sich die Schluchten dem schmalen Plateau und haben es schon hier und da in einen Kamm verwandelt, der bald durchbrochen werden wird. Darüber erhebt sich in gewaltiger Majestät der 1350 m hohe Felsberg, fast unersteiglich abfallend. Auf seinem ganz Nordtunis beherrschenden Gipfel ist eine uralte Kultusstätte; schon

die vorphönicischen Zaueken riefen hier zu ihren Göttern, Ptolemaeus kennt ihn als den Götterberg, den Διὸς ορος; dann war er ein Lieblingssitz der christlichen Einsiedler; auf dem Mons Ziguensis erschien, als der Arianer Hunerich die Verfolgung der Rechtgläubigen begann, ein Himmelsbote und rief über das Land: Migrate, migrate (wandert aus, wandert aus). Dann traten fromme Marabuts an die Stelle der Christen und heute ist der Hochgipfel dem Sidi bou Gabrin geweiht, dessen Kubbah den höchsten Punkt einnimmt. Die Franzosen haben nun oben einen Beobachtungsposten errichtet, der in der Revolutionszeit eine wichtige Rolle gespielt hat, denn von hier aus übersieht man weithin das Flachland ringsum und kann optische Signale mit der ca. 50 km in der Luftlinie entfernten Kasbah von Tunis austauschen.

Auf der Grenze zwischen dem Mergelschiefer und dem festen Kalkfels entspringen die berühmten Quellen, von denen die eine ganz Nordtunis speist, während die anderen Zaghouan versorgen und ihren Ueberfluss, wenn solcher vorhanden, südlich von Hammamet ins Syrtenmeer ergiessen. Das Wasser, frisch an der Quelle getrunken, ist köstlich und man begreift, warum Obeïd Allah, der erste fatimidische Khalife, es für das beste der Welt erklärte und kein anderes trinken wollte. Die Aussicht auf die gegenüberliegende Stadt in ihrer grünen Umrahmung mit der Bergkette des Dschebel Sâlem im Hintergrunde ist prächtig, unser vorläufiges Suchen ergab ein sehr erfreuliches Resultat, und so kehrten wir bei einbrechender Dunkelheit seelenvergnügt ins Quartier zurück. Dort fanden wir auf dem Tisch schon, mit einem geflochtenen Strohdeckel sorgsam bedeckt, eine grosse Porzellanschüssel mit Kuskussu, garnirt mit den Stücken eines gebratenen Huhnes, daneben ein grosses Gefäss mit Milch und Körbchen mit Feigen und Pflaumen. Der Khalifa selbst liess sich entschuldigen, er könne nicht kommen um uns Gesellschaft zu leisten, da er im Ramadan Abends Gäste habe.

Wir liessen es uns auch ohne ihn köstlich schmecken und richteten uns dann in dem Balkonzimmer so gut wie möglich auf den Matrazen des Khalifa häuslich ein. Unsere Reisebegleiter gingen noch ein wenig ins Café, wo sie die Hauptwürdenträger trafen, und hatten dort Gelegenheit, ein Stückchen einheimischer Justiz mit anzusehen. Ein junger Bursche hatte einen Araber

in seinem Garten erwischt, wie er ihm das Wasser abschnitt und nebenbei Birnen stahl. Das Verfahren war kurz und summarisch; der Verbrecher wanderte aus dem Café direkt ins Gefängniss, um am anderen Morgen die Bastonade zu erhalten, und die gestohlenen Birnen wurden konfiscirt und zum Theil uns zum Geschenk gemacht.

Die Nacht verging leidlich; Ratten und Mäuse waren aus Mangel an Subsistenzmitteln in dem unbewohnten Gebäude nicht vorhanden, das in den Matratzen etwa eingeschleppte kleinere Ungeziefer hielt unser Insektenpulver in Schranken und Schnaken kennt Zaghouan nicht; nur ein Schwälbchen, das in unserem Zimmer nistete und dem wir den gewohnten Ausgang versperrt, störte uns den Morgenschlaf. Schon früh waren wir darum bei der Hand, machten mit Hülfe einer blechernen Waschschüssel, die ein Franzose zurückgelassen haben musste, die nöthigste Toilette, und stiegen wieder zum Felsen hinauf. Auf dem Plateau fielen uns zahlreiche Häusertrümmer auf; sie künden von einer blutigen Affaire, die bei der Annexion hier vorgefallen. Ali ben Khalifa, der Chef der südtunisischen »Insurgenten«, hatte Zaghouan überfallen und Tunis das Wasser abgeschnitten. Vor den anrückenden Franzosen wich er nach dem Berge zurück, erschien aber am andern Tage wieder und machte einen ernstlichen Angriff. Die Kanonen der Franzosen trieben seine Reiter natürlich bald in die Flucht, doch kam es für kurze Zeit zu einem lebhaften Handgemenge, in welchem auch eine Anzahl Franzosen fielen; sie liegen ein paar hundert Schritte weiter hinauf in einer Einbuchtung des Felsens begraben. Zaghouan musste, obschon sein Ch'lifa nachweisbar Boten an die Franzosen gesandt, den Ueberfall schwer büssen; die erste Forderung des französischen Generals bestand in — 20 Köpfen von seinen Einwohnern, deren Auswahl freundlichst dem Ortsvorstand überlassen wurde; ferner mussten schwere Geldsummen bezahlt werden und die Zaouia am Berge, allerdings ein Hauptsitz des Fanatismus in Tunis, wurde völlig zerstört.

Eine prachtvolle Quelle entspringt in geringer Entfernung vom Orte unter hohen Silberpappeln; sie dient nur zum Bewässern der Gärten und zum Reinigen der Wolle. Den ganzen Tag über waren die Frauen daran beschäftigt, unverschleiert natürlich und nicht im Mindesten scheu, obschon oder vielleicht

weil einige darunter auch nach unseren Begriffen schön zu nennen waren. Von der Quelle führt ein vielbetretener Reitweg, eine der Hauptverbindungsstrassen mit dem Süden, über eine Einsattelung der Bergmasse, und wir folgten ihm. An einem der herabgestürzten Steinblöcke sah ich zu meiner Ueberraschung den Abdruck eines riesigen Ammoniten, den ich leider mit meinem Hammer unmöglich loslösen konnte; später fand ich noch einen kleineren, den ich mitnehmen konnte. Er erwies sich als eine neue Art der Gattung *Perisphinctes* (*Kobelti Neum.*). Damit war eine wichtige geologische Frage gelöst. Noch Stache, der einige Jahre vor mir ausschliesslich geologischer Untersuchungen halber Tunisien bereiste, hat vergeblich versucht, Versteinerungen in diesen Kalkmassen zu entdecken, und sich schliesslich dahin ausgesprochen, dass sie wahrscheinlich dem Devon, also einer uralten Formation zuzurechnen seien. Mein Fund beweist, dass die Schichten weit jünger sind und dem Ende der Juraperiode oder dem Anfang der Kreideperiode angehören, und das dürfte bei der grossen Gleichmässigkeit der Bildung nicht nur für die Nachbarberge in Tunis, sondern auch für die Kalke der Provinz Konstantine einerseits und für Westsicilien andererseits gelten.

An Schnecken machten wir eine qualitativ recht reiche Ausbeute, doch mussten wir uns meist mit todten Exemplaren begnügen; nur ein *Pomatias* und eine seltene Schliessmundschnecke (*Clausilia polygyra* Böttger) fanden sich in ziemlicher Zahl auch lebend. Insekten waren aber kaum vorhanden, die Zeit für sie war trotz der Meereshöhe schon vorbei, isolirte Berghöhen scheinen in der Beziehung kaum Einfluss auf die Fauna zu haben. Die Aussicht über Nordtunis war prachtvoll, aber für uns wenig erfreulich; soweit wir sehen konnten nur bewachsene, sanft wellige Hügel, auf denen für uns nichts zu erwarten war. Miceli hatte uns vorgeschlagen, am anderen Tage früh mit ihm nach Batteria zu reiten, einem Dorfe am Südfuss des Berges, wo er schon einmal reiche Ausbeute an Insekten gemacht; beim Anblick dieser Gegend verzichteten wir gerne darauf, wie auf jeden weiteren Ausflug nach Südtunisien zur Sommerzeit. Noch eine Zeit lang stiegen wir in die Höhe, ohne etwas Neues zu finden, dann wandten wir uns dem Hang entlang zu dem Reitweg, den die Franzosen nach dem Berggipfel angelegt haben, und schritten, da ein Ersteigen der Spitze ohne Proviant und namentlich ohne

Wasser nicht räthlich erschien, auf ihm bequem wieder nach unten. Von Schnecken war hier keine Spur zu sehen, aber auf den Eichenbüschen sassen prächtige Buprestiden, ganz ähnlich denen, die wir bei Batna gesammelt.

Von der Quelle unten aus schlugen wir diesmal einen anderen Weg ein, welcher dem Wasser folgend zur Stadt hinabführte. Ich kann mich nicht erinnern, jemals eine so wunderbar üppige Vegetation gesehen zu haben, wie die, welche diese Thalschlucht erfüllte; ein wildes Durcheinander von Brombeerhecken mit köstlichen Früchten beladen, die hier Niemand anrührt, hohem Rohr, Kaktus mit schon reifenden Früchten und blüthenschweren Oleandern, überdacht von riesigen Maulbeerbäumen, die man anscheinend nur der Früchte wegen kultivirt. Am Bach entlang folgt eine Mühle auf die andere; alle sind bei dem starken Gefälle oberschlächtig, sonst aber in der gewöhnlichen einfachen arabischen Weise konstruirt: der kegelförmige obere Stein wirft durch seine Centrifugalbewegung die Grütze in einen steinernen Kasten. Der Schüttelapparat bestand aber hier nicht, wie sonst gewöhnlich, aus einer am Rande unregelmässig gezackten Korkscheibe, sondern, wie bei unseren ältesten deutschen Mühlen, aus zwei im rechten Winkel zusammengebundenen Hölzern, von denen das eine am Fruchttrog befestigt ist, während das andere mit seinem unteren Ende auf dem Stein schleift. Unter einer uralten breitästigen Weide hatte eine andere Industrie sich ihre Stätte bereitet. Auf steinernen Plattformen standen zu beiden Seiten des Baches ein paar Strohhütten; in jeder befand sich in der Mitte der Fläche ein rundes Loch, das mit Stangen und Brettern in eine Art Waschbütte verwandelt war, durch welche unten das Wasser durchfloss. Hier werden die berühmten Schaschien, die Tuniser »Fez«, gewaschen, um dann in einem ähnlichen Etablissement, dem aber eine andere Quelle das Wasser liefert, gefärbt zu werden. Es ist das eine etwas schwerfällige Industrie. Die Schaschien werden in Tunis gestrickt und bilden dann ungeheure weitmaschige Säcke, die eher wie alles andere aussehen, als wie eine Kopfbedeckung. Von Tunis wandern sie in die Walkereien von Tebourba an der Medjerda und werden dort so lange gekrätzt und gewalkt, bis sie auf die gewünschten Dimensionen zusammengeschnurrt sind. In diesem Zustand kommen sie nach Zaghouan, denn nur im dortigen B a t a n (Färberei) können sie

die unverwüstliche Färbung erhalten. Im Bazar in Tunis erfolgt die letzte Feile, Stück für Stück wird genau nachgesehen und die etwa weiss gebliebenen Stellchen mit Farbe eingerieben, dann kommt die seidene Quaste daran und damit ist die einzige Kopfbedeckung fertig, welche der wohlhabende Tunisi seiner für würdig hält. Die komplicirte Herstellung macht eine ächte Schaschie natürlich sehr theuer; 25—30 frs. ist der gewöhnliche Preis und der Aermere muss sich mit den billigen Nachahmungen begnügen, welche aus Böhmen kommend den Markt überschwemmen. Diese böhmischen Fez, welche in der Türkei das tuniser Produkt längst verdrängt haben, werden neuerdings den ächten täuschend ähnlich ausgeführt, sogar mit denselben arabischen Monogrammen; gerade während unserer Anwesenheit erschien aber eine Verordnung, welche die Einfuhr dieser Sorte untersagte und nur Schaschien mit dem europäischen Firmenstempel zulässt. Ein wohlhabender Tuniser würde übrigens um keinen Preis ein europäisches Produkt auf sein Haupt setzen.

Den Nachmittag verwandten wir nochmals zur Absuchung einzelner Parthien des Felshanges, aber Neues fand sich nicht mehr, die Fauna schien überall am Berge dieselbe und längeres Bleiben wurde damit für uns zwecklos. Wir waren bis zur einbrechenden Dunkelheit draussen geblieben; als wir durch den Buschwald nach Hause gingen, ertönte plötzlich neben uns ein »bon soir«, ohne dass wir einen Menschen bemerkt hatten. Ich fuhr herum, da blitzten aus einem Eichenbusch ein paar feurige Augen und die Mündung eines Gewehrs funkelte im Mondschein dicht vor uns. Es war aber nicht schlimm gemeint; ein Jäger hatte sich hier einen Hinterhalt zurecht gemacht und lauerte auf einen Schakal, der Abends über den Weg nach dem Obst in den Gärten hinüber zu schleichen pflegte; er brachte seine Beute auch richtig bald darauf in die Stadt.

Am anderen Morgen schickten wir unserem Kutscher die Ordre, um ein Uhr den Wagen parat zu halten, dann gingen wir während der Professor die Färberwerkstätte skizzirte, nach der Hauptquelle, um die Ruinen des Bauwerkes zu sehen, das Karthago dort zur Verherrlichung der Quelle errichtete. Sie liegt ungefähr eine halbe Stunde von Zaghouan in einer Einsenkung, in welche eine trockene Felsenschlucht mündet. Die Araber haben das Sammelbassin mit Vorliebe zum Baden benutzt, man hat es

darum durch eine Mauer abgesperrt und dadurch leider die malerische Wirkung sehr beeinträchtigt. Unser Reisegefährte hatte am Tage vorher die Thüre verschlossen gefunden, und war, um eine photographische Aufnahme zu machen mit Lebensgefahr über die Mauer gestiegen. Wir hatten mehr Glück und fanden den Aufseher anwesend, so dass wir Alles mit Musse betrachten konnten. Ein Tempel im gewöhnlichen Sinne stand hier nie; es war ein oben offenes, von einem gewölbten Gange umgebenes Heiligthum mit einer Nische im Hintergrunde, nach vorn abgeschlossen durch einen Thorbau aus prächtigen Quadersteinen, der noch wohl erhalten ist. Hinter dem Eingang liegt das aus zwei sich berührenden Kreisen gebildete Sammelbassin, in welches sich das Wasser aus verschiedenen Kanälen ergiesst. Rechts und links führen Treppen hinauf auf eine höhere Plattform; sie ist viereckig mit einer halbrunden Apsis nach dem Berge zu, und hier befindet sich die kapellenartige Nische, in welcher offenbar einst die Bildsäule des Hauptquellengottes stand; kleinere Nischen an beiden Seiten scheinen für Schutzgeister minderen Ranges bestimmt gewesen zu sein. Das Ganze ist würdig und der Bedeutung der Quelle, der Ernährerin von ganz Nordtunis, angemessen. Früher standen hier auch prächtige Bäume, heute sind nur noch ein wilder Pomeranzenbaum und der Strunk eines riesigen Feigenbaumes übrig.

Von der Höhe hinter der Quelle aus konnte man die Linie der Wasserleitung — hier nur der modernen, denn die antike ist gründlich zerstört — verfolgen bis zur Bifurcation, dem Vereinigungspunkte mit dem zweiten längeren Schenkel, der vom Dschebel Dschukkar herunter kommt. Man hält in Tunis das Wasser dieser Quelle für weniger gesund und hoffte durch das neu entdeckte Wasser von Oudna in den Stand gesetzt zu werden, sie von der Leitung abzutrennen.

Die Reste unserer Provisionen gaben gerade noch ein Mittagessen, und auch der Wein reichte gerade aus. Dann verabschiedeten wir uns vom Dar el-Bey, der uns so gastliche Wohnung geboten, freuten uns noch einmal über unsren schönen Speisetisch, versuchten vergeblich unsren Aufwärter in Beziehung auf das Trinkgeld zufriedenzustellen und gingen Punkt ein Uhr auf den Platz, wo wir unsren Kutscher bereit zu finden hofften. Aber wir hatten nicht an den Ramadan gedacht, unser guter M'hamed ruhte noch

von den Strapazen der Nacht aus und hatte noch an kein Anspannen gedacht; er wäre auch gerne noch länger geblieben, denn so gut war es ihm lange nicht geworden, der Ch'lifa behandelte ihn, da die Mauren unter sich keinen Rangunterschied kennen, ganz wie jeden anderen Gast auch und liess ihn jede Nacht an seinem Tische essen. Etwa eine Stunde lang mussten wir im Schatten der Silberpappeln uns gedulden; Si Chmais, der seinen Mittagsschlaf den Gästen zu Ehren unterbrochen hatte, hielt getreulich bei uns aus und mit Hülfe Miceli's wurde eine nothdürftige Unterhaltung geführt. Der Platz war belebter, als bei unserer Ankunft; der Ch'lifa und die wohlhabenderen unter den Einwohnern trugen, wie die Tuniser Mauren, bunte, schön gestickte Tschobas, hemdartige Kaftane, die meisten aber gewöhnliche Burnusse; einzeln sahen wir auch Bergkabylen, Dschebalyia, aus den Bergen der Ousselet, die sehnigen Arme bis zur Schulter blos, prachtvolle Bilder wilder Kraft, die mich ungemein an die Rifpiraten in Tetuan erinnerten. Frauen waren kaum sichtbar, die strenge Sitte siegte über die Neugierde, eine europäische Signora zu sehen.

Endlich kamen die Pferde aus dem benachbarten Fonduk, wir verabschiedeten uns mit herzlichem Dank von unserem freundlichen Wirth und dem schönen Zaghouan und fort ging es wieder durch den engen Bazar und zum Thore hinaus. Die Seebrise, die bis hierher deutlich fühlbar ist, hatte sich erhoben, einige Wolken kamen am Himmel in die Höhe und so war die Rückfahrt äusserst angenehm. Der Kutscher nahm diesmal einen anderen Weg, der uns an einer Quelle, Ain Safsaf geheissen, vorbeiführte. Das Wasser war leider für uns untrinkbar, aber ein Ziegenhirt, der seine Heerde dort weidete, schaffte uns die erwünschte Labung. Vorsichtig molk er einer von seinen Ziegen nach der anderen etwas ab, keiner soviel, dass der Herr zu Hause etwas merken konnte, und brachte uns die zusammengestohlene Milch in einem Schlauch. Weder der Hirt noch der Schlauch waren allzu appetitlich, aber die Milch schmeckte köstlich. Von den Ziegen waren viele fast schieferblau, eine Färbung, die ich noch nie bei Ziegen gesehen; sonst sind sie in Tunis meist rehbraun und haben, wie die nach einer Skizze des Malers Lenz ausgeführte charakteristische Figur zeigt, Hörner fast wie die unseren, nicht schraubenförmig gewundene, wie in Sicilien.



Fig. 10.

Weiterhin sahen wir zum erstenmal einen förmlichen Wald von *Arar* (*Callitris quadrivalvis* cfr. p. 175), aber es waren lauter dünne junge Stämmchen, aus denen man keine Citrustische hätte machen können; weiter südlich sollen sie häufiger und stärker sein. Auch eine *Clematis*, welche die Pistazienbüsche mit ihren Blüthenmassen überwucherte, begegnete uns hier zum erstenmal. Das Brachfeld wimmelte von Heuschrecken; wir mussten die Schirme vorhalten, denn die aufgeschreckten Thiere flogen uns alle Augenblicke ins Gesicht. In Mohammedia konnten wir uns an köstlicher Citronenlimonade erlaben, neidisch betrachtet von den Eingeborenen, die in der sengenden Hitze noch eine Stunde warten mussten. Dann ging es im schärfsten Trab weiter, und als der Abendschuss von der Kasbah in Tunis fiel, tranken unsere Pferde gerade aus dem Brunnen am Thore Bab el-Zira.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Tuniser.

Es war gerade keine freudige Botschaft, mit der unsere Freunde in Tunis uns empfingen. Die Hoffnung, mit einer kurzen Quarantäne in Trapani uns den Eintritt nach Sicilien erkaufen zu können, war vereitelt; Sicilien, dessen Bevölkerung das blose Wort Cholera wahnsinnig zu machen scheint, hatte sich abgesperrt,

selbst gegen Italien; die einzige Verbindung zwischen Tunis und Italien sollte ein Dampfer nach Genua alle vierzehn Tage unterhalten, mit 18 Tagen Quarantäne für die Passagiere; die Küstenfahrten nach Süden waren ganz eingestellt, aber auch nach Marseille war die Verbindung ganz unsicher und vorläufig zeigte sich keine Möglichkeit, ohne mehrwöchentliche Quarantäne von Tunis wegzukommen. Das kostet aber nicht nur Zeit, sondern auch viel Geld, denn in den italienischen Quarantänen muss man mehr zahlen, als in den theuersten Hôtels; wir entschlossen uns also um so eher, abzuwarten, als ohnehin von einer Fortsetzung unsrer Reise durch Sicilien und Kalabrien keine Rede mehr sein konnte.

In Tunis selbst aber zeigten sich die herkömmlichen Sanitätseinrichtungen in ihrem vollen Glanz. Von Muhamedanern kann man in der Beziehung nichts verlangen. *Mektub Rebbi*, der Herr hat's geschrieben, sagen die unverbesserlichen Fatalisten; wenn Allah will, wird die Cholera kommen, und es ist eben so vergeblich, wie sündhaft, sich seinem Willen zu widersetzen. Darum hat man in den muhamedanischen Häfen, wo noch die sogenannte Kapitulationen gelten, die Sanitätspolizei den fremden Konsuln übertragen und der so gebildeten Behörde bestimmte Abgaben von den einlaufenden Schiffen zugewiesen. Der Conseil général sanitaire von Tunis ist mit sehr weitgehenden Vollmachten ausgerüstet; er kann Quarantänemassregeln mit völliger Autorität auch gegen den Widerspruch der Regierung erlassen, er stellt die betreffenden Beamten an und unterhält und beaufsichtigt die nöthigen Quarantänegebäude. Das Einkommen aus den Schiffsabgaben taxirt man auf ca. 50 000 Fcs. jährlich; davon werden Quarantänegebäude an ein paar Küstenpunkten unterhalten, einige Agenten bezahlt und es müsste noch ein hübsches Sümmchen übrig bleiben, wenn die Kasse nicht, wie behauptet wird, irgendwo ein grosses Loch hätte. Faktisch ist für Sanitätsmassregeln niemals Geld vorhanden und geschieht so wenig wie möglich.*) Ueber die Stadt hat aber

*) Die Franzosen haben furchtbar über die tunisischen Quarantäneeinrichtungen gespottet, haben aber eigentlich gar keine Ursache dazu. Algerien hat überhaupt keine Quarantäneanstalten; eben erbaut man für Algier ein Hospital am Kap Matifou, sonst sollen die Forts von Mers el Kebir für Oran, Sidi Ferouch für Algier und Fort Genois für Bône dienen. Man war naiv genug zu verlangen, dass die Schiffe von Marseille ihre Quarantäne in Marseille selbst abhalten sollten.

der Conseil sanitaire durchaus keine Gewalt; die tunisische Regierung kann zwar ihren Unterthanen strassenpolizeiliche Vorschriften machen und hält in der That die Maurenstadt relativ sauber, aber schon im Judenviertel hat sie in der Beziehung nichts zu sagen, da die jüdische Gemeinde sich unter ihrer Vertretung selbständig regiert, und in den europäischen Quartieren steht ihr gar keine Gewalt mehr zu. Aber auch die Konsuln haben auf ihre Unterthanen in sanitäts- und strassenpolizeilicher Hinsicht keinen Einfluss und die von den Maltesern und Italienern bewohnten Gässchen des europäischen Viertels sind mindestens eben so schmutzig, wie die in der Judenstadt. Trotzdem muss Tunis im Allgemeinen als eine gesunde Stadt bezeichnet werden; Epidemieen sind äusserst selten, Fieber kommt wenig vor, Typhus war unbekannt bis ihn die Franzosen nach Goletta einschleppten, nur die Diphtheritis machte sich in neuerer Zeit ziemlich unangenehm bemerklich. Die reichliche Versorgung mit Quellwasser mag zu diesem Verhältniss ebenso sehr beitragen, wie der Umstand, dass in die Bahira kein Flüsschen mündet und sie somit reines Salzwasser enthält, in welchem Bakterien und ähnliches Gesindel nicht gedeihen.*) Bricht aber einmal eine Epidemie aus, so pflegt sie furchtbar zu wüthen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts unter Hamuda raffte die Pest in der Stadt allein 130 000 Menschen weg, fast die Hälfte der Bevölkerung, und in der Regentschaft überhaupt sollen damals 780 000 Personen gestorben sein; freilich war auch die furchtbare Hungersnoth von 1805 vorausgegangen und hatte das Feld vorbereitet. Auch die Cholera in 1867 soll beinahe ein Drittel der Bevölkerung mitgenommen haben und die Erinnerung an diese Epidemie lebte noch, wenigstens unter der europäischen Bevölkerung, und spornte zu einiger Energie an.

Dem Conseil sanitaire konnte man eigentlich keinen Mangel an Eifer vorwerfen, denn er hielt täglich Sitzungen ab, wofür seine Mitglieder allerdings ihre hübschen Diäten (10 Fcs. die Sitzung) erhielten, und verhängte sofort eine Quarantäne von acht Tagen gegen Marseille und Toulon, und von fünf Tagen gegen

*) Aus demselben Grunde ist auch Venedig fieberfrei, aber wo die Lagunen verlanden und dem Salzwasser unzugänglich werden, brechen alsbald perniciöse Wechselfieber aus. Die ehemals wichtigen Lagunenstädte Torcello und Eraclea sind dadurch verödet, Chioggia ist ernstlich bedroht.

alle anderen Mittelmeerhäfen. Das genügte aber der italienischen Regierung nicht und sie drohte allen Verkehr mit Tunis einzustellen, wenn nicht die Quarantäne gegen Frankreich verschärft würde. Die Nebenbuhlerschaft zwischen Franzosen und Italienern machte sich überhaupt bei der ganzen Choleraaffaire in einer sehr unerquicklichen Weise geltend; das Bestreben, den Handel mit Marseille dabei möglichst zu chicaniren, war unverkennbar. Als Quarantänestation wurde vorläufig, bis zur Einrichtung von Porto Farina, wo ja ausser den Räumlichkeiten absolut nichts vorhanden war, der ehemalige Harem des Bey bestimmt, ein auf einer Landzunge zwischen Goletta und Karthago gelegenes Gebäude, das für 150 Betten Raum bot. Die Verwaltung, natürlich wie alle einträglichen Posten damals noch in italienischen Händen, erwies sich aber so unfähig und die Klagen in den Blättern nahmen solche Dimensionen an und enthüllten so arge Skandalosa, dass die Franzosen schon nach vierzehn Tagen das ganze Subalternpersonal zum Teufel jagten und durch Militär ersetzten. Der Herr Direktor und der Oberarzt gaben daraufhin auch ihre Entlassung und dem Conseil sanitaire war damit der Todesstoss versetzt. Er fand das auch ganz in der Ordnung und muckste nicht.

Es ist dem Binnenländer kaum möglich sich einen Begriff davon zu machen, welchen lähmenden Einfluss die Quarantäne auf eine Stadt ausübt, die wesentlich auf Dampferverkehr angewiesen ist. Die Cholera war doch nur in Marseille ausgebrochen und doch sperrten sich sofort alle Länder gegen einander ab; keinem genügten die Quarantänemassregeln des anderen. Die Waarendampfer und Frachtschiffe stellten ihre Fahrten alsbald ein. Die subventionirten Gesellschaften, welche das nicht durften, reducirten ihre Fahrten wenigstens aufs Aeusserste und liefen, wo sie konnten, gar nicht in die Häfen ein, sondern begnügten sich, die Postsäcke draussen auf der Rhede auszutauschen. In Tunis machte sich die Sperre bald sehr empfindlich, denn die Tuniser Kaufleute sind eigentlich nur Krämer, welche ihren Bedarf von Marseille oder Genua von einer Woche zur anderen mit dem Dampfer beziehen und keine Vorräthe haben; vier Wochen Verkehrsstockung liessen den Mangel selbst an Kaffee und Zucker schon ganz merklich werden. Dazu kam noch eine kluge Maassregel des Conseil; da es an Desinfektionsmitteln fehlte, verbot er einfach das Ausschiffen von Waaren aller Art. Die Entrüstung

über diese Radikalkur war aber so gewaltig und einmüthig, dass das Verbot bald wieder aufgehoben wurde.

In der Stadt wurden ebenfalls einige Massregeln getroffen. Der neugewählte, ganz nach französischem Muster eingerichtete Conseil municipal verordnete, dass bei strenger Strafe Juden und Christen ihre Häuser, Läden und Fleischbänke reinigen müssten und dass die Fleischbänke in der Stadt überhaupt sofort geschlossen werden sollten. Von da ab roch es hier und da in der Stadt nach Karbolsäure und Chlorkalk, ab und zu wurde auch einmal gekehrt und ein paar tunisische Funktionäre gingen mit wichtigen Mienen in den Strassen herum und schnupperten in der Luft, aber im Uebrigen blieb Alles beim Alten und eine Anzahl krepirter Hunde, die als wir ankamen schon in einer offenen Gosse nicht weit von unserer Wohnung lagen, verpesteten bei unserer Abreise noch geradeso die Umgebung. Ein Glück, dass Tunis die Probe auf seine Sanitätsmassregeln erspart blieb.

Auch auf uns hatte die Verhängung der Quarantäne eine lähmende Wirkung; nach Sicilien hinüber konnten wir nicht, nach Frankreich bis auf Weiteres auch nicht, wenn wir nicht eine bedenkliche Quarantäne beim Austritt aus Marseille aushalten wollten, aber auch in Tunisien konnten wir keine Ausflüge mehr machen, da wir nicht wussten, ob man uns wieder in die Stadt hinein lassen würde. Von Tag zu Tag hoffte man auf die Einrichtung einer direkten Dampferlinie Tunis-Port Vendres, und Tag für Tag wurde uns auf dem Bureau der Compagnie transatlantique dieselbe stereotype Antwort: Wir haben noch keine Nachricht, fragen Sie Morgen wieder, dann können wir Ihnen vielleicht Auskunft geben. Dazu die erschlaffende Hitze, die am Tage durchschnittlich 40 ° C. im Schatten, Nachts selten unter 30 ° im gutgelüfteten Zimmer betrug und das allnächtliche Zanzarenvergnügen, und man wird begreifen, dass wir nach und nach in ein Gebummel hinein geriethen, wie man es sich sonst auf Sammelreisen nicht gestattet. Morgens wurde möglichst lange geschlafen, dann ging's ins Café Cercle, wo die ganze deutsche Gesellschaft sich zusammenfand, die neuesten Nachrichten und die unmöglichsten Projekte wurden ausgetauscht, bis die Essenszeit kam. Im Café Hellenique wurde lange über die Speisekarte berathen, bis wir uns schliesslich gewöhnlich dahin entschieden, dass der Professor wieder einen seiner wunderbaren Salate anfertigen solle, eine Aufgabe, der er sich mit immer

gleichem Eifer, wissenschaftlicher Gründlichkeit und tiefer Sachkenntniss unterzog; dann ging es wieder ins Café, es wurde Schach gespielt oder mit G. über den Satz $0 \times \infty = 1$ gestritten, den er uns trotz aller Mühe nie begreiflich machen konnte; nachher Siesta, dann wieder Kaffee, Abendessen, noch einmal Kaffee, bis endlich die Schlafenszeit gekommen. Dabei amusirte man sich im Ganzen aber so gut, dass wir das Sommertheater nur einmal besuchten, und ich bin überzeugt, unsre Mitgefangenen werden an den Ramadan in Tunis mit eben soviel Vergnügen zurückdenken, wie wir.

Etwas Gutes hatte aber der lange unthätige Aufenthalt in Tunis doch; wir lernten die Stadt und das Treiben auf ihren Strassen und in ihrem Bazar gründlicher kennen, als wenn wir, wie ursprünglich beabsichtigt, nur ein paar Tage geblieben wären, und konnten uns bald ohne Führer in dem anscheinend labyrinthischen Gewirr der Bazar-Gässchen zurechtfinden. Es ist das nicht so schwer wie man gewöhnlich annimmt. Alttunis, d. h. die Stadt innerhalb der alten Ringmauern, wird von dem neuen Europäerviertel in der Ebene durch die Porta della Marina geschieden; vor derselben erstreckt sich der breite Boulevard de la Marine, welcher gerade in den Zollhof hineinführt, und an diesen schliessen sich breite, gerade, sich im rechten Winkel kreuzende Strassen, welche sich rasch mit drei- und vierstöckigen massiven europäischen Häusern füllen. Das ist Neu-Tunis, dessen Anlage von 1862 datirt, wo Leon Roches, der französische Konsul, vom Bey die Erlaubniss erhielt, das französische Konsulat an der Strasse nach dem Hafen ausserhalb der Enceinte zu erbauen. Prinz Plon-Plon und seine junge Gemahlin standen bei der Einweihung Pathen. Bald darauf wurde die Stadtmauer zwischen der Porta della Marina und Bab el Zira geschleift, an ihrer Stelle erhob sich die Rue Bab el Zira, die durch zahlreiche Querdurchbrüche mit der parallel innerhalb der Mauer laufenden Rue de la Commission verbunden wurde, und so gab es Raum genug für die wohlhabenderen Christen, welche seither auch in den engen Gässchen innerhalb der Mauer hatten wohnen müssen. Leider hat man bei dem Mangel jeder polizeilichen Autorität nicht daran gedacht, die algerische Bauweise mit Säulenhallen im unteren Stock vorzuschreiben, und so sind die schattenlosen Strassen bei der Sommerhitze wie in den Regen-

tagen des Winters so unbehaglich wie möglich. Da die Oberfläche des Bauterrains kaum über das Niveau der Bahira erhaben ist, können auch keine unterirdischen Keller angelegt werden und man muss die Strassen hoch auffüllen. Es ist das übrigens von der Aktiengesellschaft, welche das ganze Terrain angekauft hat, schon geschehen; überall wird tüchtig gebaut und es ist nur die Frage, ob es gelingen wird, die Häuser zu entsprechenden Preisen zu verkaufen oder zu vermiethen.

Passirt man das Thor, so befindet man sich auf einem kleinen, unregelmässig gestalteten, aber leidlich gepflasterten Platze, Piazza marina oder Place de la Bourse. Hier ist immer ein reger Verkehr, denn hier münden fünf enge Gässchen, welche die Hauptverkehrsadern von Alttunis bilden. Auch sie sind zum guten Theile noch von Christen bewohnt, gehen aber ganz unmerklich nach der einen Seite in das Judenviertel, nach der anderen in den maurischen Bazar über. In diesem, der aus zahlreichen überdeckten Gassen besteht, konzentrirt sich die Handels- und Gewerbthätigkeit von ganz Tunis, er ist aber schon so oft geschildert worden, dass ich mir es füglich hier ersparen kann, noch einmal über ihn zu berichten. Nur muss ich bemerken, dass man sich bei Einkäufen, auch von Mauren, sehr in Acht nehmen muss. Die guten alten Zeiten, in denen man sich noch unbedingt auf das Wort eines maurischen Händlers verlassen konnte, sind vorbei; die Leute haben im Handel mit den Europäern so schlimme Erfahrungen gemacht und sind so furchtbar betrogen worden, dass sie selber gelernt haben, Andere über das Ohr zu hauen; man darf ihnen darum auch nicht über ein Viertel des geforderten Preises bieten und ohne langes Handeln geht es nicht ab. Am schlimmsten für den Fremden ist aber, dass auch hier europäische Fabrikwaare die einheimischen Industrieprodukte immer mehr verdrängt und man kaum noch bei irgend einem Artikel sicher ist, dass er nicht aus Frankreich, aus Offenbach oder Wurzen eingeführt ist. Herr von Knapp, der als Importeur diese Sachen gründlich kennt, hat uns vor manchem Hereinfall bewahrt, schliesslich kaufte ich aber doch ein paar Babuschen (Pantoffel) von dem Schuhmacher selbst und überzeugte mich erst zu Hause, dass es Lyoner Maschinenarbeit war. Sicher ächt sind nur die Sattlerarbeiten und die schönen Goldstickereien, welche ausschliesslich von Männern im Bazar selbst gearbeitet werden;

wir haben oft stundenlang zugesehen, wie sie die schönsten Muster völlig aus freier Hand ausführten. Auch in Tunis werden die Mauren von den Juden Schritt für Schritt zurückgedrängt, aber doch langsamer, als in Algier. Es ist vielleicht ein Glück für sie, dass sie einige Jahrzehnte hindurch Zeit gehabt haben, sich auf die Konkurrenz vorzubereiten; einzelne haben sich zu ganz tüchtigen Geschäftsleuten ausgebildet. Gerade während wir in Tunis waren, brachten die dortigen Zeitungen die Nachricht, dass ein maurischer Weber den ersten Jacquardstuhl aufgestellt habe.

Der Tuniser Maure trägt als Ueberkleid den hemdartigen Kaftan, den wir schon oben beschrieben (Dschobba), darunter ein enganschliessendes Jäckchen, eine feine Weste und bauschige Beinkleider; den Kopf bedeckt der Fes, mit dem Turban umschlungen. Die Kleider sind meist aus feinem Stoff und reich gestickt, die Dschobba ist bei den wohlhabenderen aus lebhaft gefärbter Seide und reich verziert. Ein solcher Anzug kostet einige hundert Franken und er dient meistens nur ein Jahr; wer es einigermassen kann, kauft zum Beiram einen neuen und schenkt den alten einem armen Verwandten oder Bekannten. Auch darin erfüllt der Maure das Bibelwort »Wer da zween Röcke hat etc.« getreuer und wörtlicher, als der Christ. Die beiden Klassen, in welche sich die Tuniser Mauren früher schieden, die ächten Ouled Tunis und die aus Spanien eingewanderten Landalus, sind nun lange mit einander verschmolzen und nicht mehr zu unterscheiden, wenn auch verschiedene reiche Maurenfamilien sich heute noch der Abstammung von den Edlen Granadas rühmen.

Die maurischen Frauen tragen sich fast genau wie die Jüdinnen, nur weniger grellfarbig, und wenn sie ausgehen, verhüllen sie das Gesicht mit einem schwarzen Schleier, der nur die Augen frei lässt, und den Körper mit einem wollenen Haik. Auf der Strasse sieht man aber für gewöhnlich nur die Frauen der ärmeren Klassen; schon der Mittelstand hält sich ängstlich zu Hause und die Frauen aus den besseren Ständen sieht man nur bei ganz besonderen Gelegenheiten. Dann werfen sie noch einen feinen gestickten Shawl über den Kopf, der bis über das Gesicht herunterhängt und mit beiden Händen gespannt gehalten wird, damit seine Trägerin wenigstens einen schmalen Streifen Strasse



Fig. 11. Tuniser Maurin in Haustoilette.

vor ihren Füssen sehen kann. Im Hause sollen sie, wie Frau Dr. Kunitz versicherte, die als Gehülfin ihres Mannes mehrfach Gelegenheit zu genaueren Beobachtungen gehabt hatte, sehr tüch-

tig und thätig sein; die Maurin selbst in den vornehmsten Familien führt nicht das üppig-träge Faullenzerleben, wie die Türkin, sondern sie hält es für eine Ehrensache, die Haushaltung selbst zu leiten, was bei der grossen Dienerschaft nicht eben leicht ist. Es hat sich übrigens in dem letzten Menschenalter ein grosser Umschwung in Tunis vollzogen; die Vielweiberei ist ganz aus der Mode gekommen und in den meisten guten Häusern soll europäische Einrichtung an die Stelle der maurischen getreten sein.

Neben den Europäern, Juden und Mauren treten die sonstigen Bestandtheile der Bevölkerung völlig zurück. Reinblütige Araber sieht man kaum, höchstens als französische Spahis, die einen Theil der Besatzung bilden; was man hier Beduinen nennt, die arme gedrückte Landbevölkerung, sind Mischlinge mit vorwiegend Berberblut; Frauen und Kinder in grobem blauem Stoff, durch ihre riesigen Ohrringe auffallend, treiben sich nicht selten bettelnd umher oder bringen ein paar Kleinigkeiten zu Markt. Die Stelle der algerischen Biskris vertreten reinblütige Berber aus den Bergen des Inneren, hier Dschebaliya, Bergbewohner, genannt; auch sie bleiben fast ausnahmslos nur so lange in Tunis, bis sie sich etwas Geld verdient haben, dann gehen sie in ihre Heimathberge zurück. — Mozabiten leben in Tunis nur ziemlich einzeln und selten bringen sie es hier über die bescheidene Thätigkeit als Kohlenverkäufer oder Badeknechte hinaus. Die Rolle, welche sie in Algerien spielen, fällt hier den Dscheraba's zu, den Bewohnern der südtunisischen Insel Dscherba, die allerdings offenbar ihre nächsten Verwandten und ebenso aus der Ketzersekte der Ibadhiten hervorgegangen sind. Sie werden gerade wie die Mozabiten als Chomsiya (Ketzer) angesehen und halten ebenso zusammen wie diese; der Handel ausserhalb des Bazars ist fast ganz in ihren Händen.

Neben diesen Bevölkerungselementen, welche in Algerien durch ähnliche vertreten sind, fällt dem Fremden in Tunis aber noch ein anderes auf, das dort längst verschwunden ist. Hier und da sieht man auf der Strasse hochaufgerichtete, stramme, trotzig blickende Mannesgestalten mit weit abstehendem, gesträubtem Schnurrbart, wie er dem Araber nicht einmal im Traum vorkommt, und rasirtem oder kurz geschorenem Kinn. Das ist Türkenblut, der letzte spärliche Rest der Rasse, die als Janit-

scharen hier in Tunis einst dieselbe herrschende Rolle spielte, wie in Algier. Dort haben die Franzosen sie nach der Eroberung fast ausnahmslos in die Heimath zurückgeschickt, unsinniger Weise, denn hätte man nach dem Rathe des Deys sie behalten und unter französischer Aufsicht weiter regieren lassen, wenigstens eine Zeit lang, so wäre ganz Algerien ohne Kampf den Franzosen zugefallen. Den Araber in der Furcht des Herrn zu erhalten, versteht einmal Niemand so gut, wie der Türke. Der Araber hasst ihn als Unterdrücker, er verachtet ihn als einen Barbaren, der nicht vom Stamme des Propheten ist, aber er duckt willenlos vor ihm; darauf allein beruht noch die Macht des Sultans.

In Tunis war das Schicksal der Türken ein ganz anderes. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die ganze Verwaltung Tunisiens in ihren Händen, obwohl sie den hosseïnitischen Beys gegenüber niemals eine solche Stellung einnahmen, wie der Odschak, die Genossenschaft der Janitscharen, in Algier gegenüber dem Dey. Nur der reinblütige Türke konnte auf Geltung Anspruch machen, daneben etwa noch der Sohn von einer Christensklavin, aber nie der Kulugli, der Sohn einer Tuniserin; somit mussten, wie in Algier, immer neue Janitscharen in der Türkei angeworben werden. Hamuda Bey versuchte zuerst, sich von den Türken unabhängig zu machen und ersetzte sie, wo es anging, durch Mamelucken, d. h. gekaufte Georgier, Tscherkessen oder auch Christen, besonders Griechen. Die Umgestaltung ging langsam und unmerklich, aber unaufhaltsam vor sich und ehe es die Türken recht merkten, waren ihnen die wichtigsten Stellen aus den Händen gewunden. Die wilde Miliz war natürlich nicht gesonnen, sich das so ruhig gefallen zu lassen; im Jahre 1811 versuchten sie Hamuda beim Besuch der Moschee zu ermorden, und als das misslang, erhoben sie sich in Masse, plünderten den Bazar und bemächtigten sich der Kasbah. Auch die Besatzung von Goletta schloss sich ihnen an; aber Hamuda war nicht der Mann, der sich einschüchtern liess. Alsbald erschien er mit der Garnison des Bardo, die ihm treu ergeben war, in Tunis, die Bevölkerung schloss sich ihm an und die Türken sahen sich in der Kasbah belagert. Ein paar englische und französische Officiere, die zufällig in Tunis anwesend waren, wurden dem Bey zur Verfügung gestellt; die von ihnen errichteten Batterien legten rasch

Bresche in die Ringmauer der Kasbah und in der Nacht verliess der grössere Theil der Rebellen die Citadelle durch ein nach aussen führendes Thor*) und flüchtete ins Innere. Sie wurden von der Reiterei des Bey eingeholt und bis zum letzten Mann niedergehauen; das Corps der Yoldaschi wurde aufgelöst, die Macht der Türken damit für immer gebrochen.

Ihre Ueberreste versuchten 1817 unter Mahmud noch einmal, die verlorene Macht durch eine Revolution wieder zu gewinnen; sie waren auch im Anfang siegreich und bemächtigten sich der Stadt und des Arsenals in Goletta. Als aber Prinz Ismail, den sie zum Bey ausrufen wollten, sich weigerte, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, gaben sie selbst das Spiel verloren und flüchteten mit ein paar Schiffen, die gerade im Hafen lagen, in ihre Heimath. Nur wenige Türken blieben in Tunis zurück, und sie und die Nachkommen der Kuluglis, die an der Revolution keinen Theil genommen, weil sie von ihren Vätern ja doch nicht als ebenbürtig angesehen wurden, sind es, denen man heute noch in Tunis begegnet. Ihre Privilegien haben sie schon seit geraumer Zeit verloren und ihre Zahl vermindert sich rasch.

Unter den Europäern spielt noch immer das italienische Element die Hauptrolle. Vor der Uebernahme des Protektorates herrschte es fast ausschliesslich; Franzosen waren kaum vorhanden, auch die durch Roustan so berühmt gewordene »französische Colonie in Tunis« bestand fast ausschliesslich aus geborenen Tunisern, die zwar unter französischem Schutz standen, aber in ihren Familien gewöhnlich italienisch sprachen. Die »Colonie« war übrigens so wenig zahlreich, dass sie ganz gut an einem einzigen Tische im Café Cercle Platz hatte und sich bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sie in corpore aufmarschirte, vorsichtigerweise immer nur als »deputation de la Colonie française« bezeichnete. Die einträglichen Stellen bei der Quarantäne, bei den Tribunalen, bei der Douane waren sämmtlich in italienischen Händen und ihre Inhaber führen eben einen stillen, aber erbitterten Kampf mit der französischen Behörde, bei

---

*) Das Thor wurde zugemauert und heisst seitdem Bab el Ghadar, das Thor der Verräther; es wurde erst wieder geöffnet, als die Franzosen vor Tunis erschienen, und sie zogen durch es in die Kasbah ein; den Tunisern erschien der Name als ein Omen!

dem es sich allerdings um ihre Existenz handelt. Aber der Kampf ist ungleich und trotz der Unterstützung durch die Coterie des Bey muss ein Italiener nach dem anderen weichen; die Auflösung der Commission financière und die Einführung der französischen Tribunale hat dem italienischen Einfluss den Todesstoss gegeben. Die Zahl der Franzosen nimmt natürlich entsprechend zu, aber vorläufig sind es noch nicht immer die besten Elemente, die nach Tunis einwandern, und selbst die französischen Banken sind ihren Landsleuten gegenüber ganz besonders skrupulös. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit suchte man durch Gründung aller möglicher Vereine und Gesellschaften die französische Kolonie zu heben, aber die Kaufleute haben mit einem zähen Widerstand sowohl seitens der Italiener, als auch seitens der Mauren und selbst der eingeborenen Juden zu kämpfen und ihre Stellung ist meistens nicht glänzend.

Von einer Kolonisation in Tunisien kann aber noch keine Rede sein und könnte keine sein, auch wenn Frankreich überschüssiges Kolonistenmaterial hätte. Vor der Hand ist die Schwierigkeit, Grundbesitz zu erwerben, noch zu gross. Europäer haben allerdings seit 1862 das Recht, Ländereien zu kaufen, und hier und da hat man auch Gebrauch davon gemacht. Der erste Europäer, der sich ein grösseres Gut kaufte, war ein Engländer, Thorwald Llewyllen Smith, später unter dem Namen »le Kroumir Smit« in den französischen Zeitungen viel genannt, da man seinen Rathschlägen alle Misserfolge der Franzosen zuschrieb. Aber das Kaufen wird erschwert durch die Unsicherheit der Besitztitel und durch die Existenz einer Menge gefälschter Urkunden. Von Domänen, die allenfalls verkauft werden könnten, ist wenig mehr da, da die letzten Beys beinahe das ganze Staatsgut an die Günstlinge verschenkten. Expropriationen von Stammeseigenthum wären nur in Südtunis möglich, denn nur dort gilt arabisches Recht, im Norden ist Alles Privateigenthum, ein unwiderleglicher Beweis dafür, dass hier die Araber niemals über die Ureinwohner Herr geworden sind; im Süden aber ist das Klima wieder das der Vorwüste und für den Franzosen als Arbeiter kaum geeignet. Ehe nicht ein Kataster angelegt und Alles neu vermessen ist, werden diese Zustände sich auch schwerlich bessern. Die Regierung sieht das wohl ein und hat auf Andrängen des Residenten Campon eine Kommission niedergesetzt,

welche Vorschläge zur Regelung aller Eigenthumsverhältnisse machen soll, die sich nicht ohne Weiteres nach dem französischen Civilgesetz beurtheilen lassen.

Ein Haupthinderniss bieten die sogenannten Habbus, die Güter der Moscheen und der frommen Stiftungen, die natürlich unverkäuflich sind. Ein Theil dieser Habbus entspricht ganz den türkischen Wakuf; er ist freies Eigenthum der betreffenden Stiftungen und wird ausschliesslich zu deren Nutzen verwaltet. Die Stelle eines Verwalters dieser Güter war früher das einträglichste Amt in Tunisien und gab zu den grossartigsten Unterschlagungen Gelegenheit. Die Franzosen haben dem ein Ende gemacht und sehen dem gegenwärtigen Verwalter, dem Scheih el Ouartini, scharf auf die Finger. Die Stiftungen waren früher steuerfrei, heute zahlen sie eine jährliche Aversionalsumme von 180 000 frcs. in die Staatskasse. Weit bedeutender ist aber eine zweite Art von Habbus. Will ein reicher Tuniser seiner Familie für alle Zeiten ein bestimmtes Einkommen sichern und sie unabhängig stellen von den Launen des Deys und seiner Günstlinge, so übergibt er sein Vermögen einer Moschee oder einer frommen Stiftung unter der Bedingung, dass die Einkünfte aus demselben einem Gliede seiner Familie, das er näher bezeichnet, gewöhnlich dem ältesten der Gesammtfamilie, ausgezahlt werden und erst dann heimfallen, wenn die Familie ausstirbt. Eine solche Stiftung kann natürlich nicht konfiscirt werden, denn selbst der ärgste Tyrann wird nicht wagen, sich an Habbus zu vergreifen, aber sie gereicht trotzdem nicht immer der Familie zum Segen, denn sie wird nicht, wie bei unseren Fideikommissen von dem Berechtigten verwaltet, sondern von dem Mokaddem, einem Verwalter, welchen die Moschee oder häufiger der Kadi, der Richter, ernennt. Dieser Mokaddem kann mit dem Gute ganz nach Belieben schalten, er kann es selbst bebauen, er kann es vermiethen, er kann es sogar vertauschen, wenn der Richter seine Einwilligung gibt, und hat nur den Reinertrag abzuliefern, Rechnung braucht er Niemand abzulegen. Das war ganz gut, so lange die sprüchwörtliche Rechtlichkeit der Mauren galt, aber in der neueren Zeit treten immer schlimmere Missbräuche hervor und gar nicht selten theilen Kadi und Mokaddem den Ertrag und notorisch reiche Familien sehen sich an den Bettelstab gebracht. Hier könnten die Franzosen vielleicht mit Erfolg einschreiten;

die Erbitterung ist auch bei den Mauren so gross, dass selbst die muhamedanische Bevölkerung ein Antasten dieser Habbus gutheissen würde.

Ein lästiges Hinderniss bei der Grunderwerbung ist das alte Gewohnheitsrecht der Schufa, welches jedem unmittelbaren Angrenzer einer Parzelle das Vorkaufsrecht gestattet. Es mag das eine altberberische*) Einrichtung sein, denn sie findet sich durchaus nicht in allen mohamedanischen Gebieten und von den verschiedenen rechtgläubigen Riten des Islam wird sie nur von den Hanefi, dem in Nordafrika vorherrschenden, anerkannt. In Tunisien gilt sie aber allgemein und wer ein Stück Land kaufen will, muss sich erst mit allen Nachbarn abfinden, oder, da das bei der Unsicherheit der Besitztitel und den häufigen endlosen Processen oft kaum möglich ist, die Schufa auf irgend eine Weise umgehen. Gewöhnlich macht man das in der Art, dass man die Kaufsumme nicht ganz genau stipulirt, oder dass der Käufer ausser der festgesetzten Summe noch eine Hand voll ungezählten Geldes gibt, was die genaue Angabe des Preises unmöglich macht. Beim Verkauf grösserer geschlossener Güter zieht man aber gewöhnlich ein anderes Verfahen vor und schliesst einen schmalen Streifen längs der ganzen Grenze vom Verkauf aus, so dass kein Nebenlieger unmittelbar an das verkaufte Stück grenzt. Doch genügen auch diese Vorsichtsmaassregeln nicht immer und es wird den Franzosen nichts übrig bleiben, als die Schufa ausdrücklich aufzuheben**).

---

*) Ganz dasselbe Recht galt bekanntlich in vielen deutschen Gauen, ein Ausmärker konnte Grund und Boden erst erwerben, wenn kein Nachbar ihn kaufen wollte. Man vgl. oben S. 229.

**) Sehr lehrreich für Jeden, der Grundbesitz in Tunis erwerben will, sind die Vorgänge beim Verkauf der Domäne Enfida, die ja eine Zeit lang zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht wurden. Die Enfida, der Hauptheil der fruchtbaren Provinz Byzacena, vielleicht seit den Römerzeiten Staatsdomäne, war von dem vorigen Bey seinem Günstling, dem Tscherkessen Kheireddin, geschenkt worden und wurde von diesem, als er seinen Sturz kommen sah, an die Compagnie franco-africaine zu einem Spottpreis (2½ Mill. Fcs., einschliesslich des Palais in Goletta und verschiedener anderer Güter) verkauft. Der Schufa wegen hatte man einen meterbreiten Streifen ringsum vom Verkaufe ausgeschlossen, aber nun erschien ein unter englischem Schutz stehender eingeborener Israelite, Namens Levy, producirte Dokumente, nach denen ihm auch ein Gütchen innerhalb der Domaine gehörte, und beanspruchte die Schufa; er deponirte auch als-

Kurz nach meiner Abreise aus Tunis hat die französische Regierung versucht, die verwickelte Eigenthumsfrage durch einen Gewaltschritt zu lösen und hat die Acte Torrens eingeführt. Dieses zunächst für die australischen Kolonien geschaffene Gesetz erleichtert die Uebertragung von Grundeigenthum in der denkbar möglichsten Weise. Der Grundbesitzer, welcher seinen Besitz verkäuflich machen will, erklärt dies bei dem Bureau d'Enrégistrement und legt seine Besitztitel vor; das Bureau prüft dieselben und erlässt dann sowohl in den Zeitungen, als in der betreffenden Gemeinde eine Aufforderung zur Anmeldung etwaiger Besitzansprüche. Erfolgt kein Einspruch, so wird das Besitzrecht in ein Grundbuch eingetragen und gilt für legal. Von da ab genügt zur Uebertragung die einfache Erklärung der Parteien vor dem Maire; auf ein von ihm legalisirtes Dokument mit den nöthigen Unterschriften hin erfolgt sofort die Ueberschreibung; das Dokument kann auch mit rechtsgültiger Wirkung verpfändet und beliehen werden, ohne dass besondere Kosten entstehen, kurzum, Kauf und Verkauf von Grundbesitz sind so leicht und bequem

---

bald die Verkaufssumme und ergriff Besitz. Der Generalkonsul Roustan wollte Gewalt brauchen, aber die tunisischen Beamten wichen vor den Dokumenten Levys zurück. Es kam zur Klage; das zuständige hanefitische Tribunal hätte Levys Ansprüche unbedingt anerkannt, aber auf Drängen Roustans entzog der Bey ihm die Angelegenheit und wies sie an das malekitische, das die Schufa verwirft und somit den Franzosen Recht gab. Diese setzten sich trotz Levys Protest mit Gewalt in Besitz, aber nun trat der englische Konsul für ihn in die Schranken und der Streit begann von Neuem. Endlich entschloss sich die Gesellschaft, Levys Ansprüche für eine bedeutende Summe abzukaufen, aber als sie das Gütchen, auf welches er seine Rechte gründete, in Besitz nehmen wollte, traten ein paar Araber auf und erklärten die Besitztitel für gefälscht. Levy war mittlerweile gestorben; seine Wittwe verfocht ihre Ansprüche gegen die Gesellschaft, die ihr natürlich die Abfindungssumme verweigerte und so kam es zu einem neuen Process, der auch in der bekannten Affaire Roustan-Rochefort eine Rolle spielte. Er ging erst im vorigen Jahre während unseres Aufenthaltes in Tunis zu Ende, indem die Dokumente für falsch erkannt und die Wittwe mit allen Ansprüchen abgewiesen wurde. Es hat fast zehn Jahre gedauert, bis die Gesellschaft, trotzdem sie den allmächtigen Generalkonsul auf ihrer Seite hat, in den ungestörten Besitz der Enfida kam und sie wird dessen nicht froh; trotz der ungemeinen Fruchtbarkeit decken die Einnahmen kaum die Betriebskosten. Man will es jetzt mit Kolonisiren versuchen und hat in der Mitte der Domaine eine Anzahl Malteser angesiedelt. Der Erfolg bleibt abzuwarten.

gemacht, wie nur möglich. Wer den verwickelten und umständlichen Geschäftsgang in Ländern kennt, welche unter dem Hypothekengesetz des Code Napoleon stehen, wird begreifen, dass den alten französischen Beamten bei dem Gedanken an eine solche radikale Umwälzung die Haare zu Berge stehen; man hat darum trotz aller Beschwerden und Petitionen noch nicht gewagt, die Acte Torrens in Algerien einzuführen. Tunis, wo die französischen Interessen viel geringer sind, ist zur Versuchsstation ausersehen, und ich muss gestehen, ich bin recht begierig auf den Erfolg dieses kühnen Schrittes. Ob er aber das französische Element in Tunis kräftigen wird, bezweifle ich.

Das englische Konsulat rangirt zwar Dank der Malteser, was die Zahl seiner Untergebenen anbelangt, unmittelbar nach dem italienischen, aber sein Einfluss ist bei Weitem nicht mehr der wie zu den Zeiten Achmed Beys, wo nichts ohne die Einwilligung von Sir Thomas Reade geschah. Die eigentliche englische Kolonie ist in Tunis auffallend schwächer, als in anderen Mittelmeerhäfen und tritt in keiner Weise besonders hervor.

Das deutsche Element ist in Tunis bei Weitem nicht so stark vertreten, wie man bei den ausgedehnten Handelsbeziehungen erwarten sollte. Es mag das zum guten Theil an der ungeeigneten Vertretung liegen, welche Deutschland lange Jahre hindurch gehabt hat. Herr Tulin de la Tunisie verstand zwar trefflich für sich selber zu sorgen, kümmerte sich aber um die Deutschen nicht mehr, als er unbedingt musste. Auch Nachtigal, das lässt sich bei aller Achtung vor seinen Leistungen nicht in Abrede stellen, hatte kein Verständniss für die Bedeutung Tunisiens als Absatzgebiet für deutsche Produkte und die Bilanzziffern des deutsch-tunisischen Geschäftes sind ihm immer dunkel geblieben; seinem Vertreter aber, den ich in Tunis antraf, warf man ganz offen vor, dass er in erster Linie darauf bedacht sei, sich keine Arbeit zu machen und deshalb jede Gelegenheit benutze, um Angehörige anderer Nationen vor den Deutschen zu bevorzugen. Das französische Protektorat sieht natürlich die Entwicklung des deutschen Handels mit Tunis nichts weniger als gern, aber Italiener, Maure und Jude kaufen jederzeit lieber deutsches Fabrikat als französisches und somit ist Tunis für tüchtige deutsche Geschäftsleute durchaus kein ungünstiger Boden, zumal durch die Floriodampfer und die Gotthardbahn der Import über Genua ohne Be-

rührung französischen Gebietes möglich ist*). Die Konsumtionsfähigkeit Tunisiens ist seit der Uebernahme des Protektorats entschieden in der Hebung begriffen und wird, wenn einige der drückendsten Steuern abgeschafft werden und dem Raubsystem, wie es namentlich Mustapha ben Ismaïl, der letzte Premierminister, im Grossen trieb, ein Ende gemacht wird, noch viel rascher vorangehen. Noch hat ja Tunis seinen so unendlich fruchtbaren Boden und eine arbeitsame Bevölkerung, es war nur die schauderhafte Regierung und die Raubsucht einiger Günstlinge in Verbindung mit europäischen Finanzspekulanten, welche, wie man in Tunis sagt, »das ganze Land aufgefressen haben.«

In der Beziehung ist ein Blick auf den Verfall von Tunis historisch interessant. Noch 1815 beim Tode Hamouda's war es ein im Verhältniss zu seiner Grösse und Bevölkerungszahl mächtiger Staat, dessen Freundschaft von den anderen Mittelmeerstaaten geschätzt wurde. Erst 1816 erzwang Lord Exmouth im Auftrag des Wiener Kongresses die offizielle Abschaffung der Seeräuberei und die Aufhebung des Marktes für Christensklaven.**) Schwere Schicksalsschläge trafen das Land im ersten Viertel dieses Jahrhunderts. 1819—1820 wüthete die Pest entsetzlich, 1821 wurde die ganze Kriegsflotte von einem Sturm vernichtet, trotzdem erholte sich Tunis immer wieder und noch Achmed Bey regierte vollständig unumschränkt und hinterliess bei seinem Tode einen gefüllten Schatz. Aber sein Nachfolger Sidi Mohamed ben Hossein verschwendete mit seinem Harem binnen Kurzem den ganzen Schatz: was übrig blieb, stahl der berüchtigte

*) Der Zuckerimport von Marseille aus belief sich in 1873 noch auf 1500000 Fcs., in 1883 nur noch auf 300000; von England kam nur für 108000 Fcs., der ganze Rest aus Deutschland über Genua und neuerdings über Hamburg.

**) Der Markt für Negersklaven bestand in einer Seitengasse des neuen Juwelenbazars bis 1837, die offizielle Abschaffung der Sklaverei erfolgte durch Achmed Bey 1842. Die Aenderung des Verhältnisses zwischen Herrn und Diener ist freilich nur eine nominelle geblieben, kaum ein Sklave hat seinen Herrn verlassen. Die Haussklaverei in mohamedanischen Ländern ist eben eine ganz andere, als in den Plantagen der südlichen vereinigten Staaten; der Sklave rechnet sich zur Familie und pocht auf sein Recht im Hause zu bleiben; wer einen Sklaven freilässt, ist verpflichtet, für seine Zukunft in ausreichender Weise zu sorgen. In Tunis sind die meisten ehemaligen Sklaven heute noch bei ihren alten Herren.

Mustapha Khasnadar*) mit seinen Gesellen, und als der schwache Mohamed es-Sadok den Thron bestieg, waren alle Kassen leer. Unglückseliger Weise behielt er den Khasnadar als Finanzminister bei und von dem Moment an ging es mit rasender Schnelle abwärts mit Tunis. Der Khasnadar, von dessen Wirksamkeit Maltzan eine getreue Schilderung entwirft, wusste alle Einkünfte des Landes in seine Privatkasse zu leiten und dem Bey blieb nichts übrig, als Schuldenmachen. In 1865 wurde mit den Bankhäusern Erlanger und Oppenheim das erste Anlehen abgeschlossen, 1 400 000 L. Sterling zu nur 12 %, 1865 folgte schon ein weiteres, aber wenig genug davon kam in die tunisischen Kassen; der Schatzmeister Kaid Nessim brannte mit 25 Millionen Franken durch, der General Ben Ayet folgte seinem Beispiel mit einer ähnlichen Summe, dann kamen die Hungerjahre von 1867 und 1868 und die Cholera, die in 1867 ein Drittel der Bevölkerung hinraffte, und 1868 musste der Bey seinen Bankerott erklären.

Die Macht des Khasnadar blieb vorläufig ungeschwächt; neben der persönlichen Anhänglichkeit des schwachen Bey schützte ihn seine Frau, eine Schwester es-Sadok's, welche ihren Bruder völlig beherrschte. Neben ihm war der Tscherkesse Kheireddin der einflussreichste Mann, ein ehemaliger Mameluck (Sklave) Achmed Beys, der sich aber durch eigene Kraft eine hervorragende europäische Bildung angeeignet hatte und von allen Tunisern der einzige war, welcher dem Lande wieder hätte aufhelfen können. Der Khasnadar hatte ihn zu seinem Schwiegersohn gemacht und glaubte seiner ganz sicher zu sein, aber schliesslich gelang es seinen Gegnern, in erster Linie dem französischen Konsul, Kheireddin zu gewinnen, und, durchdrungen von der Ueberzeugung, dass dem Lande nicht anders zu helfen sei, trat er an die Spitze einer Agitation, die mit dem Sturze des Khasnadar endigte. Ganz Tunis jauchzte ihm zu und Mustapha wäre vom Bey dem Volke zum Opfer gebracht worden, wenn nicht seine Frau erklärt hätte, dass sie ihm, sobald man ihn aus seinem Palast ins Gefängniss führe, unverschleiert und mit aufgelöstem Haar durch die Strassen von Tunis folgen werde. Vor diesem Skandal schrak der Bruder zurück, und Mustapha blieb am Leben, wurde aber in strenger Bewachung gehalten bis zu seinem bald nachher erfolgten Tod.

*) Khasnadar ist ein Titel, unserem Finanzminister entsprechend.

Unter Kheireddin athmete Tunis, wieder etwas auf, aber es war für seine Rettung zu spät; die Commission financière hatte mittlerweile die Finanzen des bankerotten Staates unter ihre Obhut genommen und liess sich ihr Opfer nicht wieder entreissen. Tunis verdankt Kheireddin manche Verbesserung, auch die Anlage des schönen Bazars vor dem Dar el Bey, *) aber Mohamed es-Sadok konnte ihm nie verzeihen, dass er zum Sturz des Khasnadar mitgeholfen und sobald Kheireddin sich den französischen Anforderungen entgegenzustellen wagte, gelang es einem neuen Günstling, Mustapha ben Ismail, sehr rasch, ihn zu stürzen. Auch ihm war der Tod zugedacht, aber er hatte verstanden, sich rechtzeitig in Stambul Freunde zu machen, und als er abgesetzt wurde, forderte ihn alsbald der Sultan vor sein Gericht. Mustapha, der eine Zeit lang von der Pforte Schutz gegen die immer deutlicher hervortretenden Annexionspläne Frankreichs und Italiens hoffte, wagte keinen Widerspruch, Kheireddin wurde ausgeliefert und in Konstantinopel dazu verurtheilt, als Grossvezier das türkische Reich zu regieren, allerdings eine harte Strafe, die aber nicht allzulang dauerte.

Für Tunis begann aber nun die allerschlimmste Zeit. Mustapha ben Ismaïl, — verflucht sei sein Name, sagt der Tuniser, wenn er ihn erwähnt, — und der französische Konsul Roustan, oder richtiger die von ihm geschützte Gaunerbande, welche ihn durch seine Freundin, die Dame Elias Masulli, völlig beherrschte, sogen das Land um die Wette aus, soweit das noch möglich war. In der Hauptsache war allerdings ein Riegel vorgeschoben; nach der Erklärung des Bankerottes hatte der Bey die Finanzverwaltung an eine europäische Kommission abtreten müssen, welche die Interessen seiner europäischen Gläubiger vertrat, und somit war der grössere Theil der Einkünfte dem Einfluss der würdigen Herren entzogen. Die Schulden betrugen nominell 275 Mill. Franken; Herr Villet, welcher die Liquidation leitete, hatte sie freilich auf 125 Mill. reducirt, aber auch davon konnte das Land die Zinsen kaum aufbringen. Ueber die Hälfte der Einkünfte waren der Kommission direkt über-

*) Dieser Bazar, Souk el-Islam genannt, weil die Juden von ihm ausgeschlossen bleiben sollten, hat seinen eigentlichen Zweck niemals ganz erfüllt; nach dem Sturz Kheireddins wurden die Bureaus der verschiedenen Ministerien in die Räume verlegt.

wiesen, so dass nach Abzug der Civilliste mit 1,200 000 Frs. für die Bedürfnisse des Landes selbst in guten Jahren kaum 2 1/2 Millionen blieben,*) was natürlich selbst für die dringendsten Bedürfnisse nicht ausreichte. Man kann sich nun denken, welche Erpressungen und Betrügereien Mustapha anwenden musste, um seine Geldgier zu befriedigen, und wie entsetzlich das Land unter seinem Regiment zu leiden hatte. Nur eine Sorge gab es für ihn, er musste sich mit der Madame Masulli auf gutem Fusse halten, der Frau eines Kopten, der es in Tunis zum General und ersten Dolmetscher gebracht hatte und dann freilich wegen frecher Betrügereien und Unterschlagungen kassirt und seines Vermögens beraubt worden war. Es ist ein ewiger Schandfleck für die französische Republik, dass ihr Vertreter die Wiedereinsetzung dieses Menschen erzwang und ihn auch trotz der Verachtung, welche selbst der schwache Mohamed ihm bei jeder Gelegenheit bezeigte, in seinem einflussreichen Amte erhielt. Schamloser ist vielleicht niemals die Ausbeutung eines Landes und der Schacher mit Aemtern und Konzessionen betrieben worden, als damals in Tunis, der Process Roustan-Rochefort hat nur einen kleinen Theil des Skandals ans Licht gezogen, und es kann Herrn Roustan nicht entschuldigen, dass er persönlich keinen Vortheil davon gehabt haben soll und arm aus Tunis gegangen ist.

Die französischen Protektoren haben in den seit der Besetzung verflossenen vier Jahren noch nicht viel ausrichten können, um so weniger, als ihnen durch die Verträge zwischen Tunis und den europäischen Staaten die Hände gebunden waren und sie anfangs auch noch mit der Erhebung sämmtlicher Stämme südlich von Zaghouan zu kämpfen hatten. Die Enthüllung der Roustan'schen Intriguen, die Finanzspekulationen, die seine Freunde in sicherer Voraussicht des Einmarsches der französischen Armee unternommen, und verschiedene ähnliche Geschichten hatten in Frankreich eine tiefe Missstimmung gegen die tunisische Politik der Regierung hervorgerufen und auch das lähmte das Vorgehen gegen die eingewurzelten Missbräuche. Erst im Winter 1883/84 gelang es, die unbedingt nöthigste Maassregel im französischen Parlament durchzusetzen. Frankreich übernahm die Garantie für die tunisische Schuld, und damit wurde die Commission

*) Die Gesammteinnahmen waren für 1883/84 auf 10 218 501 Fcs. veranschlagt, für 1881/82 nach Charmes auf 10 760 000 Fcs. Die Schuld beanspruchte davon 6 307 520 Fcs.

financière überflüssig. Nachgeweint hat ihr außer ihren höheren Angestellten gewiss Niemand in Tunis, denn sie hat dem Lande keinen Segen gebracht und nur das Interesse der Gläubiger im Auge behalten. Damit gewann Frankreich freie Hand; sofort wurden die unsinnigen lästigen Ausgangszölle abgeschafft und eine ganze Anzahl segensreicher Maassregeln in baldige Aussicht genommen. Nach dem, was ich von Tunisien gesehen, ist es mir zweifellos, dass es auch ohne europäische Kolonisation einen rascheren Aufschwung nehmen wird, als irgend eine der drei alten afrikanischen Provinzen, und ich mag auf die Hoffnung nicht verzichten, dass ich noch einmal Gelegenheit haben werde, mich davon mit eigenen Augen zu überzeugen.

Ein günstiges Schicksal hatte es so gefügt, dass unser unfreiwilliger Aufenthalt in den Monat Ramadan fiel, den Fastenmonat, in welchem der Muhamedaner die Nacht zum Tage macht und einen guten Theil seiner Zeit auf der Strasse zubringt. Es ist keine geringe Aufgabe, welche der Koran an seine Bekenner stellt, alljährlich einen ganzen Monat hindurch vom ersten Beginn der Tagesdämmerung an zu fasten, bis es so dunkel geworden ist, dass man einen weissen Faden nicht mehr von einem schwarzen unterscheiden kann, und zwar nicht zu fasten, wie unsere Katholiken bei Mehlspeisen und Fischen, sondern sich aller Speisen nicht nur, sondern auch des Trinkens und sogar des Tabakrauchens zu enthalten. Fällt der Ramadan nun gar, wie eben, in den Hochsommer, so begreift man kaum, wie die Leute die Qual aushalten. Man sah es ihnen aber auch an und gar manchmal überzeugten wir uns, wie auch der friedfertigste, sanfteste Maure gegen Abend grimmig und bissig wurde und sich erbittert mit seinen Glaubensgenossen herumstritt. Sank endlich die Sonne, so wurde es still, und von Minute zu Minute horchte alles immer gespannter nach der Kasbah hin, um das Zeichen ja nicht zu versäumen. Endlich kracht der erlösende Schuss; ein Gebet, aber ein ganz kurzes, dann greift jeder zu dem bereitstehenden Wassergefäss, zuerst den quälenden Durst zu stillen; wer auf der Strasse ist, geht ins nächste Haus, wem es auch gehören mag; dann zündet er die langentbehrte Cigarre an und wandelt vergnügt zum Abendessen. Hungrig bleibt im Ramadan Niemand; wer einigermassen wohlhabend ist hält offene Tafel und an jedem Abend sieht man überall Schüsseln mit Kuskussu und Fleisch tragen. Eine Stunde

lang etwa ist es todtenstill in der Maurenstadt, Alles isst, dann fangen die Strassen an sich zu beleben, die Stühle vor den Cafés füllen sich rasch mit Gästen, überall schallt der Ton der Trommel und der Rhababe (Geige) und es beginnt ein tolles Treiben, das man nur mit unserm Karneval vergleichen kann. Manchmal am Abend haben wir auf dem Platz Halfaouin gesessen und den Menschenstrom an uns vorüberrauschen lassen; unbekümmert kann man sich unter die Mauren mischen, denn in den Ramadannächten ist aller Fanatismus abgethan und freundliche Grüsse werden auch dem Ungläubigen von allen Seiten zu Theil.

Am Morgen des 23. Juli erschallte statt des einen Kanonenschusses, der sonst den Beginn des Fastens verkündete, eine ganze Salve; der Ramadan war zu Ende, das Beiramfest begann. Eingeborene in phantastischem Aufputz, mit mächtigen Vogelflügeln, einen Helm mit hohem Federbusch und Muschelverzierungen auf dem Haupte, begleitet von einem Neger, der eine Handtrommel oder Kastagnetten aus Kupferblech schlägt, durchzogen die Strassen und tanzten vor den Häusern, eine kleine Gabe erbettelnd; die kleinen Stiefelwichser, soweit sie muhamedanischer Konfession, prangten in geschenkten Kleidern, selbst der zerlumpte Heilige, der sich sonst halbnackt auf den Strassen herumtrieb, hatte einen neuen Kaftan an, und die wohlhabenden Mauren sahen aus, wie frisch aus dem Ei geschält. Alles jubelt und schmaust, aber in erster Linie ist der Beiram ein Kinderfest. Auf dem Halfaouin sah es aus, wie auf einem deutschen Jahrmarkt; eine Bude mit Spielwaaren reihte sich an die andere, dazwischen wurden alle möglichen Leckereien feilgeboten und vor jedem Laden drängte sich in Schaaren die aufgeputzte Jugend. Waffen waren am meisten begehrt, dann Spritzbüchsen, mit denen die liebe Jugend allen erdenkbaren Unfug anstellte, und natürlich Lärminstrumente. Aber auch sonst war für Belustigungen aller Art überreich gesorgt; schön gesattelte Eselchen standen für die bereit, welche sich das zweifelhafte Vergnügen eines Rittes durch das Menschengedränge bereiten wollten; Carroussels aller Konstruktionen von dem uralten arabischen Modell, dessen Pferde kaum als solche zu erkennen sind, bis zur modernsten russischen Schaukel waren von spekulativen Maltesern errichtet, kurzum, es war genau dasselbe tolle, lärmende Treiben, wie bei einem Jahrmarkt oder einer Kirmes. Nur die Frauen fehlten und auch

unter den Kindern sah man kaum hier und da ein Mädchen, und dann konnte man unschwer erkennen, dass es nur faute de mieux hier erschien, weil kein Junge da war. Als wir aber am Abend noch einmal nach Halfaouin gingen in der Hoffnung auf ein ganz besonders interessantes Treiben, wurden wir enttäuscht; es war still und öde, wie sonst immer und nur vor einem Café sass eine Anzahl Mauren und horchte den Klängen einer Musik, in der wir freilich trotz allen Bemühens keine Melodie erkennen konnten. Der Ramadan war vorbei, Tunis legte sein Alltagsgewand wieder an.

Auch uns hatte der Beiram die gewünschte Erlösung gebracht, die sichere Kunde, dass am 26. Juli endlich ein Schiff nach Bône und Port Vendres abgehen werde. Noch einmal trafen wir uns mit unseren deutschen Freunden im Hôtel Gigino; Krieger übernahm meine Naturalienkisten, die ich einer eventuellen Desinfektion nicht aussetzen wollte, zu gelegentlicher Spedition, und am 26. Juli waren wir Nachmittags fünf Uhr an Bord der »Ville d'Oran«. Ein wilder Nordwest versprach nicht viel Gutes und in der That, als der andere Morgen anbrach, lagen wir vor la Calle, statt im Hafen von Bône, das wir erst um elf Uhr erreichten. Nach wenigen Stunden ging es weiter; Scirocco wehte am Lande, aber im Norden blitzte es und kündete an, was auch kam, einen wüthenden Mistral, der uns gerade entgegenstand. Den ganzen Tag kamen wir kaum voran; das Schiff musste jede Welle quer durchschneiden, so dass die Schraube alle Augenblicke frei in der Luft schwebte und nur mit halber Kraft gefahren werden durfte, sollte nicht die Maschine brechen. In der Nacht wurde es noch toller, wir wurden bis an die Balearen getrieben und der Kapitän sah sich genöthigt, das Nothsteuer einsetzen zu lassen. Gegen elf Uhr Morgens kam Land in Sicht; es sollten die Pyrenäen sein, aber die Bergformen kamen mir gar bekannt vor, und richtig, es war der katalonische Monsenis und wir befanden uns fast in der Breite von Barcelona. Aber nun gab uns die Küste Schutz und wir kamen rasch voran; Kap S. Sebastian wurde umfahren, dann Kap Craux, und endlich erschienen die Pyrenäen und die schmale Einfahrt von Port Vendres mit den weissen Häusern im Hintergrunde. Der Lootse kam an Bord; um fünf Uhr lagen wir im Hintergrunde des seeartigen Hafens unmittelbar am Quai und um halb sechs betraten wir, unbehindert durch die Quarantäne, wieder den Boden Europas.

Anhang I.

Liste der von Hrn. Dr. med. W. Kobelt in Algerien und Tunisien gesammelten Kriechthiere.

Von

Dr. O. Boettger.

Die nachfolgend verzeichneten Reptilien und Amphibien wurden theils eigenhändig von Herrn Dr. W. Kobelt in Algerien und Tunis erbeutet, theils stammen sie aus einer Sendung des Herrn F. Miceli in Tunis, der uns die meisten der aufzuführenden tunisischen Arten in uneigennützigster Weise zum Geschenk gemacht hat, theils endlich befanden sie sich in einer Suite von Herrn L. Fischer in Biskra gekaufter algerischer Sachen.

Alle genannten Stücke befinden sich im Museum der Senckenbergischen Gesellschaft; mehrere derselben waren für unsere Sammlung neu.

Betreffs der schon früher in Algerien von Herrn Dr. Kobelt gesammelten Arten verweise ich auf Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 145—147.

I. Reptilien.

Schlangen.

1. Coronella cucullata Geoffr. 1827.

Duméril-Bibron, Erpét. génér. Bd. 7, p. 926; Jan, Iconographie d Ophid. Lief. 19, Taf. 1, Fig. 3c (Psammophylax).

Biskra, Prov. Konstantine (Kobelt), 1 Stück.

Praeocularen 1—1; Postocularen 2—2; Supralabialen 8—8, 4. u. 5. in den Augenkreis tretend; Temporalen jederseits 1 + 2. Schuppenformel: Squ. 19; G. 5, V. 187, A. 1/1, Sc 49/49.

Die Färbung und Zeichnung entspricht bis auf die hier immerhin, namentlich an den Halsseiten, noch recht deutliche Kopf- und Nackenzeichnung, ziemlich genau der von Duméril-Bibron l. c. p. 931 für var. *textilis* D. B. gegebenen. Graubraun; Kopf mit zahlreichen braunen, schwarz eingefassten Makeln, von denen eine bogige, am Frontale beginnende und um die Rachencommissur herumziehende jederseits besonders gross und deutlich ist. Ein grosser medianer Längsfleck von derselben Farbe auf dem Nacken und jederseits davon ein isolirter grosser, nach unten zugespitzter Halsfleck an den Nackenseiten. Alle Lippenschilder rothgelb; ein schwarzer Fleck unter dem Auge. Rumpf oben überall mit schwarzen Maschen gestrickt; hie und da hellere, grauliche Schuppenränder. Bauch einfarbig gelb; alle Aussenränder der Ventralen schwärzlich eingefasst. Schwanzunterseite mit einer graulich bestäubten Mittellinie.

2. Zamenis (Periops) versicolor Wagl. 1830.

= Cliffordi Schleg. 1837. Wagler, Natürl. System d. Amphibien, p. 189 Anm.; Strauch, Schlangen d. russ. Reichs, St. Petersburg 1873, p. 105 (Cliffordi); Abb.: Descript. de l'Egypte, Atlas, Rept. Taf. 8, Fig. 1 (optime!)

Biskra (Kobelt, Fischer), 2 Stücke.

Bei dem einen Stück sind die Postfrontalen jederseits in 3 Schildchen aufgelöst und unter denselben jederseits (nach Strauch'scher Zählung) 4 Frenalen, von denen ich die untere Reihe von 2 Schüppchen als accessorische bezeichnen möchte. Beim anderen Stück sind die Postfrontalen jederseits in ganz unregelmässiger Weise in 4 Schildchen aufgelöst und unter denselben jederseits 5 Frenalen, von denen je 2 als accessorische zu betrachten sind. Supralabialen 12, nur einmal rechtsseitig 10. Der Halbring kleiner Schüppchen ums Auge besteht aus 9—9 und 10—12 Schuppen. Schuppen auf der Rückenmitte nach hinten zu deutlich stumpfkielig. Schuppenformeln: Squ. 29; G. 4, V. 232, A. 1, Sc. 65/65 und Squ. 31; G. 5, V. 231, A. 1, Sc. 64/64.

Färbung übereinstimmend mit der von Strauch für den Typus der Art angebenen, hellrosa mit grossen, dunkel graubraunen, schwarz umsäumten Rücken- und kleineren Seitenmakeln, die sämmtlich durch die schwarzen Schuppenränder längsgestrichelt erscheinen; doch sind auch hier deutlich 5 Längsreihen von Makelflecken vorhanden. Auf dem Rücken stehen beiläufig 58, auf dem Schwanze 19 solcher grösserer Makeln.

3. Zamenis (Periops) hippocrepis (L.) 1754.

Jan, Elenco sist. Ofidi, Milano 1863, p. 59 u. Icon. d. Ophid., Lief. 48, Taf. 4, Fig. 1; **Boettger**, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 147 u. Rept. u. Amph. von Marokko II, Frankfurt 1883, p. 8.

Tunis (Miceli), 3 Stücke; Biskra (Fischer), 3 Stücke.

Die tunisischen Stücke zeigen 2 Postfrontalen, 9—9 (einmal 9—8) Supralabialen, kein Labiale in Kontakt mit dem Auge. Schuppenformel: Squ. 25—27; G. 3, V. 236—248, A. einmal 1, eingeschnitten, aber nicht getheilt, zweimal 1/1, Sc. 90/90—97/97, im Durchschnitt Squ. 27; G. 3, V. 244, A. 1/1, Sc. 93/93.

Auf dem Rücken zähle ich 72—84 (im Mittel 76), auf dem Schwanz 6—20 (im Mittel 11) grössere Rautenflecke, die hier schnell in einen Medianstreifen übergehen. Der Bauch ist einfarbig gelb; nur die an den Seiten der Ventralen je auf dem 3. oder 4. Schild stehenden schwarzen Flecke sind vorhanden.

Die Stücke von Biskra haben bald 9—10, bald 9—11 Supralabialen. Ihre Schuppenformeln variiren von: Squ. 25—27; G. 4—5, V. 239, A. 1/1, Sc. 94/94—102/102 und zeigen im Durchschnitt Squ. 27; G. 4, V. 230, A. 1/1, Sc. 97/97.

Auf dem Rücken stehen hier beiläufig 58, auf dem Schwanze 22—32 nach hinten in eine schwach angedeutete dunkle Medianlinie übergehende Rautenflecke. Beim einen Exemplar sind die Rautenflecke des Rückens sehr breit, bandförmig. Die Färbung der Unterseite weicht nicht von der der tunisischen Form ab.

4. Zamenis (Periops) Algirus Strauch 1862.

Strauch, Erpét. de l'Algérie, p. 63 (hippocrepis var.); **Jan**, Elenco sist. Ofidi, Milano 1863, p. 60 u. Iconogr. d. Ophid., Lief. 48, Taf. 4. Fig. 2 (Periops).

Ich glaube nach eingehender Untersuchung der 4 von Biskra (Fischer) vorliegenden Stücke mit Bestimmtheit es aussprechen zu dürfen, dass diese Schlange von dem bekannten *Z. hippocrepis* (L.) artlich verschieden ist. Die Hauptunterschiede sind, wie Strauch und Jan richtig hervorheben, das Hereintreten eines Supralabiale (bei Strauch des 6., bei Jan und bei 7 unter 8 Fällen unserer 4 Exemplare des 5. und nur einmal einseitig des 6.) in den Augenkreis, die Zahl von konstant nur 25 Längsschuppenreihen, die etwas abweichende Zeichnung, namentlich des Kopfes und die Form der bald breiteren, bald schmäleren, immer aber

mehr bandförmigen Rückenmakeln, die niemals von einem so deutlichen, hellen Hof umgeben zu sein scheinen, wie bei *Z. hippocrepis* (L.). Auch mit *Z. Ravergieri* Mén. var. *nummifer* Reuss, der in Aegypten und Syrien lebt, finde ich keine specifische Uebereinstimmung, da die geringere Anzahl der Bauchschilder bei diesem (durchschnittlich 209 gegen 230), das Eintreten von 2 Supralabialen in den Augenkreis, die Kielung der mittelsten Schuppenreihen des Rückens und auch die abweichende Färbung und Zeichnung beide recht gut von einander unterscheiden lassen.

Supralabialen einmal 9—9, dreimal 9—10. Anale fast immer getheilt.

Schuppenformeln: Squ. 25; G. 5, V. 225, A. 1, Sc. 100/100
Squ. 25; G. 3, V. 230, A. 1/1, Sc. 95/95
Squ. 25; G. 4, V. 231, A. 1/1, Sc. 98/98
Squ. 25; G. 4, V. 232, A. 1/1, Sc. 94/94.

Junge Exemplare besitzen auf dem Kopfe eine dunkle, pfeilförmige Zeichnung, die mit der Spitze nach vorn kolbig verdickt ist und mit dem Vorderrand des Frontale abschliesst; ihre nach links und rechts hinten gerichteten Arme laufen hinter den Mundwinkeln etwas auf die Halsseiten herab. Mitten in dieser Pfeilzeichnung befindet sich auf der gemeinsamen Naht der Parietalen ein ausgesparter heller Rundfleck. Auf deu Supraocularen, sowie unter dem Auge je ein schwarzer Fleck; 3. und 5. bis 9. Supralabiale mit schwarzem Hinterrand. Ein grosser Querfleck, der in der Medianlinie einen breiten blinden Ausläufer nach vorn sendet, steht auf dem Nacken; die übrige Körperzeichnung ist vollkommen wie in Jan's Abbildung mit 54 schwärzlichen oder graulichen Querflecken über den hell gelblich- oder röthlichgrauen Rücken und mit ca. 28 Längsflecken auf dem Schwanze.

Schon bei halbwüchsigen Stücken verschwindet die Kopfzeichnung gänzlich, ähnlich wie in Jan's Abbildung. Ein solches Exemplar, bis ins Kleinste dieser Figur entsprechend, mit gleichfalls 54 Querflecken auf dem Rumpfe und mit ca. 32 Längsflecken auf dem Schwanze liegt gleichfalls von Biskra vor.

Beim erwachsenen Thier fehlt diese charakteristische Kopfzeichnung wohl immer und weicht einem uniformen Braungrau; die Rückenzeichnung bleibt zwar, ist aber so undeutlich und verschwommen, dass meist an ein Zählen der Makeln nicht mehr

gedacht werden kann. Die Unterseite wird einfarbig schwefelgelb, die nach den Ventralen herabziehenden, jedes 2. oder 3. Bauchschild berührenden, bei *Z. hippocrepis* (L.) meist so charakteristischen tiefschwarzen Quermakeln sind schliesslich nur eben angedeutet, graulich, oft kaum bemerkbar.

Ein halbwüchsiges Thier bedarf aber in Bezug auf Färbung und Zeichnung noch besonderer Erwähnung, da es lehrt, in welchem Grade auch diese Art zu variiren im Stande ist. Auf dem braungrauen Kopfe steht eine breite, dunkel braungraue, bogenförmig mit der Konvexität nach vorn gerichtete Querbinde und auf dem Scheitel ein nach hinten offener Hufeisenfleck, der nach rechts und links unten gegen die Rachencommissur hin Ausläufer sendet, von derselben dunkleren Farbe. Schwärzliche Querstreifen zeigen sich am Hinterrand des 3., 5. bis 7. und 9. Supralabiale. Ueber den Rücken laufen incl. den grossen, in die Länge gezogenen Nackenfleck 77 auffallend breite, sechseckige, nur durch eine weissliche Querschuppenreihe von einander getrennte Querbänder; auf dem Schwanz stehen 10 ähnliche, aber undeutlichere Flecke im ersten Viertel desselben, der übrige Theil des Schwanzes wird von einer wenig markirten dunklen Medianlinie durchzogen. Links und rechts alternirt mit der Medianfleckreihe des Rückens je eine Seitenreihe grosser Makeln, und mit dieser Reihe alternirt wieder eine äusserste Seitenreihe von schwärzlichen Flecken, die jedesmal das 2. oder 3. Ventrale am Rande zieren.

Nach alledem ist zwar *Z. hippocrepis* (L.) eine recht nahe verwandte und in der Zahl der Ventralen und Subcaudalen, wie in der Art der Zeichnung höchst ähnliche Art, doch persistirt bei ihr die Jugendfärbung des *Z. Algirus* Strauch noch im Alter. Auch der Umstand, dass beide Formen neben einander, und anscheinend ohne Uebergänge mit einander zu bilden, an ein und demselben Ort vorkommen, bestimmt mich, beide für getrennte Species und nicht für Varietäten einer und derselben Art zu halten.

5. Tropidonotus viperinus (Latr.) 1802.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862, p. 59; Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 145.

Biskra (Fischer), 8 Exemplare.

Praeocularen 1—1; Postocularen 2—2, einmal 2—3; Supralabialen 7—7, 3. und 4. mit dem Auge in Kontakt. Kielung der

Rückenschuppen bald ganz normal, bald auffällig stark gegen den Schwanz hin entwickelt. Die Schuppenformel schwankt von Squ. 21; G. 3—4, V. 148—165, A. 1/1, Sc. 52/52—63/63 und beträgt im Mittel von 6 gemessenen Stücken Squ. 21; G. 3, V. 155, A. 1/1, Sc. 56/56.

Die Rückenmitte zeigt eine dunkle Zickzacklinie, die sich nach hinten in Flecke auflöst; seitlich steht je eine Reihe sehr deutlicher Augenflecke. Der Bauch ist bald nahezu schwarz, seitlich mit gelben quadratischen Flecken, bald sind die schwarzen Flecke auf das mittlere Drittel der Ventralen beschränkt. Ganz junge Exemplare zeichnen sich namentlich durch fast ganz schwarze Unterseite aus, indem sie nur seitlich auf jedem 3. oder 4. Ventrale kleine weisse Punktmakeln erkennen lassen.

6. Coelopeltis lacertina (Wagl.) typ. 1824 und var. Neumayeri Fitz. 1826.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862, p. 67; Jan, Iconogr. d. Ophid., Lief. 34, Taf. 1, Fig. 2 (insignitus); Strauch, Schlangen d. russ. Reichs, St. Petersburg 1873, p. 180 (var. fusca).

Biskra (Kobelt, Fischer), 2 noch sehr junge, aber gleich der citirten Jan'schen Abbildung sehr charakteristisch gefärbte und gezeichnete Exemplare der typischen Form. Schuppenformel: Squ. 19; G. 3, V. 164—174, A. 1/1, Sc. 92/92.

Die *var. Neumayeri* Fitz., die in einem zur *var. fusca* Fleischm. übergehenden Exemplar gleichfalls von Biskra (Kobelt) vorliegt, zeigt Squ. 19; G. 4, V. 165, A. 1/1, Sc. 88/88. Sie ist oben dunkel olivenbraun; die Kopfseiten zeigen um das Auge herum und auf den Labialien matte gelbe Flecken; die Kinnzeichnung ist nahezu verloschen. Die Schuppen der beiden äussersten Reihen zeigen oben und unten gelbe Ränder, so dass eine undeutliche, die Ventralen nach oben hin begleitende, vielfach unterbrochene gelbe Seitenlinie entsteht. Die Unterseite von Bauch und Schwanz ist einfarbig schwefelgelb.

7. Psammophis sibilans (L.) var. punctata D. B. 1854.

Duméril-Bibron, Erpét. génér. Bd. 7, p. 896 (*punctatus*); Peters, Sitz. Ber. Berlin. Akad. 1862, p. 272 (*punctatus*).

Biskra (Fischer), 1 Exemplar.

Supralabialen 9—9, von denen das 5. und 6. in den Augenkreis treten; Temporalen 2 + 2 + 3 jederseits. Schuppenformel: Squ. 17; G. 3, V. 185, A. 1/1, Sc. 122/122.

Peters hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich *Ps. punctatus* D. B. von *Ps. sibilans* (L.) durch die Zahl von 9 statt 8 Supralabialen unterscheiden lässt. Man kann dem hinzufügen, dass auch die Zahl der Ventralen (bei *sibilans* nur 158—170) und der Subcaudalen (bei *sibilans* angeblich nur 88—108) bei *punctatus* grösser zu sein pflegt und die Bauchfärbung gleichfalls abweicht. Aber ich konnte 1880 im Ber. Senckenberg. Ges. 1879—80, p. 163 zeigen, dass die syrische var. *Hierosolymitana* Jan mit bald 8, bald 9 Supralabialen, von denen bald 4. und 5., bald 5. und 6. in den Augenkreis treten, mit durchschnittlich 168 Ventralen und 119 Subcaudalen und zwischen *punctatus* und *sibilans* stehender Färbung und Zeichnung eine Mittelform zwischen diesen beiden Schlangen darstellt, und dass scharfe Grenzen zwischen den 3 Varietäten zu ziehen kaum möglich ist.

Auch in der Färbung ist die algerische var. *punctata* D. B. von var. *Hierosolymitana* Jan wenig verschieden und, wie schon Duméril-Bibron hervorheben, nur durch die dunkler gefärbte Bauchkante und die Punktirung der Mittelpartie jedes einzelnen Ventralschildes vor letzterer ausgezeichnet.

8. Vipera (Cerastes) cerastes (L.) 1758.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862, p. 72; Jan, Iconogr. d. Ophid., Lief. 45, Taf. 5, Fig. 1; Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81 p. 145.

Biskra (Fischer), 3 Stücke.

Bald die Supraorbitalschuppe beiderseits gleichlang, bald links länger als rechts; das Auge durch 5, seltner durch 4 Schuppenreihen von den darunter liegenden 13—13 (einmal 13—12) Supralabialen getrennt; Infralabialen 14—14 (einmal 15—14). Schuppenformel: Squ. 29—31; G. 11—13, V. 139—145, A. 1, Sc. 29/29 —34/34, im Mittel der 3 Stücke von Biskra Squ. 31; G. 12, V. 142, A. 1, Sc. 31/31.

Isabellgelb oder röthlich braungrau, Fleckzeichnung meist schwach, seltner gut ausgeprägt, Schwanz im letzten Drittel schwärzlich, äusserste Spitze weiss.

9. Vipera (Cerastes) Cleopatrae (Laur.) 1768.

Strauch, Synopsis d. Viperiden, St. Petersburg 1869, p. 113 (Avicennae).

Biskra (Fischer), 1 Exemplar.

Ganz mit Strauchs trefflicher Beschreibung übereinstimmend. Auge von den 11—12 Supralabialen durch 4—3 Schuppenreihen

getrennt; Infralabialen 11—11. Schuppenformel: Squ. 27; G. 9, V. 115, A. 1, Sc. 20/20. Das Anale ist also einfach, nicht getheilt, wie gewöhnlich. Die hornförmigen Zwillingstuberkel auf dem Kopfe fehlen dieser Art, so dass von Jàn's Abbildungen in der Iconograph. d. Ophid. zu dieser Species nur die Zeichnung eines Schwanzes in Lief. 45, Taf. 5, Fig. 4 y gehört.

Makelzeichnung auf hell sandfarbenem Grund gelbbraun, äusserst wenig hervorstechend; Schwanz in seinem ersten Drittel von Körperfarbe, in der Mitte unten auf dem 2. Subcaudale mit einem schwarzen Halbring, vom 5. Subcaudale an oben und unten glänzend schwarz.

Eidechsen.

10. Hemidactylus Turcicus (L.) 1767.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862, p. 23 (cyanodactylus); Boulenger, Cat. Liz. Brit. Mus. II ed. Vol. 1, 1885, p. 126.

Biskra (Kobelt), 4 Stücke.

Submentalen 2—2; Rücken mit 14 Längsreihen von Tuberkeln; 6 Praeanalporen. Röthlichgrau, unregelmässig weiss und schwarzgrau kleingefleckt; Schwanz oberseits mit 10—12 queren, dunklen Halbbinden; Schwanzspitze bald schwarz, bald weiss.

11. Tarentola Mauritanica (L.) 1767.

Strauch l. c. p. 22 (Platydactylus facetanus); Boulenger l. c. p. 196.

Tunis (Miceli), 2 Exemplare, Prov. Konstantine (Kobelt), 2 Exemplare, Biskra (Fischer), 9 Exemplare.

Die Stücke von Tunis zeichnen sich durch ihre Grösse und die besonders scharf gekielten Rückentuberkel aus.

Nasenloch durch ein hemmschuhförmiges Schüppchen vom Rostrale getrennt, an das erste Supralabiale anstossend. Jederseits 3 oder 4 grössere Submentalschilder. Schwanzbasis jederseits gerade unter der Kloakenspalte mit einer schiefgestellten Drüsenöffnung, auf die bekanntlich schon Duméril-Bibron aufmerksam gemacht haben.

Auf hell weissgrauem Grund über den Rücken 5, über den Schwanz 9 tiefschwarze Quermakeln, die zwei letzten ganze Ringe bildend, der letzte die Schwanzspitze schwarz färbend.

12. Uromastix acanthinurus Bell 1825.

Strauch, l. c. p. 30; **Boulenger**, l. c. p. 406.

Biskra (Fischer), 12 Stücke.

Körperseiten gleichmässig beschuppt, ohne eingestreute Tuberkel. Schwanz mit nur 18—20 Stachelwirteln, wenn man, wie das wohl geschehen muss, die im vorletzten Wirtel beinahe versteckte Schwanzspitze als Stachelring mitrechnet. Wirtel im Durchschnitt 19. Femoral- (+ Praeanal-) Poren 8—9 bis 14—15, im Durchschnitt 11—12. Dieselben sind von 5 bis 6 Schüppchen umgeben, wie bei *U. spinipes* (Daud.).

Färbung bei ganz alten Thieren fast schwarz, der Rücken und die ganze Unterseite über und über mit rundlichen lehmgelben Flecken besäet. Die Flecken des Bauches sind grösser und mehr in Querreihen gestellt, die Augenlider braunroth.

Etwas jüngere Stücke zeigen sich auf dem Rücken graugelb mit einem Stich ins Grüne, über und über schwarz punkirt und geschnörkelt, Schwanz oben einfarbig oder mit dunklen Wolkenflecken. Kopfunterseite schwarzgrau, fein gelb gepunktet oder gelb, über und über schwarzgrau marmorirt; Bauch heller, gelbgrau oder gelb, oft (♂) ganz einfarbig.

Mittelgrosse Thiere sind nicht selten oberseits tief olivenbraun, überaus fein und sparsam orangegelb gepunktet, ganz junge aber über den Rücken mit beiläufig 7 breiten, durch die Grundfarbe fleckig gewässerten, schwärzlichen Binden mehr oder weniger deutlich quergezeichnet.

13. Psammosaurus scincus (Merr.) 1820.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862 p. 26 (Varanus).

Biskra (Fischer), 2 Exemplare.

Die etwa 2' langen Stücke sind oberseits braungrau. Der Kopf ist nach vorn heller, graugelb und zeigt über die Schnauze hin etwa 6 schmale, dunkle, wellenförmige Querbinden. Die Lippenschilder sind mit 8 bis 9 senkrechten dunklen Streifen quer gebändert. Hinter dem Auge entspringen 3 lange, parallele, über den ganzen Hals hinziehende, nach hinten einander genäherte, dunkle Längsstreifen, von denen anfangs der oberste, später der mittelste am stärksten markirt ist. Den ganzen Rücken zieren 8 braungraue Querbinden, und in den Zwischenräumen

derselben stehen auf etwas heller grauem Grunde zahlreiche, in unregelmässige Querreihen gestellte gelbe Rundflecke, die den Raum von 5 bis zu 9 Schuppen einnehmen. Der Schwanz ist mit beiläufig 28—30, oft wenig abstechenden dunkeln Halbbändern versehen. Hals an den Seiten dunkel punktirt; Gliedmaassen dem Rücken ähnlich, aber feiner, gepunktet.

14. Trogonophis Wiegmanni Kaup 1830.

Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 146; Strauch, Mél. Biolog Bull. Acad. St. Pétersbourg Vol. 11, 1881, p. 373.

Hussein Dey, Algérie (Kobelt) und Prov. Constantine (Kobelt), je ein Stück.

Querreihen von Schildern bis zur Analöffnung nach Strauch'scher Zählung 144 und 146, grössere Praeanalschilder 6 und 8, Querreihen von Schwanzschildern 13 und 14, Längsreihen von Seitenlinie zu Seitenlinie oben 24 und 26, unten 26.

Färbung normal.

15. Lacerta ocellata Daud. var. viridissima Rozet 1833.

Lataste, Le Naturaliste p. E. Deyrolle II, 1880, p. 306 (pater); Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 146.

Biskra (Kobelt), 4 Exemplare.

Die von der Mittellinie aus jederseits zweite der 8 Ventrallängsreihen deutlich breiter als ihre Nachbarn. Occipitale ein gleichseitiges Dreieck bildend; Interparietale wappenschildförmig, länglich vierseitig, hinten in eine Spitze verlaufend. Halsband mit 13—16 (im Mittel 14) Schuppen; Femoralporen 12—12 bis 16—15, im Mittel 14—14.

Das jüngste, 135 mm lange Stück ist oberseits dunkel grüngrau mit zwei sehr deutlichen Längsreihen von je 10 weissen, schwarz umrandeten Rundflecken auf dem Rücken und mit 3 oder 4 ähnlichen aber sehr unregelmässig gestellten Reihen weniger deutlich dunkel umrandeter Rundflecke längs der Körperseiten. Gliedmaassen und Schwanz mit einigen helleren Flecken. Die Kopfseiten sind hell und dunkel quergefleckt, die Körperunterseite hell blaugrün, auf dem Bauch mit einem Stich ins Orangerothe.

Ein etwas grösseres Exemplar von 190 mm unterscheidet sich von ihm nur dadurch, dass auf hellem graugrünem Grunde

auch die weissen Flecke der Körperseiten breit schwarz umsäumt sind, und dass sie sich auch noch eine kurze Strecke auf den Schwanz fortsetzen, der auch an den Seiten schwarz und weiss gefleckt erscheint und oberseits die Schwarzfleckung bis ans Ende beibehält.

Das dritte Stück von 210 mm Länge stimmt noch ganz mit dem ersterwähnten, jüngsten Exemplar überein, hat aber gleichfalls hellere, mehr graugrüne Grundfarbe.

Das einzige vorliegende erwachsene Stück von 405 mm Länge endlich, nach dem auch die obigen Angaben über die Pholidose dieser Varietät gemacht worden sind, ist oberseits leuchtend spangrün mit auf der Rückenmitte jederseits einer Ocellenreihe von 7—9 Augen, von denen aber jedesmal nur das zweite Auge grösser zu sein pflegt und aus 7 weissen Schuppen gebildet wird, die links und rechts von einem gleichfalls etwa 7 Schuppen einnehmenden tiefschwarzen Fleck eingerahmt werden. Die dazwischen stehenden kleineren Ocellen sind helle Fleckchen von 1—4 Schuppen Grösse, denen gewöhnlich das Schwarz gänzlich fehlt, und die infolgedessen oft undeutlich werden. Die seitlichen Ocellenreihen des Jugendkleides sind bis auf einige matte hellere Fleckchen in der Hals- und Achselgegend und bis auf einige schwarze Punkte längs der Mitte der Körperseiten verschwunden, ebenso die Fleckzeichnungen an den Kopfseiten; dagegen zeigt die Rückseite der Hinterschenkel noch einige Ocellenflecke (je 2 auf Ober- und Unterschenkel), und auch die Schwanzseiten sind anfangs noch mit grossen, weissen und schwarzen Schuppen gefleckt. Die Schwanzoberseite ist in der ersten Hälfte ihres Verlaufs ebenfalls sparsam, aber grob schwarz gefleckt.

16. Ophiops elegans Ménétr. 1832.

Schreiber, Herpet. europ. Braunschweig 1875, p. 372; Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1879—80, p. 174; Lataste, Le Naturaliste p. E. Deyrolle, II, 1880, p. 299 (Ophiops sp.)

Biskra (Kobelt), 1 Exemplar.

Jederseits 2 über einander gestellte Nasofrenalen; Discus palpebralis aussen in der Mitte und hinten nur von je einem Supraciliarschüppchen begrenzt; Interparietale auffällig klein; Occipitale weit vom Interparietale getrennt, hinter den Parietalen gelegen, nicht wesentlich grösser als die umliegenden Hals-

schüppchen. 6 Längsreihen Bauchschuppen, 21 bis 23 Längsreihen Rückenschuppen um die Rumpfmitte. 9—8 Femoralporen.

Oberseits dunkel, nach Hals und Kopf hin mehr grün, nach Rücken und Schwanz hin mehr braun olivenfarbig, mit jederseits 2 grünlichen, von zahlreichen schwarzen Flecken beiderseits eingefassten Längsstreifen, die etwa in der Rumpfmitte undeutlich werden. Unterseits weisslich, nach vorn mit grünlichem, in der Mitte mit rosafarbigem, am Schwanze mit horngelbem Anflug.

Mit syrischen Exemplaren von Haiffa verglichen unterscheidet sich die algerische Form wesentlich nur darin, dass ihr Discus palpebralis aussen nicht von einer ununterbrochenen Körnerreihe umgeben ist, dass Interparietale und Occipitale merklich kleiner bleiben, und dass die oberen Halsschüppchen schon hinter den Parietalen etwas grösser beginnen als bei der syrischen Form. Endlich erscheinen auch die Schuppenkiele bei der algerischen Form durchweg schärfer. Ein Varietätsname für die algerische Form wäre darum vielleicht zu rechtfertigen.

Aus Afrika wurde die Art zuerst von Aegypten (Westphal-Castelnau), dann vom Djebel Tarrhuna in Tripoletanien (Peters in Sitz.-Ber. Berl. Akad. 1880 p. 308) und schliesslich gleichfalls 1880 aus Algerien (Lataste l. c.) bekannt.

17. Algira (Tropidosaura) Algira (L.) 1758.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862 p. 31 (Tropidosaura); Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 147.

Tunis (Miceli), 4 Exemplare.

Quer über den Rücken 28—30, über den Bauch 6 Längsreihen von Schuppen; die Zahl der Rückenschuppen also etwas grösser als gewöhnlich angegeben wird (25—28). Femoralporen 17—16.

Die beiden hellen Seitenstreifen beiderseits schwarz gesäumt, nächst dem Kopfe weissgrün, nach hinten gelbgrün, gegen den Schwanz hin orange. Schwanzseiten und Hinterseite der Schenkel lebhaft orange. In der Achselgegend oft je 2—3 blaue, schwarzgesäumte Augenflecke in einer Längsreihe, die aber auch fehlen können.

Junge Stücke zeigen mehr schwarzbraune Oberseite; in der Axillargegend meist nur ein einziger blauer Augenfleck.

Die Art dürfte für Tunisien neu sein; ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich demnach in Afrika von Tunis bis Marocco, in Europa über den Süden der pyrenaeischen Halbinsel und einen Theil der angränzenden französischen Mittelmeerküste.

18. Acanthodactylus Bedriagae Lat. 1881.

Boulenger, Proc. Zool. Soc. London 1881, p. 746, Taf. 63, Fig. 1.

Tunis (Miceli), 4 Exemplare.

Abweichend von Boulenger's Diagnose nur durch die deutliche Kielung aller Rückenschuppen, also entsprechend den Formen von Tripolis (vergl. Gray, Cat. Liz. Brit. Mus. 1845, p. 37 unter A. Savignyi) und Wargla (vergl. Lataste in Le Naturaliste 1881, p. 358).

Ein grosses dreieckiges Interfrontonasale; vorderes Supraocular in 2, 3, 4 oder mehr kleinere Schildchen oder Körner zerspalten. Halsbandschuppen grösser als in Boulenger's Zeichnung; das stark bogenförmig geschweifte Halsband aus 9—13 (im Mittel aus 11) Schuppen bestehend. Ventralen in 12 Längsreihen. Nur bei einem der vorliegenden Exemplare sind die Rückenschuppen des ersten Rumpfdrittels weniger deutlich gekielt. Schwanzbasis oberseits mit grösseren Schuppen, die 4—6 mittelsten mit sehr deutlichen, durchlaufenden Kielen. Zähnelung des vorderen Ohrrandes und der Zehen sehr schwach.

Oben uniform sandgelb mit schwacher Andeutung von 6 helleren Längsstreifen; auf den Rückenseiten eine Längsreihe kleiner schwarzer Querfleckchen. Bei ganz erwachsenen Stücken zeigt sich die ungefleckte Mittelzone des Rückens breiter als in Boulenger's Zeichnung. Gliedmaassen mit hellen, dunkel umsäumten Ocellen.

Jüngere Exemplare sind sandgelb mit 6 sehr deutlichen weissen Längsstreifen, deren zwei äusserste Zwischenräume rothgelb und schwarz quergebändert erscheinen, während überdies im äussersten Zwischenraum, namentlich hinter der Achsel, auch noch bläuliche Flecke auftreten. Gliedmaassen mit weissen Rundflecken.

19. Podarces (Mesalina) pardalis D. B. 1839.

Duméril-Bibron, Erpét. génér. Bd. 5, p. 312 (Eremias); Peters, Mon. Ber. Berl. Akad. 1880, p. 308 (Eremias guttulata).

Biskra (Kobelt), 1 Exemplar.

Unteres Augenlid mit durchsichtigem, ovalem Fenster, das durch Hautfurchen in 3—4 kleinere Maschen getheilt ist; Collare

etwas winkelig gebogen, aus 13 grösseren Schüppchen bestehend, durchlaufend oder höchstens die mittelste Schuppe desselben unbeweglich befestigt. Supraorbitaldiscus vorn durch 2 neben einander stehende Schildchen vom jederseitigen Frontonasale abgedrängt. 5—5 vordere Supralabialen. Quer über die Rückenmitte 45, über die Bauchmitte 10 Schuppenlängsreihen. 28 Ventralquerreihen vom Collare bis zum Inguinalwinkel. Femoralporen 14—14. Schuppen der Fussplanta verhältnissmässig gross, gekielt, am freien Ende stachelspitzig.

Länge von Kopf + Rumpf 43, von Schwanz 94 mm. Verhältniss von Körperlänge zu Schwanzlänge wie 1 : 2,19, also der Schwanz erheblich länger als gewöhnlich bei dieser Art.

Oberseits braungrau, eine schmale Längszone in der Rückenmitte blaugrau, je 2 weissfleckige Seitenstreifen heller braungrau. Rückenmitte mit 4, Seiten zwischen den genannten Seitenstreifen mit je einer Längsreihe ovaler, weisser oder gelblicher, schwarz umsäumter Pantherflecken. Aehnliche Flecke auch auf den Gliedmaassen. Bauch elfenbeinweiss, die beiden äussersten Reihen der Ventralen am Vorderrand mit einem deutlichen grauschwarzen Saum.

20. Euprepes (Euprepis) vittatus (Oliv.) 1807.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862, p. 43; Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1879—80, p. 187.

Biskra (Fischer), ein Stück.

Jederseits 2 dreieckige, zugespitzte, verhältnissmässig grosse Ohrloben. 34 Längsschuppenreihen; Rücken- und Schwanzschuppen mit 3 deutlichen Kielen.

Verglichen mit syrischen Exemplaren dieser Art ist in der Pholidose kaum ein Unterschied zu bemerken; nur das jederseitige Supranasale mag bei der algerischen Form mehr bandförmig gleichbreit und das Frontale und Interparietale etwas mehr in die Länge gezogen sein. In der Färbung liegt ein Unterschied höchstens in der helleren, mehr grüngrauen Grundfarbe und darin, dass von den 5 weissen, schwarz gesäumten Längsstreifen die Nummern 1, 3 und 5 hier stark entwickelt und nahezu gleich breit sind, während bei der syrischen Form nur der Medianstreif breit (2 halbe Schuppenreihen) ist, die andern aber schmal ($^1/_3$ Schuppenreihe) erscheinen.

21. Seps (Seps) chalcides (L.) 1758.

Strauch, l. c. p. 45; Boettger, l. c. 1880—81 p. 147.

Biskra (Kobelt), 3 Stücke.

Supralabialen 7—7, das 4. in Kontakt mit dem Auge. 22 Längsschuppenreihen um die Körpermitte.

Oben bräunlich olivenfarbig, unten irisirend blaugrün. Ueber den Rücken ziehen entweder nur 2 deutliche, dunklere, schmale Längsstreifen, oder 4, gegen den Schwanz hin 6 breitere, weiss gesäumte Streifen und mehrere weniger deutliche, schmälere Längslinien an den Seiten, oder endlich 6 Längsstreifen, von denen der jederseits mittelste bei weitem am stärksten markirt ist und nach oben hin von einer ziemlich breiten, nach unten von einer schmäleren hellen Längszone begleitet wird.

22. Seps (Gongylus) ocellatus (Forsk.) typ. 1775 und var.

Strauch, l. c. p. 42; Boettger, l. c. p. 138 (var.) und p. 147 (typ.).

Tunis.(Miceli), 1 Exemplar; Biskra (Fischer), 3 Exemplare.

Von Tunis liegt ein kolossales, über fusslanges und in der Bauchmitte 86 mm Umfang messendes Stück mit 32 Schuppenlängsreihen vor. Die Färbung ist hell graugelb; eine 4 Schuppenreihen breite Längszone auf der Rückenmitte ist etwas dunkler, mehr grau. Längs der Seiten zieht eine vielfach durch helle Flecken unterbrochene, breite, schwarze Längsbinde; auf dem Rücken zeigen sich ziemlich deutliche Querbinden, deren schwarze Schuppen in der Mitte einen hellen Längsfleck tragen.

Diese Form, durch Grösse und im erwachsenen Zustand durch die mit 3—5 vertieften Linien versehenen Rückenschuppen ausgezeichnet, kenne ich ausserdem noch aus Sicilien und Algerien.

Aus Biskra liegen 3 Stücke vor, eins mit 32 Schuppenreihen, das von Zeichnung nur 4 feine schwarze, nach hinten verschwindende Längsstreifen mitten auf dem Rücken und sonst nur noch in der Ohrgegend eine dunkler gefärbte Längszone aufzuweisen hat und 2 dem oben beschriebenen tunisischen analog gefärbte Exemplare mit 30 Schuppenreihen, von denen eins die für die tunisische Form erwähnte Skulptur der Rückenschuppen zeigt, während das andere sich durch einen regenerirten Doppelschwanz auszeichnet.

23. Chamaeleo vulgaris Daud. 1803.

Strauch, l. c. p. 21 (cinereus).

Biskra (Kobelt, Fischer), 3 Stücke.

Das erwachsene Exemplar zeigt eine nahezu gradlinige Helmcrista wie der grösste Theil unserer erwachsenen Stücke aus Syrien, so dass mein Hauptmerkmal zur Abtrennung einer var. *recticrista* (Ber. Senckenberg. Ges. 1878—79, p. 80 und 1879—80, p. 198) unsicher geworden ist. Ich vermuthe jetzt, dass die var. *recticrista* weiter nichts ist als das erwachsene ♂ unserer Art.

Bei mittelgrossen algerischen Stücken ist die Helmcrista mit etwa demselben Krümmungshalbmesser gebogen, wie die Supraorbitalcristen; diese Formen gehören also nach meiner Auffassung zum Typus der Art. Im oberen Drittel des Körpers lässt sich an den Seiten eine Längsreihe von 6 grossen gelben Längsflecken erkennen; die im zweiten Drittel ziehende Parallelfleckenreihe ist weniger deutlich und gewöhnlich nur in der Nähe der Gliedmaassen besser zu beobachten.

Ein noch jugendliches Stück ohne ausgesprochene Helmcrista zeigt, vom Auge als Centrum ausstrahlend, 6 nach oben, hinten und unten radial gestellte, schwärzliche Streifen, von denen 3 sich nach hinten längs der Kopfseiten fortsetzen und als schwache Längsbänder auch noch auf die Seiten des Vorderrückens übergehen. Auch die Mittellinie des Kopfes und eine dieselbe umgebende spindelförmige Längszeichnung ist schwärzlich.

Schildkröten.

24. Testudo Ibera Pallas 1831.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862, p. 14 (pusilla).

Biskra (Kobelt), 1 Exemplar.

Ein ganz junges Stück, das aber durch den nagellosen Schwanz, das ungefurchte Supracaudale und den gut entwickelten Tuberkel auf dem Oberschenkel schon die wesentlichen specifischen Merkmale dieser Art zeigt.

Horngelb, oberseits mit braunen Plattenrändern und schwarzem Mittelfleck auf jedem Schilde; unterseits mit einem tiefschwarzen quadratischen Fleck, der den grössten Theil der Abdominalen und der Femoralen bedeckt.

II. Batrachier.

Schwanzlurche.

1. (25) Molge Hagenmuelleri (Lat.) 1881.

Boulenger, Cat. Batr. Grad. II ed. 1882, p. 26.

Biskra (Kobelt), 1 Stück.

Kloakenöffnung longitudinal; Zunge klein, hinten frei; Gaumenzähne eine Λ förmige Figur bildend; Kopf eiförmig, Schnauze etwas zugespitzt, Umriss des Unterkiefers halbelliptisch. Gularfalte sehr schwach angedeutet.

Totallänge 81, Schwanzlänge 41 mm; Schwanz somit kürzer als gewöhnlich.

Oberseits gelbbraun, überall mit schwärzlichen Makeln und Wolkenzeichnungen. Kopf mit glänzend schwarzen Körnchen. Unterseite dunkel lehmgelb, Kopfunterseite und Kloakengegend mit graulichen, etwas einzeln stehenden Flecken.

2. (26) Salamandra maculosa Laur. var. Algira Bedr. 1883.

Strauch, Erpét. de l'Algérie 1862, p. 81; Boulenger, l. c., p. 3; Bedriaga in Arch. f. Naturg., (2) Bd. 49, 1883 p. 245, Fig. (var.)

Bougie, Kabylie (Kobelt), 1 Exemplar.

Je ein grosser gelber Fleck auf Augenlid und Parotiden Rücken mit einer Doppelreihe grosser gelber Flecken, die nur auf dem Schwanz weiter nach den Seiten hinunterreichen; Bauchkante links und rechts mit einer Reihe kleinerer, undeutlicher Flecke. Die charakteristischen Makeln auf den vier Gliedmaassen dicht an ihrer Insertion vorhanden.

Totallänge 66 mm.

Lurche.

3. (27) Rana esculenta L. var. Latastei Cam. 1881.

Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 147 (esculenta var.); Boulenger, Cat. Batr. Sal. II. ed. 1882, p. 38, Fig. (1) p. 39 (esculenta); Camerano, Compt. rend. Assoc. Franç. X. (Congrès d'Alger), p. 680 (var. Latastei).

Algier (Kobelt), 1 ♂, Prov. Konstantine (Kobelt) und Biskra (Fischer), 6 Exemplare.

Das Stück von Algier hat einen platten, breiten, eiförmigen Metatarsaltuberkel mit stumpfen Rändern. Bei 68 1/2 mm Körper-

länge ist die Länge des Metatarsaltuberkels 3 1/4, die Länge des Innenzehs 9 mm. Verhältniss von Tuberkel zu Zehe also wie 1 : 2, 77.

Oben uniform aschgrau mit einem Stich ins Olivengrüne, hinten mit kaum angedeuteter, schmaler, heller Rückenlinie und wenigen, noch undeutlicheren, kleinen, schwarzen, anscheinend in vier Längsreihen gestellten Rückenflecken; Schenkel undeutlich quergebändert; in der Hüftgegend auf gelbem Grund wenige, aber lebhaft schwarze Rundflecke und Striche; Hinterseite der Schenkel auf gelbem Grund lebhaft schwarz punktirt und mit schmalen, wurmförmigen Schnörkeln; Fussgelenk innen schwarz punktirt; Planta des Fusses lebhaft gelb und schwarz marmorirt, die Gelenkhöcker sämmtlich gelb. Unterseite einfarbig wachsgelb.

Ein ♂ aus der Prov. Konstantine ist mit dieser Form übereinstimmend, zeigt aber einzelne, sehr grosse, in 3 undeutliche Längsreihen gestellte Rückenmakeln, deutlichere Querbinden auf den Gliedmaassen und noch kleineren, schmäleren, elliptischen Metatarsaltuberkel. Bei 52 1/2 mm Körperlänge ist der Metatarsaltuberkel 2 1/2, die Innenzehe 8 mm lang. Das Verhältniss ist hier also 1: 3, 2.

Ein ♀ von ebendaher zeigt 3 helle Rückenlinien, die mässig grossen rundlichen schwarzen Rückenflecke in zwei ziemlich regelmässige Längsreihen geordnet und alle schwarzen Zeichnungen auf den Gliedmaassen, in der Weiche, auf den Hinterbacken und auf der Sohle sehr deutlich und durch helle Umrandung noch mehr von der grauen Grundfarbe abgehoben. Bei 54 mm Körperlänge ist der Metatarsaltuberkel 2 1/4, die Innenzehe 7 mm lang. Verhältniss also 1: 3, 11.

Die übrigen Stücke von Biskra sind Jugendformen.

4. (28) Bufo Mauritanicus Schleg. 1841.

Boulenger, Proc. Zool. Soc. London 1880, p. 557, Taf. 51 u. Cat. Batr. Sal. l. c., p. 298; Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 147.

Tunis (Miceli) ♂ ♀, Hussein Dey (Kobelt) und Algier (Kobelt), 3 Junge, Prov. Konstantine (Kobelt), 2 Junge.

Doppelte Gelenkhöcker auch an den Zehen des Fusses sehr deutlich. Beim ♂ ist der innere Metacarpaltuberkel nach innen zu 4/5, sodann der 1. und 2. Finger oberseits mit Ausnahme der Spitze und der Innenrand des 3. Fingers mit einer braunen Kopulationsbürste bedeckt, beim ♀ finden sich auf Bauch und

Kehle einzelne unregelmässige schwarzgraue Punktflecke. Bei jungen Stücken zeigt sich entweder eine schwache Punktfleckung quer über die Brust und den vorderen Theil des Bauches, oder diese schwärzlichen oder schwarzgrauen Fleckchen können auch gänzlich fehlen.

5. (29) Hyla arborea (L.) var. meridionalis Bttg. 1874.

Boettger, Abhandl. Senckenberg. Ges. 1874, p. 66; Boulenger, l. c., p. 380.

Prov. Konstantine (Kobelt), 1 junges Exemplar.

Länge 28 mm. Durchaus in der für diese Varietät charakteristischen Färbung.

6. (30) Discoglossus pictus (Grav.) 1829.

Boettger, Ber. Senckenberg. Ges. 1880—81, p. 147; Boulenger, l. c., p. 445.

Algier (Kobelt), ♀ und Junge; Prov. Konstantine (Kobelt), ♂ und ♀.

♂ mit den bekannten Kopulationsbürsten auf dem inneren Metacarpaltuberkel, den zwei inneren Fingern, den Rändern des Unterkiefers und den freien Rändern der Schwimmhaut. Das Auftreten der Bürste längs des zweiten Fingers ist sehr auffällig, auch von Schreiber u. a. bereits bemerkt und abgebildet, aber von Boulenger im neuen Katalog, wie es scheint, übersehen worden, da er p. 446 die Bürste nur auf dem ersten Finger erwähnt.

Färbung normal ohne die drei Streifen längs des Rückens.

Anhang II.

Verzeichniss der von Hrn. Dr. Kobelt in Nordafrika im Jahre 1884 gesammelten Schmetterlingsarten.

Fundorte und Jahreszeit: Hammam Rir'ha (abgekürzt Hm.R.) am Dschebel Zaccar, 24. März.

Médéah (Mdh.) auf der ersten Plateaustufe südlich von Algier 1000 m hoch, 11. April.

Boukhrari (Bk.) am Rande der Sahara am Wege nach Laghuat. 13. und 14. April.

Bougie (Bg.) am Meer. 25. April—1. Mai.

Lambessa (Lmb.) in den Aurès. 11—1200 m. 3. und 4. Juni.

El Kantara (Kn.) am Abhange von Batna zur Wüste. 28. und 29. Mai.

Tunis (T.), bei Hammam el Enf und an anderen Stellen unweit des Meeres. 11. Juni—Ende Juli.

Die Arten mit † vorbezeichnet sind bis jetzt nur in Nord-Afrika gefunden worden, mit * kommen auch bei Frankfurt a. M. vor, alle übrigen mit einfachen Nummern gehören der Mittelmeerfauna an. Kommt die Stammart der Varietät bei Frankfurt vor, so folgt ihr (*).

Rhopalocera.

1. *Thais Rumina* L. Hm.R. 1. Mdh. 2.
*2. *Aporia Crataegi* L. Lmb. 1.
*3. *Pieris Brascicae* L. Hm.R. 2.
*4. *P. Rapae* L. T. 4.
*5. *P. Daplidice* L. Kn. 1. Lmb. 1. T. 2
6. *Euchloe Belemia* Esp. Bk. 1. T. 1.
7. *E. var.* (gen. II.) *Glauce* Hb. T. 1.
8. *E. Belia* Cr. Hm.R. 2. Lmb. 1. T. 1.
†9. *E. Charlonia* Donz. (*Levaillantii* Luc.) Bk. 1.
†10. *E. Eupheno* L. (*Belia* L. ♀) Bk. 3. Bg. 3. T. 1.

* 11. *Colias Croceus* Fourcr. (*Edusa* F.) Lmb. 1. T. 3.
* 12. *Thecla Rubi* L. Hm.R. 1. Mdh. 2.
13. *Thestor Ballus* F. Hm.R. 4. Mdh. 4.
† 14. *T. Mauritanicus* Luc. Hm.R. 1.
* 15. *Polyommatus Phlaeas* L. T. 2.
16. *Lycaena Boetica* L. Bg. 2.
† 17. *L. Theophrastus* F. Kn. 1. T. 1.
18. *L. Baton* Berg. (*) v. *Panoptes* Hb. (*Abencerragus* Pier.) Kn. 1. T. 3.
* 19. *L. Alexis* Scop. (*Astrarge* Berg. *Medon* Esp. *Agestis* S. V.) Lmb. 2. Kn. 1. T. 9.
* 20. *L. Icarus* Rott. Bg. 2. Lmb. 3. T. 4. (♀ Oberseite schön blau gefärbt.)
† 21. *L. Icarus* Rott. (*) v. *Caelina* Aust. Lmb. 2.
† 22. *L. Bellargus* (♀ *Thetis* Rott.) (*) v. *Punctifera* Oberth. Lmb. 4. T. 1.
* 23. *L. Argiolus* L. Lmb. 2. T. 1.
24. *L. Melanops* B. Lmb. 1. T. 1.
* 25. *Vanessa Polychloros* L. Bk. 1.
* 26. *Pyrameis Atalanta* L. T. 1.
* 27. *P. Cardui* L. Bk. 1. Kn. 1.
28. *Melitaea Aetherie* Hb. Lmb. 4. T. 1.
† 29. *Melanargia Galathea* L. (*) v. *Mauritanica* Obth. Lmb. 5. T. 1.
† 30. *Satyrus Semele* L. (*) v. *Algirica* Obth. Der v. *Aristaeus* Bon. sehr nahe stehend. L.
† 31. *S. Abdelkader* Pier. Lmb. 1.
* 32. *Pararge Megaera* L. Lmb. 1.
* 33. *P. Aegeria* L. Hm.R. 2. Bg. 1. Lmb. 1.
* 34. *Epinephile Janira* L. T. 1.
35. *E. Janira* L. (*) v. *Hispulla* Hb. T. 2.
36. *E. Ida* Esp. T. 6.
* 37. *Coenonympha Pamphilus* L. Hm.R. 1. Bk. 4. Lmb. 1.
* 38. *Syrichthus Alveus* Hb. Lmb. 1. T. 2.

Heterocera.

† 39. *Ino Cirtana* Luc. Lmb. 1.
† 40. *Zygaena Favonia* Frr. (*Cedri* Bruand). Lmb. 4. T. 1.
† 41. *Z. Algira* Dup. Lmb. 1.
42. *Z. Baetica* Rbr. Lmb. 1.

* 43. *Uthetheisa Pulchella* L. T. 8.
† 44. *Ocnogyna Mauretanica* Luc. (= *Atlantica* Luc.) Mdh. 1.
45. *Caradrina Exigua* Hb. Kn. 1.
* 46. *Plusia Gamma* L. T. 1.
47. *P. Ni* Hb. Lmb. 1. Kn. 1.
48. *Heliothis Peltiger* L. Bk. 2. Bg. 1. Kn. 8. T. 3.
* 49. *Acontia Lucida* Hfn. T. 1.
50. *Thalpochares ? Parva* Hb. (sehr verflogen). T. 1.
51. *Zethes Insularis* Rbr. T. 1.
52. *Hypena Obsitalis* Hb. Lmb. 1.
† 53. *Acidalia Numidaria* Luc. T. 1.
54. *Athrolopha Chrysitaria* H.-G. Lmb. 1.
55. *Halia Semicanaria* Frr. Bg. 1.
56. *H. Vincularia* Hb. T. 1.
57. *Sterrha Sacraria* L. T. 6.
58. *Lithostege Farinata* Hfn. Bk. 1.
* 59. *Anaitis Plagiata* L. T. 1.
† 60. *Cledeobia ? Morbidalis* Gu. Lmb. 4.
61. *Cledeobia* ♀ unkenntlich. T. 2.
* 62. *Nomophila Noctuella* Schff. Hm.R. 3. Bk. 2. T. 3.
63. *Margarodes Unionalis* Hb. T. 1.
† 64. *Crambus Kobelti* Saalm. Stett. ent. Ztg. 1885. p. 334. Fig. 12. Lmb. 1.
* 65. *Myelois Cribrum* Schiff. T. 1.
66. *Sciaphila ? Penziana* Hb. (stark abgeflogen). Kn. 1.
† 67. *Pleurota* sp. unvollständiges Expl. Lmb. 1.

An vorstehende Sammlung waren folgende Neuropteren angeschlossen:

1. *Myrmeleon Libelluloides* L. T. 2.
2. *M. Pallidipennis* Rbr. T. 2.
3. *Libellula Striolata* Charp. T. 2.

Saalmüller.

Erklärung einiger Ausdrücke.

Aïn (arab.)	Quelle.
Barrage (franz.)	Wehranlage zur Bewässerung.
Bazar (arab.)	überdeckter Markt.
Beni (arab.)	Söhne.
Bordsch (arab.)	Fort, Festung.
Col (franz.)	Einsenkung zwischen zwei Bergen.
Derwisch (türk.)	Mönch.
Djemâa (arab.)	Moschee, bei den Kabylen die Gemeindeversammlung.
Douar (arab.)	Zeltdorf.
Dschebel (arab.)	Berg.
Eblis (arab.)	Der Verderber, ein Beiname Satans.
Gandoura (kabyl.)	Hemd.
Garrigue (provenc.)	klippige Haide.
Gebli (arab.)	Wüstenwind.
Gorges (franz.)	Schlucht.
Gourbi (kabyl.)	Hütte.
Kaid (arab.)	Häuptling, auch Bürgermeister.
Karroube (arab.)	Johannis.
Kasbah (arab.)	Citadelle.
Khouan (arab.)	religiöse Bruderschaft.
Ksor (kabyl.)	feste Stadt in der Wüste.
Kubbah (arab.)	Grabkuppel.
Maghreb (arab.)	Westen; dann Nordafrika, als das westlichste arabische Land.
Marabut (arab.)	Einsiedler.
Mistral (provenc.)	Nordwind.
Noriah (arab.)	Wasserhebmaschine.
Ouëd (arab.)	Fluss.
Ouled od. Uled (arab.)	Söhne.
Ravin (franz.)	trockene Thalschlucht.
Schaschia (arab.)	Fez, rothe Mütze.
Scheikh (arab.)	Häuptling.
Scherif (arab.)	Nachkommen Muhameds.

Schott (arab.) . . . . im Sommer austrocknender Salzsee.
Schürfa (arab.) . . . . Mehrzahl von Scherif.
Scirocco (ital.) . . . . Südwind.
Silo (arab.) . . . . unterirdisches Getreidemagazin.
Smalah (arab.) . . . . Kasernendorf der eingeborenen Reiterei.
Souk (arab.) . . . . Wochenmarkt.
Spahi (arab.) . . . . eingeborener Gensdarm.
Zaouya od. Saouya (arab.) . . . religiöse Anstalt mit Schule.

Corrigenda.

pag. 44 Zeile 20 v. oben statt Erdbeeren lies Erdbeere.
" 45 " 2 " oben " die lies Die.
" 75 " 1 " unten " Busche lies Büsche.
" 140 " 1 " unten " zwischen der und mit ist sie einzuschieben.
" 293 " 15 " unten " regium lies regius.
" 304 " 1 " oben " Bewohner lies Bewohnern.
" 390 " 4 " oben " Übelrichende lies Übelriechende.

Reiseerinnerungen

aus

Algerien und Tunis.

Von

Dr. W. Kobelt.

Herausgegeben

von der

Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text.

Frankfurt am Main.

Moritz Diesterweg.

1885.

